Die Adria

Amand Schweiger-Lerchenfeld

Digitized by Google

Die Adria

Amand Schweiger-Lerchenfeld

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Adria.

Digitized by Google

Die Adria.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Adria

Von

AMAND v. SCHWEIGER-LERCHENFELD.

A. Hartleben's Verlag. Wien. Pest. Leipzig.

Digitized by Google

Die Adria.

Land- und Seefahrten im Bereiche des Adriatiſchen Meeres.

Von

Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Original-Illuſtrationen in Holzſchnitt, 18 techniſchen Figuren, 6 Plänen und einer großen Karte der Geſtadeländer der Adria.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1883.

(Alle Rechte vorbehalten.)

D 971
S3

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Vorwort.

Französisches Denkmal bei Ravenna.

Ein hervorragender Kunstgelehrter machte gelegentlich die treffliche Bemerkung, daß weniger als irgendwo bei einer culturgeschichtlichen Arbeit der topographische und historische Rahmen entbehrt werden könne, da die Raum- und Zeitverhältnisse die Wechselbeziehungen im Unterschiede aller Cultur in erster Linie bedingen. Die Engländer haben die Wichtigkeit dieses Umstandes vor Allen erkannt und begünstigt von Reisegelegenheit und Reiselust die locale Anschauung und Schilderung selten verabsäumt.

Nun handelt es sich bei dem vorliegenden Werke freilich um keine culturgeschichtliche Arbeit; doch tragen die Diction, der speculative Charakter der geschichtlichen Rückblicke und der ethnischen Reflexionen so sehr das Gepräge culturgeschichtlicher Anschauung — im Rahmen der anspruchlosen Reiseschilderung — daß dem Tieferblickenden nimmer der Zusammenhang entgehen wird, der hier zwischen der Schilderung der einzelnen Oertlichkeiten und deren historischer Vergangenheit naturgemäß besteht. Der Genius, von welchem geographische Arbeiten von der Art der vorliegenden getragen werden, liegt in der Durchgeistigung der Landschaft, welche nicht nur mit

dem leiblichen Auge der unmittelbaren Anschauung, sondern gleichzeitig mit dem geistigen Auge der geschichtlichen und culturgeschichtlichen Reflexion betrachtet sein will.

Um indeß den vielartigen Geschmacksrichtungen des vielwissenden und vielleſenden, auf universeller Bildungsstufe stehenden Publikums gerecht zu werden, wurde gleichzeitig in einem separaten Anhange eine Fülle sachlichen Materials geboten, welches das große Gemälde unserer Adriafahrten in seinen idealen Umrissen durch Fragen auf dem Gebiete praktischer Lebensthätigkeit in dem richtigen Zeitlichte erscheinen läßt.

Wenn ich zum Schlusse einem persönlichen Bedürfnisse gerecht werden soll, so ist es in erster Linie die Erkenntlichkeit für das mir von verschiedenen Seiten, namentlich von der Generaldirection der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft und dem Verwaltungsrathe des österreichisch-ungarischen Lloyd, sowie von vielen Behörden und Personen entgegen gebrachte Wohlwollen bei Durchführung der Vorarbeiten und Vorstudien zu diesem Werke. In gleichem Grade fühle ich mich gegenüber meinem geehrten Herrn Verleger verpflichtet, der wie bei meinen vorangegangenen Werken mit gewohnter Generosität auch diesem seine volle Fürsorge zugewendet hat. Schließlich drücke ich Allen, die mit der technischen Herstellung dieses Werkes betraut waren und sich ihrer Aufgabe in so befriedigendem Grade entledigten, meinen besonderen Dank aus.

Der Verfasser.

Der Quarnero bei Cherſo.

Die Adria.

Bogenthor bei Foggia.

Unter allen Golfen, welche in den europäiſchen Continent einſchneiden, iſt das Adriatiſche Meer landſchaftlich das reizvollſte, culturgeſchichtlich das bedeutſamſte und geographiſch das intereſſanteſte. Nirgend anderwärts, weder im Löwengolf des Mittelmeeres oder im nebelfeuchten Aermelcanal, noch in dem reichgegliederten Nordmeere — Nord- und Oſtſee — drängen ſich die Erſcheinungen des vergangenen und gegenwärtigen Lebens, die hiſtoriſchen und culturellen Ereigniſſe in ſolcher Fülle zuſammen, wie an den Geſtaden der »blauen Adria«. Nur die ägäiſche See, welche aber nur als Bruchtheil des Mittelmeeres gelten kann und kein in ſich abgeſchloſſenes Gewäſſer bildet, könnte einen ebenbürtigen Rivalen abgeben. Der Pontus

Digitized by Google

Euxinus, der als Binnenmeer ebenso weite Strecken des asiatischen, wie des europäischen Festlandes bespült, kommt hier nicht in Betracht. Ueberdies kommen hier Erscheinungen zur Geltung, die nur ein matter Abklatsch von jenen weltbewegenden Vorgängen sind, die von den Ufern der Adria ausgingen.

Das urclassische Heroenzeitalter läßt ihre Mythennebel wie über die griechischen Gewässer auch über die Adria wallen. Ueber die walddüstern Karsthöhen — die nun eine grauweiße Steinwüste sind — steigen die Argonauten zur Küste herab und die ihnen folgenden Kolchier gründen Niederlassungen an der istrischen Küste. Am sagenhaften Timavus, der mit mächtigem Wasserschwall aus der Unterwelt hervorbricht und seine Fluthen dem Meere vermählt, hausen die Veneter, die dem thrakischen Diomedes in heiligen Eichenhainen Opfer bringen. Im alten Illensis — der Stätte von Salona und Spalato — das eine Gründung des Herakles-Sohnes Illo ist, findet der flüchtende Jason gastfreundliche Aufnahme und spendet aus Dankbarkeit hiefür einen der Dreifüße, die er aus dem Tempel des Apollo entwendet hatte. Auch Trojaner, jene des Antenor, verirren sich in den adriatischen Golf und liefern den wilden Euganeern eine Seeschlacht — dort, wo heute der Golf von Monfalcone seine sumpfigen Ufer am Steilfuße des Karstes ausbreitet. Pelasger schiffen herauf und legen die ersten Culturkeime in den gesegneten Boden des italischen Gestades. Auf dem sonnigen Scheria, am Eingange des adriatischen Golfes, waltet der Phäakenkönig Alkinoos und findet der irrende Odysseus gastfreundliche Aufnahme. Dort liegt auch — und zwar am illyrischen Festlande — das »hohe Buthroton«, von dem Homer uns Kunde giebt, und erstrecken sich nordwärts, die albanesische Küste bildend, die »Keraunien«, das »donnergetroffene Gebirge« mit dem Grottenschlund zum Tartaros.

Und nun zerfließen die Nebel und die Geschichte wandelt mit ehernem Schritt an denselben Gestaden. Die auserlesensten Heroen haben ihre Namen an sie geknüpft. Aus der macedonisch-albanesischen Gebirgswelt ging jener Alexander hervor, in dem das reichste Leben sich verkörpert, das die Geschichte aller Zeiten kennt. Hannibal hat an diesen Küsten um die Palme mit Rom gerungen, und Cäsar die blaue Fluth durchsteuert und hierbei in der Sturm-

noth die denkwürdigen Worte den Bootsleuten zugerufen: »Du trägst Cäsar und Cäsar's Glück — steuere guten Muths!« .... Damals gab es bereits ein mächtiges Rom, das an den illyrischen Gestaden allerorts festen Fuß gefaßt, die barbarischen Völkerstämme bezwungen und das Culturleben in sichtbaren Zeichen in die eroberten Länder verpflanzt hatte. Zwar fehlte es nicht vor Roms Größe und Weltherrschaft an blühenden Niederlassungen an den illyrischen Küsten, und ihre Gründer waren die Griechen. Die glanzreichste Repräsentantin aber wurde Dyrrhachium, das Emporium an der Schwelle des Orients, von wo die großen Heerstraßen nach Thessalonich, Athen und Byzanz ausgingen.

Das Römerthum hat noch andere Denksteine gesetzt: Salona mit dem Wunderwerk des Diocletian, Pola und vor Allem Aquileja, die Erbin von Dyrrhachium und Roms wichtigstes Bollwerk an der Adria. Es war Jahrhunderte hindurch der Nervenknoten der adriatischen Welt. Alle Lebensadern, die dem Weltreiche immer wieder neue Kraft zuführten, flossen in dieser Weltstadt zusammen, die sich rühmen durfte, nach Rom die volkreichste und glänzendste im Bereiche der italischen Halbinsel und der adriatischen Gestade zu sein. Mächtige Cäsaren beschützten und liebten sie, gründeten Tempel und verbrachten in den Gartenparadiesen glückliche Tage, wie drüben zu Pola, wo durch den Einfluß kaiserlicher Frauen Paläste und Heiligthümer erstanden, Julia, des Augustus Tochter, lustwandelte, die schöne Cenide mit dem jungen Vespasian einen erotischen Roman durchlebte und die Sergierin Salvia Postumia ihrem Geschlechte ein stolzes Triumphthor errichten ließ.

Aber die Herrlichkeit sollte in Blut und Jammer untergehen. In Aquilejas Marmorhallen fiel der Feuerbrand, den Attila geschleudert, und die Barbarei feierte ihre grausigen Triumphe. Zwar erbleichte der hehre Name dieser Stadt nur vorübergehend und bald gelangte sie wieder zu Macht und Einfluß, diesmal aber unter dem Zeichen des Kreuzes. Und — so paradox dies klingen mag — jener rohe Völkersturm hatte die Keime zu einem Leben gelegt, dessen Glanz nachmals Alles verdunkeln sollte, dessen die Adria-Länder sich rühmen durften .... Aquilejische Flüchtlinge hatten in den venetianischen Lagunen eine Stadt gegründet, die zur Jahrhunderte

langen Beherrſcherin der Adria werden ſollte. Ein thatkräftiges Geſchlecht war erſtanden, und dies füllte das ganze Mittelalter und die erſten Jahrhunderte der Neuzeit aus, wie das Römerthum das Alterthum ausgefüllt hatte. Bald waren alle Küſten, alle Städte der neuen Beherrſcherin unterthan. Sie ſetzte ſich an den iſtriſchen, an den adriatiſchen Geſtaden feſt, überall das Symbol ihrer Macht — den geflügelten Löwen, aufpflanzend. Korfu kam in ihre Gewalt und von dort ſetzte ſie ihren Fuß von Inſel zu Inſel, von Küſte zu Küſte, nach und nach den ganzen claſſiſchen Bereich des näheren Orients unter das Zeichen des Marcuslöwen beugend.

Zwar dieſe neue Aera war nicht überall vom Segen begleitet; die öſtlichen Geſtade hatten mitunter furchtbar zu leiden, zumal in der Zeit des genueſiſch-venetianiſchen Rivalitätsſtreites, der vielen Küſtenſtädten ein trauriges Schickſal bereitete. Niederlaſſungen, wie Pola, Parenzo u. A., die kaum zu neuem Leben erwacht waren, fielen in Schutt und Trümmer, um ſich erſt in allerletzter Zeit wieder zu erholen. Peſt und Erdbeben thaten das Ihre. Dann drängte die Türkenfluth heran, deren Wogen bis zu den Stadthügeln von Pinguente und Rozzo brandeten, an der Küſte bis Cittanuova heraufreichten, welches Städtchen türkiſche Piraten in wenigen Stunden ausgemordet hatten.

In Venedig aber, wo die Reichthümer einer Welt zuſammenfloſſen, dürſtete man nach Glanz und Ruhm und pochten die Machthaber trotzig auf die Kraft ihrer Armeen und Geſchwader. Die Adria war ihnen nach wie vor unterthan und um die Welt daran zu erinnern, fuhr alljährlich am Himmelfahrtstage das phantaſtiſche Prachtſchiff »Bucentoro« in die See hinaus, zur ſymboliſchen Vermählung des Dogen mit der Adria, »auf daß ſie Venedig unterthan ſei, gleich wie das Weib dem Manne« ....

»Im Goldbrocat ſah die Geſtalt ich ragen,
Gepanzert Volk umgab ſie kühn und froh,
Dumpf ſcholl ein Lied, ein Lied aus alten Tagen
Des Dogen Dandolo.

Gen Malamocco fliegt der Held. Die Riva
Bedeckt Senat, des Volkes Woge ſchon,
Und jubelnd klang in's brauſende Evviva
San Marco's Glockenton.

Der Bucentoro naht und Mädchen ſtreuen
Dem Fürſten Roſen, der nun ſinnt und lauſcht,
Zwar ſieht er nicht, doch hört er wie des Leuen
Gewalt'ge Schwinge rauſcht.« . . . .

Indeß, auch Venedigs Tage waren gezählt. Der Zeiten Wechſel hatte den ſtarren Trotz gebrochen und der tauſendjährige Glanz erbleichte jählings. Zwar ragen nach wie vor die altersgrauen Paläſte aus der ſchlammigen Lagune und märchenhaft iſt auch heute noch der Anblick dieſes Meerwunders, das ſich einſt ſiegesſtolz die »Königin der Adria« nennen durfte. Nun theilen ſich zwei Reiche in die Herrſchaft . . . .

Der Bucentoro.

Betrachtet man eine Karte des Adriatiſchen Meeres und ſeiner Uferländer, ſo ſieht man auf den erſten Blick, daß die beiden Reiche, welche die Herrſchaft über dieſes hochwichtige Seebecken ausüben, faſt gleich große Abſchnitte ihr Eigen nennen. Bislang war der eine der beiden Theilhaber an dieſer gemeinſamen Herrſchaft — Italien — entſchieden im Vortheile.

Digitized by Google

Sein Küſtengebiet, welches von der Adria beſpült wird, war und iſt mit dem Reiche identiſch, da die verhältnißmäßig ſchmale, aber langgeſtreckte Halbinſel kein eigentliches Binnenland im Sinne der mittel- und oſteuropäiſchen und ſelbſt weſteuropäiſchen Staaten beſitzt. Das adriatiſche Küſtenland Oeſterreichs war bisher, ganz im Gegenſatze zu demjenigen Italiens, ein ſchmaler, vom Hinterlande gänzlich losgelöſter Gebietsſtreifen, der in mancher Hinſicht durch die Urwüchſigkeit von Volk und Land nimmer verleugnen konnte, daß er, trotz aller ſchwarz-gelben Grenzpfähle, eigentlich doch nur ein Theil der unciviliſirten, von primitiven Völkern bewohnten Balkan-Halbinſel ſei. Während an der adriatiſchen Küſte Italiens von jeher ein mehr oder minder reiches Culturleben pulſirte, das in unſerer Zeit durch eine der ganzen Küſte entlang laufende Eiſenbahn mit zahlreichen Abzweigungen nach dem Innern neue Belebung erhielt, gab es beiſpielsweiſe in Dalmatien, dem kroatiſchen Küſtenlande und in Iſtrien kaum annehmbare Straßen. Dort eine intelligente, an der gemeinſamen Culturarbeit des ganzen Reiches ununterbrochen theilnehmende Bevölkerung; hier die erſt unter der öſterreichiſchen Verwaltung halb und halb mündig gewordenen Ableger des ſerbo-kroatiſchen Großſtammes, der knapp hinter den Grenzpfählen am Kamme der Dinara bis zuletzt die barbariſche Bedrückung ſeitens der aſiatiſchen Machthaber erdulden mußte.

Zwar beſitzt dieſes weltvergeſſene dalmatiniſche Geſtade eine große Zahl ausgezeichneter Häfen, aber ein Seehandel im größeren Style hat nie beſtanden, und die dalmatiniſchen Rheder ſenden ſeit langer Zeit ihre Schiffe in die Levante, damit ſie dort die Cabotage für fremde Handeltreibende beſorgen. Die großen Seetransportanſtalten des Weſtens, welche an der italieniſchen Küſte eine namhafte Zahl von Häfen von ihren großen Dampfern anlaufen ließen, finden auf öſterreichiſchem Gebiete nur einen nennenswerthen Stapelplatz — Trieſt. Neuerdings geſellte ſich Fiume hinzu, als zwei Schienenwege die aufſtrebende und aufblühende Seeſtadt mit dem Hinterlande in directen Verkehr brachten. Es war ein Glück, daß zwiſchen Trieſt und Venedig eine Art von Handelsrivalität ſich herausgebildet hatte; denn ſchon hatte das italieniſche Schienennetz ſeine Erweiterung bis zur Südoſtſpitze der Halbinſel, zumal bis Brindiſi gefunden, das nun, nach

den erfolgten Durchstichen am Mont Cenis und St. Gotthard, zum hoffnungsvollen Emporium der Zukunft herangedeiht.

Am dalmatinischen Gestade aber blieb Alles beim Alten. Kleinlicher nationaler Hader entzweite die beiden Bevölkerungselemente, wobei die officiellen Machthaber es mehr mit dem slavischen Element hielten, während das italienische um so kräftigeren Rückhalt am Gesammtreiche suchte, den es in der eigenen Heimat seiner Minderzahl halber nur schwer oder gar nicht finden konnte. Der politische Hader war aber nur geeignet den materiellen Interessen noch weiteren Schaden zuzufügen. Gemeinnützige wirthschaftliche Fragen fanden fast gar keine Beachtung. Die Besitzverhältnisse gestalteten sich immer trauriger, der Handel beschränkte sich fast nur auf den bedeutungslosen Localverkehr auf den wenigen praktikablen Wegen zwischen der dalmatinischen Küste und dem Hinterlande. Wer je auf dem Wege zwischen Spalato und Sinj oder auf dem zwischen Ragusa und Trebinje einer solchen »Handelskarawane« begegnet war, konnte sich unmöglich absonderliche Begriffe von dem wirthschaftlichen Leben in den Gebieten zu beiden Seiten der Dinara machen.

Da erhielt Oesterreich auf dem Berliner Congreß das Mandat zur Occupation von Bosnien-Herzegowina; Dalmatien war kein mageres, wirthschaftlich und politisch unhaltbares Gerippe mehr, kein »österreichisches Algier«, in welchem man Truppen tränirte, und das Staatsbeamte als eine Art von Exil betrachteten. Einige Localbahnen waren kurz vorher fertig geworden, und die Aussicht auf künftige Schienenwege, welche die Küste mit dem Hinterlande und dem übrigen Europa in nicht zu ferner Zukunft verbinden würden, lag nahe genug; man konnte die Ueberzeugung gewinnen, daß Oesterreichs Stellung im Osten der Adria nun bedeutend gefestigt sei ....

Die politische Machtfrage und die der Cultur und Civilisation liegen aber im Schooße der Zukunft und es bleibt abzuwarten, welche Formen die Dinge in jenem Gebiete der Balkan-Halbinsel, an deren Küste die Adria brandet, annehmen werden. Besonders glänzend sind die Aussichten nicht, und sie waren es nie seit jenem Zeitpunkte, da vom Osten her uncivilisirte Völkerstämme nach der Küste drängten und einen Zustand der

Dinge hervorrieſen, der ſich kaum ſchlimmer anließ, als das Barbarenthum vor Roms Uebergriff auf die illyriſche Halbinſel war ....

Eines aber ſteht unverrückbar feſt: mag die Cultur immerhin jene Geſtade beeinfluſſen und ihnen neues Leben einhauchen — die Zeit, wo das Land ſelber durch die Fülle der Naturgaben den Menſchen ſchaffens- und lebensfreudiger machte, iſt für immer vorüber. Kein Civiliſationswerk vermag den Schaden gut zu machen, den Venedigs Gewaltwirthſchaft dem Lande und der Bevölkerung zugefügt hat.

Mädchen aus Knin.

Digitized by Google

Trieſt.

An einem lauen Frühlingsmorgen laſſen wir uns in den Trieſter Golf hinausrudern. Die beſtgewählte Stunde iſt die, in der die Sonne über den Karſtrand der Uferhöhe emporſteigt und das goldene Frühlicht wie ein Feuermeer über die Felszinken und bebuſchten Kuppen, über die unzähligen Villen und Landhäuschen des Geſtadehanges oberhalb Trieſts herabwogt und dann die Stadt ſelber wie mit einem Funkenregen bethaut. Die ganze Häuſerfront an den Quais liegt noch im Schatten, der ſich breit in den Hafen wirft, ſo daß

Digitized by Google

nur die Maſtenſpitzen der ſtattlichen vor Anker liegenden Lloydſchiffe in der Sonnengluth ſich baden ....

Das Meer hat bleichen Perlmutterglanz und ſchwingt leiſe auf und ab, wie eine wogende Rieſenbruſt. Da ſchwärmen die zahlreichen hellbeſchwingten Fiſcherboote in die See hinaus und bald iſt ſie bis zum grauen Horizont hinab, wo die grauen Wogennebel verſinken, wie von unzähligen Rieſenfittichen belebt. Iſt die Sonne höher emporgeſtiegen, dann erhält die Fluth ſchimmernden Silberton und der weitere Rahmen prangt in einem wunderbaren Farbengemenge. Was ſind alle Geſtade Oſt-Italiens von Ravenna bis hinab nach Brindiſi, gegen dieſe emporſteigenden Küſtenſtufen mit ihrem Schmuck immergrüner Gewächſe und leuchtender Fronten, mit der impoſanten Uferculiſſe »Miramar« im Norden, der weitgeſchweiften grün umrankten Bucht von Muggia im Süden. Dazu iſt dieſes Trieſt ſelber das belebteſte Emporium der Adria und nichts geht über den Reiz, den das Schiffs- und Maſtengewirr, die rauchenden Dampferſchlote und die geſchäftig ausſchwärmenden Dampfbarcaſſen auf den Beſchauer ausübt.

Wir laſſen uns nach dem Hafen zurückrudern und landen am Molo »San Carlo«. Vorläufig gehen wir nur flüchtig an den hier »vertäut« liegenden prächtigen Orient- und Oſtindienfahrern des Lloyd vorüber, ſchenken auch dem regen Hafenbilde mit ſeiner Typenfülle und dem nie verhallenden Stimmenchaos eine Beachtung und betreten die Stadt — den Hauptplatz (Piazza Grande), von wo es die Berggaſſen zur Caſtellhöhe hinaufgeht. Dort müſſen wir zuerſt ankehren, um den richtigen Ueberblick auf Trieſt gewinnen zu können. Die ältere und älteſte Stadt iſt nur mit jenem Stadtheile identiſch, der ſich um den Fuß und die Abhänge der Caſtellhöhe herumzieht. Wer hier oben, oder eine Stufe tiefer, beim Dome von St. Juſt (San Giuſto) ſteht, der nimmt ſofort die großartige Ausdehnung wahr, welche das Emporium im Laufe der Zeit genommen. Die weitaus größere Stadthälfte, die nordwärts von der breiten Strandebene gegen den Uferhang herandrängt und durch ihre regelmäßigen Häuſerblocks mit den in rechten Winkeln ſich ſchneidenden Gaſſen bemerkbar iſt, gehört zu dem neuen Trieſt, deſſen Krone die großartigen modernen Hafenbauten mit den weitläufigen Bahnhofsanlagen der Südbahn ſind. Es iſt ein

wahrhaft großſtädtiſches Bild — vielleicht etwas nüchtern in der Geſammtwirkung, aber umſo auffälliger und effectvoller im Contraſt zu der maleriſchen Umgebung, und zu der winkeligen Bergſtadt.

Hier waltet die hiſtoriſche Erinnerung vor, dort manifeſtirt ſich die lebensvolle Gegenwart mit ihrem Haſten und Jagen und der Fülle von Kraft und Arbeitsdrang. Bleiben wir vorläufig im Schatten der Vergangenheit. Sie hat etwas anheimelndes hier oben, wo eines der älteſten Bauwerke des Chriſtenthums auf uns altersgrau und ehrwürdig herabſieht. Das iſt der Dom von St. Juſt, eine Baſilica — die in Mitteleuropa nur noch zwei ebenbürtige Seitenſtücke aufzuweiſen hat: den Patriarchen-Dom zu Aquileja und die uralte Kathedrale von Parenzo. Auf der Stätte, die der Dom einnimmt, hatte ſich einſt ein Scenenwechſel vollzogen, den man auch anderwärts häufig genug beobachten kann: ein römiſcher Tempel hatte einem chriſtlichen Gotteshauſe Platz machen müſſen. Die Wahl des Platzes für den Cult der capitoliniſchen Götter war gut; das Heiligthum krönte die erſte Uferſtufe und lag ſonnenheiter zu Häupten des römiſchen Tergeſte, deſſen Galeeren und Handelsſchiffe ſich in den Raum drängten, der heute vom Molo Giuſeppina und Molo Santa Tereſa (mit dem Leuchtthurme an der Spitze) begrenzt wird. Darüber ragte das Capitol.

Die Erbauung der Baſilica fällt in das IV. Jahrhundert. Sie erhielt im VI. Jahrhundert eine zweite Kirche zur Nachbarſchaft; beide Kirchen wurden zu Beginn des XIV. Jahrhunderts zu einer einzigen verſchmolzen. Die ſo zuſtande gekommene Doppel-Baſilica nahm den Namen des jüngeren Baues (San Giuſto) an, während der ältere Name (Mariana) nur in der Erinnerung blieb. Der Innenraum des ungemein geräumigen Heiligthums iſt durch vier Säulenreihen in fünf Schiffe getheilt und beſitzt in der Halbkugel der Apſis des nördlichen Seitenſchiffes merkwürdige Moſaiken in Farben auf Goldgrund. Man ſieht die Apoſtel und darüber Maria mit einem Chor von Engeln, alles in prächtigen Farben. Apoſtel- und Mariengruppe ſtammen übrigens nicht aus derſelben Zeit, was ein geübtes Auge aus dem bei weitem größeren Kunſtwerth des Marien-Moſaiks ſofort entnimmt. Es ſtammt aus dem XI. Jahrhundert. Die primitivere Apoſtel-Gruppe hingegen weiſt das reſpectable Alter von mindeſtens elf

Jahrhunderten auf. Die anderen im Dom vorhandenen Moſaiken ſind von geringerem Intereſſe.

Von Außen präſentirt ſich der Dom als ein wahres archäologiſches Kleinod. Die mit Büſten auf Conſolen und mit antiken Fundſtücken geſchmückte Façade zeigt auf Zwei-Drittel-Höhe eine rieſige Fenſterroſe und wird von dem maſſigen Thurme flankirt, der vor etwa achthundert Jahren auf dem Fundamente eines römiſchen Bauwerkes aufgeführt wurde .... Dem Dome gegenüber liegt das Museo lapidario triestino ed aquileiese, wo man Winckelmann's Monument bewundern kann. Der berühmte Alterthumsforſcher fiel bekanntlich der Habſucht eines Italieners, dem er ſeinen Vorrath von goldenen Münzen gezeigt hatte, zum Opfer, und zwar in der Locanda Grande, wo am 8. Juli 1768 der ruchloſe Mord durch Francesco Arcangeli begangen wurde. Man erblickt das aus einem hohen Sockel und dem, von einem Engel gekrönten Sarkophag beſtehende Monument unter dunkler Bogenwölbung, von grünem Gezweig umrahmt, und lieſt die Inſchrift: »Joanni Winckelmanno, domo Stendelia, praef. Monumentis Romae curandis maxima politioris humanitatis laude florenti, qui adita Vindobona sedem honoris sui repetens manu advenae proditoris hac in urbe peremtus est« etc. ....

Vom Ausſichtsplatze vor dem Dome lockt der Abſtieg nach Süden, wo die grünen Hügel der Chiarbola liegen und das romantiſche Geſtade von San Andrea mit der lieblichen Küſte von Muggia eine der reizendſten Buchten der Adria bildet. Eine feine Rauchlinie und der helle Silberſtreifen des Kielwaſſers zeigt uns die Richtung eines der kleinen Dampfer an, die faſt ununterbrochen jene ſtille Bucht durchſteuern. Der Hintergrund iſt bergerfüllt und auch ein Theil der bleichen Felswand, die im Südoſten aufragt und den Tſchitſchenboden ſtützt, tritt noch in den Rahmen des Bildes ein. Gern würden wir länger bei dieſem Anblicke verweilen, aber wir müſſen hinab, in das Gewirr der Gaſſen der Altſtadt zurück und aus ihnen auf den lichten und luftigen Hauptplatz hinaus, deſſen ſchönſter Schmuck das neue monumentale Rathhaus iſt. Auf ſeinen weit ausladenden Geſimſen tummeln ſich Schaaren von Tauben, oder bedecken den Platz ſelber wolkendicht, wenn ihnen Futter geſtreut wird — ein Bild, das lebhaft

an den Marcusplatz erinnert. Auf demſelben Platze drängen ſich auch die Buden mit der erquicklichen Fülle von Gartenfrüchten und ragt der mit allegoriſchen Darſtellungen geſchmückte Brunnen der alten thereſianiſchen Waſſerleitung — ein Werk Mazzolinis aus dem Jahre 1751. — Auch ſteht hier die Marmorſtatue Karls VI., deſſen Name, wie wir ſpäter ſehen werden, mit dem Gedeihen Trieſt's innig verknüpft iſt.

Ein öffentlicher Garten, der ſich leider durch Mangel an erquickendem Schatten auszeichnet, trennt uns von den Quais der alten Rhede. Hier fluthet der volle Lebensſtrom des Emporiums. Im Sommer freilich, wenn die unerträglichen Gluthwellen über Land und Meer wallen und Alles erſchlaffen machen, verſiegt auch dieſer Strom bis auf die Schaar jener unermüdlich thätigen Facchini, die namentlich auf dem Molo San Carlo mit dem Laden oder Löſchen der Lloyddampfer beſchäftigt ſind. Dort eilen ſie geſchäftig die ſchwankenden Landungstreppen auf und nieder, daß ſie elaſtiſch ſchwingen, den Oberkörper entblößt, um den Kopf ein Tuch als Schutz gegen die Sonne gewunden .... »Hojo-tirra-hoj!« .... So tönts, einzeln, im Chor; hier brüllt es im dumpfen Baſſe, dort klingt's glockenrein, als wäre der breitſchultrige Facchino direct von der Fenice oder Scala in die ſalzige Meerfluth der Adria verſetzt worden, um unter dem Raſſeln der Ankerketten, dem Knarren der Raaen und Krahne ſeine Tenorſtimme zur Geltung kommen zu laſſen.

Ein wunderbares Bild, dieſe Trieſter Hafenſcenen! Dicht vor uns die ſtolzen Lloyddampfer, der »Polluce«, der »Jupiter«, der herrliche »Helios«, die rieſige »Pandora« und die »Meduſa« — weiter drüben ein Gewirr von Maſten, grauen und ſchwarzen Schiffsbäuchen, buntfarbigen Wimpeln und das Chaos von Gaeten, Miſticos, Navicellos, Trabacolos, Brazzeras, Polaccas, Tartanas und wie die gebrechlichen Nußſchalen, die die Adria und ſelbſt das Mittelmeer befahren, noch Namen führen mögen!.... Eine ſchwarze Rauchpinne verfinſtert den Molo San Carlo. Ein Oſtindienfahrer macht »reiſeklar«, und die letzten Ballen ſind eben unter dem markerſchütternden Geraſſel des Dampfkrahns im tiefſten Schiffsbauche verſchwunden .... Der leiſe Scirocco ſchaukelt breitbaſige Querſegelſchiffe, und mit den gekräuſelten Wellen kämpft das aus Capo d'Iſtria kommende

winzige Localboot .... Ueberall Leben und Bewegung, Rauch, Dunſt und Nebel, und dazwiſchen ein breites Sonnenband, das das Hafenbecken perlmutterfärbig erglänzen macht. Und der bleiche Lichtſchimmer auf den fernen Alpenhöhen! So verdampft des Mondes Silber, wenn Aurora's Purpurfinger die Wolkengardinen am Morgenhimmel lüften.

Dieſe lebendige Scenerie ſpiegelt ſich in manch ſchönem Augenpaare wieder, das über die Bordwand eines reiſeklaren Lloyddampfers herüberſchweift. Faſt räthſelhafter noch als der Farbenſchmelz des Gewäſſers, iſt der feuchte Glanz, der an dieſen blauen Sternen haftet. Bald ſind ſie von ſammtenen Wimpern überſchattet, bald lugen ſie weit aus, bis in nebelſchwere Ferne, wo die ſpitzflügelige Möve die weißen Perlenſchnüre der Wellenkämme ſtreift .... Und dann wieder dieſes muſikaliſche »Hojo-tirrahoj!«, das die wettergebräunten Matroſen und Facchini ertönen laſſen, indem ſie tactmäßig mit ihren nackten Sohlen die Landungstreppen und Borddielen ſchlagen .... Nach einer Stunde aber ſchwimmt der prächtige Dampfer weit draußen in der ſattblauen Adria und der Scheidende ſieht die Contouren Trieſts und die über den Küſtenrand ragenden Berggipfel im violetten Nebel verſchwinden. Nur der prächtige Leuchtthurm bleibt noch geraume Zeit ſichtbar und um ſeine Laterne ſpielen die ſcheidenden Sonnenflocken. Später liegt mattfarbige Dämmerung auf dem Gewäſſer, dann fällt jäh die Nacht ein und im Hafen wird es ſtille ....

Der Molo San Carlo bildet die Scheidelinie zwiſchen der ſogenannten »alten Rhede« und dem »neuen Hafen«, der in die großartigen Anlagen des Südbahnhofes einbezogen iſt und mit ihm durch ein Syſtem von Schienenſträngen in Verbindung ſteht. Die alte Rhede erſtreckt ſich bis ans Südende der Stadt, wo der Molo Santa Tereſa mit dem Leuchtthurme übergreift und ein kleines Becken für Küſtenſchiffe abſchließt. Weiter begrenzt wird dieſes kleine Hafenbecken durch den Molo Giuſeppina, der am Joſefsplatze wurzelt. Hier erhebt ſich eines der modernen Wahrzeichen von Trieſt — das Denkmal Maximilians. Es beſteht aus drei übereinander geſtellten Sockeln, von denen der unterſte viereckig, der mittlere achteckig, der obere rund iſt, und dem Standbilde in Erzguß (nach Schilling's Modell) — des Kaiſers Geſtalt in Admiralsuniform darſtellend. Zu den Füßen der Statue

lieſt man den Teſtamentsſpruch des Kaiſers, die wehmüthigen Worte: »Der öſterreichiſchen Marine, die ich ſo ſehr liebte, allen meinen Freunden längs der Adria mein letztes Lebewohl. 16. Juli 1868. Maximilian.« ....

Auf der Piazza Giuſeppina dürfen wir das Civico Muſeo Revoltella nicht vergeſſen, deſſen Sammlungen, zumal die Sculpturen von Magni, ſehenswerth ſind. Wir ſetzen unſere Wanderung nicht nach Süden fort, ſondern wandern zurück, kreuzen den Leipziger Platz (Piazza Lipsia), wo das ſtädtiſche Muſeum (Museo Civico) mit ſeinen intereſſanten naturhiſtoriſchen Sammlungen und den zahlreichen Objecten des Alterthumsmuſeums (Museo d'Antichità) .... Dann ſtehen wir wieder auf dem großen Platze und ſehen zwiſchen dem Municipalgebäude und dem prächtigen Hôtel Delorme auf den intereſſanteſten Platz Trieſts hinüber — den Börſeplatz.

Er iſt von unregelmäßiger Grundform und räumlich nicht bedeutend; die Gebäude aber, welche ihn einſchließen, ſind wahre Prachtbauten, ſo das rieſige Tergeſteum (Tergesteo), in dem die Bureaux des öſterreichiſch-ungariſchen Lloyd, der Leſeſaal, die Räumlichkeiten für die Börſegeſchäfte und andere, geſelligen und Handelszwecken dienenden Räumlichkeiten ſich befinden. Außen wandelt man an den Schaufenſtern von Kaufgewölben vorüber. Von geringeren Dimenſionen iſt das alte Börſegebäude (von Mollari) mit ſeinem mächtigen, innen mit Standbildern geſchmückten Porticus und den weitläufigen, zum Theile freskengeſchmückten inneren Räumlichkeiten. Als Börſe wird dieſes Gebäude heute nicht mehr benützt.

Wenn wir in der Mitte des Börſeplatzes ſtehen, dort wo das erzene Standbild Leopold's I. auf hoher Marmorſäule ſich erhebt, und der Lebensſtrom der Handelsſtadt nicht minder mächtig vorüberwallt, wie an den Hafenquais, ſo durchmeſſen wir mit den Blicken die langen Häuſerzeilen des Corſo, des faſhionablen Tummelplatzes der Trieſtiner. Er durchſchneidet die Stadt faſt in genau weſtöſtlicher Richtung und trennt die ſüdlich gelegene Altſtadt von der nordwärts, bis zum Bahnhofe und zu den Abhängen der Küſte hinaufdrängenden Neuſtadt. Vom Corſo aus können wir bis an deſſen Ende vorſchreiten und vor das Teatro Armonia treten, um deſſen reiche, mit Karyatiden, Statuen und Büſten geſchmückte Front zu bewundern, oder halbwegs abſchwenken, um die breite Quergaſſe einzuſchlagen, die zum

großen Canal (Canal grande) hinüberführt. Wir ſtehen dann hart vor der Façade der wenig über fünfzig Jahre alten Kirche San Antonio und ſehen über den mehr als einen Kilometer langen Canal hinweg, auf dem ſich zahlreiche Fahrzeuge, darunter nicht wenig Querſegelſchiffe, ſchaukeln. Der Canal, der, wie man ſieht, tief in die Stadt hineintritt, iſt auf beiden Seiten von ſtattlichen Gebäuden eingefaßt, und in der Mitte überbrückt. Es iſt ein ungemein maleriſches Bild, dieſe in das Herz der Stadt verpflanzte rege Hafenſcenerie! Die Brücke — Ponte rosso — mündet auf der ſüdlichen Seite in einem kleinen, nach jener benannten Platz. Wandert man rückwärts, um die Kirche San Antonio herum, und quert man in der Folge die (wie der Corſo) von der Pferdebahn durchzogene Via del Torrente, ſo hat man die wahrhaft großſtädtiſche Corſia Stadion, mit ihren Paläſten und palaſtartigen Gebäuden vor ſich. Wo ſie endet, dehnt ſich der Giardino Publico — der ſchönſte Garten Trieſt's, mit vielfach gewundenen Kieswegen, Blumenparterres, Muſikpavillon und Reſtauration und vielen lauſchigen Plätzchen im zum Theile immergrünen Dickicht .... Wer aber in den unerträglich heißen Tagen des Trieſter Sommers ausgiebiger als in der dunſtigen Atmoſphäre des Stadtparks ſich erquicken will, der ſteige zum Stadtwäldchen (Boschetto) hinauf und durch die Anlagen bis zur Villa Ferdinandea, und raſte im Gaſthaus »Zum Jäger«, wo die Luſt ihre

Kathedrale San Giuſto.

Digitized by Google

Backofengluth verliert und eine ſanfte Briſe von der Höhe Optſchinas die Sinne erfriſcht. Am beſten freilich iſt's oben in Optſchina ſelber, auf ſonniger, aber gleichwohl luftiger Karſthöhe, wo zu der leiblichen Erquickung der Genuß eines Rundblickes ſich geſellt, der an Weite des Horizonts und Großartigkeit der landſchaftlichen Geſammtwirkung im Bereiche des Trieſter Golfes nicht ſeines Gleichen hat. Namentlich bei Sonnenuntergang iſt das Bild zauberhaft, wenn das Abendroth wie mit Raketengarben aus der purpurnen Meerfluth aufſteigt und der Glühſchein des Reflexes in Feuercascaden über die Karſt- und Küſtenabhänge rinnt.

Winckelmann's Grab.

Solchen Genuß müſſen wir uns aber verſagen, denn wir haben in der Stadt ſelber noch weitere Rundſchau zu halten. Wir kehren alſo durch die Corſia Stadion zurück, lenken hierauf in die Via del Torrente ein, wo wir einen Wagen der Pferdebahn beſteigen können, um uns nach dem Stationsplatz (Piazza della stazione) hinüberführen zu laſſen .... Hier ſtehen wir auf dem Boden der allerjüngſten Bauumwandlungen Trieſts. Das alte, unanſehnliche, dabei ziemlich entlegene Aufnahmsgebäude der Südbahn iſt außer Gebrauch und an ſeine Stelle ein impoſanter Neubau getreten. Er ſieht mit ſeiner breiten Façade auf die jungen Anlagen des Stationsplatzes, der auf der entgegengeſetzten Seite durch eine ganze Front von Paläſten oder palaſtartigen Gebäuden abgeſchloſſen iſt. Er iſt heute unbeſtritten der weitläufigſte und ſtattlichſte Platz Trieſts. Von ihm aus erblickt man

Digitized by Google

die ungeheueren Lagerhäuser des Bahnhofes und sieht auf den neuen Hafen hinaus, dessen Molos und Bassins mit dem davor liegenden Wellenbrecher das Werk der letzten zehn Jahre sind.

Es war seit jeher einer der Hauptübelstände der Stadt Triest, daß sie keinen sicheren geschlossenen Hafen, sondern nur eine offene, durch einige wenige Molos nothdürftig geschützte Rhede besaß, die den Anforderungen, welche man an ein großes Emporium stellen mußte, nicht genügte. Als Hafenplatz ist Triest, unbeschadet der sonstigen Pracht des Golfes, von der Natur stiefmütterlich bedacht. Bei Außenwinden aus Südost bis West fluthet die See mit ihrem mitunter enorm hohen Wellengange, fast hundert Seemeilen in den offenen Golf herein. Andererseits tritt die Bora, der gefürchtete Nordoststurm, häufig mit solch' elementarer Gewalt auf, daß Havarien ganz unvermeidlich sind. Die Chronik der See-Unfälle für den Triester Hafen weist eine unverhältnißmäßig große Zahl von Katastrophen oder Beschädigungen auf. Für die Jahre 1829, 1832, 1833 und 1835 sind vielfache Unglücksfälle verzeichnet. Im Februar 1841 trieb ein Borasturm ein amerikanisches Vollschiff vor Anker aus der Rhede, so daß es gezwungen war am Campo Marzo seine Masten zu kappen; im August 1844, dann von 1845 bis 1851 gab es allenthalben Havarien auf der Rhede; im März 1852 gab es einen gräulichen Borasturm, der sich in den folgenden Jahren immer wieder einstellte und jedesmal großen Schaden verursachte. Im Juli 1862 verursachte ein Nordsturm an den Platten- und Lichterbooten allein einen Schaden von dreitausend Gulden, hiezu Schaden an den Hafenbojen, Landfesten, Rammern, Ringen der Molos u. s. w., der jährlich Tausende beträgt. Ja es ist vorgekommen, daß Borastürme sogar den im geschlossenen Canale vertäuten Schiffen mannigfachen Schaden zugefügt haben. Dazu gesellt sich die empfindliche Verzögerung im Laden und Löschen, welche durch die Bora, die im Winter oft vierzehn Tage hindurch ununterbrochen wüthet, veranlaßt wird; es sollen auf diese Weise im Jahre oft siebzig Tage verloren gehen! Fälle, wie der am 6. August 1870, wo ein Weststurm die beiden schwimmenden Bäder in der Mitte des Hafens fast gänzlich zerstörte, gehören zwar zu den Ausnahmen, können aber immer wieder eintreten. Daß ein Weststurm solche Verheerungen anrichten konnte,

beweist um so mehr die Schutzlosigkeit der Triester Rhede nach allen Richtungen der Windrose. In der That hat vor mehreren Jahrzehnten (1829) ein Sturm aus Südwest bei 65.000 fl. Schaden verursacht.

Alle diese Uebelstände haben die Regierung frühzeitig zu dem Entschlusse gedrängt, Abhilfe zu schaffen und Hafenbauten in Angriff zu nehmen, welche dem Bedürfnisse der heutigen Schifffahrt entsprechen sollten. Es war aber dieser Entschluß nicht blos mit einer Kostenfrage verbunden, sondern auch mit einer Frage rein technischer Natur. Der Grundsatz, daß ein den Anforderungen der Neuzeit entsprechender Hafen derart eingerichtet sein müsse, daß die Schifffahrt ihre Operationen rasch und ausgiebig bewerkstelligen könnte, bedingt die Anlage von geräumigen und tiefen Bassins, große Quaientwicklung, bequeme Verbindung mit der Bahn und den Straßen, und nicht zuletzt geräumige Lagerflächen zur Anlage von Waarenmagazinen, Depots u. s. w..... Diese für einen Handelshafen unerläßlichen Bedingungen auch in Triest zu schaffen, war die Aufgabe der neuen Anlagen, welche die nordöstliche Hälfte der alten Rhede, d. h. die zwischen dem früheren Lazarethe und dem Salzmolo gelegene Strecke umfaßt. Die geradlinige Verbindung der äußersten Punkte der gedachten Objecte hat eine Länge von zwölfhundert Meter; aus dieser Linie treten drei Molos hervor und bilden zwei geräumige Bassins, welche nach Außen durch einen im offenen Meere stehenden und parallel mit der Quaimauer laufenden Damm oder Wellenbrecher geschlossen werden. Ursprünglich sollten vier Molos, beziehungsweise drei Bassins hergestellt werden, doch wurde die frühere Anordnung dieser Anlage dahin geändert, daß das dritte, gegen die Stadt gelegene Bassin aufgelassen und durch ein kleineres, an der Nordseite der Rhede gelegenes, speciell für Petroleumhandel bestimmtes Bassin ersetzt wurde.

Die Staatsverwaltung übergab die Ausführung des großartigen Werkes den erprobten Händen der Südbahn-Gesellschaft und verpflichtete dieselbe laut Vertrag vom 13. April 1867 den neuen Hafen bis Ende 1873 herzustellen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten aber, welche sich der Entwicklung des Baues entgegenstellten, ließen den Termin als zu kurz erscheinen, so daß die Regierung selber im Interesse der soliden Ausführung es für geboten erachtete, die Bauzeit zu verlängern .... Die Bauleitung übernahm der

Südbahn-Inspector Friedrich Bömches, der mit großem Geschick und bewunderungswürdiger Energie den Schwierigkeiten, welche der Bau im Gefolge hatte, entgegentrat, und sie nach harten Geduldproben glücklich bezwang.

Diese Schwierigkeiten wurden durch die höchst ungünstigen Bodenverhältnisse der Rhede geschaffen. Die Bohrungen, welche bis zu einer Tiefe von sechszehn Metern in den Meeresgrund getrieben worden sind, stießen überall auf Schlamm, der aus aufgelöstem Thonmergel bestehend, eine sehr variable Consistenz besitzt, von dem flüssigen und breiartigen Zustande in den oberen, bis zu dem compacten in den unteren Schichten. Dieser elastische Untergrund zog den Uebelstand bedeutender »Bewegungen« der ausgeführten Anschüttungen nach sich, die sich zuletzt auch den Molo- und Quaimauern mittheilten. Um Abhilfe zu treffen, wurde zum Cyklopenbau gegriffen, der aber nur mit einem bedeutenden Aufwand von Zeit und Geld herzustellen war. Dennoch blieb der Erfolg geraume Zeit problematisch und nach den ersten Baujahren mußte man die Erfahrung machen, daß nicht eine einzige Quai- oder Molomauer von den Bewegungen des Meergrundes unverschont blieb. Ja es gab Quaistrecken, welche mehrmals entfernt und wieder neu errichtet werden mußten.

Zu diesen störenden Einflüssen gesellten sich in der Folge noch die Versicht ungen der Bassins, welche in Folge des Aufsteigens des Schlammes und des mit ihm, oder richtiger von ihm emporgedrückten Schüttungsmaterials entstanden: Versicht ungen, die auf die nothwendige Tiefe von mindestens $8^1/_2$ Metern nachträglich ausgebaggert werden mußten. Diese Arbeit war umso mühevoller und zeitraubender, als auch das häufige Auftreten von großen Blöcken die Leistungsfähigkeit der bestconstruirten Baggerapparate außerordentlich beeinträchtigte. Daß man schließlich Herr der Situation wurde, war vorauszusehen; die Hafenbauten überschritten aber hinsichtlich ihres Kostenpunktes in der Folge bedeutend das ursprüngliche Präliminare, d. h. sie betrugen zuletzt rund sechszehn Millionen Gulden ....*)

*) Ueber die Baugeschichte, die Material-Bewegung, die Details der Anlagen ꝛc., findet der Leser in dem, diesem Buche beigegebenen »Anhange« ausführliche Mittheilung. Desgleichen finden sich dort weitläufige statistische Daten über die Verkehrsverhältnisse der Südbahn, dann Berichte über die Technik der Schifffahrts-Erfordernisse, über Meeres-Producte und Studien zur Kenntniß des Meeres und dessen Boden, sowie über die Handelsverhältnisse im Triester Hafen u. dgl. m.

Der neue Hafen macht mit den dazu gehörigen Lagerhäuſern, Depots und Waarenſchupfen einen großartigen Eindruck. Zwiſchen den Entrepots laufen parallel mit den Quais Schienenſtränge und werden von anderen geſchnitten, welche die Verbindung mit den drei Molos herſtellen. An dieſe Anlagen ſchließt der ungemein weitläufige Bahnhof der Südbahn, ſo daß beide neuen Anlagen einen Flächenraum einnehmen, der ſo groß iſt, wie die ganze Neuſtadt Trieſts. Wenn man an der Spitze des alten Molo San Carlo ſteht, hat man gerade das Südende des Wellenbrechers vor ſich und ſieht in die weitläufigen Baſſins hinein, die Raum zur Aufnahme ganzer Schiffsgeſchwader bieten. Es wäre nur zu wünſchen, daß dieſe Baſſins jahrein und jahraus mit einem Maſtenwalde ſich füllten, der von einem Tag auf den andern ſich nicht lichtet ....

Lloyd-Capitän.

Mit unſeren Mittheilungen über die Trieſter Hafenbauten greifen wir auf das Gebiet des *Seeweſens* über, deſſen hiſtoriſche Entwicklung — ſoweit ſie Oeſterreich-Ungarn und die Adria betrifft — wir in knappen Zügen vorführen möchten. Das maritime Leben der öſterreichiſchen Erblande begann unmittelbar nach jenem denkwürdigen Ereigniß vom 30. September 1382: Der freiwilligen Unterwerfung der Stadt Trieſt unter die Herrſchaft des Herzogs Leopold III..... Oeſterreich, bisher ein Binnenſtaat, erſtreckte ſich zum erſtenmale bis ans Meer, womit eine neue Epoche des nachmals ſo mächtigen mitteleuropäiſchen Staates beginnt.

Digitized by Google

Daß die ersten maritimen Bestrebungen und Erfolge sehr bescheidener Natur waren, liegt auf der Hand. In der Adria herrschte das mächtige Venedig, und mehr als einmal erschienen die Geschwader der Republik im Golfe von Triest (in Muggia hatte sie ohnedies an der Neige des XIV. Jahrhunderts festen Fuß gefaßt), riß die Stadt an sich, um sie wieder zu verlieren, und so fort durch eine Reihe von vielen Jahrzehnten: Ereignisse, welche die Begründung, geschweige die Entwicklung, des österreichischen Seewesens vollständig vereitelten. Dazu kamen noch die Piraten-Umtriebe der Uskoken, welche zwar meist nur gegen die türkischen und venetianischen Schiffe ihre Unternehmungen richteten, dabei aber dem Handel an sich großen Schaden zufügten.

Diese Zeit der Bedrängniß erhielt ihren vorläufigen Abschluß unter der Regierung Kaiser Karl's VI., der mittelst Patent vom 2. Juni 1717 die freie Schifffahrt auf dem Adriatischen Meere decretirte, und zwei Jahre später (Patent vom 18. März 1719) Triest und Fiume zu Freihäfen erklärte. Gleichzeitig war der Monarch darauf bedacht eine Reichsflotte zu schaffen, die absolut nöthig war, um das begonnene Werk auch nach außen zu vertreten, d. h. die Schifffahrt und den Handel zu schützen. Den Stock der ersten österreichischen Flotte bildeten die drei Linienschiffe »San Carlo«, »Santa Elisabetta« und »San Michele«, welche aus Neapel (das damals österreichisch war) bezogen wurden. Gleichzeitig entstanden in Triest und Porto-Ré die ersten Schiffswerften, auf denen weitere drei Linienschiffe, dann mehrere Fregatten und eine größere Anzahl von Fahrzeugen geringeren Ranges gebaut und in Dienst gestellt wurden. Der Anfang war also immerhin bemerkenswerth. Mit der neuen stattlichen Flotte konnte dem Terrorismus der venetianischen Republik entgegengetreten und dem Handel ausgiebigster Schutz zu Theil werden.

Das Freihafen-Patent Karl's VI. ist sehr bemerkenswerth, der Rechtsauffassung wegen, die neuerdings in dieser Frage sich bemerkbar macht. In einem Abschnitte des betreffenden Patentes heißt es deutlich: »Die am Adriatischen Meere liegenden Städte Triest und Fiume werden derzeit (!) zu Freihäfen (porti franchi) erklärt, in welchen die fremden Kaufleute künftig mit größerem Nutzen aus erster Hand Waaren erlangen können, welche sie sonst in den Erbländern aus zweiter, dritter, vierter oder fünfter Hand

kaufen müſſen« .... Es war alſo ein urſprünglich nur auf die Entrepots beſchränktes Recht, das erſt im Laufe der Zeit jene Erweiterung fand, welche heute das ſogenannte »hiſtoriſche« Freihafenrecht Trieſts ausmacht. Die Abſicht des Kaiſers Karl VI. ging in erſter Linie dahin, den Handel mit einheimiſchen Erzeugniſſen zu heben, ausländiſches Capital und Unternehmen ins Land zu ziehen und Jedermann zu ermöglichen, Induſtrie-Etabliſſements unter Zuſicherung beſonderer Vorrechte in's Leben zu rufen. Es war alſo eine Handelspolitik im großen Style, welche in erſter Linie das Reichswohl vor Augen hatte, nicht aber das ganz ſpecielle Intereſſe der Stadt Trieſt, wie nachmals die Auffaſſung unter den Handeltreibenden der letzteren ſich geltend machte. Unter den Trieſtinern füllte bald der Particularismus und der engherzige Local-Patriotismus, wenn nicht vollends egoiſtiſches Streben nach Erwerb, alle Strebungen aus, und dabei iſt es bis auf den Tag geblieben .... »Alles für Trieſt, nichts für das Hinterland!« war und blieb das Schlagwort jener Krämerpolitik. Schon der Gründung der erſten Induſtrie- und Handelsgeſellſchaft unter Karl VI. legten die Trieſtiner alle erdenklichen Hinderniſſe in den Weg, die thatſächlich den Untergang des Unternehmens herbeiführten.

Verderbliche Einflüſſe ſolcher Art machten ſich alsbald im bedauerlichen Grade fühlbar. Schon zwanzig Jahre nach jenem Freihafen-Patent ſtockten Handel und Wandel, gab es keinen Unternehmungsgeiſt mehr. Im Jahre 1737 trug ſich die beſchämende Thatſache zu, daß Oeſterreich ſeine großen Vollſchiffe der venetianiſchen Republik zum Kaufe antrug. Das Anerbieten wurde abgewieſen und nun blieben die Fahrzeuge abgetakelt im Trieſter Hafen liegen, bis ſie verfaulten. Damals ſank der »San Carlo« infolge eines Lecks auf der Rhede und über ſeinen Trümmern erhob ſich der große Molo gleichen Namens .... Die Verhältniſſe beſſerten ſich nur wenig unter der Kaiſerin Maria Thereſia, die trotz der Ungunſt der Verhältniſſe ihr Augenmerk ununterbrochen auf die Entwicklung des Seehandels und des Seeweſens im Allgemeinen gerichtet hatte. Erſt unter Joſef II. kamen die Beſtrebungen in ein beſſeres Fahrwaſſer ....

Im Arſenal-Muſeum zu Pola befindet ſich unter zahlreichen, höchſt intereſſanten Gegenſtänden, welche die öſterreichiſche Kriegsmarine, ihre Entwicklungsgeſchichte, Kriegsthaten, Orlogſchiffe älteren und neueren Datums

betreffen, auch das Bugbild der Corvette »Carolina«. Es war das zweite Schiff der öſterreichiſchen Marine, welches nach Oſtindien geſteuert war. Dieſe Unternehmung fällt in das Jahr 1820 .... Zwiſchen ihr und der erſten, welche in die Zeit Kaiſer Joſef's zurückreicht, liegt ein Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren. Es hat ſonach den Anſchein, daß die ſtolzen Hoffnungen, welche von jenem edlen Monarchen, dem die fortſchrittliche Entwicklung ſeines Reiches ſo ſehr am Herzen lag, hinſichtlich der anzubahnenden Handelsbeziehungen mit fernen Erdtheilen eheſten in Trümmer gingen.

Börſeplatz in Trieſt.

Der Anfang zu den überſeeiſchen Unternehmungen, wie ſie Kaiſer Joſef plante und zum Theile auch ausführte, barg allerdings enorme Schwierigkeiten, erwägt man, daß vor Joſef II. die öſterreichiſche Kriegsmarine kaum dem Namen nach beſtand. Kam es zwiſchen dem Kaiſerhauſe und den ſüdlichen Nachbaren zum Kriege, ſo wurde eine entſprechende Anzahl von Handelsſchiffen zu Kriegszwecken ausgerüſtet, beſtückt und bemannt, und hauptſächlich

Digitized by Google

mit der Aufgabe betraut, den Handel zu ſchützen und die heimatlichen Küſten gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Eines offenſiven Charakters entbehrte eine ſolcher Art improviſirte Kriegsflotte ganz und gar. Einen ſo aggreſſiv vorgehenden Geiſt, wie wir ihn in der Perſönlichkeit Joſef's II. verkörpert finden, konnte aber die klägliche Rolle, welche bis dahin die öſterreichiſche Kriegsmarine geſpielt hatte, kaum ſonderlich erbauen. Der erſte Schritt mußte geſchehen, und er geſchah, indem eine permanente Kriegsflotte geſchaffen, d. h. Schiffe eigens zu militäriſch-maritimen Zwecken in Dienſt geſtellt und mit einer eigenen Flagge beſchenkt wurden. Seitdem hat ſich die roth-weiß-rothe Orlogflagge der k. k. Seemacht in allen Meeren, und ſelbſt in den entlegenſten Continenten eine achtunggebietende Stellung und die ungetheilte Anerkennung aller ſeefahrenden Nationen errungen.

Die erſte überſeeiſche Unternehmung Oeſterreichs muthet in unſerer raſch lebenden, den ganzen Erdball mit einem engmaſchigen Verkehrsnetze umſpannenden Zeit faſt märchenhaft an; es war eine Robinſonnade, welche viele Jahre währte, die mit unbeſtreitbarer Energie in Angriff genommen wurde, ſchließlich aber gleichwohl kläglich ſcheiterte. Man wollte damals eine Aufgabe mit dem Aufwand der denkbar geringſten Machtmittel löſen und noch obendrein in ſo entlegenen Erdräumen, wie der bengaliſche Golf und die Inſel Madagascar. In dem Joſephiniſchen Plane, den Handel Trieſts mit den Emporien Indiens, Chinas, Perſiens und Oſt-Afrikas in directe Beziehungen zu bringen, ſteckt unverkennbar ein verwandtſchaftliches Moment mit den großartigen Strebungen Alexander's von Macedonien, des unvergleichlichen Eroberers, dem der militäriſche Triumph niemals genügte, und der das Schwert nur als den gewaltigen Bahnbrecher anſah, dem Handel und friedlicher Weltverkehr auf dem Fuße folgten.

Es war zu Beginn der Siebziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die roth-weiß-rothe Kriegsflagge zum erſtenmale im Hafen von Fiume flatterte. Kurz darnach wußte der Holländer Wilhelm Bolts den Kaiſer für das Project einer überſeeiſchen Unternehmung derart zu intereſſiren, daß dieſer den Befehl zum Kaufe und zur Ausrüſtung eines Indienfahrers erfließen ließ. Das Schiff — eine Fregatte — wurde in London käuflich erworben, auf den Namen »Joſef und Thereſia« getauft und ging im

März 1776 unter Commando jenes W. Bolts in See .... Die Expedition hatte keine eigentliche militärische Mission. Gewaltmittel sollten in keinem Falle zur Anwendung gelangen, territoriale Eroberungen nur auf friedlichem Wege gemacht werden. W. Bolts hatte den gemessenen Befehl, »von allen jenen Ländern im Namen des Kaisers Besitz zu ergreifen, die er von den indischen Fürsten überlassen erhalten sollte.«

Es begreift sich unschwer, daß bei der damaligen spärlichen Kenntniß von den geographischen und ethnographischen Verhältnissen der südasiatischen und überhaupt außereuropäischen Welt, der Begriff »indisch« keineswegs ein scharf umschriebener war, und diese Annahme findet man bestätigt, wenn man die Resultate der Expedition in Betracht zieht .... Nach fast einjähriger Seefahrt, die durch Zwischenfälle aller Art erheblich verzögert wurde, lief die österreichische Fregatte einige Häfen von Madagascar an. Bolts gründete hier Factoreien und verließ ehestens wieder die Insel, um seinen Weg nach Indien fortzusetzen. Er kam zunächst nach Malakka, wo er gleichfalls Factoreien gründete, und segelte schließlich nach den Nicobarischen Inseln, von denen er am 1. April 1778, also zwei Jahre und ein Monat nach der Abfahrt von London, im Namen des Kaisers Josef II. Besitz nahm.

Leider sollte das Unternehmen kläglich enden. Alle Herrlichkeiten der Natur konnten die Plagen nicht aufwiegen, die unter diesem sonst so milden Himmel des bengalischen Golfes seit Menschengedenken herrschten. Nur wenige Jahre währte die österreichische Occupation; die Handelsgesellschaft, die man mit so großen Hoffnungen ins Leben gerufen hatte, mußte aufgelöst werden, die gegründete Factorei auf Nangkauri wurde rapid entvölkert, und der Rest der Colonie mußte von dänischen Missionären in Sicherheit gebracht werden, um dieselbe vor dem Untergange zu retten .... Kaiser Josef's Traum sollte aber für Oesterreich nie in Erfüllung gehen, denn noch heute ist es ohne Colonie, ohne Flottenstation oder Factorei in den fernen Erdtheilen, wo Tausende seiner Staatsangehörigen fast ohne Verbindung mit der Heimat leben. Heute aber verfügt die österreichische Kriegsmarine über andere Machtmittel wie vor hundert Jahren, wo die Fregatte »Josef und Maria Theresia« den ganzen Stolz des unternehmungslustigen Kaisers ausmachte.

Es wird nicht zu verkennen ſein, daß auch bei dieſem Mißerfolge die Trieſter ihre Hände im Spiele hatten. Ihren Intriguen war es zunächſt zu verdanken, daß Bolts, der in Trieſt an die Spitze einer Handelsgeſellſchaft getreten war, geſtürzt und entfernt wurde. Man beſtürmte die Regierung, ſich nicht mit Indien, ſondern mit China einzulaſſen, in Trieſt ein Arſenal zu errichten und eine Handelsflotte von Chinafahrern auszurüſten. Für letztere wurde die Regierung um eine Staatsſubvention in der Höhe von ſieben Millionen angegangen. Auch diesmal kam man den Wünſchen der Trieſter entgegen und 1782 wurden ſieben Schiffe ausgerüſtet und nach Oſtaſien abgeſendet. Das Unternehmen machte aber vollſtändig Fiasco.

Das öſterreichiſche Seeweſen kam alſo, wie man ſieht, nicht vom Flecke. Erſt mit dem Jahre 1797, in welchem Oeſterreich laut Beſtimmung der Friedenstractate von Campo Formio in den Beſitz Venetiens, des venetianiſchen Iſtrien und Dalmatiens excluſive Raguſas, ſammt allen dalmatiniſchen Inſeln getreten war, beſſerte ſich mit einem Schlage die Situation. Nun war man im Beſitze des Arſenals von Venedig mit all ſeinen Kriegsfahrzeugen. Die infolge deſſen mit 1. Januar 1798 übernommene venetianiſche Flotte wurde allmählich nach öſterreichiſchen Grundſätzen organiſirt und Erzherzog Karl Ludwig als Kriegs- und Marineminiſter eingeſetzt .... Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, und durch den Frieden von Preßburg ging Alles — Land- und Seebeſitz — wieder verloren. Ja im Jahre 1809 büßte es ſogar Trieſt und das dazu gehörige Küſtengebiet ein, ſo daß Oeſterreich nach fünfthalb Jahrhunderten — wieder ein Binnenſtaat war! Erſt der Sturz Napoleon's und der Pariſer Friede von 1814 machte dieſer demüthigen Situation ein Ende. Oeſterreich kam neuerdings in den Beſitz von Venedig, ſeines Arſenals und einer großen Anzahl von theils alten venetianiſchen, theils neuen italieniſchen Schiffen, wodurch die öſterreichiſche Kriegsmarine ſich zu einer anſehnlichen Macht geſtaltete.

Die nächſte Folge hievon war ein bedeutender Aufſchwung des Handels und des Seeweſens überhaupt. In die nächſte Zeit (1820) fällt die Indienfahrt der »Carolina«, die Züchtigung der marokkaniſchen Piraten (1829), welche öſterreichiſche Handelsſchiffe gekapert hatten, und die militäriſche Expedition nach Saida, letztere im Vereine mit den engliſchen und türkiſchen

Geſchwadern .... Im Jahre 1848 trat noch einmal ein Rückfall ein, da Oeſterreich in dieſem Jahre durch den Abfall Venedigs faſt ſeine ganze Flotte eingebüßt hatte. Damals war die Lloyd-Geſellſchaft bereits gegründet und einer ſeiner Dampfer (die »Cuſtozza«), der zu Kriegszwecken armirt und ausgerüſtet wurde, nahm vor Venedig den Kampf mit ſeinem weit überlegenen Gegner mit Erfolg auf, da es jenem nicht gelang, die Blocade zu brechen.

Nach den Revolutionsjahren trat die dauernde Conſolidirung der Verhältniſſe, die großartige Entwicklung der Kriegsflotte, und die immerhin beachtenswerthe Handelsthätigkeit Trieſts ein .... Heute laufen dieſen Hafen jährlich an 1600 Dampfer und 7000 Schiffe langer Fahrt an, mit einem durchſchnittlichen Import von 140 Millionen und einem Export von 110 Millionen Gulden .... Mittelpunkt des Verkehrs iſt die im Jahre 1833 ins Leben gerufene Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft des öſterreichiſch-ungariſchen Lloyd, die mit ihrer Flotte von 79 Dampfern (Anfang 1881) die Adria und das öſtliche Mittelmeer befährt, indiſche und oſtaſiatiſche und neuerdings auch amerikaniſche Häfen anläuft. Die Geſellſchaft beſitzt ihr eigenes Arſenal, das am Geſtade von San Andrea, in einer ſonnigen, von grünen Hängen umrahmten Bucht liegt und eines der ſehenswertheſten Marine-Etabliſſements der Adria iſt.

Es iſt ein anmuthiger Spaziergang dahin, im Schatten junger Platanen, mit den reizenden Durchblicken nach der gegenüberliegenden Küſte von Muggia und den leuchtenden Villen und Landhäuschen im Gartengrün zur Linken. Wir gelangen zuerſt am Stabilimento tecnico triestino vorüber und ſtehen alsbald vor dem Thore des Etabliſſements, in das man auf Stufen zum Strande hinabgeht. Was uns zunächſt auffällt, iſt das Directions-Gebäude mit ſeinem grünen Mantel von wildem Weinrebengeranke, das ſich über die hellen Kalkquadern ſpannt. Die Arbeitsgebäude und Werkſtätten ſelber machen einen großartigen Eindruck. Faſt zweitauſend Arbeiter zählt hier die Schaar jener modernen Cyklopen, welche den Dampf meiſtern und ſeine Kraft zu den gewaltigſten Leiſtungen ausnützen. Ueberall manifeſtirt ſich regſame Thätigkeit, ſeis in den ungeheuren Räumen der Gußhäuſer, der Maſchinenwerkſtätte, der Schloſſerei, dem Maſchinenſaale, oder auf dem Stapelplatze oder im großen Dock.

Wir durchſchreiten die einzelnen Räume und verfolgen mit wachſendem Intereſſe das Werden jener gewaltigen, comfortablen Fahrzeuge, welche jährlich Tauſende von Reiſenden in entfernte Länder tragen. Hier erdröhnt der Boden von den mächtigen Schlägen des Dampfhammers, der gigantiſche Eiſenblöcke bearbeitet — dort verurſachen die Drehbänke, Dampfbohrer und Dampfhobel, das Surren der Transmiſſionen, das Geklapper der Schloſſer und Keſſelſchmiede eine infernaliſche Muſik, die die Sinne förmlich betäubt. Montirte Maſchinen liegen bereit, um mittelſt des impoſanten Scheerenkrahns, der am Ufer ſteht, in die Maſchinenräume fertiggeſtellter Dampfer verſenkt zu werden. Daneben hantiren Tiſchler und Anſtreicher, Zeichner und Tapezierer, Maler und Modelleure. Selbſt im Freien, wenn wir über die weitläufigen Materialplätze wandeln, verfolgt uns die Gluth der Eſſen, welche aus den Schloten emporſchlägt und der rußige Dunſt, der zur Sonne emporquirlt und ſchließlich über dem ſattblauen Meere verflüchtigt.

Auf den Stapeln lernen wir, inſtructiver als irgendwelche Beſchreibung, oder die trefflichſte bildliche Darſtellung es vermöchte, die Entſtehungsgeſchichte eines großen Poſtdampfers kennen. Vom Legen des Kiels bis zur Aufzimmerung und Montirung tritt jede Detailarbeit klar vor Augen. Die ſtattlichſten Lloydſchiffe — wie »Helios«, »Pandora«, »Meduſa«, »Pollux« u. a. m. — mit einem durchſchnittlichen Deplacement zwiſchen vier- bis fünftauſend Tonnen und darüber, ſind von hier in ihr Element, in die blaue Adria, abgelaſſen worden. An die Gebrechlichkeit alles irdiſchen Seins gemahnt das neben der Werfte placirte Dock, wo die ſtolzen Oceanfahrer von Zeit zu Zeit »in Pflege« übernommen werden, um Schäden, die ſie erlitten, an ihnen gut zu machen, Reinigungen vorzunehmen und den Koloſſen überhaupt jenes ſtattliche Ausſehen wieder zu verleihen, das ſie beſaßen, als ſie ihre erſten Fahrten in die weite Welt vollführten .... Die Dimenſionen des Dockes zeigen, daß wir es hier mit einem hydrotechniſchen Bauwerke hervorragendſter Gattung zu thun haben. Die Länge desſelben beträgt 120·7 Meter, die Breite 22·86, die Tiefe unter dem Meeresſpiegel 6·41 Meter .... Zu dem gleichen Zwecke wie das Dock dient das Slip, welches eine Länge von 241·04, eine Breite von 22·86 und eine Tiefe (unter dem Meeresſpiegel) von 6·41 Meter beſitzt. In beide Objecte

kommen jährlich bei 130 Schiffe behufs Ausbeſſerung, Reinigung und Anſtreichung des Schiffsbodens. Für Neubauten und Reparaturen werden von der Geſellſchaft jährlich bei zwei Millionen Gulden verausgabt.

Es mag bei dieſem Anlaſſe erwähnt werden, daß das Lloydarſenal, in ſeinem dermaligen muſterhaften Zuſtande, eines der hervorragendſten Etabliſſements Oeſterreichs-Ungarns iſt, das nunmehr, von der ausländiſchen Induſtrie gänzlich unabhängig, jede auf den Schiff- und Maſchinenbau einſchlägige Arbeit auszuführen im Stande iſt, und deſſen Einrichtungen auch im Auslande Beifall und Anerkennung gefunden haben. Im letzten Decennium ſind aus dem Lloydarſenale im Ganzen 16 große Eiſenſchiffe mit einem Totaldeplacement von 37.176 Tonnen hervorgegangen. Im Jahre 1881 betrug der Flottenſtand 79 Dampfer .... Das Geſammtareal des Etabliſſements mißt 113.089·2 Quadratmeter; zum Betriebe ſämmtlicher Maſchinen ſind 25 Dampfmotoren vorhanden. Die beiden Motoren für das Slip repräſentiren 110 Pferdekräfte, die drei Motoren für das Dock 140 Pferdekräfte; der Motor für den großen Scheerenkrahn iſt 50 Pferdekräften equivalent.

Landleute aus der Umgebung von Trieſt.

Unter den Hilfsarbeitsmaſchinen zählt man 83 Drehbänke, 22 Hobelmaſchinen, 32 Bohrer, 10 Schraubenſchneidmaſchinen, 1 Metallſäge, 18 Stoß- und Schneidemaſchinen, 2 Nuthſtoßmaſchinen, 14 Holzbearbeitungsmaſchinen, 2 Nietmaſchinen, 13 Schleifapparate, 7 Ventilatoren, 22 Hilfsarbeitsmaſchinen für verſchiedene Zwecke und 4 Dampfhämmer zum Bearbeiten von Schmiedeſtücken bis zu einem Gewichte von 40.000 Kilo.

Ein Oſtindienfahrer des Lloyd.

Es iſt begreiflich, daß der Materialienverbrauch in einem Etabliſſement von der beſchriebenen Ausdehnung und Leiſtungsfähigkeit, ein ganz enormer iſt. Und dieſe Materialien ſind, mit Ausnahme der eiſernen Dampfkeſſelrohre und der eiſernen Querbalken für Schiffe, durchwegs öſterreichiſcher

Provenienz. Für den Bedarf des Arsenals werden jährlich bezogen: 500 Cubikmeter Eichenholz (aus Steiermark und Istrien), 970 Cubikmeter Fichtenholz (aus Steiermark), 570 Cubikmeter Lärchenholz (aus Kärnten), 2000 Cubikmeter Tannenholz (aus Krain und Steiermark), 20 Cubikmeter Buchenholz (aus Istrien); ferner 12 Tonnen Kupfer (aus Ungarn), 2300 Tonnen Eisen und Stahl (aus Steiermark), 5 Tonnen Zinn und 15 Tonnen Messing und Münzmetall (beides aus Steiermark), 40 Tonnen Blei (aus Kärnten); schließlich Taue, Hanffabrikate, Talg, Oele, Farbwaaren und Theer in einer Gesammtmenge von 717 Tonnen (aus Triest, Dalmatien, Kärnten und Krain) und 100.000 Meter Segelleinen (aus Mähren).

Als Verkehrsinstitut genießt die Dampfschifffahrts-Gesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd mit Recht den Ruf, seit seinem Bestande Außergewöhnliches geleistet zu haben. Zwar fehlt es nicht an Stimmen, welche die Ziele und Leistungen des Unternehmens weniger hoch anschlagen möchten; man darf aber nicht außer Acht lassen, daß Oesterreich-Ungarn kein maritimer Staat in jenem Sinne ist, wie etwa England, Frankreich und Italien, und daß im Hinterlande selbst auf maßgebender Seite das Interesse für Seewesen und Seeverkehr fehlt, wodurch sich der schädliche Rückschlag auf das Unternehmen von selbst ergiebt. Auch die Subsidien, welche die Gesellschaft vom Staate bezieht, stellen sich weit niedriger, als bei ähnlichen ausländischen Instituten. Im Jahre 1875 beliefen sich, bei einem Gesellschaftscapital von 18,929.311 fl., die Einnahmen (ohne Subvention) auf 8,449.257 fl., die Ausgaben aber auf 9,479.959 fl. Die von den Schiffen durchlaufene Meilenzahl betrug 1,296.698. An Subvention erhielt die Gesellschaft im Ganzen 1,980.000 fl., also per Meile 1·56. In derselben Zeit stellte sich bei den »Messageries Maritimes« der Subsidienantheil per Meile auf 2·53, bei der »Peninsular and Oriental St. C.« vollends auf 3·63 fl. . . . . Daraus resultirt für den Lloyd ein Percentualantheil der Subvention an den Totaleinnahmen (Subvention einbegriffen) in der Höhe von 19 Percent, bei den »Messageries Maritimes« 22½ Percent, bei der »Peninsular and Oriental St. C.« 25¾ Percent. Wäre also den beiden ausländischen Gesellschaften ihre Subvention nach gleichem Maßstabe

zugemessen worden, wie dem Lloyd, nämlich 1·56 per Meile, so hätten dieselben für den betreffenden Meilendurchlauf (1,823.805 respective 1,483.404) bekommen müssen: die »Messageries Maritimes« anstatt 4,621.420 fl. nur 2,845.285 fl., somit 1,776.285 fl. weniger; die »Peninsular and Oriental St. C.« anstatt 5,390.000 fl. nur 2,314.000 fl., somit 3,076.000 fl. weniger. Daraus geht klar hervor, daß ihre Interessen und Dividenden-Zahlung nur durch das Plus an Subvention ermöglicht wurde, ohne welches ihr Betrieb sogar noch ein Deficit ergeben hätte .... Umgekehrt hätte der Lloyd bei Anrechnung der Subvention von 2·53 und 3·63 für seinen Meilendurchlauf von 1,296.698 zu bekommen gehabt: 3,286.645 fl anstatt 1,980.000 fl., somit 1,300.645 fl. mehr; respective 4,707.013 fl. anstatt 1,980.000 fl., somit 2,727.013 fl. mehr — Beträge, die er zur Entrichtung von Interessen und Dividenden, anstatt der thatsächlich bezahlten 857.000 fl. hätte verwenden können.

Für die Staatssubvention ist der Lloyd verhalten: zur unentgeltlichen Beförderung der Briefpost auf allen durch ihn unterhaltenen, gleichwohl ob vertragsmäßigen, oder rein mercantilen Fahrten, einschließlich der umfangreichen Amtscorrespondenz, welche von inländischen Behörden im Verkehre mit Istrien, Dalmatien u. s. w., dann mit dem Auslande und dort von den Consularämtern untereinander und mit fremden Behörden unterhalten wird; ferner zur unentgeltlichen Beförderung der amtlichen Fahrpostsendungen nach und von in- und ausländischen Hafenplätzen (exclusive Assecuranzgebühr); zur Besorgung des Postdienstes durch die an den verschiedenen Lloydstationen aufgestellten Agentien, insoferne nicht effective Postbeamte für diesen Dienst bestellt sind, welche Bestellung in allen jenen Stationen für den Staat mit beträchtlichen Auslagen verbunden wäre; zur unentgeltlichen Beförderung der Beamten der Schiffs-Postämter oder der die Fahrt begleitenden Postbediensteten. Die aus den ersten drei Verpflichtungen der Postverwaltung erwachsenden Einnahmen (beziehungsweise ersparten Auslagen) betragen mindestens 500.000 fl.

Zu diesen postalischen Leistungen kommen ferner jene, welche die Gesellschaft bezüglich der gänzlich oder theilweise gebührenfreien Beförderung und Verpflegung heimischer Seeleute, mittelloser Staatsangehörigen und anderer

Classen von Reisenden (Civil- und Militärbedienstete, Missionäre, Ordensgeistliche) obliegen, und welche einem Geldäquivalent von ungefähr 100.000 fl. gleichkommen; dann sind des weiteren in Anschlag zu bringen circa 500.000 fl., die der Lloyd für Steuern und Hafengebühren alljährlich zu entrichten hat. Es sind sonach ungefähr 1,100.000 fl., die der Staatscasse sozusagen wieder zufließen, so daß sich die Ausgabe unter dem Titel der Lloyd-Subvention faktisch auf blos 800.000 fl. reducirt.

In der Regierungsvorlage, betreffend den Postvertrag vom Jahre 1871, wurde das politische Moment sehr treffend also gekennzeichnet: »Die österreichisch-ungarische Monarchie ist der naturgemäße Vertreter der Interessen mitteleuropäischer Cultur und Einflusses in der Levante, und nicht das unbedeutendste Ferment dieser Stellung ist das über die dortigen Gewässer und Landstriche ausgebreitete, wohlorganisirte Netz nationaler Schifffahrtslinien und Schifffahrtsagentien, dessen Erhaltung der Staat dadurch ermöglicht, daß er dem, den Seepostendienst versehenden Unternehmen seine Stütze leiht« .... Dennoch ist es im Binnenlande nichts seltenes, daß man mit einer gewissen Geringschätzung vom Lloyd spricht, ihm den Vorwurf der Energielosigkeit macht und wohl auch die Beschuldigung laut werden läßt, daß die Gesellschaft ihren unmittelbaren Vortheil selbst über den Patriotismus setzt. Da wir nicht berufen sind, uns zum Anwalt des Lloyd aufzuwerfen, constatiren wir nur die Thatsache, daß derselbe — trotz des im Binnenlande weit verbreiteten Glaubens von der geringen Beachtung, welche man ihm dortselbst schenkt — mit circa 1430 Firmen der Monarchie, Deutschlands und der Schweiz in regelmäßigem, geschäftlichem Verkehre steht, von welcher Zahl auf Oesterreich-Ungarn 515 Firmen entfallen, hiervon 322 auf die Centren der heimischen Gewerbsthätigkeit Wien, Budapest, Prag, Brünn und Graz.

Der 36jährige Durchschnittswerth der Lloydflotte beziffert sich auf circa acht Millionen Gulden. (Im Jahre 1875 betrug dieser Werth für das betreffende Jahr über dreizehn Millionen.) Mit jenem Werthe alle jene Schäden verglichen, die der Lloyd seit seinem Bestande am eigenen Schiffsparke durch Totalverlust und Havarien, in Folge Strandung, Collision u. s. w. erlitten hat, resultirt ein durchschnittlicher Jahresverlust von 16.000 fl. oder

1/5 Percent, gegen 4 1/2 Percent aller in den Jahren 1872, 1873 und 1874 zu Grunde gegangenen Dampfer (623), die die Liſten der »Veritas« aufführen. Vom Jahre 1860 bis 1875, alſo in ſechzehn Jahren, wurde auf Baarſchaft, Werthſachen und Waaren, die mit Lloyddampfern zur Verſchiffung gelangten, eine Aſſecuranzſumme von 970,621.845 fl. bei der Geſellſchaft gedeckt. Die Schäden in Folge jeder Art von Seeunfällen, für welche die Verantwortlichkeit der Verſicherer überhaupt engagirt iſt, betrugen aber nur 118.578 fl., d. i. wenig mehr als 1 : 10.000!

Dieſe Ziffern ſind wohl ein unumſtößlicher Beweis für die Tüchtigkeit der Lloydcapitäne und der im Dienſte der Geſellſchaft herangebildeten Organe und Mannſchaften. Auf der geſammten Flotte ſind 200 Mercantil-Capitäne, 200 Maſchiniſten und circa 2000 Matroſen angeſtellt. Von den 10 Millionen Paſſagieren, die der Lloyd ſeit ſeinem Beſtande befördert hat, iſt bisher nicht ein einziger durch ſein mittelbares oder unmittelbares Verſchulden an Leib und Leben zu Schaden gekommen — eine Thatſache, die im Seeverkehre der ganzen Welt ſich nicht wiederholt .... Eine Abtheilung, deren Leiſtungsfähigkeit noch rühmend erwähnt werden muß, iſt die Verpflegsabtheilung des Lloyd, welche jährlich für die Beköſtigung von circa 900.000 Perſonen an Bord der Lloyddampfer zu ſorgen hat. Hiervon ſind etwa 300.000 beförderte Reiſende. Die Höhe der in einem Jahre beförderten Güter ſchwankt zwiſchen 7 und 8 Millionen Centner.

* * *

Von San Andrea aus zieht es den Wanderer unwillkürlich nach dem nahen iſtriſchen Geſtade — d. i. nach Muggia und ſeiner Umgebung. Gewöhnlich kreuzt man die kleine Bucht, an Servola vorüber, und landet unter den Vorhügeln, welche ſo reizvoll die weite Bucht im Süden umrahmen. Größeren landſchaftlichen Genuß bietet aber eine Fahrt zu Lande über das Hügelgelände von Servolo in's Roſandra-Thal hinab, deſſen Quelle bereits auf dem Tſchitſchenboden liegt. Der ſteile Weſtrand desſelben iſt es denn auch, der das flache Geſtadeland — das Oſtende der Bucht von Muggia — majeſtätiſch überragt. Eine graue Felskrone bräut in die Tiefe. Uralte Burgen, wie: San Servolo, Osgo, Cernical u. ſ. w., kleben wie Geierhorſte daran. Dieſe Felskrone präſentirt ſich beſonders günſtig, wenn die Morgen-

ſonne ihre purpurne Lohe über die Zinnen und Zacken in die Tiefen ergießt, ſo daß die Ortſchaften in dieſen wie heller Schmuck auf grauem Sammetgrunde funkeln.

Die hervorragendſte dieſer Ortſchaften iſt Dollina, bereits am Hange des Gebirgsrandes gelegen. Von dort ſteigt man zu den maleriſchen Trümmern der uralten Servolo-Burg empor, die im Mittelalter alles Land im Umkreiſe beherrſchte. Selbſt dem mächtigen Venedig und dem aufſtrebenden Trieſt durfte ſie trotzen. Den Namen hat ſie von dem halb mythiſchen »Servolo«, der in einer Grotte nebenan ein beſchauliches Einſiedlerleben führte und als Schutzheiliger Trieſts ſtarb. Zu ſeinem Altar, der in der Grottentiefe ſteht, drängen am 24. Mai nach wie vor fromme Wallfahrer. Für den Profanen aber hat das ungemein großartige Panorama, das man von San Servolo aus mit den Blicken umfaßt, weit mehr Werth, als jene Legende. Das Berggewoge Iſtriens, die iriſirende, hellblaue, von unzähligen weißen Segeln unterbrochene Meeresfläche bis zum fernen Lagunengeſtade Aquilejas, der Kranz blaßblauer Alpenhöhen mit dem ab und zu darauf flimmernden Schneeſilber, ſowie der grüne Vegetationsgürtel am Trieſter Golf: das Alles drängt in den weitläufigen Rahmen des Bildes herein, mannigfach wechſelnd in Formen und Farben.

Schwer reißen wir uns von dieſem Bilde los und ſteigen in die Strandebene hinab. Zunächſt am Wege liegt Zaule, wo ſich einſt eine Salinenwirthſchaft befand, die die Venetianer zerſtörten. Die Bucht von Muggia verengt ſich hier zu einem winzigen kleinen Becken mit flachen Ufern. Bis Muggia ſelbſt geht es eine ſchwache Stunde hart am Meere — ein Spaziergang, der namentlich im Frühling oder Herbſt ungemein erquickend iſt. Der grüne Abhang, der auf uns herabſieht, würde einem italieniſchen See zur Zierde gereichen. Auf einer Stelle dieſes Abhanges — man nennt den »Berg« del Lauro — ſtand das ältere Muggia, das die Genueſen im Jahre 1354 vom Erdboden hinwegfegten. Was wir alſo von dem heutigen Muggia ſehen iſt nicht viel über ein halbes Jahrtauſend alt. Dennoch macht das Städtchen einen alterthümlicheren und ehrwürdigeren Eindruck als irgend eine andere Küſtenſtadt Iſtriens — Pirano vielleicht ausgenommen. Der Localton iſt übrigens ganz und gar venetianiſch. An die Lagunenſtadt

erinnert die ganze Stadtanlage, erinnern die verwitterten Gebäude, gemahnt der primitiv dargeſtellte Marcuslöwe auf dem Amtsgebäude. Auch Typus und Tracht der Fiſcher von Muggia weiſen auf das Weſtgeſtade der Adria.

Hat man ſich durch die engen Gaſſen von Muggia hindurchgewunden, ſo ladet das liebliche Geſtade zu weiterer Wanderung. Dieſelbe erſcheint ohnedies geboten, denn eine ſchwache halbe Stunde im Weſten des Städtchens liegt San Rocco mit dem großartigen Etabliſſement Strudthoff, die Geburtsſtätte der ſtolzen Panzerſchiffe der öſterreichiſch-ungariſchen Kriegsmarine. Die Arbeitercolonie, die zu Zeiten ſehr zahlreich iſt, beſitzt hier ein von der Unternehmung geſchaffenes ſehr comfortables Heim und ihre eigene Kirche, die lange Zeit hindurch verödet blieb und dem Verfalle preisgegeben war.

Die Perle dieſes Geſtades iſt die »Villa Zindis« des vielgewanderten, durch die Herausgabe zahlreicher prächtiger Reiſewerke bekannten Erzherzogs Ludwig Salvator. Nichts Schöneres als dieſes Fürſtenheim auf luftiger Höhe, im Angeſichte des von Villen und Landhäuschen dicht beſetzten Trieſter Küſtenabhanges, mit dem Ausblicke auf das Meer, das ringsum ins Land hereindrängt und eine Reihe der maleriſchſten Buchten bildet. Wenn die Sonne in dieſen ſtillen Buchten funkelt und Lorbeerroſen im immergrünen Blattwerke glühen, läßt ſich hier manche Stunde ſüß verträumen. Es iſt ein immerwährendes Bewundern und Schauen der nie verblaſſenden Reize des anmuthigen Golfes .... Und dieſer ſelbſt hat eine reizende Landmarke — das hell ſchimmernde Miramar, fern im Nordweſten.

Dahin zieht es uns und mit ihm wollen wir das Bild von Trieſt beſchließen. Ein Kahn trägt uns von Punta Sottile mit gleichmäßigem Ruderſchlage hinüber. Servola, San Andrea, zuletzt Trieſt: ſie alle ſcheinen aus dem azurklaren, jedes Object in zauberhafter Spiegelung wiedergebenden Meere emporzutauchen, wie jener Palaſt Kühleborns in der Opern-Feerie »Undine« von Lortzing aus dem ſchilfdurchwucherten Märchenſee .... Es iſt ein Bild, wie aus Licht und Duft gewoben. Die See iſt ruhig wie ein entſchlummertes Herz. Lautlos ſchweben auf ihrem Spiegel Segel wie ſtolze Schwäne, oder es ragt die gelbe Schwinge einer Chiozzoten-Barke wie ein Geiſterfittich über dem ſilbergrauen Horizont. Tief im dunklen Firmament

zerrinnen weiße »Schäfchen« im lauen Südwinde, bis ihre von der Sonne vergoldeten Franſen gleich duftigen Flocken verflüchtigen. Ueber Allem aber ſchwebt ein mächtiger Seeadler, wie ein Gedanke in der Unendlichkeit .... Vom Geſtade herüber grüßt ein grünes ſaftiges Gelände, mit grellen Sonnenflecken dazwiſchen, und dunklen Laubgängen, in denen rothe Kamelien verglühen. Es iſt ein Stimmungsbild ſo paradieſesheiter, das ſich am beſten durch Bürger's herrliche Verſe wiedergeben läßt:

Partie bei Bortolo.

»Wonne weht von Wald und Hügel,
Weht von Flur und Wieſenplan,
Weht vom glatten Waſſerſpiegel —
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.« — — —

Zwiſchen dem Silber der Meerfluth und dem Grün des Küſtenrandes ſchiebt ſich die helle Couliſſe des Kaiſerſchloſſes — ein zwiſchen Waſſer, Luft und Gartengrün in der ſüdlichen Karſtöde doppelt maleriſcher Bau. Dieſer Anblick iſt überraſchend ſchön. Es giebt aber einen zweiten, der dieſem kaum nachſtehen dürfte. Von der Halteſtelle der Südbahn geht es in einen weitläufigen Park hinab, der von hellen Kieswegen durchädert iſt, und wo ein Laubdom an den andern ſchließt .... Und das Wunder nimmt ſeinen Anfang. Dem Beſucher dünkt, als habe ſein Fuß eine fremdartige Welt betreten, wo Genien ihres Amtes walten und friedliche Elementargeiſter den Zauber vom verwunſchenen Märchenſchloſſe weben. Alsbald verliert ſich der Pfad unter ſchwülen, von Sonnen-

Digitized by Google

ſunken durchzitterten Blätterkuppeln. Im hellen Geſtrüpp, wo blaue Blüthenkolben dunkeln, ſchlägt die Droſſel. Raſch iſt das Dickicht durchbrochen, an das ein Zickzackpfad ſchließt, den dichtes Aſtwerk überſchattet. Man hält an einer dämmerigen Grotte ſtille, legt dann einen künſtlichen Tunnel zurück und tritt an den Rand der Lehne, wo ſie nach der Schloßterraſſe hin verläuft.

Arbeitscabinet im Schloſſe Miramar.

Der Anblick des im normanniſchen Styl aufgeführten Gebäudes mit ſeinen Dachterraſſen, Zinnen und dem maſſigen Thurme iſt überraſchend. Zwiſchen dem Rahmen immergrüner Vegetation blinken hohe weiße Mauerfluchten: die Silbernebel der See ſchweben an der Terraſſenmauer empor, um im blaßblauen Dufte des Waldhanges zu zerfließen. Hier wuchert allenthalben Fächerpalmengeſtrüpp zur Seite traulicher Niſchen und dämmeriger Lauben; dann betritt man die erſte Terraſſe und erreicht das Schloßportal .... Geht hier auch der unvergleichliche Ausblick aufs Meer und

Digitized by Google

die weite Küſtenlandſchaft verloren, ſo iſt gleichwohl die farbenſatte Scenerie, die ſich vom Schloßportal bis zum Steilabfall der Küſte entfaltet, von unbeſchreiblichem Reize. Zwei in Terraſſen aufgeführte Gartenparterres trennen an der Nordſeite des kleinen Schloßhafens die beiden hügeligen Parkpartien und ſchließen im Hintergrunde mit einem rebenüberwucherten Gartenkiosk ab. Die untere Terraſſe wird vom Meere beſpült und ſteht zur Landungstreppe im rechten Winkel. Hinter dieſer ziert eine geſchmackvolle Escarpemauer die Schloßterraſſe, von der zwei ſteinerne Treppen hinabgeleiten, und zwar in einen Vorraum, der geräumig genug iſt, um eine größere Geſellſchaft aufnehmen zu können.

Auf dieſer Seite des Schloſſes iſt ein Theil des auf der Seeſeite laufenden Rundganges galerieartig abgeſchloſſen, und hier läßt ſich's gut weilen. Vor dem Beſchauer der reichformige Küſtenſtrich mit den vielen blinkenden Landhäuschen daran. Helle Segel tauchen am Horizonte empor, indeß ſilberne Bögen an den Felsrippen auszittern, an denen ſich die leiſe Brandung bricht. Im Gezweig iſt's ſtille. Aus der Ferne durchzittert leiſer Vogelſang melodiſch die Einſamkeit. Die weißen Parkwege zur Linken verlieren ſich im Dickicht, das den nördlichen Hügel umgürtet, und im Sonnenbrande glühen die Erzfiguren der oberen Terraſſe ſeltſam ſtarr und idolenhaft. Vom Strande herauf flüſtern die Wellen und im Myrthengebüſch regt ſich ſchlaftrunken ein girrendes Taubenpaar. Von Zeit zu Zeit ſchießt eine Möve vorüber. Dann neigen ſich die thaufeuchten Kronen, leiſe bewegt vom Windhauche, der von den Höhen des Karſtes herabſtreicht. Farbenprächtig glüht's in den Buchten, in denen die Purpurnebel zerflattern. Jetzt ſchwimmt die Sonne – ein Feuerball im dunſtfreien Luftocean — und die tauſend Blüthenkelche ſchütteln den Morgenthau ab, um das ewige, belebende Licht einzuathmen ....

Wie ſehr der unglückliche Prinz ſeinen Beſitz geliebt hat, erſieht man am beſten, wenn man eine Wanderung durch die verwaiſten Gemächer antritt. Nur ein Geiſt, wie er, nur ſein Schönheitsſinn und ſeine rege Phantaſie, konnten das Alles fertig bringen, was man im Schloſſe Miramar ſieht .... Die Vorhalle, welche uns aufnimmt, iſt ungemein geräumig. Aus ihr geht es empor in die Prachtgemächer des erſten Stockes, in die Kapelle

und in den Billardsaal. Von der anderen Seite des Corridors gelangt man in die engeren kaiserlichen Appartements. Es ist dies zunächst das Bibliothekzimmer, in welchem alle Wände, vom spiegelglatten Boden bis zur Decke mit Bücherschränken aus hellem Holz verdeckt sind. Das hieran schließende Arbeitscabinet ist eine Nachahmung des Interieurs und der Raumverhältnisse jener Coje, welche der Prinz auf der Fregatte »Novara« innehatte. An den beiden Seitenportalen des Bibliothekzimmers stehen je zwei Dichterheroen auf Säulensockeln: Dante und Goethe, Shakespeare und Homer, Marmorbüsten von wunderbarer Schönheit. Nachdem man eine Flucht kleiner, reich ausgestatteter Salons zurückgelegt hat, betritt man wieder den Corridor der ersten Etage, von dem aus die Treppe in das zweite Stockwerk emporführt. Jagd- und originelle Kriegstrophäen schmücken die hellen Wände des ganz und gar prunklosen Stiegenhauses.

Aus dem ehemaligen Tanzsaal ist ein Thronsaal geworden, dessen Gesammtwirkung ungemein großartig ist. Ein farbenprächtiges Wandgemälde — eine Allegorie auf die Herrschergröße und die Macht Kaiser Karl's V. — fällt zunächst auf; dann zierliche Ornamentik, prachtvolles Wand- und Deckengetäfel, welch' letzteres in gegiebelter Tiefe und zwischen einer imposanten Gebälkconstruction von ganz unvergleichlicher Wirkung ist .... Was jedem Besucher des Kaiserschlosses auffällt, ist ein kleines Buen retiro der Kaiserin Charlotte, das ein kleines Museum voll der kostbarsten chinesischen, japanischen und überhaupt orientalischen Kunstgegenstände ist .... In einem anderen Gemache sieht man einen zierlichen Secretär, dessen sich in früherer glücklicherer Zeit die Kaiserin Charlotte bediente. Dieser Secretär war einst das Eigenthum der nicht minder unglücklichen Königin Maria Antoinette. Es hat sonach den Anschein, daß an diesem goldüberladenen Möbelstücke ein schweres Verhängniß haftet.

Wir sind mit unserem Rundgange zu Ende und treten wieder ins Freie. Die Sonne ist eben im Hinabsinken begriffen. Das stahlblaue Meer zieht seine flachen Wellenringe bis weit hinaus, wo Firmament und Fluth in einen harmonischen Farbenton zusammenfließen. Tief im Himmelsraume schweben weiße Flocken und im Laubschatten glimmen Blüthenflammen. Nur der Kies knirscht unter den sachten Tritten, sonst brütet Zauberstille

in dieſem Paradieſe .... In einer ſolchen Stunde mag der Prinz jene poetiſche Inſpiration gehabt haben, die ſich in ſeinem Gedichte »Schloß am Meere« kundthut.

— — — — — — — — — — —

»Still wird's auf weitem Meeresplan
Und rauſchen hört man nur den Kahn,
Der aus dem See zum Blüthenſtrande
Auf phosphorlichtem Wellenrande
Hinfliegt, beſchwingt durch Liebesqual,
Geführt durch fernen Lampenſtrahl.

— — — — — — — — — — —

In Schloſſes Näh' das Fahrzeug hält.
Vom Söller eine Roſe fällt.
Da klingt und ſingt die Woge wieder
Und rauſcht an's Ufer Liebeslieder
Und ſchaukelnd ſpült ſie an den Kahn
Der Roſe Liebespfand heran.« ....

Digitized by Google

Aquileja.

Glockenthurm von Aquileja.

Wer den Zauber des Formen- und Farbenwechſels der Karſthöhen im nördlichſten Winkel der Adria genießen will, der giebt unter allen Routen in ihrem Bereiche der Bahnſtrecke zwiſchen Nabreſina und Trieſt den Vorzug. Nichts iſt wirkungsvoller, die Sinne erquickender, als jenes plötzliche Hereindrängen des ſilbern bethauten mattblauen Meeres in die Felsbuchten des Geſtades, auf deſſen Höhe die Locomotive dahinſauſt. In das dunkle Grün der Cypreſſen und den graugrünen Sammetſchimmer der Olivenkronen webt die Seeſpiegelung ihre wunderbaren Lichteffecte, die noch weſentlich erhöht werden durch das phosphorfahle Leuchten der Kalkklippen, die überall die Pflanzendecke durchbrechen. Die helle Silhouette des

Digitized by Google

vereinſamten Kaiſerſchloſſes Miramar, die ſich zwiſchen Meer und Meer legt, von dem es auf drei Seiten beſpült wird, iſt einer der wirkungsvollſten Ruhepunkte bei dem Ausblicke auf den bergumrahmten Trieſter Golf, in deſſen Hintergrunde die Stadt ſelber in blaßgelben Terraſſenſtreifen das grüne Gehänge hinanklettert .... Iſt es vollends eine Vollmondnacht, die mit ihren blaſſen Lichtwogen dieſes Bild umfluthet, dann iſt des Zaubers kein Ende. Ein Meer von Lichtpunkten zittert in der Ferne aus, wo das grelle Aufblitzen eines Leuchtthurmes die Lage des Emporiums verräth. Die Goldflammen der Strandlichter geben mit dem Silber der Mondſpiegelung eine feenhafte Lichtſchattirung. Dunkel iſt nur das immergrüne Geſtade, der Pflanzenhügel nächſt Miramar, deſſen Lorbeerſtauden mit geſpenſtiſcher Phosphorescenz erglimmen.

Viel nüchterner und entſchieden weniger farbig iſt die Scenerie, welche ſich dem Reiſenden darbietet, der von Nabreſina die entgegengeſetzte Richtung, jene nach Görz einſchlägt. Einen »Nachtzauber« giebt es hier, wo der weite Golf von Monfalcone durchwegs verödete und kaum bewohnte Geſtade beſpült, ſo wenig, wie anregenden Wechſel von Formen und Farben während einer Tagesfahrt. Die pittoreske Doppelburg Duino iſt Alles, was den eintönigen Horizont nach dieſer Seite unterbricht. Gleichwohl hat der Golf von Monfalcone ſeine geheimen Reize, die ſich Demjenigen enthüllen, der in einer Landſchaft neben dem Beſtehenden das Vergangene mit geiſtigem Auge ſieht und mit der ſinnlichen Wahrnehmung die hiſtoriſche Erinnerung verknüpft.

Und hierzu findet ſich gerade in dieſem ſtillen Winkel mehr Anlaß als irgend ſonſtwo an adriatiſchen Geſtaden .... Wenn man die Strecke bis Duino hinter ſich hat, blickt man vom mäßig hohen Bahndamme in eine ſtille Bucht hinab, deren ſumpfige Ränder kein Leben verrathen würden, wenn nicht da oder dort ein einſames Haus und im weiteren Hintergrunde das verwiſchte Bild einer Ortſchaft in den Rahmen hereindrängten. Gerade zu Füßen, dort, wo der Karſthang in eine grünbraune Strandebene übergeht, windet ſich träge der Rumpf eines Fluſſes, der der Küſte entquillt und nach Verlauf einer Viertelſtunde mit dem Meere ſich vermählt .... Es iſt der Timavo, der ſagenreichſte Strom Europas. Wunderbares iſt

an dieſem plötzlichen Hervorbrechen des Gewäſſers aus dem Karſtgebirge nichts daran, und dieſes letztere beſitzt Naturwunder ſolcher Art, die weit überraſchender, weit großartiger ſind. Der Timavo aber hat eine Geſchichte, die die Kleinigkeit von drei Jahrtauſenden zurückreicht, und das will am Ende doch mehr heißen, als alles Prunken mit phänomenalen Erſcheinungen, die andere Grottenflüſſe des Karſt in der Touriſtenwelt berühmt gemacht haben.

Wie der Timavo heute dem Beſchauer ſich darſtellt, iſt er nur ein Schatten ſeiner einſtigen Herrlichkeit. Der ununterrichtete Reiſende läßt ihn gänzlich unbeachtet beiſeite und erquickt ſich an dem unermeßlichen Ausblicke, den man von jener Karſthöhe über das ganze untere Iſonzo-Land bis zu den hehren Wahrzeichen dieſes Gebietes, den Campanilen von Aquileja und Grado, genießt. Für ihn iſt der Bach, der im braunen Sumpffelde vorwärts ſchleicht, eine Lache ohne Intereſſe. Wer aber in der Geſchichte ſattelfeſt iſt, weiß etwas mehr davon. Er wird ſich zunächſt daran erinnern, daß in älteſten Zeiten dieſer öde Strand einen heiligen Hain von prächtigen ſtämmigen Eichen trug, in deren Schatten das Heiligthum des thrakiſchen Diomedes lag. Die Veneter hatten es erbaut, und in deſſen Bereiche ihre edlen Roſſe getummelt. Uralter aſiatiſcher — vielleicht aus dem fernen Paphlagonien bezogener — Göttercultus fand hier eine Heimſtätte. Sicher beſaß der Strom ſelber — als Naturwunder ſeltenſter Art — die Anziehungskraft, um jenen Cultus hier wieder zu beleben. Das Sagendunkel aber, das jene ferne Zeit umwallt, zieht uns weniger an, als die geſtalt- und gehaltvollere Mythe von den Argonauten, deren Geſchick gleichfalls an dieſem Strome haften geblieben war.

Man kennt die Geſchichte von dieſem fabelhaften Zuge. Der vor den Kolchiern fliehende Jaſon war mit ſeinen Gefährten den Iſter hinaufgeſteuert und hierbei, in der Meinung, den Strom dieſes Namens zu verfolgen, in die Save eingefahren. Die neuere Zeit kennt ähnliche Entdeckungsfahrten, die von irrigen Vorausſetzungen ausgehen und erſt mit der Zeit die nothwendige Correctur erfahren. Die Save alſo ward zum Iſter, und als die Argonauten an die Mündung der Laibach gelangten, hielten ſie dieſe für den Hauptſtrom und ſchifften hinauf, bis dorthin, wo jene als

mächtiges Gewäſſer, breit und ſchwellend aus dem Gebirge hervorbricht .... Damit war die »Quelle des Iſter« erreicht. So ſchlechte Geographen aber die Argonauten waren, einleuchten mußte ihnen immerhin, daß ein Fluß, der plötzlich aus undurchforſchbarem unterirdiſchen Bereiche hervorſtrömte, irgend anderswo ſeine Quelle, vielleicht auch noch ein Stück zu Tage tretenden Laufes haben könnte. Sie würden in der That ſolche partielle oberirdiſche Flußläufe gefunden haben, wenn ſie aus dem Laibacher Felde in den Thalkeſſel hinabgeſtiegen wären, in welchem heute der Flußſtumpf der Unz ſich windet, der, wie wohl allgemein bekannt, aus einem Karſtloche hervorſtrömt und in einem anderen Karſtloche wieder verſchwindet. Das dritte »Stück« dieſes merkwürdigen Fluſſes würden ſie endlich bei dem heutigen Adelsberg entdeckt haben, wo die Poik — alſo der Oberlauf der Laibach (beziehungsweiſe der Unz) — im Grottenbereiche verſchwindet.

Die Tradition berichtet nichts von derlei Entdeckungen. Sicher wurden ſie gemacht, ohne überliefert worden zu ſein. Denn welchen Landweg Jaſon und ſeine Gefährten von dem Endpunkte ihrer Waſſerfahrt aus bis zum Meere einſchlugen, iſt reine Vermuthung. Zwar die Tradition berichtet, daß die Argonauten ihr Schiff über Land, alſo über den Karſt ſchleppten und ſchließlich ans Geſtade gelangten, und zwar dort, wo ein mächtiger Strom mit Waſſerſturz und Wogengebrauſe aus dem Gebirge in die See ſich ergoß. Das wäre alſo der Timavus geweſen, der vor Alters, wie wir ſofort ſehen werden, ein bedeutendes, merkwürdiges, von vielen antiken Schriftſtellern bewundertes, beſungenes und beſchriebenes Gewäſſer war, und es bis in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung blieb.

Sollten die Argonauten thatſächlich an den Timavus gelangt ſein, dann frägt es ſich, welches Bewandtniß es mit jener anderen Lesart hat, welche Jaſon und ſein Schiff bis zum fernen Stadtberg von Pinguente in Ober-Iſtrien ziehen läßt, von wo aus er, mit Benützung des dortſelbſt vorüberfließenden Quieto, in See ſtach, alſo bei dem heutigen Cittanuova, zwiſchen Pirano und Rovigno. Ein ſolcher Zug, am Golf von Trieſt vorüber und über das Karſtplateau bis in die, auch heute noch herrlichen Thallandſchaften Ober-Iſtriens, wäre in der That ſo unmöglich nicht, wenn man daran feſthält, daß die pfadſuchenden Argonauten von der Laibach

zur Unz, von ihr zur Poik und dieſer entlang bis zu ihrem Urſprung — fünf Meilen nordöſtlich von Pinguente — gelangten. Von dort iſt's nur eine kurze Strecke bis auf die Plateauhöhe des Tſchitſchenbodens, von deſſen ſüdweſtlichem Rande aus man zum erſtenmale die Adria erblickt. Die nächſte natürliche Etappe iſt das Quieto-Thal, jener tief eingeſenkte, breite Flußlauf, der noch immer der größte in ganz Iſtrien iſt.

Verlaſſen wir das Gebiet der Hypotheſen und kehren wir an die Ufer des Timavo zurück. Wir rücken zu einer näheren Zeitepoche herab, in welcher der Tempel des thrakiſchen Diomedes nicht mehr beſteht. Aber der Eichenhain iſt noch zur Stelle und ſeine heilige Stille birgt den Cultus der argiviſchen und ätoliſchen Hera. Dieſer Cultus war, wie Strabo berichtet, ein Erbe nach den Argonauten. Hochclaſſiſch alſo bleibt dieſe, nun ſo vereinſamte und ſtille Landſchaft immerhin, und ſie gewinnt in dieſem Sinne noch weitere Bedeutung, wenn wir uns auf Virgil berufen, der hier Antenor und ſeine Trojaner verweilen und in der Bucht des Timavus ſogar eine blutige Seeſchlacht den wilden Euganeern liefern läßt. Auch Rom hatte einſt bei dieſem Fluſſe mit Barbaren — den Iſtriern — gerungen.

An hiſtoriſchen Erinnerungen fehlt es alſo gleichfalls nicht. Was uns aber ganz beſonderes Intereſſe ablockt, iſt die Beſchreibung von der Größe und dem Ausſehen des Stromes, wie wir ſie bei zahlreichen antiken Autoren (Virgil, Strabo, Plinius, Livius, Martial, Corn. Nepos u. ſ. w.) nachleſen können. Mit ſieben (oder mehr) ſtarken Quellen trat das Gewäſſer zu Tage, und zwar mit einer Vehemenz, die dem Strome etwas ſchauerlich Großartiges verlieh .... Dieſe Quellen ſind verſiegt und der heutige Timavo iſt ein träger Bach. Seine einſtige Größe und Waſſermaſſe ſoll er dem Umſtande verdankt haben, daß, wie ziemlich ſcharfſinnig nachgewieſen worden iſt, der Iſonzo vor Alters nach Aufnahme der Idria (mit der er eigentlich einen und denſelben Fluß bildete) ſüdlich von Görz, alſo dort, wo ſich die Wippach in den heutigen Iſonzo ergießt, einen See gebildet und denſelben (im Vereine mit der Wippach) geſpeiſt haben ſoll. Der See hatte keinen oberirdiſchen Abfluß, mußte alſo ſeine Waſſermaſſen durch Spalten und unterirdiſche Canäle abgegeben haben, deren Verlauf ſich oberirdiſch mit faſt abſoluter Sicherheit in der Richtung jener Thalſenkung verfolgen läßt, die

von jenem nun trocken liegenden Seebecken in der Richtung zum Timavo verläuft. In späterer Zeit (Freiherr von Czörnig ſetzt beſtimmt das Jahr 585 n. Chr. an) änderte ſich der Oberlauf des Nattiſone, des früheren Hauptſtromes in dieſem Gebiete, indem er auf ſeinem Laufe vom Predil herab (beziehungsweiſe aus dem Trentathale) durch einen Bergſturz verlegt und nach dem Iſonzo abgelenkt wurde. Die verſtärkte Waſſermenge durchbrach dann die Ufer jenes Sees und brach in die Ebene weſtwärts aus, einen neuen Fluß und ein neues Flußſyſtem bildend. Die Abflußlöcher des Sees aber dürften gelegentlich dieſer Kataſtrophe verſtopft worden ſein und der Timavus verlor ſeinen Hauptzufluß.

Heute gilt der Timavo als die zu Tage tretende Mündung des circa fünf Meilen weit unterirdiſch zum Meere ſich durchwindenden Flüßchens Rjeka, das ſüdweſtlich des krainiſchen Schneeberges entſpringt und nach einem beiläufigen oberirdiſchen Laufe von ſechs Meilen in der durch ihre Romantik berühmten Grotte von San Canzian verſchwindet. Man vernimmt das Rauſchen der unterirdiſch fließenden Rjeka an mehreren Punkten, ſo in den Karſtlöchern bei Trebitſch nordöſtlich von Trieſt, und eine Meile öſtlich von dem Punkte, wo der Timavo zu Tage tritt. Die geringe Waſſermenge bedingt die heutige Unbedeutendheit des einſt berühmten, mythenumwobenen Gewäſſers, das durch dreitauſend Jahre in Sage und Geſchichte eine Rolle ſpielte, und als eines der merkwürdigſten Naturwunder des Karſtes alle menſchlichen Schöpfungen, Götterculte und Völkerexiſtenzen überdauert hat.

Veneter, Argonauten, Trojaner und Römer ſind in den Orkus hinabgeſunken, die heiligen Haine des Diomedes und der Hera verſchwunden, die herrlichen Eichenwälder des ihn umgebenden Gebirges als Pilotenroſt nach den venetianiſchen Lagunen gewandert — der Timavo iſt geblieben. Barken befahren ihn bis zum Urſprunge hinauf, der ſubmarin iſt und ſich durch Aufquellen des Meeres zu erkennen giebt. Ein Kirchlein — San Giovanni — einige Mühlen und Häuschen zieren ſeine Ufer, die auch einiges Baumgrün aufweiſen. Sonſt iſt ringsum brauner Sumpfboden, von ſchillernden Waſſerläufen durchädert. Ueber dem ſonnigen Golfe von Monfalcone ſchweben Weihen und Möven und der goldene Dunſtſchleier zieht ſich weit hinaus

in verdämmernde Ferne, wo die Campanilen von Aquileja und Grado über die Waſſer aufragen.

Namentlich reizvoll iſt dieſe Landſchaft, wenn man von erhöhtem Punkte aus mit dem Anblicke des träge dahinſchleichenden Timavo gleichzeitig jenen der Burg Duino — das Tybein des Mittelalters — genießt. Dort ſtand vor Alters ein römiſches Caſtell (Pucinum) und gedieh ein trefflicher, weit berühmter Wein, der die Gaumen der Kaiſer und Kaiſerinnen und minder ausgezeichneter Sterblichen erquickte. Die braunen Mauerzacken, welche hart über der See emporträuen, ſind die Reſte des älteren Schloſſes, in denen die Grafen von Tybein hauſten, die mitunter wohl auch arge Wegelagerer und Raubritter waren. Der ſtolze Neubau auf der höheren Küſtenſtufe datirt aus den letzten Jahren des XIV. Jahrhunderts. Er iſt dem Römerthum auf die Schultern geſtiegen, denn von den Fundamenten iſt vieles antik ....

Gleich Miramar iſt Duino heute eine Seewarte, von deren Gemächern aus man alles claſſiſche Land von Aquileja bis zu den Küſtenbergen von Iſtrien umfaßt. Eine kunſtſinnige Fürſtin — Thereſe Hohenlohe-Oettingen — waltet als friedliche Fee darinnen, und die Natur kommt ihr mit ihrem Pflanzenſchmucke zu Hilfe. Glanz, landſchaftliche Romantik und idylliſche Behaglichkeit vollenden den Zauber dieſes Fürſtenheimes. Zwar der Timavo drüben, in deſſen Bucht man hinabſieht, rauſcht und donnert nicht mehr, wie zu Virgil's Zeit; er iſt ein trüber Geſelle geworden, gleichſam als ſollte er die altersgraue, mehrtauſendjährige Geſchichte repräſentiren, die ſich an dieſer Küſte abgeſpielt hat, ſelber ein Zeuge uralter Mythen, die an ihm und ſeinem Namen haften geblieben ſind .... Ein Zauber aber iſt geblieben: das tiefblaue Meer, das Duino und Timavobucht ſonnenheiter umſchlingt ....

Genau halbwegs der Bahnſtrecke Nabreſina-Görz liegt die Station Ronchi. Der Ort ſelber, ſtattlich durch ſeine Häuſerzahl und Ausdehnung, rückt eine Strecke in die Ebene hinaus, in welcher er einen weiten Bogen um die Kirche mit ihrem hohen, maſſigen Glockenthurme ſpannt. Sieht man näher zu, ſo gewahrt man bald da, bald dort ſolche ſtattliche Campanilen, die wie rieſige Meilenzeiger aus der unüberſehbaren Iſonzo-Ebene aufragen.

Auch Monfalcone rühmt ſich eines ſolchen Wahrzeichens, und neben ihm die Ortſchaften Begliano, Pieris, Villa Vicentina und San Egidio — lauter Etappen auf der ſchönen Fahrſtraße nach dem nun todtſtillen, vereinſamten Aquileja. Dagegen ſind die Niederlaſſungen ſelber dem Blicke völlig verborgen, denn reich iſt der Pflanzenſegen in dieſer grünen, blühenden und ſonnigen Niederung.

Und das war ſeit Menſchengedenken ſo. Man kennt die Stellen bei den alten Schriftſtellern, welche die Garteninſeln im Bereiche der ſtolzen Römerſtadt preiſen, und uns ſo ein Paradies vorzaubern, deſſen Genuß uns durch die unmittelbare Anſchauung nur wenig verkümmert wird. Der redſelige Vetturin, deſſen kleines holpriges Gefährt durch den Staub der Chauſſee dahinraſſelt, meint freilich: es ſehe mitunter ſchlimm aus in dieſem Paradieſe, und zwar zweimal im Jahre: zur Zeit der Schneeſchmelze, wenn die Wogen des gelben Iſonzo über die uneingedämmten Ufer ſteigen und alles Land weit und breit unter Waſſer ſetzen, ſpäter ungeheuere Hochwaſſerlachen zurücklaſſen, die bis in die Sommermonate hinein ſtagniren. Böſer noch iſt's im Auguſt, wo es ſtill wird in den Campagnen und die Fieberdünſte der »Lagune« und des Sumpfſtrandes bei Monfalcone als Würgengel von Dorf zu Dorf ſchleichen. Dann liegt ein großer Theil der Bewohnerſchaft krank darnieder und nur die Cicaden fühlen ſich wohl in einer Atmoſphäre, deren beklemmende Schwüle in ſo auffallendem Contraſt mit dem lieblichen Ausſehen der Campagnen ſteht.

Man pflegt die vereinſamten Stätten von hervorragender und bewegter Vergangenheit »hiſtoriſche Friedhöfe«, »Völker-Katakomben« u. dgl. zu nennen, und der Vergleich iſt faſt immer zutreffend. Selbſt Rom mit ſeinem ſteinernen Meere von Kuppeln, Thürmen und Paläſten erſcheint an gewiſſen Stellen verklärt von den wehmüthigen Erinnerungen an verſchwundene Größe und verblaßten Glanz. Durch die bevölkerten Gaſſen ſchweben die Schatten untergegangener Geſchlechter, und wenn das fahle Mondlicht um die braunen Ruinenzacken fließt, bedarf es eines förmlichen Erwachens, um des Spukes los zu werden.

Stätten, die — wie beiſpielsweiſe die großen Cultur-Metropolen des Orients — faſt ſpurlos vom Erdboden verſchwunden ſind, und deren

Trümmersturz höchstens den Raubthieren der Steppe und Wüste willkommene Schlupfwinkel abgiebt, wirken gerade durch diese schauerliche Verödung doppelt mächtig auf die Phantasie des Beobachters .... Es mag daher ein Vortheil des erinnerungsreichen Gebietes von Aquileja sein, daß man auf demselben so ziemlich frei von allen düsteren Reflexionen und jenen Beklemmungen bleibt, die anderwärts so leicht die Seele beschleichen. Und doch war diese Stadt zur Zeit ihrer höchsten Blüthe die größte nach Rom und Italiens wichtigstes Bollwerk. Daß die natürlichen Bedingungen zu einer derart hervorragenden Stellung vorhanden waren, begreift man erst dann voll und ganz, wenn man von dem alten Glockenthurme Aquilejas über alles Land vom Lagunensaume im Süden bis zu den fernen Alpenhöhen im Norden, von der friaulischen Tiefebene im Westen bis zu den bleichschimmernden Karsthängen im Osten und über das tiefblaue Meer bis zum Triester Golf Rundschau gehalten.

Darüber indeß später. Wir haben mit unserem klappernden Gefährt ein hübsches Stück der Fahrstraße zurückgelegt, Begliano und Pieris mit ihren sonnverbrannten Bauern und dunkeläugigen schlanken Bäuerinnen passirt, und rollen über die große Isonzobrücke. Ihre schwarz angestrichenen (oder getheerten) hölzernen Joche, deren Zahl Legion ist, contrastiren scharf zu dem blendend weißen Ries und Schotter, welcher weit und breit das mächtige Bett erfüllt. Der Strom selber, ein dunkelgrünes Gewässer, in Folge seiner zahlreichen Windungen mit einer ungeheueren schillernden Schlange zu vergleichen, füllt nur theilweise das weitläufige Rinnsal aus .... Das ist aber nicht immer so.

Schmilzt der Schnee in den Julischen Alpen, dann ist das Riesenbett sturmgepeitschtes gelbgrünes Meer, das zwischen den Jochen hindurchbraust, oder polternd als wilder Katarakt selbst die Brückendecke überfluthet. In den seitlichen Auen ist es daher fast jederzeit feucht; der Boden erscheint dauernd durchnäßt, und das Buschwerk wuchert wild weite Strecken in die eigentlichen Campagnen hinein.

Diese treten nun zur Linken, d. h. von Süden her, an die Fahrstraße heran — ein ungemein üppiges, aber gleichwohl einförmiges Oasenbild. Man nennt diesen Garten die »Fiumicella«, und wie zu Roms Zeiten

iſt er noch immer der große Fruchtpark von Aquileja. Freilich giebt es nun keine kaiſerlichen Paläſte mehr, keine Luſtgärten mit ſchimmernden Marmorbildern und iriſirenden Springquellen. Roms einſtige Rivalin hat keine Millionen mehr, keine prunkliebenden Tribunen, keine ſteinreichen Kaufherren, aber ein blaſſer Schatten des Vorlebens iſt dennoch zurückgeblieben. Ehrwürdig, auch etwas altersgrau, rückt ab und zu ein vereinſamter Herrenſitz in den Rahmen des Bildes. Man paſſirt hohe Gitterthore, hinter denen ſich wohlgepflegte Parkanlagen ausbreiten und leuchtende Blumen aus ihrer Umrahmung von dunklem Raſengrün und hellem Kiespfade hervorglühen. Zuweilen lugt ein bleiches Frauenbild über die Straße herüber, und die großen, fieberfeuchten Augen hängen dann neugierig an dem Fremdling, der am Lorbeerdickicht hält, oder ſeine Blicke ſpähend durch die blaugrünen Laubſchatten ſchweifen läßt . . . .

Iſonzo-Brücke auf dem Wege von Ronchi nach Aquileja.

Sicherlich hat an derſelben Stelle manch' ſchönes aquilejiſches Frauenbild in alter und älteſter Zeit jene nordiſchen Wanderer entzückt, die aus den rauhen Alpenthälern nach den Ufern des Natiſſo gepilgert kamen.

Digitized by Google

Sie waren freilich ›Barbaren‹, und ihr Staunen mag groß geweſen ſein, wenn ſie in jene Dome von Baumkronen und Rebendächern eintraten, von denen uns Herodian ſo umſtändlich berichtet. Auch die ſchlanken, großäugigen Römerinnen und Aquilejerinnen mögen ſie entzückt haben. Einem modernen Reiſenden iſt aber die Welt hoch und weit, und der ſchönen Frauen darauf giebt es viele.

Aus antiken Fundſtücken aufgeführtes Haus in Aquileja.

Wir eilen alſo weiter, und ſchlürfen das wogende Sonnenlicht in vollen Zügen ein. Die Straße iſt nämlich, wie alle Communicationen in italieniſchen Niederungen, vollkommen ſchattenlos. Die einherſchreitenden Feldarbeiterinnen mit ihren flatternden Kopftüchern werfen ſcharfumränderte, faſt ſchwarze Schatten auf die hellgelbe Straßenbahn. Seitwärts aber öffnen ſich allenthalben dunkle, labyrinthiſch verworrene Laubdome von prächtigen Maulbeerbäumen, umſponnen und überdacht von dichten Rebengewinden. In den Straßengräben wächſt aber niedriges Schilf, um uns daran zu

Digitized by Google

erinnern, daß wir auf ſumpfigem Boden wandern. Zu Zeiten freilich weht eine friſche Briſe zwiſchen den raſchelnden Maiskolben, und im ſüdlich klaren Blau ſchweben weiße Haufenwolken, erquickend wie friſchgefallener, zu Bergen aufgethürmter Schnee. Dann geht es wieder hinaus auf die Landſtraße, und über die Culturoaſe ragt nun ganz deutlich das Wahrzeichen dieſes claſſiſchen Gebietes — der Glockenthurm von Aquileja.

Er bleibt links liegen, neben der altersgrauen Baſilica, wenn man in das Städtchen hineinfährt und in die breite Hauptſtraße einlenkt. Zwei lange braune Häuſerfronten jagen an uns vorüber, dann geht es auf einen kleinen Platz mit gehöftartigen Bauten und einem Canal zur Seite, der ſchon zum alten Aquileja gehört. Wir ſtehen alſo auf dem Terrain des unmittelbaren Stadtgebietes und haben nur wenige Schritte eine jener Bogenbrücken vor uns, deren Styl ſeit zwei Jahrtauſenden der gleiche geblieben iſt. Jenſeits des Canals betreten wir ein kleines einſtöckiges Gebäude, welches vorläufig zur Unterbringung aller für das »kaiſerliche Muſeum in Aquileja« erworbenen antiken Fundſtücke beſtimmt iſt. Der Cuſtode, ein einfacher Diener, iſt ſtumm wie das Grab. Aber Borſatti, der wohlaccreditirte Führer, deſſen Stolz eine mit Viſitenkarten zahlreicher Aquilejabeſucher gefüllte Taſche iſt, giebt zur Noth einen archäologiſchen Cicerone ab.

Was in dieſer Sammlung überraſcht, das ſind weniger hervorragende Objecte von abſolut großem Werth, als die ungeheure Menge von Gegenſtänden aller Art, wie ſie Jahr für Jahr in den Ackerfeldern um Aquileja gefunden werden. Römiſche Münzen werden von den Bauern faſt täglich aufgeleſen, und man braucht nur einen kurzen Rundgang durch die Felder zu machen, um mit ſolchen ambulanten Antikenhändlern zuſammen zu treffen. Das Muſeum enthält zahlreiche Vaſen, Aſchenkrüge, Basreliefs, geſchnittene Steine (es ſollen deren bis über zehntauſend gefunden worden ſein!), Cameen, Medaillen, Münzen, ungezählte Gegenſtände aus Stein, Bronze, Blei, Schmuckſachen aus Edelmetall, Inſchriftentafeln, Sculpturfragmente u. ſ. w. So oft die Felder umgepflügt werden, kommen hunderterlei Dinge zu Tage — und dies Jahr für Jahr, ohne daß deren Schatz verſiegte. Erſt neuerdings hat man eine große Sonnenuhr zu Tage gefördert, ein Fundſtück von höchſt reſpectablem Alter. Ein archäologiſches Curioſum im heutigen Aquileja iſt

ein kleines Häuschen eines Privatmannes, das ganz aus antiken Fundstücken (Sculpturfragmenten, Schrifttafeln ꝛc.) hergestellt, d. h. außen damit verkleidet ist. Es steht in einem grasbewachsenen Hofe, zu dem man von der Gasse her Zutritt hat. Ein Theil der Sammlungen für das kaiserliche Museum befindet sich vorläufig in dem Herrenhause der v. Ritter'schen Besitzung zu Monastero, einem Dorfe nördlich von Aquileja, das man durchwandern muß, bevor man in das Städtchen selbst gelangt. Dort hat auch Herr v. Ritter eine Sammlung angelegt, die namentlich dadurch interessant ist, daß in ihr principiell nur solche Objecte aufgenommen werden, welche man auf den Grundstücken des Besitzers findet. Nun sind diese letzteren allerdings von beträchtlicher Ausdehnung, die Sammlung daher geradezu imposant.

Auch in Monastero hat es bisher an Gelegenheit und Raum zu entsprechender systematischer Aufstellung der Fundstücke gefehlt. Ja, zwei Cardinalstücke — prachtvolle römische Kaiserbilder aus numidischem Marmor in Ueberlebensgröße — stehen in einem Stall! In dem höchst weitläufigen Hofe der Oekonomie-Verwaltung sind fast alle Wände mit Schrifttafeln und riesigen Amphoren bedeckt. Andere Objecte liegen im Grase, zwischen Weintonnen, oder im Schatten einiger Bäume. Eine Henne mit ihren Küchlein klettert zwischen den Fragmenten auf und nieder. Sie finden in den Buchstabenvertiefungen der Porphyr- und Granittafeln manches Körnlein, indeß muntere Schwalben über den sonnigen Hofplatz huschen und zwitschernd ihre Beute erhaschen. Während wir aber sinnend zwischen diesen hoch aufgestapelten Schätzen umherwandeln und durch die tiefe Stille ringsum in längst verrauschte Zeitepochen uns zurückversetzt fühlen, rasselt von Fern der Glockenschlag vom Uhrthurm Aquilejas herüber.

Dahin kehren wir zurück und klettern die einhundertsechsundfünfzig Stufen des Campanile empor. Die Wendeltreppe ist steil, eng und zugig — es ist ein wahrer Marterweg. Kleine Gucklöcher, eng wie Schießscharten, lassen in Folge des ungemein dicken Mauerwerkes nur wenig Licht hereinfließen. Durch diese Gucklöcher einen verstohlenen Blick zu werfen, hieße sich um einen Genuß bringen, der nur dann voll empfunden wird, wenn man endlich — trotz Zugluft und betäubendem Dohlengeschrei — die hohe Galerie des Glocken-

thurmes erklettert hat .... Da liegt ſie vor uns, plötzlich wie durch die Hand eines Zauberers vor dem Beſchauer hingebreitet, die denkwürdige Stätte von Aquileja! .... In luftiger Höhe rauſcht's von der ſcharfen Alpenluft, unten aber lächelt ſonniger Frieden. Plaſtiſch, wie zum Greifen, drängt zunächſt die Stadt ſelber heran: ein brauner Häuſerknäuel von höchſt unanſehnlicher Ausdehnung. Aber an dieſen verwitterten Gebäuden haftet der hehre Name »Aquileja«, und vom Thurme aus, auf deſſen Höhe der Beſchauer weilt, entrollt ſich vor dem geiſtigen Auge das ungemein bewegte Bild von dem Werden und Vergehen dieſer merkwürdigen Stadt.

Dort, wo heute fern im Süden der ſonndurchleuchtete Dampf der Culturebene mit den graugelben Nebeln des Meeres ſich mengt, lag der Kriegshafen des ſtolzen Römer-Bollwerkes. Nun lugt von dort der hohe Glockenthurm der Inſel- und Lagunenſtadt Grado in das Bild herein, und im Gewirr der ſchilfumrauſchten Canäle ſchaukeln ſtatt der ſtattlichen Kriegsgaleeren friedliche Fiſcherboote. Die Fluth aber drängt weit herein, die Flußläufe des Iſonzatto, des Cemole und des Attis werden gehemmt und das Land verſumpft und verſeucht. Nordweſtlich von Grado, bei San Pietro d'Oro, ſtand der Leuchtthurm der römiſchen Flottenſtation. Auf der ſchnurgeraden Straße, die heute vom Belvedere (wo die Lagune beginnt) herüberführt, mochte einſt das Leben mehr als ſonſtwo auf aquilejiſchem Boden ſich gedrängt haben. Die Linie ſelber bezeichnet die Richtung der älteren und älteſten Stadtanlage: der erſten Colonie und des auguſteiſchen Stadttheiles.

Dieſe beiden, innerhalb des Mauernrechteckes gelegenen Stadtanlagen krönten einen Hügel, der nun nicht mehr in der Ebene zu erkennen iſt. Schutt und Verwitterung haben die Terrainunebenheit geglättet. Reſte jener Mauern aber hat man neuerdings gefunden, und aus dieſen Fragmenten Proben ihrer einſtigen Stärke erhalten. Wo dieſe Mauern liefen, iſt nun alles wogendes Feld, oder Wieſe, oder Baumſchatten. Dazwiſchen gewahrt man einen unſcheinbaren kleinen Einſchnitt im Boden. Es iſt ein Stück Pflaſterſtraße römiſchen Urſprungs, mit ausgefahrenem Geleiſe und leicht zu erkennenden Trottoirs zu beiden Seiten. Das Ganze liegt aber heute mannstief zwiſchen den anſtoßenden Feldern, ein Beweis, um welch'

beträchtliches Stück die Bodenfläche durch Trümmerſturz und Verwitterung an Höhe zugenommen.

Wendet man den Blick von Süden gegen Oſten zu ab und in der Folge nach Nordoſten, ſo ſchweift er über die ſaftiggrüne Garteninſel der »Fiumicella« — die einſtige Villen- und Gartenvorſtadt des römiſchen Aquileja. Hier hat ſich die alte Erinnerung zu neuem Leben verkörpert, und nichts geht über den friedlichen Anblick dieſer Oaſe, hinter welcher das grünſchimmernde Silberband des Iſonzo in unmeßbarer Ferne ſich ſchlängelt. Drüben, zwiſchen bleich ſchillernden Sumpffeldern, erreicht er das Meer, den Golf von Monfalcone; gegen Norden aber iſt er weit hinauf der helle Schmuck der Friauliſchen Culturebene, und das ſilberne Glitzern ſeiner Gewäſſer entſchwindet erſt dort den Blicken, wo der Strom hinter dem weſtlichen Vorgebirge des Karſt bei Sagrado ſich nach Nordoſten wendet. Dort nimmt er die Wippach auf, und dort hat ihn einſt ein mächtiger Bedränger von Aquileja überſchritten.

Es war im Jahre 235 n. Ch. Der Tribun Maximinus, der Sohn eines thrakiſchen Hirten, ward nach der Ermordung des Alexander Severus von den Legionen auf der Hämus-Halbinſel zum Kaiſer ausgerufen. Er war bekannt für ſeine Körpergröße und Tapferkeit, aber auch für ſeine Härte und Grauſamkeit. Rom hatte ihm zwei Gegenkaiſer gegenübergeſtellt, und dies reizte ſeinen Zorn. Mit gewaltigem Heere brach er aus Pannonien auf und erſchien mit blitzartiger Schnelligkeit am Iſonzo, den er nach dreitägigem Kampfe mit dem Element (die Brücke bei dem heutigen Mainizza hatten die Aquilejer zerſtört) überſchritt. Nun wurden die nördlichen Vorſtädte und Vororte vernichtet und niedergebrannt, aber die mauerumgürtete Altſtadt konnten die Angreifer nicht bemeiſtern. Die anſtürmenden Colonnen wurden von den heroiſchen Vertheidigern mit ſiedendem Pech empfangen, das man von den Wällen herabgoß. Schließlich meuterten des Maximinus eigene Truppen, und bald trugen ſie den Kopf des Kaiſers und den ſeines Sohnes vor die Wälle der Stadt, zum Zeichen der Unterwerfung.

Man kann ſich dieſe bewegten Scenen lebhaft vor Augen führen, wenn man unter den Bogen der nördlichen Galerie des Glockenthurmes in die weite Iſonzo-Niederung hinausblickt. Von dorther kam nicht ganz

drei Jahrhunderte ſpäter jene gewaltige Völkerfluth, welche Aquileja verſchlingen ſollte .... Welch' furchtbares Bild, dieſe Hunnen-Invaſion! .... Ungeheure Reiterſchaaren brechen in das Gefilde, und vor ihrer thieriſchen Mordluſt fliehen die entſetzten Landbewohner bis weit hinaus auf den ſchwanken Grund der Lagunen-Inſeln von Grado und des heutigen Venedig. Dann hält der Führer dieſer Horden, die furchtbare »Gottesgeißel«, nordwärts von der Auguſteriſchen Stadt und läßt in wilden Stürmen die Angreifer an Aquilejas Mauern zerſchellen. Nach fruchtloſem Bemühen zum Abzuge bereit, läßt ihn ein orakelhafter Zufall weiter ausharren, und nun iſt's um Roms Bollwerk geſchehen. Wie aus dem Krater eines Vulkans lodert die Gluth aus Aquilejas Gaſſen; das Blut der Vertheidiger fließt in Strömen, denn man zählt zwiſchen dreißig- bis vierzigtauſend Erſchlagene! Auch an heroiſchen Opfern fehlt es nicht: Frauen retten ihre Ehre, indem ſie mit verhülltem Haupte ſich kopfüber von Mauern und Thürmen ſtürzen. Eine andere — die tugendhafte Honoria — umklammert den Grabſtein ihres Gatten und fällt unter den Streichen eines Barbaren. Rauchdunſt und Blutdampf ſchwängern die Luft, wildes Geheul durchbrauſt die weite Landſchaft .... Dann folgt Grabesſtille und die Sonne verſinkt hinter blutrothen Wolken.

Da raſſelt das Uhrwerk zu unſeren Füßen. Ein Dohlenſchwarm flattert kreiſchend um den Auslugplatz des Beſchauers der ſonnigen Landſchaft, die nun plötzlich wieder friedensheiter zu ſeinen Füßen liegt. Goldſtreifen zittern über die Canäle und Stromarme, und zwiſchen den Maisfeldern glüht purpurnes Helldunkel. Der böſe Traum iſt vorüber. Zu Füßen ragen auch noch zwei braune Säulenſchäfte, die letzten Reſte des Patriarchenpalaſtes. Daneben ſtehen mächtige Sarkophage. Das uralte Baptiſterium mit ſeinen Säulenſtümpfen liegt zur Seite, zwiſchen Unkraut und Trümmerwerk. Ein Windſtoß fährt durch die Thurmgalerie und in ſein Rauſchen miſcht ſich ein ausklingendes Lied .... Dort unten, zwiſchen den goldenen Ackerfeldern, wandelt eine Schnitterin und dann betritt ſie das Fragment der uralten Römergaſſe. Dort ſind auch mächtige Kaiſer herabgeſchritten: Auguſtus, Hadrian, Trajan — und der Wechſel der Zeiten kann die Erinnerung hieran nicht verwiſchen ....

Wenn wir vom Glockenthurme herabgeſtiegen ſind, treten wir in den Dom ſelber ein. Er iſt ein ehrwürdiges, höchſt reſpectables Denkmal des Chriſtenthums, an den ſich nicht minder bedeutſame Ereigniſſe knüpfen, wie an die Römerſtadt. Zwar das Urchriſtenthum, welches in Aquileja ſo frühzeitig eine Cultusſtätte fand (bereits im Jahre 46) hatte ſich hier noch nicht eingebürgert. Der Erbauer des Domes iſt der Patriarch Popo, die Zeit, aus der er ſtammt, die Jahre 1019 bis 1042 .... Man tritt durch eine der drei Thüren der Hauptfaçade in das Innere des Heiligthumes, und zwar auf Stufen nach abwärts, denn der Boden desſelben iſt niedriger als die Thorſchwelle und die äußere Umgebung. Ein heller, in ſeinem Geſammteindrucke etwas nüchtern wirkender Raum nimmt uns auf. Er iſt durch eine Doppelreihe von zehn mächtigen (aber nicht einheitlichen) Säulen in drei Schiffe gegliedert, deſſen mittleres — wie bei allen altromaniſchen Baſiliken — die beiden Seitenſchiffe an Höhe bedeutend überragt. Dieſe ſchließen nach Oben mit je einer Holz-, jenes mit einer Netzdecke ab. Zu oberſt haben die Seitenwände des Mittelſchiffes Fenſtereinſchnitte, welche auf die Dachflächen der beiden Seitenſchiffe hinabſehen. Alle drei Schiffe ſchließen mit Apſiden ab, das mittlere mit dem höher gelegenen Chor, wo der marmorne Patriarchenſitz und die hölzernen Chorherrenſtühle zu ſehen ſind. Vom Presbyterium ſteigt man in die Krypta hinab, den älteſten Beſtandtheil des Domes, vermuthlich aus dem IV. Jahrhundert. Der Raum iſt ſehr beſchränkt, macht aber durch ſein altehrwürdiges Ausſehen, durch kunſtloſe Säulen, die niederen Rundbogenfenſter, den eiſernen Reliquienſchrein, namentlich aber durch den uralten Sarkophag, einen nachhaltigen Eindruck.

In jenem Sarkophag ruhten einſt die ſterblichen Reſte des heiligen Fortunatus und heiligen Hermagoras. Dieſer wurde, wie man annimmt, um das Jahr 50 in Rom zum erſten Biſchof Italiens geweiht und nahm ſeinen Sitz in Aquileja. Natürlich war von einem öffentlichen Wirken nicht die Rede; es iſt aber intereſſant zu erfahren, daß ſeit jenem Hermagoras die Reihe der Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Patriarchen bis zur Auflöſung des Patriarchats, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ununterbrochen fortläuft. Die Diöceſe von Aquileja iſt ſonach nach Rom die älteſte der abend-

ländiſchen Chriſtenheit .... Hermagoras, der ſelber ein Aquilejer war, erlitt unter Kaiſer Nero (oder ſpäter) den Märtyrertod.

Seitdem fehlte es nicht an Blutzeugen im Schoße der neuen chriſtlichen Gemeinde. Am ärgſten wüthete in ihr der furchtbare Chriſtenvertilger Diocletian. Die Gräuel fanden ihr Ende als Kaiſer Conſtantin der Große im Jahre 311 den chriſtlichen Glauben zur Staatsreligion erhob und die heidniſchen Tempel ſperren ließ. Die aquilejiſche Kirche gewann raſch an Einfluß und Anſehen; es war das älteſte Bisthum in Italien und ſchon im Jahre 369 ward in Aquileja die Reihe der Erzbiſchöfe eröffnet. Aus der Hunnenfluth, welche, wie wir geſehen haben, die Römerſtadt vom Erdboden hinwegfegte, konnte ſich der damalige Erzbiſchof nur durch Flucht in die Lagunen von Grado retten, wohin auch die Reliquien und Kirchenſchätze in Sicherheit gebracht wurden. In der Folge ſtellte ſich die Nothwendigkeit eines ſolchen Rückzuges noch zu wiederholten Malen ein, ſo daß die Erzbiſchöfe ſogar längere Zeit in Grado reſidirten, oder doch abwechſelnd in Aquileja und Grado ſich aufhielten.

Aquilejerin.

Bisthum und Erzbisthum ſind aber nur die wenig bedeutſame Vorgeſchichte zu dem nachmaligen Patriarchat, das Aquileja abermals zu Ruhm und Anſehen, zu Glanz und Macht brachte. Der erſte Patriarch war Paulinus (557—569), der aus dem Schisma hervorging, welches zur Zeit Juſtinians durch Aufwerfung der Frage, welcher Metropole: Aquileja

oder Grado, die Oberhoheit zufallen ſollte, entſtand. Das Schisma dauerte faſt hundertundfünfzig Jahre und hatte ſogar die Aufſtellung eines Gegenpatriarchats zu Grado zur Folge.

Wir übergehen die Kirchengeſchichte als zu weitläufig und den Rahmen unſeres Buches überſteigend. Was wir aber näher berühren müſſen, das ſind die markanten Erſcheinungen, durch welche der aquilejiſche Patriarchenſtaat aus der Geſchichte von mehr als zwölf Jahrhunderten hervorſticht und aus dieſem Anlaſſe unſer volles Intereſſe beanſprucht. Sicher iſt, daß dieſer mächtig emporſtrebende, und zu Zeiten einflußreiche Staat in erſter Linie ſeinen Glanz und ſeine Größe den eigenen Trägern desſelben verdankte. Es waren mächtige Kirchenfürſten, die in ihrer Rangordnung unmittelbar nach den Päpſten zu ſtehen kamen. Selten war eine kirchliche Macht von einer Reihe ſo ausgezeichneter Männer — gleich ausgezeichnet durch Tugend und Gelehrſamkeit — repräſentirt, wie der Patriarchenſtuhl von Aquileja.

Zwei Säulen des Patriarchenpalaſtes.

Gleichwohl litt dieſer Staat an innerer Schwäche und zwar lediglich in Folge ſeiner doppelten Machtſtellung als geiſtliche und politiſche Macht.

Digitized by Google

Die ſtramme Organiſation der geiſtlichen Herrſchaft hielt den Staat über Waſſer, nachdem er in politiſcher Beziehung eines Mittelpunktes vollſtändig entbehrte. Wie wenig vom Patriarchenſtuhl zu Aquileja aus die weltliche Politik etwas auf die Dauer zu richten wußte, das erſieht man am draſtiſchſten aus der Zerfahrenheit und Unbeſtändigkeit der Beſitz- und Herrſchaftsverhältniſſe in Iſtrien, als dasſelbe zur Markgrafſchaft erhoben und mit Landesverweſern verſehen wurde, die entweder im engſten Verwandtſchaftsverhältniſſe zu den Patriarchen ſtanden, oder aus Familien ſtammten, die mit dieſen befreundet waren. Als vollends die venetianiſche Republik dominirend an den Küſten der Adria auftrat, unterwarfen ſich die meiſten Küſtenſtädte Iſtriens unter dieſe, und zwar einfach deshalb, weil das Patriarchat ſie vor den andringenden Feinden, unter denen die Uskoken und Genueſen die ſchlimmſten waren, nicht zu ſchützen vermochte.

So blieb denn auch die ganze weltliche Herrlichkeit des Patriarchenſtaates auf äußere Bündniſſe und auf zeitweilige Erfolge und Ausnützung der Situation beſchränkt. Nicht ſelten wurden die eigenen Schutzvögte dem Patriarchate gefährlich. Seine Vaſallen gingen zumeiſt ganz und gar ihre eigenen Wege und waren für Aquileja inſoferne von großem Nachtheile, als die damit verbundenen Fehden und Kriege faſt immer auf dem Territorium des Patriarchenſtaates ausgefochten wurden ....

Anders liegen die Dinge hinſichtlich der geiſtlichen Herrſchaft. In der kirchlichen Verfaſſung beruhte die Stärke des Patriarchats, und war die politiſche Ohnmacht nur zu ſehr geeignet, Anſehen und Glanz des Patriarchats zu verdunkeln, ſo übte die Kirche ihre alle Gefahren und Benachtheiligungen paralyſirende Macht aus. Aber ſelbſt die kirchlichen Functionen trugen mitunter ein politiſches Gepräge. So müſſen wir beiſpielsweiſe jener ſeltſamen Ceremonie gedenken, die dem weltlichen Bewußtſein unmittelbaren Ausdruck giebt und die ſich der Form nach bis auf den Tag erhalten hat .... Czörnig, der gründliche Durchforſcher von Allem, was auf Aquileja Bezug hat, erzählt hierüber: »Im Jahre 1320 hatte der Patriarch Bertrand einen Kriegszug gegen den Grafen von Görz unternommen, und denſelben zur Weihnachtszeit in deſſen Schloſſe zu Görz belagert. Aus Beſorgniß eines Ueberfalles hielt der Patriarch im Lager vor Görz die Chriſtnachtmeſſe mit

dem ihm aſſiſtirenden Abte Guibert von Maggio in Kriegsgewändern ab. Zur Erinnerung an dieſen glücklichen Kriegszug pflegten die Patriarchen ſeither bei der Chriſtmette mit einem ihrer Aſſiſtenten in voller Rüſtung unter den Kirchengewändern zu erſcheinen. Auch ſang der die Stelle des Diacons verſehende Domherr bei demſelben Anlaſſe das Evangelium mit gezücktem Schwerte, welches er am Schluſſe nach allen Weltgegenden über den Köpfen der andächtigen Menge ſegnend ſchwang. Im Dome zu Cividale iſt am Tage der Erſcheinung (Epiphania) eine ähnliche Gewohnheit ſeit den älteſten Zeiten in (mit kurzer Ausnahme nach 1848) ununterbrochener Uebung; doch iſt der das Evangelium ſingende Diacon nicht allein mit einem Schwerte umgürtet, ſondern er trägt auch auf dem Haupte einen mit langen, in den Farben Cividales, weiß und roth, wallenden Federn geſchmückten vergoldeten Helm.‹ ....

Nach den vorausgeſendeten Bemerkungen muß ſich natürlich unſer Intereſſe für die ſichtbaren Zeichen von dem Patriarchenglanz, die man in Aquileja wahrnimmt, erheblich ſteigern. Großartig ſind dieſe Erinnerungen nun freilich nicht, aber ſie entbehren keineswegs der Bedeutſamkeit. Am ergreifendſten wirkt der Anblick der letzten aufrechtſtehenden und überhaupt vorhandenen Reſte des Patriarchenpalaſtes. Es ſind zwei braune, vollkommen frei auf einem Grasflecke ſtehende Säulen. Um ſie ſpielt das ſcheidende Sonnenlicht und vergoldet den wüſten Boden, wo ſo viele ſtolze Kirchenfürſten gewandelt, Hof gehalten und ihres geiſtlich-weltlichen Amtes walteten. Andere Erinnerungen bieten die noch vorhandenen Patriarchengräber. Meiſt ſind es einfache Grabſteine, welche das Andenken an die Heimgegangenen bewahren. In einer Kapelle des ſüdlichen Seitenſchiffes aber gewahrt man mächtige Sarkophage aus weißem und rothem Marmor. In ihnen ruhen die Reſte der Patriarchen aus dem Hauſe Torriani.

Das öffentliche Leben im chriſtlichen Aquileja drängte ſich auf den Plätzen vor dem Dome und dem Patriarchenpalaſte. Auf ihnen wurden Märkte und Gerichtsverſammlungen, Todtenſchmäuſe (im Atrium des Domes) abgehalten und Taufacte vollführt. Das zu dem letzteren Zwecke dienende Baptiſterium iſt ziemlich erhalten und jedenfalls eines der ſehenswertheſten Denkmäler aus der Patriarchenzeit. Man tritt in einen achteckigen, von

Unkraut überwucherten und mit antiken Fundſtücken bedeckten engen Hofraum, in deſſen Mitte das ſechseckige Taufbecken mit ſeinen Säulen liegt, die nun ein Holzdach zum Schutze des Ganzen tragen. Die frühere Kuppel iſt eingeſtürzt. Das Taufbecken iſt ſehr tief und erinnert daran, daß man in jener alten Zeit auch für erwachſene Täuflinge beſorgt ſein mußte. Da der Act durch Untertauchen geſchah, mußte das Waſſer des Beckens dem Täuflinge mindeſtens bis an den Hals reichen, bei Erwachſenen alſo fünf Fuß tief ſein.

Antiker Canal in Aquileja

Wir verlaſſen das Baptiſterium und ſchreiten über den Grasplatz, über welchen die beiden Säulen des Patriarchenpalaſtes ihren ſchwarzen Schatten werfen, und ſuchen das Freie. Eine ſchnurgerade Straße führt nach Südoſten. Wir haben ſie von der Thurmhöhe ihrer ganzen Länge nach durchmeſſen und wahrgenommen, daß ſie knapp vor der Lagune endet. Dort liegt das Dorf Belvedere und von ihm aus ſieht man über die trägen, ſchillernden Waſſer, welche ſich allerorts in das Feſtland hereindrängen und dasſelbe verſumpfen. Rohrwald und Moorgrund wechſeln mit größeren oder kleineren Schlamminſeln, zwiſchen denen ſich breite Flußarme

Digitized by Google

jahrtausendelang hindurchgemieden. Auf diesen Flußbarren legten die Fischerboote herauf, und zwar nicht blos die Fischerei, sondern sogar das ins Wechselbild von Aquileja, also wie damals, da dieses selbst noch ein großes, weitberühmtes Emporium war und seine Reichthümer sowohl aus den umliegenden Gebieten, wie aus der See her bezog.

Neben den geschichtlichen Erinnerungen, welche der nun so verschiedenartige und unbedeutende Ort Aquileja birgt, ist in diesem Bereiche nichts so inter-

Porta Vana bei Aquileja.

essant, wie die merkwürdigen Bevölkerungen, welche das Land früher erfahren. Die topographische Situation des Lagunenbeckens und der Unterläufe jener Bäche und Flüsse, die ihn durchziehen oder schmälern beziehen und Meer sollen, war in den verschiedenen Epochen eine wesentlich verschiedene. Vor Alters reichte die Lagune nicht so weit hinaus — nämlich seeein — und nahm andererseits einen viel geringeren Raum nach der Festlandseite hin ein. Schon eine Stunde unterhalb Aquileja lag eine Dünenzunge, welche das Meer vom Festlande trennte. Parallel zu ihr lief eine Schaar niederer, aber wohlbefestigter und bewohnter Inseln, deren eine die Hafenanlagen für Kriegs-

Digitized by Google

zwecke trug. Der Handelshafen von Aquileja lag an der Ausmündung des Natisso (heute Natisone) im äußersten Westen der Lagune, dort, wo heute das kleine Grenzflüßchen Aussa ins Meer fällt und der schnurgerade Canale Anfora, sowie sein Zwillingsbruder, der alte Anfora-Canal in den Porto Buso münden. Der nördliche, neuere Anfora-Canal wurde künstlich hergestellt, um für Aquileja eine zweite maritime Verbindung mit der See zu gewinnen. Der Natisso, der in seinem Unterlauf heute mit dem Canale della Mee und dem alten Anfora identisch, strömte bei Aquileja vorüber, lief gerade nach Süden und begleitete, an der Dünenzone angekommen, diese in paralleler Richtung bis zu dem heutigen Porto Buso.

Die Dünenzone war also in diesem ältesten Stadium der topographischen Situation der Lagune noch nicht durchbrochen. Das änderte sich aber um das Jahr 585 n. Chr., wo die bereits oben, gelegentlich unserer Mittheilungen über den Timavus erwähnte Katastrophe am Oberlaufe des Natisso eintrat. Dieser wurde in Folge eines Bergsturzes in der Richtung nach dem heutigen Tolmein abgedrängt und fiel in den Isonzo. Die Folge dieses neuen und zu Zeiten ausgiebigen Wasserzulaufes war jene zweite, gleichfalls schon erwähnte Katastrophe: der Durchbruch des Sees, der als Sammelbecken für den Isonzo und die Wippach diente. Der Isonzo brach sich durch die Niederung Bahn und stürzte in den Natisso, d. h. in dessen durch den Turris (heute Torre) verstärkten Unterlauf. Der Natisso aber, der nun eigentlich der Isonzo war, drängte mit verstärkter Gewalt gegen die Dünenzone und durchbrach sie, um sich ins Meer zu ergießen. Anfangs ein einziger Mündungsarm, entstanden dann in Folge von Schlammablagerungen mehrere Delta-Arme, die man in den heutigen Lagunencanälen wieder erkennen kann. Der sogenannte Isonzo Vecchio (oder Isonzatto) ist jedenfalls ein solcher Arm.

Da aber heute der Isonzo gar nicht im Bereiche des alten Natisso mündet, so wird man fragen, welcher Art die weiteren Veränderungen waren, um jene topographische Situation herbeizuführen, welche man heute vorfindet und die mit jener nach dem Isonzo-Durchbruche nur mehr eine entfernte Aehnlichkeit hat. Die Sache liegt nun so: der Isonzo wurde nochmals abgelenkt, diesmal in südöstlicher Richtung, wo er sich in das bereits

vorhandene Bett des kleinen Küſtenfluſſes Sdobba ſtürzte, der im Süden des Golfes von Monfalcone ins Meer fiel. Der Sdobba ward alſo zum Unterlaufe des Iſonzo. Da aber der Natiſſo (Natiſone) nach wie vor Nebenfluß des Iſonzo blieb, ſo fand der Hauptwaſſerabfluß nach Südoſten ſtatt, während die Lagune nur durch die kärglichen Fragmente älterer Waſſerläufe: Iſonzatto im Oſten, Natiſſo in der Mitte und Auſſa im Weſten, geſpeiſt wurde. Die Lagune aber blieb räumlich nicht begrenzt, ſondern nahm im Laufe der Jahrhunderte ſogar noch zu. Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinungen waren die am Küſtenlande von Aquileja (ſowie im weiteren Bereiche bis nach Venedig) beobachteten ſeculären Senkungen.

Es iſt erwieſen, daß die Inſeln um Grado im Alterthume und ſelbſt im Mittelalter viel umfangreicher waren. Die Niveauſenkung verurſachte alſo ein Eintreten der Lagune in nördlicher Richtung, d. h. über die ältere Dünenzone hinaus. Gleichzeitig erzeugten die weitläufigen ſtagnirenden Lachen, ſowie die im Bereiche der Lagune entſtandenen Sumpfflächen gefährliche Fieberdünſte, die jenen Zuſtand der Verödung um Aquileja hervorriefen, der auch heute noch beſteht und immer beſtehen wird, ſo lange die Flußläufe in den Lagunen von Grado nicht regulirt ſind ....

Bei leichter Nordbriſe gleiten wir die Windungen der Lagunen-Canäle hinab, um dem einſamen Inſelſtädtchen unſeren flüchtigen Beſuch zu machen. Unſer Fahrzeug iſt eine der Fiſcherbarken, welche zwiſchen Aquileja und Grado verkehren: eine andere Communication beſteht nicht. Die Fahrt in den Lagunen ſelber iſt ungemein eintönig, kann aber ihren beſonderen Reiz haben, wenn man bei auffriſchendem Wind abwechſelnd zwiſchen Binſenfeldern und Schlammſeen, an Schilfhütten und hochgeſchürzten Fiſcherinnen vorüber dem nahen Meere zuſteuert .... Endlich lenken wir in den kleinen Hafen ein, und betreten die Stadt. Sie iſt nicht ſo herabgekommen als Aquileja, deſſen gefährliche Nebenbuhlerin ſie einſt war; an Bewohnern zählt ſie mindeſtens dreimal ſo viele, wie jene. Der alte Patriarchendom, welcher aus dem VI. Jahrhundert ſtammt, iſt die größte Merkwürdigkeit des Städtchens. Man ſieht darin uralte Marmorſäulen, alterthümliche Fresken, den Patriarchalſitz und wandelt über einen Moſaikboden, der ſo alt wie der Dom iſt — Alles in Allem: ein

antiquariſches Kleinod, wie man ein gleiches im Bereiche der Adria kaum wiederfindet.

Zur Zeit des römiſchen Aquileja war Grado Flottenſtation. Als Stadt aber erlangte es erſt Bedeutung, als durch die Gräuel der Kriegführung Attila's die Bewohner des Feſtlandes auf die Laguneninſel flüchteten und ſich auf ihr häuslich einrichteten. In der Epoche des Patriarchenſtaates war Grado häufig der Sommeraufenthalt der Kirchenfürſten von Aquileja, wie denn überhaupt die Stadt im Mittelalter ihre höchſte Blüthe erreichte. Damals war ſie von Mauern und hohen Thürmen umgeben; die erſten Dogen hatten hier einen Palaſt .... Ein Spaziergang über dieſen denkwürdigen Boden wird ſich daher immer zu einem höchſt genußreichen geſtalten ....

Digitized by Google

Pirano

Längs der Küſte von Iſtrien.

Peſttafel aus dem Jahre [illegible] auf der Inſel San Nicolo.

Die Meerfahrt längs der Weſtküſte von Iſtrien gehört zu den reizvollſten Touren im nördlichen Becken der Adria. Großartige landſchaftliche Scenerien, hervorragende Städte oder üppige Pflanzenparadieſe findet man freilich nicht. Wohl aber fehlt es nicht an maleriſchen Hafenplätzen, deren mitunter reichbewegte Vergangenheit durch ihr altersgraues Ausſehen ſich kundgiebt. Auch oaſenartige Garteninſeln, die mit ihren Laubdächern bis ans Meer herandrängen, oder niedere Vorhügel umgürten, allemal verklärt von dem goldig bethauten Seeſpiegel, wird der Reiſende nicht vermiſſen. Schön iſt's in der weitläufigen

Digitized by Google

Bucht von Pirano, wenn über dem braunen Dom das Frühlicht wogt und auf der See davor die hellen Fiſcherſegel bei günſtigem Landwinde in den Trieſter Golf hinausſteuern. Schön iſt's auch an der niederen Küſte am Porto Quieto, wo Iſtriens größter Fluß das Meer ſucht und die Uferhöhen in einen lichtgrünen Mantel von Oliven und Weinreben gehüllt ſind; oder im weiten Hafenrund von Parenzo, der Stadt mit den vielfachen Erinnerungen an das Römerthum und ſeinem unvergleichlichen Dome. Schöner vielleicht noch iſt's im Scogliengewirre bis Rovigno hinab, wo die bleichen oder grünen Felseilande, mit einem Ruinenreſte da und dort, azurblaue Meerescanäle bilden, von breiten Schatten überlagert, welche die Küſtenwinkel ausfüllen .... Und welche Weite des Horizonts gewinnt dieſes Küſtenbild, wenn im Süden der Halbinſel aus dem bergerfüllten Hintergrunde weiße Städtchen von ſtattlichen Kegelbergen aus wie einſame Wächter aufs Meer herüberſchauen! Dort ruht der Blick des Reiſenden auf dem hohen Thurm-Obelisken von Valle, oder auf der Berghöhe von Dignano, bis er zuletzt auf den grünen Kuppen der Brioniſchen Inſeln haften bleibt, welche das ſchönſte Bild dieſes Geſtades verdecken: das weite Hafenrund von Pola mit ſeinen verbauten Inſelchen, den großartigen Marine-Etabliſſements, dem Kranz von Fortificationen rings auf den Höhen und der Stadt ſelber mit ihrem antiken Schmucke — dem römiſchen Amphitheater — durch deren Bogenöffnungen das heraufdämmernde Frühlicht ſo magiſch hindurchwogt!

Wer dieſe Meerfahrt von Trieſt aus unternimmt, läuft zunächſt Capo d'Iſtria an, eine Stadt, die ihre venetianiſche Vergangenheit auch heute noch in ſichtbaren Zeichen trägt. Was über jene Zeit hinaufreicht, iſt verſchollen, vergeſſen. Dazu gehört in erſter Linie die Argonauten-Mythe, welche auch an dieſem Inſelſtädtchen, wie an ſo vielen anderen Punkten der nördlichen Adria haften geblieben iſt. Ob hier wirklich eine Kolchier-Stadt Namens Palladia geſtanden, iſt an ſich gleichgiltig, obwohl ſolch' hochclaſſiſche Erinnerung ſicher dazu beitragen muß, uns den Platz noch intereſſanter erſcheinen zu laſſen. Beſſere Anhaltspunkte liefert uns die römiſche Geſchichte, die uns den römiſchen Namen der Stadt — Aegida — überliefert hat. Nach dem Hunnenſturm, der auch Aegida hinwegfegte, führte

die Stadt nach ihrem Wiedererbauer den Namen Justinopolis; später hieß sie Kapris, von dem slavischen Kapra, und zuletzt Capo d'Istria – »Haupt von Istrien«.

In der That war sie unter Venedigs Herrschaft die Hauptstadt der Halbinsel. Diese Rangerhöhung hatte aber viel Blut gekostet, denn freiwillig fand sich die Stadt umsoweniger dazu, als sie schon zur Zeit der Istrischen Markgrafen großen Unabhängigkeitssinn an den Tag legte. Das »Löwencastell«, von welchem noch Grundmauern vorhanden sind, trat an Stelle des früheren, im Herzen der Stadt gelegenen Castell Musella, und nun konnte Capo d'Istria selbst dem mächtigen Patriarchen von Aquileja trotzen. Die istrischen Markgrafen aber saßen der kleinen Republik auf dem Nacken und der Druck muß ausgiebig genug gewesen sein, da dieselbe sich schließlich gezwungen sah, sich Venedig in die Arme zu werfen. Der Tausch war von Uebel; die venetianische Republik, immer und allerorts auf ihren Vortheil mit seltener Rücksichtslosigkeit und rohem Eigennutz bedacht, machte bald das Maß des Unwillens und Widerstandes voll und im Jahre 1353 endlich brach jene unglückliche Empörung aus, die auf ein Haar zum Untergange der Stadt geführt hätte. Die Venetianer hielten sich im Löwencastell und von dort aus verwandelten sie die Stadt in einen Schutthaufen, und metzelten die Bewohnerschaft mit kaltberechneter Grausamkeit nieder.

Als Capo d'Istria aus seinen Ruinen wiedererstand, beeilte sich Venedig, ihm einen widerstandskräftigen Panzer in Gestalt von Mauern und Thürmen anzuschmieden, und dieser that seine Schuldigkeit, als die kaiserlichen Truppen das erstemal vor der Stadt erschienen. Es geschah im Interesse Triests, wie so oft früher; denn das Emporium an der Adria, das die Habsburger im Jahre 1382 erworben, sollte durch Privilegien gehoben werden, unter welchen namentlich der Zollzwang eine Rolle spielte, der darin bestand, daß sämmtliche Waarensendungen aus dem Hinterlande nicht direct nach Capo d'Istria gelangen durften, sondern behufs Verzollung Triest berühren mußten. Anfangs im Kampfe mit Triest glücklich und später von der venetianischen Republik noch ausgiebig unterstützt, verlor die Stadt später immer mehr und mehr an Rückhalt und eigener Kraft. Mit dem Eintritte der österreichischen Herrschaft büßte sie vollends ihren Rang als

Hauptstadt der Provinz ein, zu der nun Pisino (Mitterburg), im Herzen der Halbinsel gelegen, erhoben wurde.

Capo d'Istria ist eine höchst malerische Stadt. Auf einem Inselchen gelegen, hängt sie nur durch einen Steindamm mit dem Festlande zusammen. Diese topographische Situation bedingt die Stadtanlage, die seit den ältesten Zeiten immer dieselbe gewesen sein muß. Der Raummangel zeigt sich am nachdrücklichsten, wenn man einen Gang durch die Stadt vollführt und hierbei gezwungen ist, sich durch ein engmaschiges, verworrenes Netz von ungemein schmalen und finsteren Gassen zu zwängen. Etwas mehr Licht und Luft findet man auf dem Hauptplatze, den eine Anzahl höchst ehrwürdiger alterthümlicher Bauten säumen: zunächst der Dom mit seiner originellen Stylmischung von Gothik, Renaissance und Antike, der alte Rectoren-Palast (nun Rathhaus) mit den Bildnissen berühmter Männer der Stadt und den seltsamen maurischen Fensterbogen, und eine Reihe moderner Bauten, welche den Platz auf der entgegengesetzten Seite abschließen. Daß der Dom ein hohes Alter besitzt, ist zweifellos, wenngleich der Zeitpunkt seiner Erbauung sich nicht mit Bestimmtheit angeben läßt. In seiner Stylzusammensetzung kann er gewissermaßen als der Repräsentant der mannigfachen, mitunter ereignißreichen und folgenschweren Schicksale gelten, welche die Stadt selber heimsuchten.

Seitdem die Mauern und das alte Trutz- und Schutzcastell gefallen sind (letzteres im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts), ist die Stadt zwar der beengenden Fessel ledig, aber Raum zur Entwicklung ward damit nicht gewonnen, weil er sich überhaupt nicht gewinnen läßt. Auf der Festlandseite dehnen sich nämlich die Salinen über einen Flächenraum von mehr als zweitausendsechshundert Quadratmeter aus, nehmen also die ganze flache Halbinsel ein, an deren Endpunkte, mit dieser nur durch einen Steindamm verbunden, die Stadt auf felsigem Inselboden sich erhebt. Der Hafen aber ist außergewöhnlich belebt, zumal im Herbste, wenn die Oliven- und Weinernte in reicher Fülle aus dem Hinterlande zur Küste hinab befördert wird. Dann finden sich zahllose Barken und Küstenfahrer ein, und es ist nicht der geringste der eigenthümlichen Reize Capo d'Istria's, wenn man das rege Leben, welches zu Zeiten hier herrscht, von dem erhöhten, baum-

geſchmückten großen Platze vor dem ungemein ſtattlichen Provinzialſtrafhaus aus, beobachtet.

Ein Hauptort der nordiſtriſchen Weincultur iſt das kleine Städtchen Iſola, zwei ſchwache Wegſtunden im Weſten von Capo d'Iſtria. Es liegt uns am Wege, wenn wir die Seefahrt nach Pirano fortſetzen, und hierbei den lieblichen Anblick der grünen, mit hellen Häuschen geſchmückten Küſtenberge genießen, die von der blaßblauen Höhe des Hintergrundes mit immer ſteiler anſteigenden Terraſſen überhöht werden. Am überraſchendſten aber iſt das Bild, das ſich plötzlich wie eine Couliſſe in den flachen Horizont der glatten Meeresfläche einſchiebt, wenn der Dampfer um die Punta Ronco herumwendet und auf ſteilem Vorgebirge braune Mauerzinnen und Dächer und die dunkle Maſſe eines Domes, Alles von ſteilem Fels über das Meer emporgehoben, in den Blick treten.

Das ſind die zerfallenen Caſtellmauern und der altehrwürdige Dom von Pirano. Die Stadt ſelber ſchmiegt ſich an eine runde Bucht jenſeits des Vorgebirges. Wir müſſen alſo das letztere umſchiffen, um der Häuſerterraſſen anſichtig zu werden, welche den Abhang hinanklettern und mit ihren verwitterten Mauerfluchten auffallend zu dem Gartengrün der Höhe und dem klaren Blau des Meeres contraſtiren. Bevor noch die Einfahrt in den Hafen erfolgt, fährt man hart an der Felshöhe vorüber, die den Dom trägt. Daß auf ſeine Tragfähigkeit kein Verlaß ſein kann, beweiſen die mächtigen Subſtructionen, welche mit ihren Strebepfeilern die Terraſſenflucht ſtützen.

Die hier mit unglaublicher Gewalt anſtürmende Bora hat dieſe Schutzbauten nothwendig gemacht; das Element würde ohne dieſelben den Küſtenabſturz längſt unterwaſchen, und den Dom in die Tiefe geriſſen haben. Daß es aber eine ſeltene Muſik ſein muß, wenn in das Orgelbrauſen des Hochamtes das wilde Geheul der heranrollenden, an den Stützpfeilern zuſammenbrechenden und wieder in die See hinausrollenden Wogen ſich miſcht, iſt wohl glaublich. Indeß iſt der Anblick der Terraſſen und ihres Domes auch bei ſonnenheiterem Wetter und glatter See maleriſch genug. Eine Merkwürdigkeit dieſes Domes iſt eine ungeheuere Bronzeſtatue des heiligen Georg, welche auf der Thurmſpitze als Wetterfahne figurirt.

Wenn der Dampfer um die Domterraſſe herum iſt, entrollt ſich eine überraſchende Scenerie: eine ungemein geräumige Bucht drängt ſich in das Feſtland hinein, im Norden und Süden von grünen Uferhöhen geſäumt und mit flachem, in der Ferne verdämmerndem Geſtade im Südoſten. Dieſe Bucht hat im Norden mehrere kleine Baien, worunter der Hafen von Pirano, deſſen ſichelförmige Rundung von den Terraſſen der Stadt überragt wird. So weit das Auge reicht prangen die Küſtenhänge im grünen Pflanzenſchmuck, aus dem im nächſten Bereiche der Stadt ſchmucke Landhäuschen hervorſchimmern. Nur im Südoſten — wo jene eben erwähnte Strandebene ſich erſtreckt — fehlt dem Bilde das belebende Grün. Dort liegen die weitläufigen Salinen von Sizziole, die weiter unten zur Sprache kommen werden.

Neben dem äußeren Hafen giebt es in Pirano noch einen inneren, der von jenem durch einen Damm abgetrennt iſt. Schiffe kleinerer Gattung, die ihn aufſuchen, paſſiren einen Durchlaß, den eine Drehbrücke überſpannt. An dieſem inneren, kleineren Hafen erheben ſich die neueren Gebäude des Städtchens, deren ſtattliche Zahl ein greifbarer Beweis von dem ungehemmten Aufſchwunge desſelben ſind. Für denjenigen, der auf iſtriſchem Boden hiſtoriſchen Erinnerungen nachſpürt, oder an romantiſcher Verwahrloſung Gefallen findet, ſind dieſe Neuanlagen allerdings ohne Werth. Er wird ſich daher beeilen, die ſteilen Gäßchen des älteren Stadttheiles emporzuklimmen. Vielleicht noch enger und finſterer als jene Capo d'Iſtrias, beſitzen ſie gleichwohl — offenbar durch ihre Steilheit, die keine Pfützenbildung duldet — den Vortheil, weitaus reiner als jene zu ſein. Bald ſtellt ſich auch die hiſtoriſche Erinnerung ein. Man ſieht Zinnendächer und mauriſche Bogen mit ſchlanken Säulen und an einzelnen öffentlichen Gebäuden ſteingehauene Marcuslöwen. Zwiſchen den verwitterten braunen Häuſerfluchten ſieht oft nur ein ganz ſchmales Stück blauen Himmels herein und auf den zerbröckelten Simſen liegt ein breites Sonnenband, wie ein funkelndes Geſchmeide auf runzeliger Stirne.

Hat man das Gaſſengewirre hinter ſich und tritt man auf jene früher beſchriebene freie und luftige Domterraſſe hinaus, ſo umfaßt der Blick — von Pirano ſelbſt abgewendet — den ganzen Golf von Trieſt mit dem

Kranze von Alpenhöhen dahinter und dem grauen Lagunenſtreifen von Grado im Vordergrunde. Mag der Zauber dieſes Rundblickes noch ſo groß ſein: bedeutungsvoller iſt die Lage des Städtchens ſelbſt, das mit Grado gewiſſermaßen die Eck- und Eingangspfeiler des Trieſter Golfes bildet. Kein Wunder alſo, daß zur Zeit der Nachblüthe Aquilejas auch Pirano im Glanze der »Städtemutter« ſich ſonnen konnte. Zwiſchen Pirano und Aquileja herrſchte zu Zeiten ein äußerſt lebhafter Verkehr. Daß Pirano römiſchen Urſprunges ſein dürfte, iſt nicht zu bezweifeln, obwohl ſichere Anhaltspunkte fehlen. Eine Verſion geht dahin, daß die Stadt von aquilejiſchen Flüchtlingen zur Zeit der Hunnen-Invaſion gegründet worden ſei. In dieſem Falle wäre Pirano allerdings jünger, als Capo d'Iſtria, welches bei jener Kataſtrophe bereits beſtand und von ihr auch empfindlich berührt wurde.

Die älteſte Stadtanlage iſt jedenfalls auf der Höhe der Küſte zu ſuchen, wo dermalen verwitterte Zinnenthürme und altersſchwache Mauern aus dem Grün von Oliven, Weinreben und Cypreſſen höchſt pittoresk aufragen. Von jener Höhe hat man den doppelten Ausblick in das Innere des Landes mit dem grünen Geſtade von Iſola im Oſten, und auf das weitläufige Seebecken, das die »Rhede von Pirano« bildet, im Südweſten .... Dieſe Rhede war einſt der Schauplatz einer großen Seeſchlacht. Am Himmelfahrtstage 1177 vernichtete in dieſem Gewäſſer der tapfere und energiſche Doge Ziani die vereinigten Geſchwader der Genueſen, Piſaner und Kaiſer Barbaroſſa's (fünfundſiebzig Galeeren ſtark), wobei des Kaiſers Sohn Otto mit dem Admiralsſchiffe in die Gewalt der Sieger gerieth. Seit jenem denkwürdigen Ereigniſſe fand alljährlich am Himmelfahrtstage in Venedig die ſinnbildliche Vermählung des Dogen mit der Adria ſtatt. Wie man weiß, wurde dieſes Feſt an Bord des Staatsſchiffes »Bucentoro« begangen. Ein Pförtchen an der Rückſeite des Thronſaales öffnete ſich und unter dem Gebete des Clerus wurde geweihtes Waſſer in die Fluth geſchüttet und hierauf der goldene Ring vom Dogen in das Meer geworfen. Der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken verkündeten den feierlichen Act, den der Doge mit den Worten beſchloß:

»Desponsamus te, mare, in signum
Veri perpetuique dominii ....«

Der letzte Bucentoro wurde 1797 ſeines äußeren Schmuckes beraubt, indeß der Schiffskörper noch bis zum Jahre 1824 den Dienſt eines proviſoriſchen Kanonenbootes zu verrichten hatte. Die Ceremonie als ſolche wurde durch den dankbaren Papſt Alexander III. geſtiftet, der dem Sieger von Pirano den goldenen Ring zur erſten ſinnbildlichen Vermählungsfeier geſpendet hatte.

Iſtriſche Fiſcherbarken.

Wir treten an den Schauplatz jener Schlacht näher heran, wenn wir die Uferhöhe verlaſſen und die Straße am Geſtade einſchlagen, die uns um den Nord- und Oſtrand der Bucht herum zur Strandebene an ihrem innerſten Ende hinüberführt. Wir ſind hier im Salinengebiete von Sizzioli, deſſen großartige Anlagen ſich von weitem verrathen. Namentlich auffällig ſind die ſtattlichen ſteingebauten Salzmagazine, welche in großer Zahl zwiſchen den »Salzgärten« ſtehen. Von dieſen letzteren ſind über ſiebentauſend vorhanden, die jährlich ungefähr eine halbe Million Centner Salz

liefern. Die Manipulation bei der Gewinnung bedarf keiner eingehenden Beschreibung, da sie sehr einfach ist. Größere Becken, die mit Meerwasser gefüllt werden, stehen mit eingedämmten, kammerartigen Einfriedungen von geringer Tiefe und viereckiger Grundform in Verbindung. In jenen Becken muß das Wasser einige Tage »abstehen«, bis es durch ein System von Schleußen in die Kammern geleitet wird, wo es unter den Einwirkungen von Sonne und Wind rasch verdunstet und die Salzschollen zurückläßt. Nachdem auch diese einige Zeit im Freien getrocknet haben, wandern sie in die Sudhäuser. Die Wiederholung der Manipulation hängt natürlich von der Raschheit der Verdunstung ab. Der Betrieb erfordert große Ausdauer seitens der Arbeiter, die umso rastloser arbeiten müssen, je heißer die Sonne herablodert.

Jenseits der Salinen von Sizziole, d. h. gegen Westen, verläuft die Küste in schnurgerader Richtung nach der Punta di Salvore, wo sich seit dem Jahre 1817 einer der schönsten Leuchtthürme Europas über hundert Fuß auf einsamem Gestade erhebt. Seine Lichtweite beträgt dreizehn Seemeilen.

Dieser Leuchtthurm ist von großer Wichtigkeit für die Schifffahrt. Jedes Schiff nämlich, das längs der Küste Istriens nach Norden steuert, tritt, wenn es das Vorgebirge Salvore umschifft hat, in den Bereich der Bora, welche zuweilen mit großer Heftigkeit aus Nordost über den Triester Golf hinwegtobt. Selbst große Fahrzeuge, darunter Dampfer, kämpfen häufig erfolglos gegen Wind und Seegang an, und müssen, bereits im Anlaviren begriffen, wieder abfallen. Dann nimmt sie die Bucht von Pirano schützend auf, wenn sie über Salvore überhaupt hinausgekommen sind; im Gegenfalle müssen — sie umkehren und hinter der Halbinsel Salvore Deckung suchen, die sie nothdürftig bei Umago finden. Man berechnet die Zahl der Schiffe, welche auf diese Art auf der Fahrt nach Triest begriffen, vom Curse abfallen müssen, auf jährlich zwei- bis dreihundert. Alljährlich kommt es vor, daß auch der eine oder andere Dampfer (im Jahre 1869 sechs!) sich bei Pirano bergen muß. Fälle, daß Quersegelschiffe an der Westküste von Istrien an den Strand getrieben wurden, oder vollends kenterten, sind gleichfalls zu verzeichnen. In früherer Zeit, wo die Küste bei Grado ohne Leuchtfeuer war, konnte auch ein Anlaviren dieses Punktes, in Folge der dortselbst

vorhandenen Untiefen und Bänke, gefährlich werden. Die große Wichtigkeit des Leuchtfeuers von Salvore bei nächtlichem Sturmwetter leuchtet demnach gewiß Jedermann ein.

Dennoch ist die Adria kein sogenanntes gefährliches Meer und schwere Unglücksfälle zählen zu den Seltenheiten. Die Navigation kann in der Regel drei Viertheile des Jahres ohne geringste Störungen geführt werden und an jenen Tausenden von Seeunfällen, welche die Verkehrsstatistik alljährlich verzeichnet, participirt die Adria mit einem ganz geringfügigen Percentsatze. Der Lloyd beispielsweise hat seit einem halben Jahrhunderte nur vier Strandungen zu verzeichnen, wobei kein Menschenleben verloren ging und der Schaden überhaupt geringfügig war. Natürlich muß hierbei die außergewöhnliche Tüchtigkeit der Lloydcapitäne — von der bereits in einem früheren Capitel die Rede war — mit in Betracht gezogen werden.

Große Unerschrockenheit, ja Tollkühnheit legen namentlich die istrischen Schiffer und Fischer an den Tag, denen kein Wetter zu schlecht ist, um nicht die hohe See aufzusuchen und eines jener schauerlichen Tänzchen zu wagen, von denen der biedere Festländer nur vom Hörensagen weiß. In der That ein Bild von ergreifender wilder Schönheit ist's, wenn die graugrüne See in breiten Wogen einherrollt, gesäumt von dem weißen Gischt, der über die Wellenkämme flattert — Wasserberge und Thäler in regelloser Anordnung, sich gegenseitig verschlingend und wieder gebärend, aufwallend und versinkend im Rollen und Stampfen der Fluth. Und nun vollends die zerbrechlichen Nußschalen darin, die breitbasigen Barken mit den spitzen lateinischen Segeln, von zwei, drei sehnigen, wettertrotzigen Schiffern gelenkt! Jeder Wellengang droht sie zu verschlingen, jeder Stoß des Orkans neigt sie so tief zur Seite, daß die Gefahr des Kenterns an einem Haare hängt. Bald gewahrt man blos die oberste Spitze des Gaffelsegels, bald gleitet das schwanke Fahrzeug wie emporgeschleudert über den höchsten Wellenkamm. Wie ein riesiger Pendel schwankt der Mast nach allen Windrichtungen und regellos wie das Wellenchaos, sind auch die Bewegungen des Schiffes. Das Steuer aber ist in sicheren Händen und aller Gefahr zum Trotze findet die Nußschale die schützende Bucht, von der aus der Schiffer das empörte Element kaum eines Blickes würdigt ....

Vom Vorgebirge Salvore nimmt die Küſte Iſtriens, die bis dahin von Trieſt ab einen großen Bogen von Nord nach Süd, Südweſt und Weſt beſchrieb, eine ſüdliche, ſpäter eine ſüdöſtliche Richtung ein. Auch die landſchaftliche Scenerie wechſelt: die Uferhöhen ſind bedeutend niederer als zwiſchen Capo d'Iſtria und Pirano, nicht mehr ſo üppig grün und weitaus ſpärlicher bewohnt. Man vermißt anfangs auf den Uferhöhen die weißen Häuschen mit ihren grünen Rahmen, die gelbbraunen Kirchthürme auf dem langgeſtreckten Bergrücken. Das ändert ſich aber ſehr raſch, wenn wir die erſte größere Stadt an der Weſtküſte — Umago — erreichen. Zwar ſie ſelber, an einer kleinen Bucht gelegen, iſt von ziemlich öden Ufern umgeben. Umſo freundlicher geſtaltet ſich aber die Geſtadeſcenerie einige Seemeilen weiter ſüdlich, wo der Waldhang bis zur Brandung herabreicht und ab und zu ein helles Landhaus oder ein gelbbrauner alter Palazzo aus dem Schatten von Oliven und Rebendächern hervortaucht.

Auch auf dieſer Küſtenſtrecke iſt das Feſtland mannigfach von Buchten durchriſſen. Jede derſelben bildet ein kleines Hafenrund, in welchem die ſilbergraue See regungslos die kalkigen Ufer beſpült. Man nimmt kein Leben, keine Bewegung wahr, ſieht keine Schifferbarke, ſelten ein Haus. Monoton aber iſt dieſe Einſamkeit nicht, und je verlaſſener dieſe ſtillen Buchten ſcheinen, deſto belebter nimmt ſich das weite Meer zur Rechten aus, deſſen Spiegelfläche von Segeln förmlich überſät iſt. Unmerklich ſchweben ſie über die Fluth. So klar iſt das Waſſer, daß faſt jedes der großen dreieckigen Segel ſein Spiegelbild in der Tiefe zeigt, alſo eine Rieſenſchwinge nach oben, eine zweite nach unten; auch die großen Querſegelſchiffe zeigen ihre ganze Auftakelung klar und plaſtiſch in der Tiefe abconterfeit. Im übrigen merkt man kaum, daß ſie ſich vorwärts bewegen. Der Dampfer, der uns trägt, hatte ſie weit vorne im Curs in Sicht, überholt ſie in ein oder zwei Stunden, und läßt ſie alsbald wieder viele Seemeilen zurück. Daß ſie aber nicht auf der Stelle verharren, läßt die friſche Briſe vermuthen, die alle Segel mäßig bläht und hin und wieder den Meeresſpiegel unmerklich kräuſelt. Ueberraſchend ſind auch die Conſtellationen einzelner größerer Fahrzeuge zu einander. So glaubt man beiſpielsweiſe, daß drei ſtattliche Dreimaſter, in deren Curs wir ſteuern, die Kiellinie einhalten, d. h. einer hinter dem

Google

anderen segeln. Nach einiger Zeit aber ist die Constellation wesentlich verrückt; man sieht die Schiffe nicht mehr hintereinander, sondern derart auseinander gerückt, daß sie die Spitzen eines Dreieckes markiren. Die Verschiebung setzt sich fort, und nun zeigt eines der Fahrzeuge sein Profil, das zweite die volle Breitseite, das dritte gleichfalls die Breitseite, aber eine ganz verkehrte Segelstellung, indem es beim Anlaviren gerade vom Winde abfällt. Nach einer Stunde etwa schwebt einer dieser Dreimaster gerade über der Horizontlinie, während die beiden anderen, weit von ihm entfernt, in einen einzigen Körper zusammen zu fließen scheinen. Die Sehlinie fällt mit der Curslinie zusammen und das Auge nimmt die bedeutende Distanz nicht wahr, die immerhin zwischen diesen beiden Schiffen liegt.

Unter solchen Beobachtungen haben wir das nächste Küstenstädtchen erreicht. Es ist dies Cittanuova, dessen Name an die Stadt Noventium erinnert, die im Mittelalter an dieser Stelle lag. Der Hafen im Norden der auf einer Halbinsel liegenden Ortschaft ist unbedeutend; umso geräumiger ist der Porto Quieto, die Mündungsbucht des gleichnamigen Flüßchens, das tief im Innern von Istrien entspringt und durch ein reizendes Waldthal an den Bergstädten Pinguente und Montona vorüberströmt. Wir erinnern bei diesem Anlasse an die Argonautensage, die, wie wir aus einem früheren Capitel wissen, auch mit diesem »Valle Quieto« in Zusammenhang gebracht wird. Für größere Barken ist der Fluß auch heute noch bis in die Nähe von Montona zugänglich. Die Quietobucht selber drängt noch mit mehreren kleinen Baien ins Festland hinein, unter denen die wichtigste der Porto Torre ist. Diese Bai hat ihren Namen von dem gleichnamigen Dörfchen, welches die Uferhöhe, eine halbe Stunde landeinwärts, krönt.

Cittanuova ist vielleicht dadurch merkwürdig, daß es trotz seiner Unbedeutendheit, über dreizehn Jahrhunderte (524 bis 1828) ein Bischofsitz war. Schwere Tage sind übrigens dem Städtchen, wie den meisten istrischen Küstenorten, nicht erspart geblieben. Am schlimmsten hat in ihr nicht der Genueje, nicht der Venetianer, auch nicht die Pest, sondern der — Türke gewüthet. Am 24. Mai 1687 erschien das türkische Piratengeschwader vor dem Städtchen und vollbrachte innerhalb weniger Stunden sein grausiges Werk. Was man von der heutigen Niederlassung von der See aus sieht,

macht den Eindruck der Verarmung und Verwahrlosung. Einige Boote beleben den Hafen, dessen helles Blau mit dem Ockergelb der Gebäude und des Strandes eine harmonische Farbenwirkung abgiebt. Darüber ragen zwei Campanilen, wovon eine dem sehr alten, aber unbedeutenden Dome angehört.

Steuert man aus dem kleinen Hafen von Cittanuova hinaus, so führt der Curs zunächst an der früher erwähnten Bucht von Quieto vorüber. Zwischen den theilweise grünen Ufereinfassungen vermag das Auge über den Seespiegel hinweg noch eine weite Strecke des vollkommen flachen Quietothales zu überfliegen .... Bei einer Küstenfahrt aber verschieben sich die Ufercoulissen rascher, als Einem genehm ist. Auch die Quietobucht schließt sich und eine andere, von einem grünen Hange überragt, öffnet sich. Es ist der Porto Ceveri, wo man am Strande und eine Strecke unter dem Wasser Baureste aus römischer Zeit gefunden hat. Weiter ist nichts bekannt. Auf dem Hange mit dem Gebüschmantel stehen jetzt einige Häuser und ein kleines Schloß in traulicher Einsamkeit. Die nächste Küstenstrecke weist noch mehrere solcher stillen Buchten auf, die man insgesammt von jenem Schlößchen aus, um das sie in einem Halbkreise liegen, überblickt.

Bald aber wird uns all' dieses Detail gleichgiltig, denn nur wenige Seemeilen im Süden tritt ein weitläufiges, mittelst einer Halbinsel in die See hinausrückendes Städtebild in den Blick .... Wir steuern im Angesichte von Parenzo, dessen Bauten stellenweise hoch über dem Strand emporragen. Bald sehen wir in den nördlichen Hafen hinein, aber unser Dampfer schwenkt um die Halbinsel herum und sucht den südlichen Hafen auf, wo wir an dem stattlichen Molo halten. An Leben und Bewegung fehlt es hier nicht, denn zahlreiches Volk hält Molo und Quai besetzt. Die Stadt nimmt die ganze Halbinsel ein, und schließt mit einer Anzahl stattlicher Gebäude das Hafenrund ab.

Die Lage der Stadt auf einer räumlich fast unbedeutenden Halbinsel, bedingte deren Ausdehnung, die von der Natur vorgezeichnet war. Wenn gleichwohl angenommen wird, daß Parenzo zur Zeit Roms, namentlich unter der Regierung Nero's eine größere Ausdehnung als heute besessen, so muß jene Halbinsel an Flächeninhalt verloren, d. h. ein Theil ihres

Randes im Meere versunken sein. Thatsächlich ziehen sich antike Mauerfragmente unter dem Meeresspiegel rings um die Stadt herum, und sie könnten wohl einst zu jenem Wall gehört haben, der die alte Stadt umschloß, und der sammt dem dazu gehörigen Festlande in Folge irgend welcher Katastrophe (wahrscheinlich Erdbeben) in die Tiefe sank.

Daß Parenzo eine alte Stadt ist, kann als erwiesen gelten. Sie dürfte sogar schon vor der römischen Occupation bestanden haben, aber auf Grund der letzteren kam sie erst zu einigem Glanz und für den Alterthumsforscher ist die Stadt auch heute noch, nächst Pola, die interessanteste im Lande. Es ist nicht schwer, ein Bild von der antiken Anlage zu gewinnen. Dort wo heute der prächtige und in mancher Beziehung merkwürdige Dom steht, lag das römische Capitol mit dem Forum sammt seinen Tempeln, welche dem Mars und Neptun geweiht waren, und einem Theater. Alle diese Anlagen sind deutlich zu erkennen: das Forum selber in der heutigen Piazza Marafor, die Plattform des Neptuntempels mit den zu ihr hinaufführenden Stufen, die Mauerreste und zwei Säulenstumpfe nebst einem Pfeiler des Marstempels. Dort wo sich heute die Häuser eines unansehnlichen, fast ärmlichen Stadtviertels herandrängen, befand sich das plebejische Forum, etwas seitwärts das Comitium, von welchem Mitte der Vierziger-Jahre Substructionen ausgegraben wurden.

Der ganze Platz macht also einen sehr ehrwürdigen Eindruck, der noch erhöht wird durch den Anblick der Reste des Theaters, die man ab und zu erkennt. Wann das Zerstörungswerk vor sich gegangen, ist nicht bekannt, doch weiß man, daß im Beginne des XV. Jahrhunderts das antike Material benützt wurde, um einige Neubauten, darunter den Hafenquai und den Repräsentantenpalast, zu errichten. Auch die, die Stadt an der Landseite abschließenden Landmauern dürften ihre Entstehung vorwiegend dem vorhandenen antiken Baumateriale zu verdanken haben. Wie zu Roms Zeiten führen durch diese (jetzt nur mehr theilweise erhaltenen) Mauern drei Straßen, nach Norden, Osten und Süden. Aber nur die mittlere zeigt ihren römischen Ursprung, während die beiden anderen Neuanlagen sind.

Parenzo mag zu Zeiten eine wohlhabende, ja selbst glänzende Stadt gewesen sein, eine bedeutende war es nie. Zwar konnte auch Parenzo —

Digitized by Google

wie Pirano — durch Aquilejas Glanz zur Römerzeit und ſeine Nachblüthe im Mittelalter nur gewinnen. Sie muß namentlich in letzterer Epoche eine hervorragende See- und Landetappe auf dem Handelswege von Aquileja über Pirano und Pola nach Medolino (dem alten Mutila) geweſen ſein. In Iſtrien, zumal an den Küſten, war eben jede Blüthe nur eine vorübergehende. Parteihader und Fehden im Innern, ſowie Kriegsſtürme von

Rovigno.

Außen ließen an dieſen, von Drangſalen ſo ſehr heimgeſuchten Küſten, ein Gemeinweſen auf die Dauer zu keiner vollen Entfaltung gelangen. Der erſte ausgiebige Schlag für die Stadt war die Vernichtung Aquilejas durch die Hunnen. Von da ab durch ein volles Jahrtauſend theilte es die Schickſale mit dem übrigen Iſtrien, von denen in einem anderen Capitel die Rede ſein wird. Einer der härteſten Schläge fällt in das Jahr 1354, wo Parenzo durch den genueſiſchen Admiral Paganino Doria furchtbar heimgeſucht wurde. Damals verlor es faſt alle ſeine Kunſtſchätze und wenige Jahre

darnach fast seine sämmtlichen Bewohner — diesmal durch die Pest. Die letztere Geißel stellte sich nicht ganz zwei Jahrhunderte später nochmals ein, und nun lag die Stadt in Ruinen und ausgestorben da, denn nur einige Dutzend Menschen überlebten diese furchtbare Katastrophe. Es bedurfte mehrerer Jahrzehnte, um die allgemeine Scheu, die man vor der Ruinenstadt hatte, zu verwischen. Nicht einmal Reisende wagten die Ruinenstadt zu betreten. Als die Zeit die Wunden zu heilen begann, fanden sich fremde Colonisten (Griechen, Albanesen und Slaven) ein, die aber im Laufe der Zeit aus der Stadt verschwanden und diese italienischen Einwanderern überließen.

So wurde Parenzo wieder eine venetianische Stadt und ihre Wohlhabenheit muß immerhin von Belang gewesen sein, da alle aus dieser Epoche herrührenden Baulichkeiten einen vortheilhaften Eindruck machen. Sie sind die Wahrzeichen des Mittelalters, wie es jene antiken Trümmerreste aus Römer-Zeiten sind. An der Schwelle beider Epochen liegt als vorzüglichstes Denkmal aus der Zeit der byzantinischen Invasion, die alte Kathedrale. An diesem altehrwürdigen Denkmale hängt die Erinnerung an keinen Geringeren als Theodorich den Großen. Aus der baulichen Anlage, dem architektonischen Detail und anderen Merkmalen geht hervor, daß dieser Tempel bereits im vierten Jahrzehnt des VI. Jahrhunderts bestand, im Ganzen also die Kleinigkeit von circa eintausenddreihundertvierzig Jahren alt ist. In jeder anderen Stadt wäre er ein Wunder in seiner Art — in dem entlegenen Parenzo zieht er nur wenige Kenner und Liebhaber an.

Durch das von Marmorsäulen und Pfeilern gebildete Atrium betritt man die dreischiffige Basilica, deren Apsis genau nach Osten orientirt ist. Von dem einst so herrlichen Bodenmosaik ist nichts mehr vorhanden, da eine erhöhte Steinlage darüber zu liegen kam. Prachtvolles Marmorgetäfel aber findet man im Allerheiligsten, wo ein uralter Altar, den ein Marmorbaldachin mit Mosaikschmuck und von vier schlanken Säulen getragen, überschattet. An dem Halbrund der Apsis, die um den Hochaltar herumläuft, und noch seine alten marmornen Chorstühle besitzt, sieht man höchst alterthümliche Mosaiken, dem Style nach sehr den Wandbildern in der Krypta

des Aquilejer Domes ähnlich. Der Boden der Apsis zeigt theilweise Marmorschmuck.

Im Großen und Ganzen macht dieser Abschnitt des Domes einen weit einheitlicheren Eindruck, als dessen innerer Hauptkörper, wo zumal das Gemisch von verschiedenfarbigen Säulen mit ihren theils antiken, theils byzantinischen Capitälen etwas störend wirkt. Dem Kunstliebhaber und Verehrer von derlei alterthümlichen Bauwerken wird hierbei freilich der antiquarische Genuß bereitet, daß er die verschiedenartigsten Stylmotive in mitunter tadellosem Zustande studiren oder bewundern kann. In diesem Sinne ist die ganze Kathedrale ein großer merkwürdiger Reliquienschrein, den wir bewundernd durchwandeln und uns hierbei, wie zu Aquileja, in längst entschwundene Zeiten zurückversetzt fühlen. Dies wird namentlich dann eintreten, wenn wir das Martyrium, oder die Stelle des alten Baptisteriums betreten, von welch' letzterem nur die Umfassungsmauern erhalten sind. Es liegt am Porticus zunächst des Einganges und zeigt eine achteckige Grundform mit den Fundamentresten des großen Taufbrunnens, in den, wie man weiß, der Täufling hinabsteigen und untertauchen mußte — falls er ein Erwachsener war. Bei Kindern wurde nach altchristlicher Weise das Untertauchen durch den Priester bewirkt.

Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß die mannigfachen Schicksale, denen Parenzo unterworfen war, auch auf die Kathedrale von weitgehendster Nachwirkung waren. Die Stylloſigkeit des Architektur-Details hängt mit den, in Folge von Erdbeben und Kriegsgräuel stattgehabten Zerstörungen, beziehungsweise Restaurirungen und Umbauten, eng zusammen. Fast jedes Jahrhundert dürfte an dem Baue irgend eine Erinnerung zurückgelassen haben, wenn man sie auch nicht sofort wahrnimmt, oder vielmehr sich dieselbe nicht wahrnehmbar macht. Von sehr respectablem Alter ist auch die an den Dom angebaute Canonica. Sie steht auf dem Boden des römischen Capitols und ist ein stattlicher Quaderbau mit feinen Marmorgesimsen an den Fenstern. Auch die Stöcke der letzteren sind aus Marmor. Der bischöfliche Palast ist jüngeren Datums.

In neuerer Zeit hat Parenzo wieder sichtbaren Aufschwung genommen, wie man an mehreren stattlichen Neubauten und öffentlichen Gebäuden

wahrnehmen kann. Es herrscht zu Zeiten reges Leben, namentlich wenn die Landboten Istriens in Parenzo, das der Versammlungsort des istrischen Landtages (dreiunddreißig Mitglieder) ist, in der Stadt versammelt sind. Auch der Seehandel ist von Belang, die Werfte dagegen sind von untergeordneter Bedeutung. Die Umgebung der Stadt entbehrt nicht an reizenden Punkten; die schöne Straße nach Sbandati ladet zu Spaziergängen nach dem — allerdings fast schattenlosen — Innern des Landes, die nahe Insel San Nicolo zu einer Bootfahrt über die südlichere Hafenbucht. Auf dieser Insel steht ein altersgrauer viereckiger Thurm, der wohl einmal — vielleicht schon in römischer Zeit — ein Leuchtfeuer barg, nun aber arg verfallen ist. Zwischen dem grünen Strauchwerk liegen einige Hütten.

Tritt man an den Südrand der kleinen Insel, so hat man einen förmlichen Miniatur-Archipel von zahlreichen ähnlichen, entweder kahlen, oder mit niederem Buschwerk überwucherten Eilanden vor sich, zwischen denen die blauen Meeresarme sich winden: ein Netz von goldig bethauten Wasseradern, auf denen ab und zu ein kleines Segel schwebt. Gerade vor dem Beschauer liegt das Inselchen San Pietro, das kaum über die Fluth aufragt. Sie muß einst höher emporgeragt haben, denn unter dem Meeresspiegel sieht man die Reste eines Hafendammes, stellenweise sogar eiserne Ringe daran und zwischen den Blöcken Bruchstücke von Ankern.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß gerade der Küstenstrecke zwischen Parenzo und Rovigno eine Unzahl solcher kleiner Eilande vorgelagert sind, während die nördliche Strecke gar keine, die südliche (bis Pola) nur den kleinen Archipel der Brionischen Inseln aufzuweisen hat. Da jene Eilande, und nicht minder einzelne Küstenstriche, die Spuren und Merkmale einer stattgehabten Bodensenkung tragen, so frägt es sich, ob diese Bodensenkung eine säculare ist, oder in Folge plötzlich eingetretener Elementar-Ereignisse vor sich ging. Der erstere Fall — der bei anderen Küsten zu höchst interessanten Wahrnehmungen geführt hat — erscheint hier gänzlich ausgeschlossen. Es scheint sich also hier einfach um eine sogenannte »instantane« Senkung zu handeln, die häufig als directe Wirkung der Erdbeben erfolgt. Von Erdbeben war die istrische Küste oft genug heimgesucht, und der letztere Erklärungsgrund erscheint demgemäß als sehr plausibel.

Auffällig ist nur, daß die fragliche Niveauveränderung einseitig, d. h. nur nach abwärts, und nicht auch nach aufwärts erfolgte, wie sie der verschiedenartig thätige Vulcanismus bedingen würde. Denn überall, wo man instantane Senkungen beobachtete, machte man auch die Wahrnehmung von temporären Hebungen.

In großartigstem Maßstabe sind solche Doppelwirkungen in diesem Jahrhundert an der chilenischen Küste beobachtet worden, wo einzelne Strecken bedeutende Niveauveränderungen erfuhren, und zwar abwechselnd durch ruckweise Hebungen oder Senkungen. Bekannt ist, daß die Ruinen des Serapistempels bei Puzzuoli am Golfe von Neapel durch die an den drei aufrecht stehenden Cipolin-Säulen sichtbaren Spuren (Bohrmuschel-Höhlungen) den Beweis liefern, daß sie in zwei verschiedenen Zeiträumen mit dem Boden gesunken sind und dann wieder emporgehoben wurden ....

Die früher erwähnte Schnur von Eilanden und Scoglien ist am dichtesten zwischen Parenzo und Orsera, wo das Meer eine größere Bucht bildet, die sich zu einem langgestreckten Canal verengt. Man kann sechs Meilen weit landeinwärts diesen fjordartigen Einschnitt — den größten und tiefsten, den die istrischen Küsten aufzuweisen haben — befahren. Aber wo das Gewässer endet, ist der Spalt selber noch keineswegs abgeschlossen; er zieht vielmehr als schmales, von einem Bächlein bewässertes Thal bis Canfanaro hinauf, biegt dort senkrecht nach Norden ab, um in der Richtung auf Pisino zu verlaufen. Der Canal führt den Namen Leme und ebenso benennt man die untere Hälfte des Thales, während die obere Hälfte nach dem Flüßchen Draga benannt wird.

An dieser merkwürdigen Thalspalte, deren nördlichen Theil wir später noch genauer kennen lernen werden, kleben die Reste von alten Schutzcastellen, welche im Mittelalter den Zugang nach Parenzo zu vertheidigen hatten. Die Seitenränder am Meeresarm steigen schroff und unwirthlich aus der Fluth empor und vervollständigen die Täuschung, als befände man sich auf irgend einem schmalen, aber langgestreckten Gebirgssee. Auch an Grün fehlt es nicht, und wenn man den Endpunkt des Canals erreicht hat (bei Cul di Leme) sieht man auf üppigen Wiesengrund hinüber, von dem die Thalwände fast senkrecht emporsteigen. Oben, auf der Plateauhöhe im Norden,

ist dichter Wald, im Süden liebliches Culturland: die »Campagna von Rovigno«.

Wir erreichen die letztgenannte Stadt nach Passirung des geschilderten Canals. Ihr erster Anblick ist sehr vortheilhaft, zumal der prächtige Dom auf dem höchsten Punkte der Halbinsel, auf der Rovigno sich erhebt. Dort stand einst ein Castell und die Stadt — die eine Inselstadt war — schloß sich kreisrund um dasselbe. Sie war überdies von Mauern umgürtet, deren Anlage man leicht erkennt, wenn man knapp unter der sonnigen Terrasse, auf welcher der Dom liegt, vorübersteuert. Der schmale Canal, welcher das Inselchen vom Festlande trennte, wurde sehr spät (im Jahre 1763) zugeschüttet, worauf die Stadt über dem neugeschaffenen Isthmus sich ausbreitete. Sie ist heute volkreich und handelsthätig, besitzt ihre eigene, wenn auch nicht sehr bedeutende Schiffswerfte und spielt gewissermaßen die Rolle eines Seestapelplatzes für Istrien. Im letzteren Sinne ist für sie die Flügelbahn, welche sie mit der Hauptlinie der istrischen Staatsbahn Pola-Divača verbindet, von ganz besonderer Wichtigkeit. Diese Flügelbahn durchschneidet die lieblichsten Campagnen mit Hainen und Gärten, Rebendächern und Olivengeländen, Landsitzen und schmucken Dörfern.

Auch Rovigno hat — wie Parenzo — zwei Häfen; am nördlicheren (dem größeren) liegt der Bahnhof, den südlichen laufen die Lloyddampfer an. Man übersieht das weite Halbrund der Stadt, mit der kleinen Schiffswerfte zur Rechten und dem Dome zur Linken und betritt einen langen Molo, der vom Quai ausgeht. Von dort steigen wir eine enge Straße zum Dome empor und betreten vorerst dessen seeseits gelegene Aussichtsterrasse .... Es ist der schönste Platz Rovignos. Vor sich hat man das offene Meer, weiter im Norden die Scoglienküste von Orsera, mit dem häuserbesäeten Vorgebirge, das sich vom Süden her gegen die Lemebucht vorschiebt. Gegen Süden ist der Ausblick durch ein kleines Eiland verlegt, das dicht bei der Stadt aus der stahlblauen See auftaucht .... Es ist die Insel Santa Catterina, mit parkartigem Waldschmuck, durch den die braunen Mauerzacken einer Ruine herüberdunkeln. Um dieses malerische Bild zu vervollständigen, muß sich der freundliche Leser einen jener unvergleichlichen Sonnenuntergänge vor Augen halten, wo der Horizont im Purpur schwimmt

und über die glatte See goldene Streifen bis zur Küste herüberflammen, um die reizenden Buchten magiſch zu verklären. Dann glüht auch die hohe gelbe Façade des Domes und funkelt die koloſſale Bronzeſtatue (die Sant' Eufemia, Schutzpatronin der Stadt, darſtellend), welche als Windfahne den hohen Thurm ziert. Schwarz ragt die Silhouette der Ruine auf Santa Catterina und nur durch die weiten Breſchen fällt glührother Schein .... In wenigen Minuten aber iſt alles verblaßt, das Gold verkniſtert, die See färbt ſich milchig, wird in raſcher Folge blaugrau, violett und zuletzt ſchwarzblau, bis die milden Lichter des Sternenhimmels die Spiegelfläche mit Silberfäden bethauen und das Meer ſeine normale lichtblaue Färbung annimmt ....

Im Innern nimmt ſich der Dom ſehr ſtattlich aus, iſt aber lange nicht ſo intereſſant wie derjenige von Parenzo, mit dem er freilich in keine Parallele zu bringen iſt. Jenſeits des Domes — nach der Landſeite hin breitet ſich die Stadt aus, welche einen ſehr vortheilhaften Eindruck macht. Wer ſich auf italieniſche Dialecte verſteht, dem wird es ſofort auffallen, daß die Rovigneſen nicht das gewöhnliche italieniſche Idiom ſprechen. Um zu unterſcheiden, ob es an irgend einen der bekannten italieniſchen Dialecte anklingt, oder aber nur einiges aus dem Wortſchatz der römiſchen lingua rustica conſervirt hat, dazu bedürfte es eines längeren Aufenthaltes und eingehender Unterſuchung ....

Neben dem Dialecte fällt in Rovigno nichts ſo ſehr auf, wie die Frauentoilette. An milden Sommerabenden ſieht man zahlreiche Frauen und Mädchen am Molo luſtwandeln, und ihre Erſcheinungen präſentiren ſich aus der Ferne nichts weniger als maleriſch. Man meint, daß ſie ſammt und ſonders Säcke über den Oberkörper gezogen hätten; ſieht man aber näher zu, ſo ſind es einfach dunkle Ueberwürfe, welche etwa wie rückwärts gebundene Schürzen emporgezogen und über Kopf und Oberkörper geſchlungen werden. Man nennt dieſes Kleidungsſtück »Veſtura«, und durch die Art, wie es getragen wird, erinnert es lebhaft an den venetianiſchen Kopfſchleier, wenn nicht vollends an die ſpaniſche Mantilla. Die Tracht mag übrigens häßlich ſein, die Rovigneſerinnen ſind es gewiß nicht. Zwar ſieht man unter ihnen lange nicht jene zarten, leichtgebräunten Geſichter mit dem

edlen Schnitt und den mildleuchtenden Augen, nicht jene fein gedrechſelten Geſtalten, wie beiſpielsweiſe in Pirano, dem iſtriſchen Frauenparadieſe. Gleichwohl wird kein Reiſender unbefriedigt an den verhüllten Rovigneſerinnen vorüberwandeln, und zwiſchen den Falten der Veſtura gewiß manch reizendes Geſicht erblicken. Auch an heiterer Ausgelaſſenheit fehlt es nicht .... Der Rovigneſe aber iſt ein ernſter Geſelle. Meiſt verdingt er ſich als Lootſe, und er obliegt ſodann ſeinem ſchweren Berufe mit großer Geſchicklichkeit. Früher beſtand in Rovigno, oder richtiger auf den exponirten Scoglien unweit der Stadt, ein eigenes autoriſirtes Lootſencorps, das lange Zeit treffliche Dienſte leiſtete und erſt dann aufgehoben wurde, als die

Pope aus Peroi.

Digitized by Google

verſchiedenen Hilfsmittel der Navigation (Leuchtfeuer, Seekarten ꝛc.) das Inſtitut als überflüſſig erwieſen. Heute beſorgen die rovigneſiſchen Lootſen hauptſächlich an den Po-Mündungen ihr Geſchäft.

Die Inſeln, welche ſüdlich von Rovigno der Küſte vorgelagert ſind, ſehen bei weitem ſtattlicher und belebter als die nördlichen Scoglien aus. Zwar ſind auch ihre Ufer durchwegs nackter Fels, wie es in einem Meere, deſſen Wogen faſt ununterbrochen an dem Felſengefüge nagen und meiſt mit furchtbarer Gewalt ihr Zerſtörungswerk beſorgen, nicht anders ſein kann. Man ſieht aber dennoch ab und zu kleine Haine, oder dichtes Buſchwerk, oder eine Gruppe von Bäumen, die ein Kirchlein, oder eine Villa, oder ein Landhaus verdecken .... Die ſtattlichſte dieſer Inſeln iſt San Andrea, die wohlbebaut und bewohnt iſt. Südlicher liegt San Giovanni, das »Stavoren« von Iſtrien. Wie an den nun vereinſamten und verſumpften Geſtaden der Zuyder-See ſoll nämlich auch hier auf San Giovanni eine

Bewohner von Peroi.

Digitized by Google

große Stadt — die Sage bezeichnet sie als »Alt-Rovigno« — gelegen, später aber in die Tiefe des Meeres gesunken sein. Daß das alte Arapenum (oder Rubinum) auf keiner Insel, sondern genau auf der Stelle des heutigen Rovigno lag, ist über alle Zweifel erhaben. Sicher hat sich hinsichtlich San Giovanni's die Volkssage an eines jener Naturereignisse angelehnt, von denen früher die Sprache war und die, wie leicht zu erweisen ist, instantante Senkungen der Küste und der ihr vorgelagerten Inselchen zur Folge hatten. Die Fischer behaupten, daß sie wiederholt verschiedene Gegenstände aus dem Meere gefischt hätten, welche die Existenz einer ins Meer gesunkenen Ortschaft außer Zweifel setzen. Die Frage ist nur die: wie die Gegenstände dorthin gekommen und welches Alter ihnen gegebenen Falls zugeschrieben werden könnte.

Wir steuern aus dem kleineren Archipel hinaus und treten in Sicht einer größeren Inselgruppe, welche in einiger Entfernung im Süden der Küste vorgelagert ist und mit ihr einen bequemen, breiten Canal bildet. Die Gruppe ist die der Brionischen Inseln. Sie sind bemerkenswerth durch ihre Lage, sozusagen vor der Eingangspforte zum Hafen von Pola, ferner durch die Fruchtbarkeit, welche die größere der Inseln auszeichnet, und schließlich durch den reichen Ertrag, den die Steinbrüche abwerfen. Der kleine Archipel besteht aus zwei größeren Eilanden und einer Anzahl von Scoglien, von denen der Scoglio San Girolamo der wichtigste ist. Die beiden Inseln heißen Brion grande und Brion minore. Erstere ist derart durchbuchtet, daß sie, je nach dem Standorte, den der Beschauer einnimmt, in eine ganze Reihe von Eilanden auseinander zu fallen scheint, die sich gegenseitig decken. Auf der höchsten Kuppe liegt das starke Fort Tegetthoff, der Schlüssel zum Poleser Hafen. Es beherrscht das ganze Meer ringsum und weite Strecken des anschließenden Festlandes. Man gewahrt alsbald den einzigen Ort der Insel — Porto Brioni — das im Hintergrunde einer kleinen Bucht liegt, und hinter dem ein niederer Hügel aufragt, auf dessen Scheitel man die Reste von Cyklopenmauern gefunden hat. Nun ist die Höhe mit dichtem Buschwerk bestanden und von Schaaren von Vipern bevölkert, die den Besuch des merkwürdigen Platzes nichts weniger als verlockend erscheinen lassen. Die Insel San Girolamo ist interessant durch ihre zum Theil

uralten Steinbrüche. Der Abbau hat im Laufe der Zeit ſo große Dimenſionen angenommen, daß die Inſel wie in der Mitte entzwei geſchnitten ſich ausnimmt. Nur ein niederer Iſthmus hält die beiden Theile zuſammen. Stellenweiſe ragen die Bruchflächen faſt hundert Fuß ſenkrecht, oder in unſymmetriſchen Abſätzen empor. Wenn man die ungeheuern Maſſen von Quadern und unbearbeiteten Felsbrocken überblickt, dann haftet der Blick ſtaunend an dem Rieſenwerk, welches ſchwache Menſchenhände vollbracht. Mancher venetianiſche Palaſt, der heute vernachläſſigt, vielleicht auch unbewohnt, in den Lagunen zerbröckelt, wurde vor Jahrhunderten aus den Blöcken und Quadern von San Girolamo als ſtolzes Prachtwerk aufgerichtet. Auch Aquileja bezog von hier ſeinen Bedarf an Baumaterial, dann Ravenna und manch' andere italieniſche Küſtenſtadt. Die Brüche ſtehen noch immer im Betriebe; bewohnt wird das Eiland nur von einer kleinen Arbeiter-Colonie, die in einer Anzahl von der Unternehmung errichteter Gebäude untergebracht iſt ....

Zwiſchen den Brioniſchen Inſeln und dem Feſtlande erſtreckt ſich der Canal von Faſana. Den Namen hat er von dem gleichnamigen Orte, der mit ſeinen beiden Kirchen auf vollkommen ebenem Geſtade liegt und auch im weiteren Umkreiſe von nur ganz unbedeutenden Uferhöhen umrahmt iſt. Landeinwärts geht ein Weg nach Dignano hinauf, deſſen Häuſermaſſe vom erhöhten Plateaurücken auf das Geſtade von Faſana herabblickt. Der Name Faſana iſt ſeit dem Jahre 1866 auch dem binnenländiſchen Publikum bekannt, da es der gleichnamige Canal war, in welchem Admiral Tegetthoff unmittelbar vor der Seeſchlacht von Liſſa ſeine Geſchwader vereinigte und unter Cap Compare in Schlachtordnung rangirte, um dann gegen Liſſa abzudampfen. Der Canal war übrigens in früheren Jahrhunderten einmal Zeuge eines höchſt erbitterten und folgereichen Seekampfes, und zwar im Jahre 1379, wo die genueſiſche Seemacht die Geſchwader der Venetianer auseinanderſprengte und halb vernichtete ....

Nördlich von Faſana liegt das kleine Dorf Peroi, das inſoferne merkwürdig iſt, als es eine bocheſiſch-montenegriniſche Bevölkerung beherbergt, die ſchon vor mehr als zwei Jahrhunderten ins Land kam. Die venetianiſche Republik, welche ſchon ſo oft vorher die, entweder aus Anlaß

ihrer eigenen Mißwirthſchaft in Iſtrien oder in Folge von Kriegen und Epidemien entvölkerten Gebiete mit Colonen aus dem Süden der Balkan-Halbinſel beſiedelt hatte, griff auch nach dem furchtbaren Peſtjahre 1658 zu dieſem Auskunftsmittel und wies der, im übrigen höchſt unanſehnlichen Gemeinde den Küſtenſtrich bei Peroi an. In der erſten Zeit ihres Glaubens halber (die Colonen bekannten ſich zur griechiſch-orientaliſchen Kirche) verfolgt, hatten die Peroieſer mancherlei Bedrückungen zu beſtehen, die ſie indeß überdauerten und ſo Sitte und Gewohnheiten, Sprache und Religion bis auf den Tag conſervirten. Heute gedeiht das kleine Gemeinweſen vorzüglich und man weiß nur Gutes über dasſelbe zu berichten. In der bunten Völkermuſterkarte Iſtriens kommen die Peroieſen — ihrer geringen Zahl wegen — allerdings nicht in Betracht, ſo wenig wie die andere Montenegriner-Colonie zu Promontore an der Südſpitze der Halbinſel . . . .

Digitized by Google

Pola.

Ein maleriſches Bild, dieſe weitläufige Perſpective des Poleſer Hafenbeckens! . . . . Zu beiden Seiten der Einfahrt abſtürzende Felscaps mit mächtigen Forts auf den Scheiteln: rechts »Maria Louiſe«, links »Chriſto«; dazwiſchen ein blauer Meerescanal, von deſſen Uferumrahmung mehrere andere Vorgebirge von beiden Seiten zungenförmig vorgreifen, mit Buchten, über die man zu anderen Befeſtigungen emporſieht. Das Bild iſt alſo vorwiegend militäriſch-ernſt; es hat auch jenſeits — gerade vor dem Beſchauer — einen entſprechenden Abſchluß, denn dort, an der Scheidelinie zwiſchen dem »Vorhafen« (oder Canal von Pola) und dem eigentlichen, inneren, Kriegs- und Handelshafen, tauchen drei Inſeln aus der Fluth, von denen die mittlere ein ſtarkes Fort trägt.

Digitized by Google

Das ist die Insel »Franz« — in früherer Zeit San Andrea, auch Napoleone genannt — das stärkste aller Hafenforts; südlich von ihr liegt das Eiland San Pietro, nördlich die kleine grasbewachsene Insel Santa Catterina. Erst wenn man diese Inselschnur, die sich dem ankommenden Schiffe quer vorlegt, hinter sich hat, öffnet sich das weitläufige Poleser Seebecken, mit dem convex vorspringenden Halbrund der Stadt und den niederen Uferhöhen, im Hintergrunde das dominirende Castell, linker Hand die kühnen, grandiosen, dabei aber ungemein leichten Bogen des römischen Amphitheaters, und mitten im Becken die Oliveninsel mit ihren imposanten maritimen Etablissements. Die den niederen Castellhügel hinansteigende Stadt spiegelt ihre gelblichen Häuserreihen in der stillen Fluth wieder und hat ein Mastengewirr vor sich am rechtseitigen (südlichen) Quai, wo die weitläufigen Bauten des See-Arsenals liegen. Denkt man sich dazu den Wechsel von Karstboden und Gartengrün, einzelne üppige Vegetationsinseln, die Regungen eines ungemein reich pulsenden Lebens, Schiffsgewirr und rauchende Essen, dröhnenden Hammerschlag und schrille Dampfpfiffe — Alles vom Lichte der südlichen Sonne verklärt und in den mannigfachsten Farben schwimmend: so hat man eine Scenerie vor sich, die vielleicht nicht großartig, immerhin aber außergewöhnlich effectvoll ist.

Jeder Reisende, der heute diesen, erst in den letzten drei Jahrzehnten aus seiner beispiellosen Verwahrlosung zu rascher Blüthe emporgestiegenen Platz besucht, hat nur den *einen* Gedanken: wie mag es hier zu Roms Zeiten, wie mag die Stadt auf der Höhe ihres antiken Glanzes ausgesehen haben? .... Die Phantasie ist in derlei retrospectiven Dingen willig, sie bedarf aber gar sehr des nüchternen Calcüls, um nicht irre zu gehen. Wenn wir also jenes längst verblaßte Städtebild vor *unser* geistiges Auge zaubern wollen, müssen wir uns vor Allem mit der antiken topographischen Situation vertraut machen.

Daß das römische Pola eine wesentlich andere Scenerie darbot, wie das dermalige, ist leicht zu erkennen. Vor Allem müssen wir uns das Bild von jenen großartigen modernen Schöpfungen entkleidet denken, die in den letzten Jahren hier die maritime Technik zu Stande gebracht, und die mit Recht der Stolz der jungen aber tüchtigen österreichischen Flotte sind. Auch

an römiſchen Kriegsfahrzeugen wird es nicht gefehlt haben, aber ein impoſantes Bild gaben ſie nicht ab. Sie lagen dort vor Anker, wo jetzt feſter Boden iſt und anſehnliche Gebäude ſich erheben: in der ſüdöſtlichen Ecke des Hafens, wo an den alten Stadtkern nun die Neuanlagen des Uferrandes (Arſenal) und der dahinterliegenden Küſtenhöhe (San Policarpo) ſich ſchließen. Dort zog ſich damals ein ſchmaler Canal landeinwärts und wurde ſelber geſpeiſt von einem kleinen Bache, der vom Marsfeld herüberſtrömte und außerhalb der Stadtmauer ins Meer fiel. Der Bach iſt noch vorhanden, ſtrömt aber dermalen unter dem Marine-Caſino hindurch, um innerhalb des See-Arſenals ins Meer zu treten.

Der Totalanblick des römiſchen Pola von der See aus muß ein ſehr maleriſcher geweſen ſein. Der ganze Canal und der Hafen ſelber waren von einem Kranz grüner Höhen eingerahmt, von denen helle Landhäuschen und Villen herableuchteten; mit ſchmucken Landſitzen waren auch die vier Inſeln des inneren Hafenbeckens beſetzt. War man einmal in dieſem letzteren gelangt, dann ſchweifte der Blick über die Ringmauer, welche das antike und auch das Pola aller ſpäteren Jahrhunderte bis in die neueſte Zeit herauf ſee- und landwärts umgürtete. Vertheidigungsthürme ſprangen aus dem Walle hervor, der ſeeſeits von ſechs Thoren durchbrochen war. Die Häuſer überragten, in Folge des mählichen Anſtieges der Küſte zum Burgberge, den Wallring, waren aber ſelber überragt von einer ganzen Reihe von Tempeln, unter denen einer faſt unverſehrt bis auf den Tag ſich erhalten hat. Im nördlichen Winkel des Hafens ſtand das Heiligthum der Venus, nur durch die Stadtmauer von dem gewaltigen Amphitheater getrennt, das außerhalb lag. Der Name des Thores, welches die Mauer an dieſer Stelle durchbrach, iſt uns bekannt: es war die Porta Junonia. Etwas ſüdlicher ragte der Giebel des Jupitertempels, und noch weiter herunter das Doppel-Heiligthum des Auguſtus (und der Roma) und der Diana. Es waren zwei Tempel von gleicher Anlage und gleichen Dimenſionen, was architektoniſch geboten war, denn zwiſchen beiden erſtreckte ſich auf erhöhter Plattform das Forum der Patricier und das Comitium mit ſeinem herrlichen Schmuck von Kaiſerbildern in Marmor, darunter Nero, Claudius, Marc Aurel, Antonius und viele Andere. Zwölf Stufen tiefer lag das weit geräumigere plebejiſche

Forum, gleichfalls ſtatuengeſchmückt und die übrigen Straßen um zwei Stufen überragend.

Auf dieſem Forum drängte ſich das öffentliche Leben und es war alſo nicht einzig und allein im rein-topographiſchen Sinne das Herz der Stadt. Von der See aus war dieſes Leben allerdings nicht wahrzunehmen, denn nur die obere Hälfte der beiden Tempel dürfte den Mauerring überragt haben. Sah man über deren Giebel hinweg, ſo blieb der Blick auf dem Capitol haften, welches die Stelle des heutigen Caſtells einnahm. Das Capitol hatte eine elliptiſche Grundform und beſtand im Weſentlichen aus einem doppelten, durch Thürme verſtärkten und von drei Thoren

Der Triumphbogen der Sergier

Digitized by Google

durchbrochenen Mauerring. Es lag genau in der Mitte der Stadt, die ſich faſt kreisförmig um den Burghügel lagerte. Von jenen drei Thoren gingen die Hauptſtraßen radialartig ab, durchzogen die Stadt und traten durch die correſpondirenden Hauptpforten der Stadtumwallung ins Freie.

Der Tempel des Auguſtus und der Roma.

Zwei dieſer Hauptpforten haben wir im Süden der Stadt zu ſuchen. Wir laſſen alſo unſeren Blick im Geiſte über die Tempel des Forums und über das Capitol hinweg nach ſüdlicher Richtung ſchweifen, wobei wir zunächſt einen dritten Tempel — den ſtattlichſten unter allen — jenen der Minerva, gewahren. Er erhob ſich faſt knapp am Strande, dort wo ſich nachmals die Abtei Vergine del Canneto erhob und heute die Poſt auf

Digitized by Google

dem Boden zweier Heiligthümer ſteht. Von hier trat die Küſte — wie dermalen — concav zurück und nahm jenen landeinwärts ziehenden, weiter oben erwähnten Canal auf, an deſſen nördlichem Ufer das prachtvolle Südthor Polas, die Porta Minerva (auch) Porta Aurea) ſtand. Es hatte drei Bogen, einen großen in der Mitte für den Wagenverkehr und auf jeder Seite einen kleineren für die Fußgänger. Eine kleine Strecke dahinter, alſo ſtadtwärts und innerhalb der Mauer, ragte der zierliche »Triumphbogen der Sergier«. Er hat alle Völkerſtämme und alle Kataſtrophen überdauert und iſt heute eine der koſtbaren Perlen antiker Architektur, welche Pola ſein eigen nennt. Aus dieſer topographiſchen Situation geht übrigens klar hervor, daß dieſer Triumphbogen kein Stadtthor des antiken Pola geweſen ſein kann. Die Wallmauern der mittelalterlichen Stadt ſetzten allerdings hier an, d. h. das Denkmal wurde erſt in jener Zeit als Stadtthor benützt. Näheres über das Monument ſpäter.

Bei der Porta Minerva haben wir bereits den Südrand der antiken Stadt erreicht. Neben ihr, in den Abhang des Monte Zarro eingeſchnitten, lag das »Theater Julia« — der Markſtein im Süden, wie das große Amphitheater im Norden der Stadt. Folgen wir nun dem Mauerring landeinwärts, ſo haben wir uns eine Strecke öſtlich der Porta Minerva ein anderes großes Hauptthor — die Porta Gemina — zu denken. Durch ſie führte die Straße vom Capitol herab und ſchlug die Richtung der Militärſtraße nach dem Val d'Arſa ein. Ob das knapp neben dieſer Pforte, aber mehr nach Süden hin gerückte »Thor des Herkules« gleichfalls ein Stadtthor oder nur der Eingang zu einem Herkulestempel war, iſt vorläufig noch eine offene Streitfrage unter den Archäologen und Localforſchern. Kandler erklärt ſich für die erſtere, Stancovich für die letztere Annahme .... Von der Porta Gemina aus verlief der Mauerring landeinwärts und zwar im Halbkreiſe um den öſtlichen Abhang des Burgberges herum, ſo daß er bei dem Nordthore — der Porta Junonia — wieder mit der anderen Hälfte, welche die See beſpülte, zuſammentraf.

Die antike Stadtanlage beſchränkte ſich nicht einzig und allein auf die Niederlaſſung innerhalb dieſes großen Mauerzuges. Auch außerhalb desſelben gab es, meiſt im Grün der Gärten verborgene, Gebäudecomplexe,

alſo Vorſtädte, die aber nur von Sklaven und Freigelaſſenen bewohnt wurden. Die Wahrnehmung, welche man hierbei gemacht haben will, daß in der Geſammtanlage des römiſchen Pola eine frappante Aehnlichkeit mit der »Siebenhügelſtadt« zu erkennen ſei, iſt mehr als erzwungen. Wenn man jede Bodenerhebung einen Hügel nennt und — der lieben Analogie wegen — bei dieſem Anlaſſe nach der Zahl Sieben fahndet, dann freilich muß der topographiſche Vergleich glücken. Es wird dann jede Stadtanlage, die auf einem unebenen Boden liegt, zur Siebenhügelſtadt, jeder Terrainbuckel zu einem Aventin, jede Terrainwelle zu einem Janiculus. An hinkenden Vergleichen hat es eben niemals Mangel gegeben.

Nachdem wir uns beſtrebt haben, von der topographiſchen Situation der Römerſtadt ein möglichſt knappes aber zutreffendes Bild zu entwerfen, überblicken wir, um uns jene dauernd einzuprägen, noch einmal die Geſammtanlage: Vor uns — von der See aus — die weſtliche Hälfte der Stadt, die ſich kreisförmig um den Burghügel herum zieht; das Ganze iſt vom Capitol überragt, das zu ſeinen Füßen das Forum mit ſeinen beiden Tempeln (im Weſten), das Theater Julia, den Triumphbogen der Sergier, das Thor der Minerva und das »Zwillingsthor« (im Süden), den Minervatempel (im Südweſten) und die Heiligthümer des Jupiter (Conſervatoris) und der Venus (im Norden) liegen hat. Am Nordrande der Stadt, aber bereits außerhalb der Mauer, ragt der ſtattliche Bau der Arena. Um ſie ſchließen jene Vorſtädte einen weiteren Ring, deſſen Hauptſchmuck herrliche Gärten mit zum Meere niederrieſelnden Bächen ſind. Noch ſchöner iſt die Landſchaft im äußerſten Süden, vor der Porta Minerva und jenſeits des Canalhafens, wo längs der Straße, die nach Mutila (jetzt Medolino) führt, reizende Garteninſeln mit hellſchimmernden Villen und leuchtenden Marmorſtatuen im Grün der Orangen und des Lorbeer ſich ausbreiten. Dort hatten die Edlen und Vornehmen der Stadt ihre Buen retiros, in einem Paradieſe, wo Blüthenduft die friſche Seebriſe würzte und der ſüdliche Himmel von faſt ungetrübtem Glanze war .... Daß dem heute nicht mehr ſo iſt, werden wir alsbald erfahren. Schön muß es auch im Hafenbecken ſelber geweſen ſein, wo die von keinem Seegange und keinem Sturme in ihrem Gleichgewicht geſtörte hellblaue Fluth, wie ein ſtiller italieniſcher See üppig

grüne Geſtade beſpülte, oder die hellen Marmorportiken jener ſchmucken Landhäuschen wiederſpiegelte, welche im Pflanzendickicht der vier Eilande des Hafenbeckens lagen. Am Schönſten aber war's, wenn im Morgenlichte die Tempelgiebel flimmerten und der ſtolze Bau der Arena purpurn glühte, indeß das Forum mit Menſchen ſich füllte, die ſtille Bucht von flinken Galeeren durchrauſcht wurde. Man weiß, daß mancher römiſcher Imperator dieſen Zauber zu würdigen wußte und in Pola ſtille, glückliche Tage verbrachte: ...

Wir wenden uns nun dem modernen Pola zu .... Der Dampfer, mit welchem wir die Fahrt längs der Küſte Iſtriens bis hierher bewirkt haben, ſchwenkt nordwärts um die Oliven-Inſel herum und hält an dem gemauerten Quai, der die ganze Stadtliſière am Hafen ſäumt. Die Landungsſtelle liegt im nördlichen Theile der Stadt, da auch nur die nördliche Hälfte des Hafenbeckens als Handelshafen dient, während die ſüdliche Hälfte den Kriegshafen bildet .... Wir ſind beim Betreten des Landes dem Amphitheater ſo verlockend nahe, daß wir uns ſchier verleitet fühlen, die paar hundert Schritte bis zu dem Wunderbau zurückzulegen. Er ſoll uns aber als koſtbares Schlußſtück unter den mannigfachen Poleſer Herrlichkeiten reſervirt bleiben.

Der Hafenquai iſt gleichzeitig Promenade und wir haben wahrlich nichts dagegen beim Betreten dieſes hochclaſſiſchen Bodens von neugierigen Mädchenaugen beobachtet, von vornehmen Damen — die offenbar aus »Klatſchhauſen« ſtammen (ſo nennt man den Bezirk, wo die Marine-Angehörigen wohnen) — flüchtig gemuſtert zu werden. Das lohnbedürftige Volk drängen wir bei Seite und eilen in unſer Hotel, das einen Katzenſprung von der Landungsſtelle und gleichfalls am Quai ſituirt iſt. Die Neugierde läßt uns natürlich nicht zu Hauſe. Wir wandeln den Quai entlang, das Arſenal Gitter zur Seite, und lenken bald in die Hauptſtraße ein, an Bier- und Kaffeehäuſern, Weinſtuben und an einer Reihe von Zeltbuden vorüber, in denen köſtliches Obſt feilgeboten wird. Das Alles iſt uns wohlbekannt — es hat italieniſchen Anſtrich. Auch die Gebäude, obwohl meiſt jüngeren Datums, ſind derlei Kleinſtädten an der Adria typiſch. In dieſer Straße wird unſer Blick durch die Schaufenſter einer deutſchen Buchhandlung

abgelenkt — das Hotel Polas für geiſtige Koſt, die Herr Schmidt Fremden und Einheimiſchen zuvorkommend und liebenswürdig ſervirt. Daß ein Buchhändler in einer Stadt, wie Pola, ein halber oder ganzer Gelehrter iſt, verſteht ſich von ſelbſt. An ausgiebiger Information wird es daher dem Beſucher Polas in dem traulichen Locale nicht fehlen. Die alten Römer kann aber auch Herr Schmidt nicht lebendig machen, und ſo ſuchen wir wenigſtens ihre Denkmäler auf.

Schon bei einem der nächſten Gebäude derſelben Straße — dem Poſtamte — müſſen wir anhalten. Zwar iſt hier jede antike Spur verwiſcht; wir wiſſen aber, daß es dieſelbe Stelle iſt, auf der ſich einſt Polas herrlichſter Tempel, jener der Minerva, erhob. Später trat die Abtei Vergine del Canneto, die bis auf eine kleine Kapelle, welche ſich im Hofe des Poſtgebäudes befindet, gleichfalls verſchwunden iſt, an die Stelle des antiken Heiligthums. Ob die Mauerfragmente, welche man dicht beim Poſtgebäude ſieht, Reſte der älteſten, alſo römiſchen Stadtmauern ſind, mag dahingeſtellt ſein; ſehr alt aber ſind dieſe Brocken jedenfalls und ihre venetianiſche Provenienz ſo viel wie zweifellos. Die früheren Mauern an der Seeſeite hatten ſchon die Franzoſen während ihrer Anweſenheit in Pola (1805 bis 1813) niedergeriſſen; viel ſpäter folgte die Demolirung des Wallzuges auf der Landſeite, worüber wir übrigens noch berichten werden.

Vorläufig verbleiben wir in jener Hauptſtraße — der »Arſenalsſtraße« — und betreten jene Stelle, wo ſie im Knie nach rechts abbiegt und nach den lieblichen Anlagen von San Policarpo hin verläuft. Dieſer Platz iſt für uns von großem Intereſſe, denn auf ihm drängen ſich, wenn man den näheren Bereich mit in Betracht zieht, eine ganze Reihe antiker Anlagen zuſammen. Hierher müſſen wir zunächſt das Theater Julia verlegen — jenen anſehnlichen Bau aus der Zeit Veſpaſians, an dem der Name der Tochter des Auguſtus haftet.... Die letztjährigen Um- und Neubauten an dieſer Stelle haben ſehr reichhaltige Fragmente: Säulen, Bogengefüge, Capitäle u. dgl. m., ans Tageslicht gebracht. Der ehemalige Porticus muß dort geſtanden ſein, wo jetzt die Straße zieht, denn von hier nach dem Hintergrund zu, wo der Abhang des Monte Zarro beginnt, lag die Scene und in den Bergabſtieg ſelbſt waren die Sitzreihen eingeſchnitten.

Nun steht auf dem alten Theatergrunde das Marine-Casino (s. S. 121), der Mittelpunkt der Geselligkeit, das Rendezvouslocal der Marine-Angehörigen und Militärpersonen des Städtchens. Auch Fremde haben Zutritt, wenn sie von einem Mitgliede des Casinos eingeführt werden. Man betritt zunächst einen herrlichen Vorgarten mit reichem tropischen Pflanzendickicht und glatten Kieswegen, die um den einstöckigen Bau herum und nach dem rückwärtigen Theile des Parkes führen, wo der Musikpavillon, Kegel- und Boccebahn, eine niedliche Volière und manch schattiges trauliches Plätzchen zu finden sind. Die innere Einrichtung des Casinos ist mustergiltig für ein Vereinshaus, das den Beamten und Officieren Alles darbieten soll, was man in einer Kleinstadt von italienischem Typus wie Pola aus naheliegenden Gründen vermißt. Bibliothek und Lesezimmer, Empfang- und Tanzsaal, Speisezimmer, Restauration und Cafélocal all' dies findet man in praktischer Anordnung und den Bedürfnissen der Casino-Mitglieder in jeder Richtung entsprechend. Es war in erster Linie Admiral Tegetthoff, der die Nothwendigkeit eines solchen Clubhauses erkannte und das auch hauptsächlich durch seine Bemühungen zu Stande kam. Es war daher nur eine sinnige Erkenntlichkeit, daß man den Grundstein zu dem Baue am Jahrestage der Schlacht von Lissa und zwar im Jahre 1870 legte.... Jeder Fremde wird die Gastfreundschaft, die er im Marine-Casino genossen, in dankbarer Erinnerung bewahren.

Wenn wir das Marine Casino umschreiten, gelangen wir alsbald auf einen kleinen Platz, auf welchem sich im braunen Rosttон und malerisch verwittert der prachtvolle »Triumphbogen der Sergier« erhebt. Er steht vollkommen frei, mißt zwanzig pariser Fuß in der Höhe und sechsundzwanzig Fuß in der Breite und ist zum Schutze gegen muthwillige Zerstörung mit einem Eisengitter umgeben.*) Den besten Eindruck von diesem römischen Denkmale erhält man, wenn man südlich desselben Stellung nimmt. Dann gleitet der Blick gerade unter der leichten Bogenwölbung hindurch in die düstere und schmale von mehrstöckigen Häusern eingefaßte Hauptstraße. Die Vorderseite ist (sowie die Rückseite) durch je ein Säulenpaar korinthischer

*) Auf unserem Bilde, Seite 104, ist das Gitter weggeblieben, um die architektonische Wirkung des Bauwerkes nicht zu schmälern

Ordnung mit cannelirten Schäften gegliedert, die von einem ſtark vortretenden Geſimſe überragt werden. Das Ganze iſt von einer hohen, in der Mitte und an den Ecken ausladenden Attica gekrönt, in deren Breſchen kleines Strauchwerk wuchert. Auf den drei ſockelartigen Ausladungen müſſen einſt die Büſten jener Perſönlichkeiten geſtanden ſein, denen die Pforte gewidmet war. Ihre Namen lieſt man noch heute auf den Sockeln der Attica: auf dem mittleren Lucius Sergius Lepidus, auf dem linken Lucius Sergius (Sohn des erſteren) und auf dem rechten Cnejus Sergius, Bruder des letzteren.

Dieſe Triumphpforte iſt das älteſte römiſche Denkmal Polas und ward errichtet von jener Salvia Poſthumia, die die Gemahlin des Lucius Sergius war. Die Errichtung fällt in die Auguſtiniſche Zeit und zwar bald nach der Schlacht von Actium (30 v. Chr.), nach welcher die XXIX. Legion, deren Tribun jener Lucius Sergius war, aufgelöſt wurde. Es muß alſo die Bewahrung von kriegeriſchen und zwar glorreichen Erinnerungen an die drei Sergier, von denen der zweite der Schwiegervater der Salvia, der dritte der Bruder des Lucius Sergius war, Zweck der Denkmalserrichtung geweſen ſein. Die Victorien in den Bogenzwickeln, ſowie andere Embleme machen dieſe Vorausſetzung zur Gewißheit.

Die innere Bogenwölbung, die ungemein graziös und leicht iſt, zeigt Caſſetten und Weinlaubverzierungen und ebenſo geſchmückt ſind die beiden, nicht allzu maſſigen Pfeiler, welche den Bogen tragen .... Wir haben ſchon früher einmal erwähnt, daß vor dieſem Triumphbogen, d. h. im Süden, das Thor der Minerva, das ſchönſte des römiſchen Pola, ſtand. Es hatte goldene Verzierungen und ward deshalb auch »Porta aurea« genannt, ein Name der nachmals auf das Denkmal der Sergier überging und ſich im Volksmunde bis auf den Tag erhalten hat. Die Porta Minerva ſtand, wie man ſich erinnern wird, dicht an dem ins Land einſchneidenden Canalhafen, wo die römiſchen Galeeren vor Anker lagen .... Nun iſt keine Spur mehr von jenem Thore vorhanden und wo der Hafen war, iſt ein ebener Platz — eben der vor der Triumphpforte — den einige neuere Gebäude umgeben. Die Zerſtörung des Minervathores verlegt man in das Jahr 1379, wo Pola von den Genueſen furchtbar heimgeſucht wurde.

Wir ſchreiten um den Triumphbogen herum und lenken in die finſtere Hauptſtraße. Sie iſt gut gepflaſtert und faſt durchwegs von neuen Häuſern eingefaßt. Bemerkenswerth ſind die Kirche Miſericordia und das neue Theater. Haben wir dieſes hinter uns, ſo ſtehen wir auf dem freundlichen mit jungen Anlagen geſchmückten Dante-Platz. Von hier lenken wir unſere Schritte abermals nach der Südſeite der Stadt, wobei wir eine andere Erinnerungsſtätte der Sergier, die minder ruhmvolle Erinnerungen wachruft, betreten. Wir haben ein Privathaus vor uns, deſſen Stelle einſt die Kirche San Stefano einnahm. Sie war eines der älteſten chriſtlichen Bauwerke in Iſtrien, und ſoll ſchon zu Beginn des VI. Jahrhunderts beſtanden haben. In dieſer Kirche wurden am Charfreitage des Jahres 1271 alle Mitglieder jener Familie vom Volke meuchlings niedergemacht, mit Ausnahme eines einzigen Sprößlings, der ſich in das Kloſter San Francesco gerettet hatte ....

Die Familie der Sergier, welche auch nach Roms Untergang in Pola noch eine hervorragende Rolle ſpielte, hatte die ganze politiſche Gewalt an ſich geriſſen und vom Capitol aus Stadt und Bevölkerung außergewöhnlich hart bedrückt. Ihr Untergang war daher eine bald beſchloſſene Sache. In jener nun längſt vom Erdboden verſchwundenen Kirche fand das Blutbad ſtatt. Zwar gelangte nachmals die Familie, welche jenem geretteten Mitgliede entſproß, wieder zu Einfluß und Anſehen, bis ſie die venetianiſche Republik für immer aus Pola verbannte. Es iſt höchſt intereſſant zu vernehmen, daß in Italien (man nennt Treviſo) ein Sprößling dieſer Familie noch immer exiſtiren ſoll, oder wenigſtens noch in allerjüngſter Zeit exiſtirte. Das wäre ein Stammbaum, der von Polas Coloniſirung durch die Römer bis in unſere Tage heraufreicht, und zwar ein Stammbaum ein und desſelben Namens!

Nachdem wir am Südrande der Stadt die Plätze beſucht, wo das »Zwillingsthor« und das Herkulesthor geſtanden, und eine Strecke auf der durch den Erzherzog Ferdinand Max im Jahre 1856 an Stelle der alten venetianiſchen Stadtmauern ins Leben gerufenen »Ringſtraße« promenirt haben, wenden wir uns wieder dem Innern der Stadt zu. Es geht wie vorher um den Caſtellhügel herum und auf den Hauptplatz hinaus, der

Digitized by Google

im Hintergrunde durch das im mauriſch-gothiſchen Styl aufgeführte Municipalitätsgebäude abgeſchloſſen iſt. Hier ſtehen wir auf dem Boden des römiſchen Forums, und zwar des plebejiſchen. Der Platz nimmt ſich heute ſehr ſtattlich aus, muß aber zu Roms Zeit bedeutend größer geweſen ſein; denn von ihm ſtieg man zu dem Forum der Patrizier empor, das ſich jenſeits an den Tempel des Auguſtus und der Roma lehnte. Heute aber kann man zu dieſem nur mit Benützung eines kleinen Seitengäßchens gelangen, in welchem das herrliche Denkmal zwiſchen anderen Gebäuden eingekeilt und verſteckt liegt .... (S. S. 129.)

Dieſer Auguſtustempel wurde im Jahre 8 n. Chr. Geburt errichtet und iſt in ſeinen Dimenſionen ungemein zierlich. Das Ueberraſchendſte an ihm iſt ſein guter Zuſtand. Die Vorhalle wird von ſechs korinthiſchen Säulen gebildet, von denen vier in der Front ſtehen. In den Flanken ſchließen die Säulenſtellungen mit je einer cannelirten Ante an der Cellafront ab. Die Säulen ſind nicht cannelirt. Den Fries zieren Laubzüge, vorne Victorien an den Ecken, zwiſchen welchen die Widmungsſchrift läuft. Der Giebel zeigt höchſt zierliche Ornamentik, das Giebelfeld aber einen flachen Schild. Das Innere der Cella dient dermalen als eine Art Muſeum. Der Raum iſt beſchränkt und finſter. Er wurde zur Zeit der byzantiniſchen Herrſchaft als Kirche, unter der venetianiſchen Republik als — Kornkammer benützt .... Im Bereiche des Tempels, an den Stufen und in der Vorhalle finden ſich mancherlei antike Gegenſtände: Statuen, Karyatiden, Säulenſtümpfe mit Pinienzapfen, ein rieſiger Sarkophagdeckel u. ſ. w.

Der Platz, wo das Seitenſtück dieſes Heiligthums — der Dianatempel — ſtand, wird nun vom Municipalitätsgebäude eingenommen, an deſſen rückwärtiger Front man deutlich die Sculpturen des Frieſes, ſowie andere Reſte jenes Tempels erkennt. Wie bereits erwähnt, lag zwiſchen beiden Tempeln das ſtatuengeſchmückte Forum der Patrizier und das Comitium; nun iſt alles verbaut.

Man ſchreitet um den Auguſtustempel herum und betritt eine breite, vom Quai oder vielmehr der Arſenalsſtraße ſanft aufſteigende Gaſſe, die als Fiſchmarkt benützt wird. Es giebt alſo hier Leben und Bewegung, Typenfülle und ſüdliche Lebendigkeit. Wir aber ſetzen unſeren Weg fort und

zwar zum Dom hinüber, der uns auf das Geſehene hin nur wenig Intereſſe ablockt. Es iſt nicht der ältere Dom, den wir hier vor uns haben. Jener, dem heiligen Thomas geweiht und auf den Fundamenten des Jupitertempels um 857 aufgeführt, ward im Jahre 1379 vollſtändig zerſtört. Der Neubau erfolgte erſt 1451. Noch jüngeren Datums iſt der Glockenthurm, welcher erſt zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts errichtet wurde. Er ſteht frei vor der Domfaçade auf der linken Seite (vom Beſchauer), alſo nach der See zu; rechts lag das Baptiſterium, welches erſt gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts verſchwand.

Wenn wir vom Domplatze aus zum Quai herabſteigen, ſtoßen wir auf das größte Gebäude der Stadt, auf die neue Infanteriekaſerne. Sie iſt für uns inſoferne von Intereſſe, als ihre Fundamente nun auch die Stelle decken, die einſt der Tempel der Venus einnahm. Wie ſeltſam mitunter der Zufall im Wechſel der Zeiten und Dinge ſich geltend macht, erſieht man daraus, daß auf der Stätte des Venustempels ſich ein Nonnenkloſter erhob, das bis zur Neige des vorigen Jahrhunderts in Benützung ſtand. Es diente ſpäter als Artilleriekaſerne. Heute iſt natürlich vom Venustempel und Nonnenkloſter keine Spur mehr, und wird nicht nur deren Raum, ſondern noch ein großes Bodenſtück darüber von dem Koloſſalbau der Infanteriekaſerne eingenommen.

Das nächſte Wegſtück längſt des Quai bringt uns dicht vor das großartige Wahrzeichen Polas – vor das Amphitheater. Gerade vom Meeresufer aus iſt der Anblick dieſes Denkmales von ergreifender Geſammtwirkung. Man hat von dem rieſigen Oval des Arkadenringes den höchſten Theil vor ſich und ſieht durch zwei Bogenreihen und durch die viereckigen Fenſter des oberſten Mauerkranzes zum blauen Himmel hinauf, oder nach dem rückwärtigen Arkadenzug, der entlang des Hügelabhanges läuft. Das Amphitheater wurde nämlich nicht auf ebenem Plan, ſondern auf der geneigten Fläche der Küſtenabdachung aufgeführt. Die Geſammtanlage ſchmiegt ſich überall der Bodenfläche an. Dadurch wurde der Bau vorne viel höher als rückwärts, wo die Höhe des Abhanges in Betracht kommen mußte; vorne kamen zwei Bogengänge übereinander zu ſtehen, während rückwärts an dem diametral entgegengeſetzten Theile, eine ganze Bogenreihe

entfallen mußte. Natürlich geschieht diese Höhenverkürzung allmählich. Wo der Mauerring am höchsten, stehen die mächtigen Pfeiler der unteren Galerie auf breiten Sockeln, die immer kleiner werden und endlich ganz verschwinden. Hierauf verkürzen sich die Pfeiler selber, bis sie auf der Höhe des Abhanges ganz verschwinden und gleich die zweite Bogenreihe (hier die erste, unterste) über dem natürlichen Boden ansetzt.

Steht man bei diesem rückwärtigen Theile, so sieht man in den nun wüsten, zum Theile trümmerbesäeten Innenraum des Theaters hinab, und nimmt ganz deutlich das weite Oval gewahr, welches die eigentliche Arena bildete. Rings herum zogen die Sitzreihen, rückwärts in den Boden eingeschnitten, mit Höhlungen und Kammern darüber, vorne symmetrisch emporgebaut, so daß die ganze erste Bogenreihe auf gleiche Höhe mit dem Zuschauerraum auf dieser Seite zu liegen kam. Zu Häupten der Sitzreihen lief eine Galerie, welche gleichfalls von den Zuschauern benützt wurde, und die von diesem erhöhten Standpunkte aus prächtige Fernblicke durch die viereckigen Fensteröffnungen des obersten Mauerringes genießen konnten. Gegen Regen und Sonnenhitze diente ein riesiger segelartiger Schirm, der über den ganzen Raum gespannt wurde. Man sieht noch Kragsteine und Löcher, welche zur Aufnahme der Sparren zu diesem luftigen Dache dienten.

Von mancher Seite wird behauptet, daß in der Arena auch Wassergefechte (Naumachien) aufgeführt wurden und man will die Merkmale von entsprechenden Vorrichtungen deutlich erkannt haben. Das vertiefte Oval soll zur Aufnahme des Wassers, also als Bassin gedient haben, und demgemäß der Raum vertieft gewesen sein. Für gewöhnlich wurde dieses Bassin mit Balken überdeckt und die Kähne, die ohnedies nicht groß gewesen sein können, gleich auf dem trocken gelegten Boden belassen. Der Wasserzufluß erfolgte vom Hügelhang her und konnte durch Schleußen geregelt oder gänzlich gehemmt werden. Auf der entgegengesetzten Seite – also meerwärts — befand sich der Abflußcanal, der gleichfalls mittelst einer Schleuße zu sperren war ....

Eine andere Eigenthümlichkeit des poleser Amphitheaters sind die vier großen, die ganze Höhe des Mauerringes einnehmenden thurm-

artigen Anbauten, die in dem edlen Linienfluß des Bauwerkes geradezu störend wirken. Was sie eigentlich bezwecken, ist nicht sichergestellt: doch glaubt man annehmen zu dürfen, daß es Treppenhäuser waren, durch welche die Leute, die mit dem Zeltdache zu manipuliren hatten, auf- und niederstiegen. Die Annahme, jene Thürme hätten lediglich zur Erhöhung der Stabilität und Festigkeit des ganzen Baues gedient, ist nicht sehr plausibel.

Viel schwieriger als die Deutung manches Details des poleser Amphitheaters ist die Ermittelung der Zeit seiner Erbauung. Italienische Schriftsteller verlegen dieselbe ans Ende des I. Jahrhunderts nach Chr. G. und nennen als dessen Urheber den Kaiser Vespasian, der in Istrien in verhältnißmäßig jungen Jahren aus dem Leben schied. Damit steht auch im Zusammenhang, daß man das großartige Werk gewissermaßen als ein Denkmal der Kaiser-Favoritin Cenide hinstellt, der zu Ehren es errichtet worden sein soll ... Wir denken aber, daß man sicherer geht, wenn man den Bau in die Zeit der Kaiser Septimius Severus und Caracalla (198 bis 211) verlegt, in der er (ohne Angabe der Gründe in den alten Schriften) in Folge eines Gelübdes von den alten römischen Gemeinden (»Polensis voti sui compotis«) aufgeführt wurde.

Die Dimensionen des Amphitheaters sind sehr beträchtlich; die Gesammtlänge beträgt 400, die Breite 320 pariser Fuß; davon entfällt im Innern auf die Arena selbst ein Raum von 220 zu 140 pariser Fuß. Die Außenseite, 79½ Fuß hoch, hat im untern und ersten Stockwerke je 72 Bogenöffnungen von 16½ Fuß Höhe, im obersten Stockwerke ebenso viele fensterartige viereckige Ausschnitte, zu oberst endlich eine Art Galerie. Im Zuschauerraum war für 22—25.000 Menschen Platz vorhanden. Die Annahme, daß wenigstens ein Theil der Sitzreihen nicht aus Stein, sondern aus Holz war, hat, in Anbetracht, daß sie sozusagen spurlos verschwunden sind, sehr viel für sich. Im übrigen war das Innere des Theaters unter der venetianischen Herrschaft ein förmlicher Steinbruch und einmal sollte sogar der Senat den Beschluß fassen, daß der Bau gänzlich abgetragen und das Material anderweitig verwendet werde. Ein Senator, der in dieser Gesellschaft von kunstverständigen Räthen offenbar ein weißer Rabe war,

rettete durch seine Gegeneinwendungen das antike Denkmal vor dem ihm zugedachten vandalischen Schicksale .... Noch in jüngster Zeit jeder muthwilligen Beschädigung und Besudelung ausgesetzt, hat man neuerdings das Ganze mit einem Eisengitter umgeben und das dazu gehörige Thor gesperrt ....

* * *

Wir wandeln durch dunklen Laubgang sachte bergauf; noch triefen die Blätter vom Morgenthau und eine milde Brise streicht durch die säuselnden Zweige. Man fühlt die Seeluft und feucht weht der Blüthenathem von unsichtbaren Beeten her. Jetzt taucht der Blick durch eine Lichtung zum goldenen Morgenhimmel hinauf, der in der Ferne glüht. Auf flacher Höhe kriechen noch die letzten Nebel, wie die Riesenleiber grauer Schlangen; wo sie aufwallen verglüht der milchweiße Dunst zu Sonnenstaub. Ein einziges Haus - eine »Militärbaracke« versperrt den Ausblick so lange, bis man um sie herum ist, worauf im Zwielicht des fahlen Morgens ein prächtiges Erzbild als dunkle Silhouette den blauen Himmel durchschneidet. Der treffliche Kundmann hat es geschaffen und auf den vier Sockelfeldern liest man die Inschrift: »Dem Vice-Admiral Wilhelm von Tegetthoff, Kaiser Franz Josef I., 1877 — Tapfer kämpfend bei Helgoland Glorreich siegend bei Lissa Erwarb er unsterblichen Ruhm sich und Oesterreichs Seemacht.« (S. S. 133.)

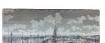
Dieses hehre Standbild steht auf dem Monte Zarro, und wer auf dem weißen Kiesplatze vor dem Denkmale des unvergeßlichen Seehelden steht, der genießt eine Fernsicht, die einzig in ihrer Art ist. Das weitläufige Hafenbecken, krystallhell wie alle Buchten der blauen Adria, liegt in einer weiten Umrahmung von niederen Höhen und Rücken und legt sich weich um die vier Inseln, welche das Hafenrund in mehrere natürliche Abschnitte scheiden. Rechter Hand, wo eben die ersten Strahlenbündel der aufgehenden Sonne durch die weiten Bogenöffnungen des imposanten römischen Amphitheaters brechen und als goldener Funkenregen auf die Azurfläche des Meeres sich herabsenken, ist das Hafenbild todt und einsam. Gerade vor dem Beschauer, über die grauen Dächer Polas hinweg, haftet der Blick auf den weitläufigen Bauten eines kleinen Eilandes, das fast die Mitte

des Baſſins einnimmt. Es iſt die »Oliven-Inſel«, die großartige Werfte der öſterreichiſchen Kriegsmarine, deren feſtländiſche Etabliſſements mit einem ungeheuern Bogen von faſt einer halben Stunde Länge an der linken Hafenſeite das im Dämmerlicht zitternde Meer umſpannen.

Wenn der Blick des Beſchauers auf dieſem Theile des Panoramas länger verweilt, dann löſt ſich das maleriſche Chaos wie durch Zauberhand und jedes Detail tritt plaſtiſch hervor: zuerſt der Kranz der einzelnen Gebäude des Arſenals mit ſeinen Baumgängen und ſchmucken Plätzen dazwiſchen, mit ſeinen ungeheueren Magazinen und Werkſtätten und den prächtigen Quais, woran in ſtattlicher Reihe Leib an Leib jene modernen See-Ungethüme »vertäut« liegen, die man Panzerſchiffe nennt. Auf ihnen herrſcht, ſo viel aus der beträchtlichen Entfernung zu entnehmen iſt, da und dort bereits reges Leben, während ſonſt im weiten Umkreiſe die Ruhe des Morgens kaum durch einen Laut unterbrochen wird.

Die Schiffswerften auf der Oliven-Inſel.

Digitized by Google



Wenige Minuten noch und die Wandlung tritt ein. Ehe noch das grelle Morgenlicht über die Zarrokuppe wie ein funkelnder Feuerſtrom über die hellblaue Waſſerfluth ſich ergießt, tönen Glockenſchläge aus der Ferne herüber und die weiten Räume beginnen ſich zu beleben. Zunächſt wallt ein Menſchenſtrom durch die Arſenalspforten, Boote ſchwärmen aus, geſchäftig wie flüchtige Waſſerinſecten; ſchon kräuſeln ab und zu kleine Rauchpinien empor und pfeilſchnell ſchießen leichte Dampfbarcaſſen durch die ſilbern aufſchäumende Fluth. Ein ſchriller Pfiff folgt dem andern. Bald vernimmt man dumpfes Summen wie aus einem rieſigen Bienenkorbe, dem nach und nach ein ſchwaches, ſpäter ein intenſives Getöſe folgt. Die rußigen Eſſen beginnen zu flammen und wo pechſchwarze Rauchwolken aufwirbeln, pocht mächtiger Hammerſchlag. Bald raſſelt's an allen Ecken und Enden, das Meer ſchäumt auf und buntes Gewimmel drängt ſich von Deck zu Deck, von Gebäude zu Gebäude. Nun hämmert's auch infernaliſch auf der Kriegswerfte drüben.

Das Marine-Caſino. (S. S. 110.)

Digitized by Google

Dort klettert eine Arbeiterſchaar zwiſchen den Verpölzungen einer Corvette, die von dem koloſſalen Balancedock über Waſſer gehalten wird, als wäre ſie eine leichte Barke. Das monotone Geklapper der Kalfaterer und Zimmerleute miſcht ſich in das dumpfe Geraſſel aus der nahen Schiffsſchmiede und den dröhnenden Hammerſchlägen von den Stapelplätzen. Ueberall Leben und Bewegung! Tauſende Hände regen ſich und ſie meiſtern den gewaltigen Repräſentanten unſeres Jahrhunderts — den Dampf, den dienſtbaren Geiſt der modernen Cyklopen. Er ſetzt die hundertzwanzig Centner ſchweren Rieſenhämmer in Bewegung, daß die Erde hunderte von Schritte im Umkreiſe dröhnt; ungeheuere Geſchützmonſtra verſenkt er ſpielend in den Bauch der Panzerkoloſſe oder er zieht dieſe ſelber mittelſt gewaltiger hydrauliſcher Maſchinen aus dem feuchten Elemente ans trockene Land, wo die Ungethüme machtlos, ihrer Gewalt entkleidet ſind. Da ſchneidet er zolldicke Eiſenbleche, als wären ſie ſimple Pappe; dort wieder treibt er zolltiefe Löcher in Eiſenplatten leicht und geräuſchlos, wie eine Näherin ihre Leinwand durchſticht. Und dieſer mächtige Geſelle iſt ein Kind, das von ſchwachen Menſchenhänden gegängelt wird. Ein einziger Fingerdruck hemmt und fördert Kräfte, die tauſend Armen äquivalent ſind.

Und doch iſt der Eindruck, den dieſe großartige Thätigkeit auf den Beſchauer aus der Ferne ausübt, nur ein beſcheidener gegenüber den Einzelbildern ſelbſt, wie ſie ſich an dem Auge in raſchem, betäubendem Wechſel vorüberdrängen, wenn man die einzelnen Etabliſſements in Augenſchein nimmt. Das weitläufige Totalgemälde iſt unſeren Blicken entrückt und das Detail tritt in ſeine Rechte. Wir ſtehen nun am Quai innerhalb des nördlichen Arſenalgitters und haben jene Koloſſe, die beim Anblicke von luſtiger Bergeshöhe aus nicht gar ſo gewaltig imponirten, unmittelbar vor uns. Nur wenige Schritte vor uns zerren ſie an den armdicken Tauen und rieſigen Ankerketten. Schwarze Eiſenthürme ſteigen aus der ſalzigen Fluth. Sie gelten als ſtoß- und kugelfeſt, und der Stolz des Marine-Officiers nennt ſie die »Unverwundbaren«. Die Medaille hat aber ihre Kehrſeite. Wir ſchreiten durch einen dunklen Thorgang und weiter auf einen freien Platz hinaus, wo große Stücke von Panzerplatten in der Reihe aufgeſtellt ſind: ſprechende Zeugen der verheerenden Wirkung des groben modernen

Schiffsgeschützes. Die Projectile stecken tief in dem eisernen Fleische und selbst Rundgeschosse haben die ehernen Wände durchschlagen, wobei sie freilich selber in Splitter gingen. Die Rückwände der Platten zeigen gräuliche Verwüstung; Alles ist zerfetzt, zersplittert und aus den unheimlichen Breschen ragen die Projectile noch ein Stück heraus ....

Wir treten in das nächste Gebäude. Es ist der Waffensaal, angefüllt mit Schieß- und Hiebwaffen, mit Mitrailleusen verschiedener Systeme und niedlichen Landungsgeschützen. Imposanter als dieser Saal ist die große Geschützhalle, wo man die schwarzen Schlangenleiber der Krupp's und Armstrong's friedlich nebeneinander auf mächtigen Holzunterlagen gebettet hat. Zu Häupten sieht man einen Laufkrahn von mehr als achthundert Centner Tragfähigkeit, dazu bestimmt, die kolossalen Mordinstrumente ins Freie zu befördern .... In diesen Waffendepots herrscht fast peinliche Stille gegenüber dem dumpfen Summen, welches die Luft erfüllt, und immer mächtiger ans Ohr schlägt, je weiter wir vorschreiten. Wir passiren ein Gebäude, in dessen erstem Stock ein ungeheuerer Saal sich befindet, geräumig genug, um auf seiner Bodenfläche das größte Segel eines Kriegsschiffes im ausgespannten Zustande aufzunehmen. Die Segelnäher haben schwere Arbeit mit der spröden Leinwand, während in einem Nebenraume hurtige Mädchenfinger gleichsam in einer riesigen Farbentruhe wühlen. Es ist der Saal, wo sämmtliche zum Bedarf der Kriegsschiffe nöthigen National- und Signalflaggen hergestellt und gleichzeitig die einzige Abtheilung des Arsenals, wo weibliche Arbeiter verwendet werden.

Wieder im Freien, treten wir zwischen mehreren Gebäuden, in denen die Kupferschmiede und Feiler hantiren, in das rußige Local der Gießerei, in welcher schwarzer Kohlennebel alle Objecte in gespenstischen Halbschatten hüllt. Man sieht Cupol- und Bronzeschmelzöfen und in der Erde glüht das flüssige Erz wie unterirdisches Höllenfeuer. Die Oefen können circa zweitausend Centner Erz auf einmal schmelzen und aus ihrem glühenden Bauche ist der riesige, zwanzigtausend Kilogramm schwere Ambos hervorgegangen, der etwas weiter vorwärts in der Dampfhammerschmiede aufgestellt ist .... Indem wir uns derselben nahen, fühlen wir den Boden unter unseren Füßen zittern. Schlag auf Schlag in gemessenen Pausen folgt.

Wir ſchreiten durch das finſtere Thor und tauchen den Blick in einen Nebel von Ruß und Staub. Schwarz iſt der Boden, auf welchem hier die Cyklopen hantiren. Die ehernen, bis zu hundert Centner ſchweren Fallklötze dröhnen herab und hämmern koloſſale Eiſenſtücke breit und rund, indeß rings um uns das infernaliſche Geklapper und Rumoren die Sinne betäubt.

Wir ſuchen das Tageslicht und athmen wieder in erquickender friſcher Seebriſe. Die nächſte Station iſt das großartige Aus- und Abrüſtungsmagazin, deſſen geräumige Vorhalle uns aufnimmt. In dieſem weitläufigen Gebäude befinden ſich jene Materialien und Gegenſtände, deren ein jedes Kriegsſchiff bedarf, wenn es ſich im vollſtändig ausgerüſteten Zuſtande befindet. Die Reichhaltigkeit der Sammlung und die in ihr herrſchende muſterhafte Ordnung iſt wahrhaft imponirend. Der Führer verſäumt nicht, uns auf ein Boot aufmerkſam zu machen, das abſeits ein beſcheidenes Unterkommen gefunden. Es iſt nämlich ein »berühmtes Boot«, denn es hat ſeinerzeit die kühnen Nordpolfahrer Payer und Weyprecht über das eisſtarrende Polarmeer getragen, als ſie den »Tegetthoff« verlaſſen und die Rückfahrt nach Nowaja Semlja antreten mußten. Als Reliquien hat man in dem kleinen Fahrzeuge die Zelte und Kochrequiſiten der Expedition untergebracht.

Nachdem uns eine Minute der Täuſchung von dieſem glühenden Boden hinweg nach dem nächtlichen Eispol entrückt hat, werden wir ſofort wieder durch Lärm und Getöſe aus kurzer Träumerei aufgerüttelt. Wir haben ein rieſiges Gebäude vor uns, von deſſen Wänden ein eigenthümliches Gemiſch von ſchrillen und dumpfen, von pfeifenden und raſchelnden Tönen wiederhallt. Vom Eingangsthore aus durchmißt man mit einem Blicke den ungeheueren Raum den Maſchinenſaal des Arſenal-Etabliſſements. Hier arbeiten die Drehbänke und Bohrmaſchinen, ſurren die Transmiſſionen und ſchürft eine mächtige Hobelmaſchine Eiſenſpäne von mehreren Millimetern Dicke von den zu glättenden Erzplatten ab. Ein Krahn, der zu Häupten läuft, iſt im Stande, Laſten bis zu hundert Centnern von Ort zu Ort, von Maſchine zu Maſchine zu rücken. Nicht minder überraſchend ſind die Einrichtungen der Keſſelſchmiede nebenan, wo ein ſinnbetäubendes Gehämmer den Beſucher empfängt. Eine Dampfſcheere ſchneidet

hier Eisenplatten von Zolldicke leicht und spielend entzwei und die Bohrmaschinen schlagen durch gleich dicke Platten fast geräuschlos Löcher vom Umfange eines Vierkreuzerstückes. Kessel von den Dimensionen eines kleinen Hauses stehen in imposanten Reihen, und auf dem Platze dazwischen liegen riesige Röhren. Es sind Theile von Masten, die man neuerdings für Kriegsschiffe (und auch für Passagier- und Handelsdampfer) nicht aus Holz, sondern aus Bessemerstahl erzeugt. Diese hohlen Röhrenmasten sind nicht nur dauerhafter, sondern auch leichter im Gewicht und können überdies als Ventilatoren für die unteren Schiffsräume benützt werden.

Die rastlose, lärmende Thätigkeit der Cyklopen und ihres dienstbaren Geistes, des Dampfes, hat uns schier betäubt, so daß wir gerne dem Führer folgen, der uns nach einem stilleren Winkel des Arsenals geleitet. Dort finden wir das Mastenholzdepot, das Ankermagazin mit seinen Massen von Ketten und Ankern; ferner das interessante Bootsmagazin, wo in Etagen übereinander zahlreiche Kähne, Barcassen, Paradeboote, ja selbst reich ausgestattete Prachtgondeln aufgestapelt sind; die Schiffbauschmiede, die Maschinen-Tischlerei, das Local der Rudermacher, der Mastenmacher, die Bootswerkstätte u. s. w.

Endlich haben wir alle Werkstätten hinter uns und stehen, Licht und Luft mit gierigen Zügen einsaugend, am Quai. Vor uns tritt ein Ungethüm seltsamer Art. Auf drei Riesenbeinen stehend, hält es am Ufer Wacht und reckt seinen erzenen Leib thurmhoch in die Luft. Es ist der gigantische »Scheerenkrahn«, ein Apparat, der im Stande ist, Lasten bis zu zwölfhundert Centner Gewicht vom Lande auf das bereitstehende Schiff zu befördern. Durch seine Dampfmaschine werden die größten Geschützmonstra, Maschinen und eiserne Masten gehoben, und an Ort und Stelle gebracht. Um den Eindruck zu vervollständigen, können wir uns neben den Riesenkrahn eines der großen Panzerungethüme, z. B. den »Tegetthoff«, vertäut liegen denken. Dieses Schiff ist der Stolz und die Krone der österreichischen Kriegsmarine, das stärkste unter allen ihren Schlachtschiffen. Nach den Plänen des Chef-Ingenieurs der Flotte, Ritter v. Romako, von Strudthoff auf dessen Werfte zu San Rocco bei Muggia erbaut, hat es durch den ganz neuen und originellen Typus, den es unter den modernen Schlachtschiffen repräsentirt,

auch die Bewunderung fremder Marinen, namentlich der englischen, geerntet. Der Koloß hat eine Totallänge von über 300 Fuß, ist von Panzer zu Panzer circa 70 Fuß breit und 34 Fuß tief. Das Gewicht des Panzers beträgt die Kleinigkeit von 43.200 Centnern (2160 Tonnen)! Die Dicke desselben mißt 14 Zoll. Die Kosten der ungeheueren Maschine, welche einen Propeller von fast vier Klafter Durchmesser bewegt, betrug allein 800.000 Gulden. In seiner gewaltigen Casematte stehen sechs 28-Centimeter-Krupp-Geschütze.

Wir haben nach dem Besuche all' der geschilderten großartigen Sehenswürdigkeiten einige Minuten der Rast vor uns. Um das Heim dieser Cyklopen in allen seinen Theilen kennen zu lernen, müssen wir uns nämlich nach der Oliven-Insel hinüberrudern lassen und die kurze Bootfahrt giebt unserem Gehirn frische Spannkraft, neue Eindrucksfähigkeit. Bald landen wir an der Quaitreppe und betreten eine kleine Welt für sich. Am überraschendsten präsentirt sich die kolossale, doppelhallige Kriegswerft, die ganz aus Eisen construirt ist. Auf einem Stapel liegt ein neues Kriegsfahrzeug in den Spanten (Rippen), auf dem anderen wird der Kiel zu einer ähnlichen Schlachtmaschine gelegt. Wieder dröhnt infernalisches Gehämmer durch den ungeheueren Raum, aber durch die offenen Stirnseiten des Gebäudes streicht die milde Seeluft und fällt der Glühschein der Sonne wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Das Getöse hallt noch geraume Zeit an unser Ohr, wenn wir längst die Werfte hinter uns haben und vor einem neuen Prachtwerke der Oliven-Insel stillhalten. Es ist dies der neue Trockendock, ein riesiges Bassin, zur Aufnahme der größten Panzerschiffe bestimmt .... Am alten Dock, der ganz in der Nähe liegt, genießen wir das seltene Schauspiel, einen der modernen Panzerkolosse auf dem Trockenen zu sehen. Es ist eine Panzerfregatte, die ihren ganzen ehernen Leib den geschäftigen Händen zahlreicher Arbeiter preisgiebt. Tief unten sieht man sie wie Fliegen an der Beplankung oder auf der Schraubenwelle kleben. Andere hocken vollends auf den mächtigen Propellerflügeln Pygmäen auf dem Leibe eines Riesen!

Durch ein förmliches Labyrinth von Baracken, Materialplätzen, durch Pförtchen und zwischen Einplankungen hindurch, gelangen wir an den Nordrand der Insel und treten dicht vor ein dunkles, unförmiges Ungethüm,

das ſeinen ſchwarzen Leib in der ſilbern erglänzenden See badet. Hoch oben auf der ſchwarzen Wand, die uns zugekehrt iſt, leſen wir in großen Schriftzügen: »Balance-Dock«. Es iſt ein merkwürdiger Apparat, ein ungeheuerer ſchwimmender Kaſten mit hohlem Boden und langen, gleichfalls hohlen Seitenwänden. Die Stirnſeiten ſind offen. Für gewöhnlich ſchwimmt dieſes rieſige unförmige Ding wie jedes andere Schiff. Wird aber in die hohlen Innenräume Waſſer eingepumpt, ſo ſinkt es abwärts, zuletzt ſo tief, daß ſelbſt das größte Schiff durch eine der offenen Stirnſeiten zwiſchen die beiden Seitenwände einfahren kann. Nun wird jenes feſtgemacht und die Pumpen arbeiten von Neuem, um die Waſſermaſſen aus den Hohlräumen zu entfernen.

Allmählich hebt ſich das Schwimmdock aus den Fluthen; bald liegt auch ſein Boden trocken, und das Schiff ſteht frei, ſeinem gewohnten Elemente entrückt und der Arbeiter gewärtig, die an ihm die nothwendigen Reparaturen vorzunehmen haben. Das merkwürdigſte an dieſem ſeltſamen Ungethüme iſt, daß es ſeinerzeit die Reiſe, von zwei Kriegsdampfern geſchleppt, von Venedig nach Pola ohne Störung gemacht hat. Von der Größe des Balance-Docks erhält man übrigens annähernd einen Begriff, wenn man erfährt, daß es unter anderen Kriegsſchiffen auch das frühere Linienſchiff »Kaiſer«, vollſtändig armirt und ausgerüſtet, aufnahm und aus dem Waſſer hob ....

Wir verlaſſen auf ſchwanker Treppenleiter eine Corvette, die eben auf dem Balance-Dock liegt und unter dem Hämmern der Kalfaterer erdröhnt, und lenken unſere Schritte einer ungemein langen Schleifbahn entlang, bis zu einem Schiffscurioſum ganz ſeltſamer Art. Es iſt das merkwürdige Werkſtättenſchiff »Cyklop«. So wie es auf der Schleifbahn, von mächtigen Pölzungen geſtützt, vor dem Beſchauer aufragt, nimmt dieſer nichts Abſonderliches wahr. Es iſt ein Schiff von Conſtruction und Ausſehen, wie jedes andere. Klettert man aber die ſchwanke Leiter empor, ſo wird man bereits auf Deck durch die außergewöhnliche Einrichtung überraſcht. Zwiſchen den Maſten ſieht man Lauf- und Hebekrahne, und eine Treppe tiefer betritt man im erſten Zwiſchendeck eine vollſtändig eingerichtete Schloſſerei, weiter eine Schmiede, noch tiefer einen Dampfhammer, dann

vollends eine kleine Gießerei. Es iſt ein kleines ſchwimmendes Arſenal, dazu beſtimmt, eine operirende Escadre zu begleiten, um nothwendige Reparaturen entweder in See, oder im Hafen, den man eben angelaufen hat, zu bewirken.

Hält man auf der Oliven-Inſel noch einmal Umſchau, ſo iſt der Totalanblick nicht minder überraſchend, als das Detail. Vor einem Vierteljahrhundert war es wirklich noch eine »Inſel der Oliven« — ein einſames, bebuſchtes Eiland, wie zur Zeit, da noch ein Roxolanen-König hier hauſte. Heute erheben ſich hier maritime Muſteranſtalten, die mit einem Koſtenaufwand von faſt einem Dutzend Millionen zu Stande gebracht wurden. Und bald wird es auch ſeinen Charakter als Inſel einbüßen, denn ſchon wird an dem Damme gearbeitet, der ſie mit dem Feſtlande verbinden und durch einen Schienenſtrang an den Poleſer Bahnhof ketten wird. Auf ihre Etabliſſements aber darf die öſterreichiſche Kriegsmarine mit Recht ſtolz

Balance-Dock.

Digitized by Google

sein, eingedenk der kaleidoskop kurzen Zeit, innerhalb welcher all' die beschriebenen Wunderdinge zu Stande gebracht wurden ....

Am Schlusse unserer Mittheilungen über das k. k. See-Arsenal möchten wir noch des Marine-Museums gedenken. Es ist eine Sammlung von Reliquien und Trophäen, die ein Unicum genannt werden kann. Die Collection ist weder imposant an Zahl der Gegenstände, noch reich in ihren

Kampfpfeil. — Von alten Fahnen. (S. S. 132).

Einzelheiten. Drei kleine Zimmer haben genügt, um alle Erinnerungsgegenstände, an denen die Angehörigen der Flotte mit nur allzu gerechtfertigter Pietät hängen, unterzubringen. Und doch ist es ein Stück wilder Seefahrt, die von den Wänden dieser bescheidenen Räumlichkeiten wiederhallt; anderseits repräsentiren diese ein an Eindrücken überreiches Pantheon, welches Kirchhofsstimmung durchweht. Wo die Zeit, der Krieg, der Ocean verrichtet, zerschellt oder verschlungen, prägt sich und da in Sichtbaren, zum Theil erschütternden Zeichen ein .... Ein Modernschiff, an dem der Bilderleser

Digitized by Google

roſtet, hat einſt dem Kriegsdampfer »Maria Anna« angehört, der nun vor dreißig Jahren (4. März 1852) während eines furchtbaren Sturmes auf der Fahrt von Venedig nach Trieſt untergegangen iſt. Wie bekannt ſein dürfte, iſt das Geheimniß dieſer Kataſtrophe, aus der kein Menſchenleben ſich retten konnte, nie ganz gelüftet worden. Was die tückiſche See zurückließ, gleichſam als Erkennungszeichen ihrer grauſen That, war jenes Maſtſtück, das ſie den Suchenden in die Hände fallen ließ .... Auch von der Fregatte »Radetzky«, die auf friedlicher Fahrt unweit von Liſſa in die Luft flog, hat man ein ähnliches trauriges Erinnerungszeichen der Sammlung einverleibt; desgleichen von der im Jahre 1859 nahe bei Lacroma durch eine Exploſion zu Grunde gegangenen Segelbrigg »Triton«, von der ſich auch ein hübſches Modell im Muſeum befindet.

An derlei Modellen, welche uns die »Berühmtheiten« der kaiſerlichen Kriegsmarine aus früherer, zum Theile längſt entſchwundener Zeit vorführen, iſt überhaupt kein Mangel. Sie ſind in ihrer Art Porträtbilder, die mit denen von Perſonen das Eine gemein haben, daß ſie uns ſtolze Namensträger, die ſeit Langem Schattenbilder ſind, in Erinnerung bringen, ihr einſtiges leibhaftes Ausſehen uns vor Augen führen. Eine ſolche längſt vermoderte und verſchollene Größe iſt beiſpielsweiſe der große Dreidecker »Cäſare«, deſſen wundervoll gearbeitetes Modell aus einem Glasſchrein dem Beſucher entgegenblickt. Unwillkürlich denkt man ſich den Koloß auf die donnernde hohe See verſetzt, mit geblähten Segeln und vom Sturme gebeugtem Rumpfe, an dem die Wogen mit mächtigem Schlage branden. Aus den übereinanderliegenden Batterie-Decken konnte der Koloß ſeine hundertfältige Stimme erſchallen laſſen, tauſendfachen Tod in die Reihen des Feindes ſchleudern. Der wahre »Cäſare« iſt längſt nicht mehr und ſein getreues Ebenbild ein — niedliches Spielzeug.

Noch andere Größen theilen den Ruhm, von der ſeefahrenden Nachwelt bewundert zu werden: das alte Linienſchiff »Kaiſer«, dem bei Liſſa ſo hart zugeſetzt wurde, die weltfahrende »Novara« und diverſe Zwei- und Dreidecker aus dem vorigen Jahrhundert. Letztere muthen den modernen Menſchen, der ſich an die ſchwimmenden Seeſchlachtmaſchinen — wie man die heutigen Panzerſchiffe am liebſten nennen möchte — gewöhnt hat, wie

Fabelbilder aus einer anderen Welt an. So haben jene stolzen, imposanten hochbordigen Riesen ausgesehen, die einst in den Schlachten von Abukir, Sanct Vincent und Trafalgar das große Wort führten! Nun würden sie kaum einem Kanonenboote, das den hölzernen Kolossen in wenigen Minuten die Rippen zerschmettern würde, imponiren.

Gehen wir weiter. Wir haben ein schmutzig-weißes Bugbild vor uns; es hat vor nicht allzu langer Zeit die Segelbrigg »Saida« geziert, die vor sieben Jahren bei stürmischem November-Wetter unweit von Messina auf den Strand gerieth. Die Scylla hatte ihr Opfer verlangt und von dem schönen Schiffe ist nichts geblieben, als jenes wurmstichige Holzbild. In Nachbarschaft desselben gewahrt man die Schiffsbüste der Corvette »Elisabeth« und an anderer Stelle das Bugbild der Corvette »Carolina«, des ersten österreichischen Kriegsschiffes, das in diesem Jahrhundert bis nach Indien gelangte. Das war im Jahre 1820, also vor etwas mehr als sechszig Jahren. Diese Erinnerung hat ihren besonderen Werth, wenn man des gewaltigen Aufschwunges gedenkt, den die österreichische Kriegsmarine innerhalb der letzten Jahrzehnte genommen hat. Daß übrigens diese verhältnißmäßig junge Marine auch in früherer Zeit Ersprießliches geleistet hat, daran gemahnen die Trophäen, die da und dort zwischen die Reliquien eingestreut sind.

Von einer Wand dunkeln rothe Flaggen, deren orientalische Provenienz unverkennbar ist. Zwei davon sind marokkanische, eine ist eine tunisische, die letzte eine ägyptische; jene wurden bei einem Landungsgefechte auf marokkanischem Boden (bei El Araisch) beziehungsweise bei Tunis, diese während des Straßenkampfes in der syrischen Hafenstadt Saida, dem altberühmten Sidon, erbeutet. Die letztere Expedition hatte bekanntlich Erzherzog Friedrich, damals Commandant der Fregatte »Guerreira«, geleitet (1840). Das Bild des nachmaligen Vice-Admirals und Marine-Commandanten ist eine der schönen Porträt-Reliquien, welches das Museum birgt. Von einer Wand blickt, aus dem bleichen Grün längst verdorrter Lorbeerkränze, auch das Bild des Erzherzogs Ferdinand Max; andere Reliquien, die sich auf dessen Person beziehen: der Admiralshut, die Commando-Flagge und der Degen, sind in einem Glasschrein untergebracht. Auch Tegetthoff hat ähnliche

Erinnerungszeichen in dem kleinen bescheidenen Zimmer, in welchem wehmüthige Kirchhofsstimmung brütet. Die stattlichen Lorbeerkränze mit den bleichen Atlasbändern hatte man vor nicht langer Zeit an die Sockel der Monumente beider Seehelden niedergelegt, von denen das eine liebliche Anlagen des Maximilian-Parkes von San Policarpo, das andere die hoch über das bewegte Hafenbild von Pola ragende Zarrohöhe schmückt.

Tritt man von diesen Schreinen hinweg und weiter um den Glasschrank, der das Modell des »Cäsare« birgt, herum, so hat man an einer Schmalwand zunächst des Saaleinganges ein riesiges, unter Glas und Rahmen verwahrtes Document vor sich. Hier ist in wahrhaft gigantischen Schriftzügen zu lesen, wie alle Schiffscommandanten, welche unter Tegetthoff's Befehl bei Lissa fochten, ihrem ruhmreichen Führer das Tapferkeits-Zeugniß ausstellen. Dicht daneben steht auf hohem Sockel ein prachtvoller silberner Tafelaufsatz, Geschenk der Marine-Officiere an ihren Admiral Tegetthoff. Früher im Besitze der Mutter des Seehelden, kam es später nach Ableben Tegetthoff's durch Rückschenkung wieder an die Spender zurück und fand seine Aufstellung im Arsenalmuseum.

Wir befinden uns von nun ab in der Atmosphäre des Seekampfes. Von den staubigen Lorbeerkränzen hinweg fällt der Blick auf eine seidene blau-weiße Flagge. Wenn es wahr sein sollte, daß der Seeheld Don Juan d'Austria dieselbe gelegentlich der Schlacht bei Lepanto auf seinem Commandoschiff führte, dann ist diese Trophäe die Kleinigkeit von über dreihundert Jahren alt und die kostbarste Reliquie des Arsenalmuseums. Der vermittelnde Uebergang aus jener fehdereichen eisernen Zeit auf die Gegenwart wird uns etwas schwer; denn vom Getöse der anrudernden Türkengaleeren müssen wir den Sprung von mehreren Jahrhunderten in den Kanonendonner von Tetuan, Tunis und Saida vollführen. Wir haben der erbeuteten Flaggen aus jener Zeit bereits gedacht. Unserem Interesse näher liegen die Reliquien aus den Seekämpfen der Jahre 1864 und 1866: dort ein Stück Raperten-wand mit dem Splitter einer dänischen Granate, die während des Treffens bei Helgoland in die Deckbatterie der Fregatte »Schwarzenberg« einschlug — hier gewaltige italienische Projectile, welche im Fleische der kaiserlichen Schlachtschiffe stecken blieben.

Als Erinnerungen an Sylt und Föhr figuriren ein dänischer Wimpel und eine dänische Flagge, als Wahrzeichen des glorreichen Seesieges in den dalmatinischen Gewässern die Admiralsflagge, welche Tegetthoff auf der Panzerfregatte »Erzherzog Ferdinand Max« führte .... Von ihr zum »Ré d'Italia« ist's natürlich nur ein Sprung, und wir sehen diesen letzteren zweimal dargestellt: einmal in seiner ganzen unversehrten Herrlichkeit (als prächtiger Kupferstich), das anderemal von seinem Gegner »gerammt« und im Sinken begriffen. Rings um den verlorenen Koloß tobt die furchtbare Schlacht, in der die Kriegsschiffe fast insgesammt Bord an Bord aneinander drängen .... Wir stehen nämlich vor dem Gypsabdruck des Reliefs am Denkmale, welches man den bei Lissa Gefallenen auf der gleichnamigen Insel errichtet hat. Das Modell dieses Grabmonumentes ist gleichfalls vorhanden zwar und im letzten Saal zwischen den italienischen Projectilen und jener Rapertenwand, und im Schatten der rothen türkischen, tunisischen und marokkanischen Flaggen ruht der kolossale Löwe des Denkmals in natürlicher Größe.

Tegetthoff-Monument. (S. S. 119.)

Die kriegerischen Erinnerungen verrauschen, die wilde Waffenfehde verstummt und wieder knistern die dürren Lorbeerblätter der Todtenkränze geheimnißvoll, wie von unsichtbaren Händen berührt. Von draußen, über den Hafen herüber, fällt ein funkelndes Sonnenband in die Säle und streut seine hellen Funken über die stummen Zeugen vergangener Tage. Im grellen Lichte schwimmen die zahlreichen zierlichen Küstenfahrer, die Hochseeschiffe, die modernen Panzerungethüme »Kaiser« und »Erzherzog Albrecht«, die

Yacht »Phantasie«, und die altehrwürdigen Dreidecker früherer Zeit — lauter zierliche Spielereien, der Schrecken ihrer eigentlichen Bestimmung entkleidet. Im Halbschatten einer Seitenwand kommen nun auch einige ethnographische Gegenstände in Sicht und darunter lagert am Boden ein kleines Canoë, in welchem einst zwei Menschenleben dem Verschmachten nahe waren. Die Fregatte »Venus« fischte es im südatlantischen Ocean, in einer Entfernung von zwanzig Stunden von der südamerikanischen Küste auf und rettete zwei Neger vor sicherem Untergange .... Es sind also nicht blos Schlachten und Schiffskatastrophen allein, an die man in diesen Räumen gemahnt wird. Aus der Zeit des einstigen Kaiserpomps im glänzenden Venedig hat sich nur ein simpler rother Flaggenstock mit vergoldetem Knopfe in diese Reliquienkammer verirrt. Er gehörte einer jener kaiserlichen Prachtgondeln an, die, im Style des berühmten Bucentoro gebaut, in der Lagunenstadt als Hofboote figurirten.

Wir haben hiermit die Gegenstände des Poleser Arsenalmuseums erschöpft. Was wir gesehen und vernommen ist nicht viel, und faßt man die ganze Sammlung zusammen, so bleibt sie in Bezug auf Reichhaltigkeit hinter derjenigen manches Privatmannes sicherlich zurück. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß man es hier mit keiner aufdringlichen Schaustellung, weder mit einem nach Reclame lüsternen Decorationspomp, noch mit prunkender Aeußerlichkeit zu thun hat. Schlicht und einfach, wie der Seemann, der hier seinen Tempel findet, ist Alles, was die Museumsräume enthalten. Daß diese eine kleine Welt für sich sind, empfindet man namentlich dann, wenn man an eines der Fenster tritt, und auf das sonnige Hafenbild hinausblickt .... Dort das rührige, vollpulsende Leben — hier die von Schatten umhüllte Erinnerung! Drüben im stahlgrauen Meer ankert die stolze Kriegsflotte, der lebende Repräsentant der Macht zur See, indeß in den engen Räumen, in denen wir verweilen, die Todten der Erinnerung sich aufdrängen.

Die Pietät hat ihnen Kränze geflochten, Denkmäler gesetzt und ihren Ruhm sinnbildlich der Nachwelt überliefert. Alles, was das Auge in den Räumen überfliegt, ist *gewesen*; es sind Kirchhofkreuze auf Grabhügeln, wenngleich diese keinen Staub und Moder enthalten, und der Vergleich

überhaupt nur ſinnbildlich angewendet ſein will. Und im Lichterſpiel zwiſchen Meeresfluth und Himmelsbläue, im Athem der erquickenden Seebriſe flattern die Wimpel luſtig und herausfordernd, denn unter ihnen ſchwimmen die ehernen Leiber der Panzerkoloſſe, die noch keine oder unbedeutende Erinnerungen hinter ſich haben, und denen die Zukunft offen ſteht. Wenn einer von ihnen zerſchellt, oder in Rauch und Flammen aufgegangen, oder von einem mächtigeren Gegner in den Grund gebohrt ſein wird, dann freilich wird es an pietätvollen Gedanken nicht fehlen und der große maritime Reliquienſchrein um einige Holzklötze oder Geſchoßſplitter reicher ſein.

Auch Schiffe haben ihre Geſchichte. Stolze Namen klingen lange noch in der Erinnerung nach, wenn längſt der letzte Nagel verroſtet oder in den Gußöfen eingeſchmolzen iſt. Von anderen weiß man nicht viel; ſie haben redlich gekämpft gegen Sturm und Gefahr, um ſchließlich, anſtatt in wildem Kampfgetümmel glorreich in die Luft zu fliegen, elend auf einer Felsklippe zu enden. Wieder andere haben viele Jahrzehnte ſich »über Waſſer« erhalten, haben als ſtolze Schlachtſchiffe die Flagge in ferne Meere getragen, um ſpäter zu Schulſchiffen, oder vollends zu Kaſernſchiffen, Hulks u. ſ. w. herabzuſinken, bis zuletzt ihr morſcher, altersſchwacher Körper von ſich ſelbſt in ſeine Atome zerfiel. Sie haben ruhmlos »gelebt« und kein Andenken hinterlaſſen .... Der ſtolze gepanzerte Nachwuchs mag alſo immerhin ſeine ehernen Leiber ſtrecken und recken — die Zukunft erſt wird ſein Richter ſein, das Geſchick ſeine Namen verlöſchen machen, oder ſie in flammenden Zügen der Nachwelt überliefern ....

* * *

Ehe wir Pola verlaſſen und uns nach dem Innern von Iſtrien begeben, dürfen wir nicht unterlaſſen, uns auch im näheren Bereiche der Stadt ein wenig umzuſehen. Daß eine Küſtenſtadt im ſüdlichen Iſtrien an landſchaftlichen Reizen keinen Ueberfluß hat, liegt auf der Hand. Dennoch findet man manch' anmuthigen Platz, wo es nicht an Baumſchatten und Wieſengrün fehlt, findet man zahlreiche Ausſichtspunkte mit reizenden Aus- und Umblicken, theils auf die an das Poleſer Hafenrund geſchmiegte Stadt ſelber, theils auf das flimmernde Meer hinaus, oder über ſonnige Buchten hinweg nach hohen Kuppen und ſteilen Vorgebirgen, die dem Charakter

des Kriegshafens entsprechend — größtentheils mit starken Befestigungen gekrönt sind.

Wer im südlichen Istrien das Wunder eines veritablen Eichenwaldes sehen will, der pilgere hinaus auf der Straße nach dem Monte Daniele und Altura. Er wird nach einer kurzen Wegstrecke in den lieblichen, ein ziemlich weitläufiges Gebiet einnehmenden Kaiserwald eintreten, wo es an schönen Frühlings- und Herbsttagen niemals an heiterer Gesellschaft, an Kinderspiel und Männergesang fehlt. Es ist ein förmlicher Park mit lauschigen Ruheplätzchen, mit Tischen und Bänken und die große »Kaiserwiese« trägt den herrlichsten Schmuck exotischer Bäume, die man hierher verpflanzt hat. Da schatten Tamarinde und Ailanthus, schaukeln australische Tannen und Cypressen in kühler Brise und giebt es Thujen, Pinien und Fieberrindenbäume.

Der Weg nach dem Kaiserwalde zweigt unweit der Arena von der Poststraße ab. Von derselben Stelle ist leicht ein Rundgang auf dem, den Poleser Hafen im Norden einrahmenden Hügelrücken zu unternehmen, der sich noch weit genußreicher wie jener Landausflug gestaltet. Namentlich für den Binnenländer, der sich weniger nach dem Eichen- und Tannendunkel, als nach dem Anblicke des Meeres sehnt, bietet jener Rundgang vielfachen Reiz. Es geht zunächst am Bahnhof des istrischen Schienenwegs vorüber und auf die bebuschten Hügel hinauf, welche die Bucht von San Pietro umrahmen. Weiter folgt die Höhe von Stignano mit dem gleichnamigen Dorfe, das auf der Stelle einer uralten römischen Niederlassung sich erhebt, und zum Fort Munide, von wo aus man einen reizvollen Ueberblick über Pola und seine nächste Umgebung genießt. Weiter passirt man einen von dichtem Buschwerk umwucherten Karsttrichter, in dessen Tiefe ein blauer Teichspiegel dunkelt, und steigt endlich zum Vorgebirge Christo — einem der beiden Eckpfeiler, welche die Einfahrt in den Canal von Pola markiren — hinab, und schließlich ans Gestade selber.

Um den Rundgang fortzusetzen, bedürfen wir eines Kahnes, der uns zu dem gegenüberliegenden Gestade der den Hafen von Pola im Süden begrenzenden Halbinsel bringt, dessen massiges Endstück gerade vor uns liegt. Dort steigen wir zur Höhe empor, auf welcher das Fort Musil liegt und sehen in die offene See hinaus, die bei Südoststurm oft mit furcht-

barer Gewalt an die ſenkrechte Stirne der Felsküſte andonnert. Ueber hundert Fuß hoch ſtäubt der Giſcht der mit gewaltigem Getöſe zuſammenbrechenden Brandung .... Vom Fort Muſſil führt eine ſchöne Straße über den mit Kiefern und Platanen bepflanzten Abhang zum Marine-Bauhof hinab und von dort geht's auf der Arſenalsſtraße in die Stadt zurück ....

Maximilians-Denkmal.

Auch die ſüdliche Umgebung von Pola bietet mannigfache landſchaftliche Reize. Zwar romantiſche Abwechslung und Perſpectiven im großen Style darf man nicht erwarten. Auch fehlt es dort allenthalben an Grün, an freundlichen Dörfern, oder wonnigen Einſiedeleien. Die einzige Oaſe auf dieſem Spaziergange ſind die lieblichen Anlagen von San Policarpo, ein Ort, der noch vor wenig über anderthalb Decennien ein wüſter, ſteiniger Karſtſtrich war, in welchem Ziegen umherkletterten. Nun wandelt man dort im Schatten von Fichten und Cedern, unter exotiſchen Bäumen und an zierlichen Palmbüſchen vorüber und kann auf Ruhſitzen, die vom Dickicht umrahmt ſind, die würzige Luft dieſes kleinen Edens genießen. Die Hauptzierde dieſes Parkes, der den Namen des Erzherzogs Ferdinand Max trägt, iſt das Denkmal dieſes letzteren, im Schattendunkel eines Pflanzenrahmens, deſſen Gewächſe aus allen Zonen der Erde bezogen wurden. Es iſt eine ſchlanke Säule mit Schiffsſchnäbeln, von einer geflügelten Victoria gekrönt

Digitized by Google

und mit dem Medaillon-Bildnisse des Erzherzogs am Sockel. An bestimmten Tagen concertirt im Parke ein Musikchor und dann beleben sich die Anlagen mit der Elite der Poleser Gesellschaft, die fast ausschließlich durch die Angehörigen der Flotte und ihre Familien repräsentirt wird. Es ist ein Gewoge von blauen Uniformen und hellen Damentoiletten — ein farbiger Contrast zum mannigfachen Grün der die Kieswege säumenden Dickichte.

Der Maximilians-Park gehört zu dem sogenannten »Militär-Pola«, d. h. zu dem Gebäude-Complex von San Policarpo, der fast nur von Marine-Angehörigen bewohnt ist. Diese Gebäude stehen vereinzelt da und dort, meist im Grün der Anlagen versteckt und bilden jedenfalls den malerischsten und gesündesten Theil der Stadt. Hier liegt die Marinekaserne, ein großes Gebäude, in welchem die ausgeschiffte Mannschaft der Kriegsschiffe untergebracht ist, und treten Officiers-Pavillons aus ihrer dunklen Laubumrahmung hervor. Breite Straßen führen zu den Höhen empor und eine derselben bringt uns auf den Monte Capelleto, das große Magazin von Kiessand, der seit Jahrhunderten für die Glasfabriken auf Murano nach Venedig verschifft wird.

Interessanter als diese »Cave di Saldame« (Sandgruben) sind die zum Theil uralten Steinbrüche, deren Bereich man betritt, wenn man auf der eingeschlagenen Straße südwärts vorwärts schreitet, bis zu dem seltsamen Hügelklotz, der die Spuren einer uralten — nach den Resten eines Cyklopenbaues zu schließen — einer vorhistorischen Niederlassung trägt .... Die Poleser Steinbrüche waren einst weltberühmt und man schätzt auch heute noch ihr Material ungemein hoch. Durch mehr als zwei Jahrtausende wurden die Brüche ausgebeutet; manche befinden sich noch ganz in dem Zustande, wie sie zu Roms Zeit verlassen wurden; andere zeigen die Merkmale jüngeren Abbaues und wieder andere sind noch immer im Betriebe. Um dem Leser einen Begriff von der Masse des hier gewonnenen Baumaterials zu geben, braucht es nur einer kleinen Abschweifung in entlegene Gebiete .... Man vergegenwärtige sich das prächtige Aquileja mit seinen Monumentalbauten, seinen Palästen und Tempeln u. s. w. und denke an — Pola. Alles das ist aus Poleser Kalkstein erbaut gewesen. Viele der altersgrauen Paläste, welche von der venetianischen Lagune bespült werden, verdanken denselben

Brüchen ihre Entſtehung. Dann wandeln wir auf der Krone der gigantiſchen »Murazzi«, welche die Lido-Dünen ſäumen und werden abermals an Pola gemahnt. Nicht minder finden wir zu Ravenna prächtige Bauten – wir werden ſie ja ſpäterhin noch kennen lernen – zu denen die Baumeiſter ihr Material aus Pola bezogen. Und erſt neuerdings hat man einen Rieſenbau aus dieſem Material aufgeführt, das herrliche Werk des Dombaumeiſters Schmidt — das neue Rathhaus in Wien ....

Hat man die Brüche hinter ſich, ſo tritt das Meer in den Blick, das von Süden her in kleine, ſonnige, nur hin und wieder durch einigen Pflanzenſchmuck belebte Buchten hereindrängt. Die Scenerie iſt hauptſächlich dadurch maleriſch, daß ſie kaum ein Zeichen von dem in ihr waltenden Leben giebt. Dörfer ſieht man nur in größerer Entfernung, da und dort ein Häuschen auf einem Hügel, einen Ruinenklotz hüben oder drüben. Die Bucht, in welche wir zunächſt hinabblicken, iſt jene von Veruda mit dem gleichnamigen Inſelchen davor. Es iſt der Hafen für die Verſchiffung des Materiales aus den Steinbrüchen, und war zur Zeit der venetianiſchen Herrſchaft befeſtigt.

Wir wenden zurück und ſuchen den Feldweg auf, der uns vollends zum Geſtade herabführt. Auf dieſer einſamen Strecke kann eine Wanderung an einem heißen Sommertage zu einer höchſt unerquicklichen Strapaze ſich geſtalten. Man klettert mühſam vorwärts und ſteigt zuletzt zur Küſte bei Pomer hinab, wo mehrere Buchten tief in das Feſtland einſchneiden. Dieſe Becken ſcheinen wie von geſchmolzenem Metall ausgefüllt, ſo regungslos liegt die Fluth zwiſchen den Küſtenrippen in der ſommerlichen Sonnengluth. Gerade gegenüber von Pomer liegt das Dorf Promontore, die ſüdlichſte Ortſchaft Iſtriens.

Das Geſtade iſt durch kleine Buchten eingeriſſen und hat im Oſten eine Schnur von Klippeneilanden vorgelagert. Der Felsrücken der Halbinſel iſt nur wenig über die See erhöht. Er trägt kein Haus, kaum den Anflug einer Vegetation. Dafür giebt es an nackten Blöcken und Platten keinen Mangel. Nur an windgeſchützten Einbuchtungen ſieht man gelegentlich einen grünen oder bebauten Fleck, als ſolcher zu unbedeutend, um das monotone Bild zu beleben .... Zu Zeiten freilich gelangt auch in dieſe ſtarre, verlaſſene und verödete Landſchaft wilde Lebendigkeit, wenn der Südoſtſturm

schwere Wogen gegen die Felsklüfte mäßig und die empörte See an dem Wrepanzer in schäumenden Gischt zerstiebt.

Von ergreifender Großartigkeit ist namentlich das Bild des Wogenkampfes am einsamen Felsenriff Porer, das weit draußen vor der Südspitze Istriens aus der Flut aufragt. Es trägt einen Leuchtturm von beträchtlicher Höhe und markirt als solcher den Scheidepunkt zwischen dem Nordwestgolf der Adria und dem Quarnero. Wenn hier die Wogen anbrüllen, bäumen sie sich oft haushoch empor und hüllen den Thurm in wildige Schleierfetzen. Ein Betreten auf dem Festlande ist sodann unmöglich und die Thurmwächter sind oft wochenlang auf sich selbst angewiesen.

Leuchtthurm auf dem Scoglio Porer.

Digitized by Google

Dianenbad.

Im Inneren von Afrika.

Die illyrische Halbinsel, zwischen zwei tief in das Festland einschneidenden Meeren gelegen, war durch länger als ein Jahrtausend der Schauplatz blutigen Völkerringens. Zu Zeiten fließen auf dem verhältnismäßig beschränkten Raume Stämme verschiedenster Rasse aufeinander; der Stärkere verdrängte den Schwächeren, vernichtete die Merkmale seines früheren Daseins, oder lag seine ärgsten Feste nahlich auf. Daß es zumeist barbarische Völker waren, welche den Kampf und Daseins miteinander ausfochten, liegt in der geographischen Situation. Vor Allem schienen namentlich Stämme der thrako-illyrischen Familie auf der Halbinsel sich dauernd festsetzen zu haben, denn ihrer geschichte zuerst bei den Alten Erwähnung. Da waren dies die Illyrier im Osten und die Veneter im Westen. Im engeren Sinne gehörten beide Stämme zum illyrischen Großstamme, der mit dem thrakischen Großstamme (im Osten der Balkan-Halbinsel) eng verwandt war. Was über die thrako-illyrische Völkerbewegung hinausreicht, ist nur Vermuthung, aber Sage, denn über das V. Jahrhundert v. Chr. reicht keine verbürgte Nachricht zurück. Die Mythe ist es denn auch, welche die Kolcher in Afrien aufgerufen läßt, nachdem es ihnen nicht gelungen war, Jason und Medea, die von

Digitized by Google

ihnen Verfolgten, zu erreichen. Daher der Name »Istrien«, denn die Kolchier waren den Ister, beziehungsweise die von ihnen für jenen gehaltenen Nebenflüsse der Donau, heraufgezogen, waren später in die Laibach eingefahren und hatten so das Meer erreicht, nicht ohne zuvor in mühevoller Landreise den Karst (den man sich für die damalige Zeit noch in urwaldähnlicher Pracht vorstellen muß) überschritten zu haben.

Die alten Illyrier waren, wie man weiß, arge Piraten, welche vom liburnischen Gestade die ganze Küste Dalmatiens entlang bis nach Albanien hinab ihre Schlupfwinkel hatten. Kein Wunder also, daß sie ehestens mit den Römern zusammenstießen, die denn auch den Kampf mit den Illyriern längs der ganzen Front aufnahmen, vorerst im Norden, also in Istrien, unter Consul Claudius (177 v. Chr.), und bald darauf im Süden, unter Consul Aemilius Paulus (168 v. Chr.). Dort wurden die Liburner in die Küstenberge im Bereiche des heutigen Quarnero versprengt und das freigewordene südliche Istrien colonisirt. Von dem Scharfblicke Roms zeugt zunächst die Wahl der Stützpunkte, welche es zur Beherrschung des eroberten Gebietes ausersehen hatte. Es waren dies die Positionen von Triest und Pola, deren geschichtliche Vergangenheit somit mehr als zwei Jahrtausende ausfüllt. An Colonisten scheint aber gleichwohl Mangel gewesen zu sein, denn als die Gepiden von Norden her in Istrien einzuströmen begannen, mußte sich Rom in Concessionen einlassen und sogar Tribut entrichten. Eine Schutzmauer, welche damals parallel zum heutigen Tschitschenboden, und zwar nördlich desselben, aufgeführt wurde und deren Endpunkte in Ober-Laibach und Fiume zu suchen sind, war offenbar von sehr problematischem Werthe. Man weiß von anderwärts her (die sogenannte isthmische Mauer von Korinth, die »medische Mauer« in Mesopotamien, die kaukasische Mauer bei Derbent am Caspi-Meer, der Trajanswall in der Dobrudscha, die Justinianische Mauer auf dem Chersones von Byzanz u. s. w.), daß derlei Vertheidigungswerke niemals ihren Zweck erfüllten. Ein oder der andere Anprall war wohl abzuwehren, niemals aber blieb der dauernde Erfolg auf Seite des Vertheidigers.

Dennoch bezeichnet Roms Herrschaft die Blüthenepoche von Istrien. Handel und Wandel gelangten in geregelte Bahnen, feste, geschlossene

Niederlaſſungen wurden gegründet und durch ſchöne, prakticable Straßen mit einander verbunden; daneben wendete Rom ſeine Sorgfalt dem Schutze des Landes zu und errichtete allerwärts Fortificationen, zumal an der Küſte, wo namentlich Pola zu niegeahntem Aufſchwunge kam. Es war aber im Laufe der Zeit nicht nur eine bedeutende militäriſche Seeſtation geworden, ſondern ſpielte auch eine Rolle als Handelsplatz. Eigenes Verdienſt kam indeß hier, wo die natürlichen Vorbedingungen fehlten, nicht zur Geltung, denn Pola gedieh ſozuſagen unter den Fittigen von Aquileja. Wir haben geſehen, wie dieſe adriatiſche Weltſtadt zum wichtigſten Emporium Roms im Bereiche der Alpen herangewachſen war, und in ſich alle großen weſt-öſtlichen und nordſüdlichen Verkehrswege vereinigt hatte. Das, ſelbſt in der Blüthezeit, immer nur kleine und unanſehnliche Pola bildete ſonach nur eine See-Etappe auf dem levantiniſchen Handelswege und konnte ſelber nur wenig Lebenselemente dem allgemeinen regen Verkehre zuführen. Freilich darf man das römiſche Iſtrien nicht mit dem heutigen Lande in eine Parallele bringen. Jenes prangte noch im jungfräulichen Kleide und barg Hilfsquellen aller Art; auf ſeinen Hügeln und Bergen rauſchten Eichenwälder und die Thäler deckte triebkräftiger Culturboden; die breiten Römerſtraßen durchzogen paradieſiſche Gefilde, wie man ſie ſporadiſch noch heute findet, wo die geologiſche Formation von jener der Karſtnatur abweicht. Auch wird nicht zu verhehlen ſein, daß gerade der Zug einer Welthandelsſtraße über Iſtrien dem Handel und Wandel ein gewiſſes Gepräge der Rührigkeit und Lebendigkeit aufdrückte und zahlreiche Elemente in Thätigkeit ſetzte, welche ohne jene Vorbedingung nie und nimmer zur Geltung gekommen wären.

Den Höhepunkt der römiſchen Cultur in Iſtrien bezeichnet die Regierungszeit Trajans und der beiden Antonine. Die Bürgerkriege hatten einen Rücklauf der Zuſtände hervorgerufen und Auguſtus ließ ſogar an Pola Hand anlegen. Es wurde zerſtört und wäre vielleicht verſchollen gegangen, wenn des Kaiſers Tochter Julia ſich nicht ins Mittel gelegt und deſſen Wiederaufbau veranlaßt hätte. Dann kam Octavianus, der Bezwinger der Japyden, deren Bollwerk Metullum (bei dem heutigen Laas in Krain) in Trümmer ſank, und ein neuer Länderring ward an das römiſche Weltreich

geschmiedet, dessen wichtigster Punkt eben Pola war. Nun folgte jene oben erwähnte Blüthenepoche, deren auf uns gekommene Zeugen wir in einem früheren Abschnitte bewundert haben. Das südlichste Istrien, damals noch ein einziger, herrlicher Garten mit Blüthendickicht und Nachtigallenschlag, schmückte sich mit den Villen römischer Großen, mit den Mußesitzen römischer Kaiser und Kaisersöhne. Eine solche Villenstraße war der Weg, der von Pola nach Mutila (heute Medolino) führte, und auf dem sich der gesammte südistrianische Landhandel im Anschluß an den aquilejisch-levantinischen Seeverkehr bewegte. Von Gartenpracht und Marmorvillen ist heute dort keine Spur mehr; nur graues Karstgestein betritt unser Fuß und die Sonne lodert glühend auf den baumlosen Pfad herab. Die Magazine und Hafenquais von Mutila sind ins Meer gesunken; wenigstens gelten die Mauertrümmer, welche man heute unter dem Wasserspiegel sieht, für Reste jener Bauten.

Auf den Glanz folgte leider alsbald ein rapider Niedergang. Wenn es eines besonderen Beweises bedürfte, um darzuthun, daß Pola eigentlich nur im erborgten Glanze strahlte, so wüßten wir keinen besseren, als den Hinweis auf die rein äußeren Vorgänge, welche die römische Colonie ruinirten. Den ersten Todesstoß erhielt sie durch den Untergang von Aquileja. Der Lebensstrom, der sie so lange genährt, war versiegt und an eigenem Lebensblut litt sie alle Zeit Mangel. Von Pola hörte man nun nur noch vorübergehend; die Theilung des römischen Reiches tauchte es vollends ins Dunkel. Nun schlugen die Lebenspulse nicht mehr im Norden der Adria, sondern im Süden, wo die Brücke von Rom nach Byzanz hinüberführte. Aber römisch in allen Fingerspitzen war Istriens Volk nach wie vor, und als die Gothenfluth in die Halbinsel eingebrochen war, bedurfte es nur eines allgemeinen Aufstandes und der ausgiebigen Nachhilfe byzantinischer Waffen, um die Barbaren wieder hinauszudrängen. Im Lande aber blieb die gothische Erbschaft zurück: das Christenthum, und Belisar benützte die Gelegenheit, um das Volk in den byzantinischen Himmel einziehen zu lassen. Von den römischen Tempeln war nun keine Rede mehr. Die römischen Institutionen verschmolzen rasch mit den byzantinischen, und da Pola seit dem Untergange Aquilejas in materieller

Beziehung unter den Einfluß Ravennas kam, mit dem es einen lebhaften Verkehr eröffnete, gerieth es in medias res der kirchenpolitiſchen Streit- und Machtfragen, die alsbald im ganzen Lande mächtige Wellen ſchlugen und es in eine neue bewegte Epoche eintreten ließen.

Wir ſtehen an der Schwelle des Mittelalters .... Noch während der byzantiniſchen Herrſchaft, die bis zum Jahre 789 währte, traten im Bereiche der Adria neue Volksſtämme in Action: die Serben (Sorben) und Kroaten (Chrobaten). Es kamen alſo ſlaviſche Elemente zu den alt-illyriſchen und römiſchen, und auch Iſtrien hatte ſeine ſlaviſche Invaſion. Mit dieſer ſlaviſchen Bevölkerung hatte es Pipin, der Sohn Karl's des Großen, zu thun, als er in Friaul und Iſtrien einbrach und beide Länder unter das fränkiſche Scepter brachte. Mit der fränkiſchen Herrſchaft tritt das Deutſchthum auf die Scene. Der Moment war gewiß günſtig, das letztere dauernd an die Geſtade der Adria zu ketten, wenn die adeligen Repräſentanten des damaligen

Bauern aus Dignano.

Digitized by Google

Deutschthums weniger um ihre feudale Herrlichkeit besorgt gewesen wären, und die Landbevölkerung nicht tyrannisirt hätten.

Die ersten deutschen Herzöge, welche in der »Markgrafschaft Istrien« zur Macht gelangten, waren jene von Kärnten. Es wurde eine Secundogenitur ins Leben gerufen, indem immer der Zweitgeborne der kärntnischen Herzogsfamilie den istrianischen Markgrafenstuhl erhielt. An eine vernünftige Germanisirung des Landes, die doch den neuen Machthabern möglich gewesen wäre, dachte Niemand; neben Eifersüchteleien mit dem Patriarchate von Aquileja, dessen Länderhunger ein Stück um das andere der Halbinsel an sich riß, sorgten die Verwandten der Markgrafen untereinander dafür, daß im Lande die Verhältnisse und Ereignisse sich immer turbulenter anließen. Bald trat einer der Markgrafen als ultrafeudaler Zwingherr auf und setzte dem Volke seine festen Burgen auf den Nacken; bald unterwarf sich der andere in christlicher Demuth dem Patriarchat und machte fromme Schenkungen, so daß die Markgrafschaft nicht nur an ihrer inneren Festigung, sondern auch ihrem territorialen Umfange nach Einbuße erhielt.

Zwar gelüstete es ab und zu einem der Feudalherren, wie beispielsweise dem Markgrafen Engelbert von Sponheim-Ortemburg, nach der alten Unabhängigkeit, aber Aquileja und Kärnten schritten dagegen ein und setzten ihren Willen durch. Derselbe Engelbert war es denn auch, der nach der verlorenen Schlacht am Timavus sich damit begnügen mußte, sich von seiner Markgrafschaft depossedirt und zum simplen »Grafen von Istrien« degradirt zu sehen. Damals hatte ein Deutscher das aquilejische Patriarchat inne — Ulrich von Eppenstein; er war ein Bruder des Herzogs Heinrich II. von Kärnten .... Deutsche Herrscher also ringsum, von der Isonzo-Mündung bis zum Monte Maggiore, von der Drau bis Pola! Es war aber keine Herrschaft des Geistes, kaum eine solche des Schwertes.

Die Kirche bewährte ihren alten Appetit und die istrischen Grafen zeigten sich als ihre frommen und willigen Diener. Nach einiger Zeit (1173) räumten die Grafen von Sponheim-Ortemburg das Feld und die Andechs-Meran traten an ihre Stelle; sie waren und blieben Schutzvögte des

Patriarchats. Die ſlaviſche misera contribuens plebs verharrte in ihrer Rohheit und das deutſche Licht wollte nicht in die Nacht ihrer Barbarei leuchten .... Freilich war es damals eine Zeit, wo ſolches Licht nicht immer zu haben war, denn

»Der Mönch und die Nonne zergeißelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnirte ....«

An die Stelle der römiſchen Forts waren die deutſchen Zwingburgen getreten. Man kennt noch heute ihre Namen: Mahrenfels, Wolkenſtein, Raspurg, Sumberg, Wachſenſtein u. ſ. w. Sie ſind faſt ſämmtlich vom Erdboden verſchwunden, wie das Deutſchthum ſelber, welches trotz der Machtmittel, über welche es gebot, des ſlaviſchen Ländchens nicht Herr werden konnte. Zu Beginn des XIII. Jahrhunderts ward ſogar ein »ausländiſcher« Herzog, Ludwig von Bayern, mit der Grafſchaft, die jetzt ſchlechtweg »Grafſchaft Mitterburg« hieß, belehnt. Es handelte ſich alſo damals beileibe nicht mehr um ganz Iſtrien, ſondern nur um ein kleines Gebiet in der Mitte der Halbinſel. Im ganzen XIII. Jahrhundert klingen deutſche Namen an den Geſtaden der Adria; Wolfger von Leubrechtskirchen war Patriarch von Aquileja; ſpäter folgte ihm in gleicher Eigenſchaft Berthold von Andechs (1218) und ſeine Familie war's, die die iſtriſche Grafſchaft inne hatte. Aber von Regieren und Civiliſiren war keine Rede, denn das Slaventhum war höchſtens zum Ausſaugen gut. Der feudale Druck hatte ſeinen Höhepunkt erreicht, und als die Andechs ausſtarben und das iſtriſche Lehen den Grafen von Görz zufiel, welche ſich von vornher zum Patriarchat in ein feindliches Verhältniß ſtellten und die Lehenshuldigung verweigerten, war die Bevölkerung, namentlich aber die italieniſche der Küſtenſtriche derart demoraliſirt, daß ſie die neue Ausſicht auf ſtaatliche Unabhängigkeit mit dem größten Gleichmuthe aufnahm.

Und dieſer Gleichmuth, von den deutſchen Beherrſchern des Landes direct verſchuldet, ward dem Lande zum Verderben. Pola war die erſte Stadt, die abfiel; es begab ſich unter das Protectorat von Genua. Dafür züchtigten (1243) die Venetianer die Stadt, die nun verheert, ihrer Befeſtigungsmauern beraubt wurde. Das Schickſal Polas wurde für alle übrigen Seeſtädte maßgebend: zuerſt unterwarf ſich Parenzo den Venetianern

(1267), dann folgten Umago und Cittanuova, Montona und Capo d'Istria, Pirano, Isola, Rovigno u. s. w. Zwar Triest hatte sich (1382) unter den Schutz des Herzogs von Oesterreich begeben, dieser selber konnte aber nur mit Mühe die Herrschaft der Grafen von Görz in der Grafschaft Mitterburg aufrecht erhalten. Eigentlicher Herrscher war die Republik und in allen Häfen prangte der Marcuslöwe als Symbol der venetianischen Macht. Sie hatte auch die weltliche Erbschaft des aquilejischen Patriarchats angetreten, als der italienische Patriarch Lodovico III., Scarampo-Mezzarotta, das Patriarchatsgebiet in aller Form an die Republik cedirte. Und die deutschen Grafen von Mitterburg? Sie bestanden nur noch durch Venedigs Gnaden; sie wurden durch dieses investitirt und mußten die Oberherrschaft der Republik anerkennen.

Was die venetianische Herrschaft für Istrien bedeutete, ersieht man aus dem heutigen Zustande des Landes. Aus dem schönen Lande ward großentheils eine Wüste, denn zu dem Pilotenrost der venetianischen Paläste bedurfte es istrischer Eichen; um eine imposante Galeerenflotte dem Erbfeinde der Christenheit entgegensenden zu können, mußten die Wälder fallen. Als aber die Türken sogar in Istrien einfielen, und z. B. Rozzo im nördlichen Theile der Halbinsel belagerten, war die Republik nicht so rasch bei der Hand und die tapfere Bürgerschaft mußte mit eigener Kraft die Asiaten von den Wällen der bedrohten Stadt abweisen. Auch für die römischen Alterthümer zeigte Venedig wenig Respect und das Materiale manches Denkmales wurde in diesen oder jenen Patricierpalast der Lagunenstadt verbaut ....

Auf die sinnlose deutsche Feudalwirthschaft war die italienische Gewalt- und Mißherrschaft gefolgt und die Verwilderung des Volkes nahm ihren rapiden Fortgang. Wie in den Zeiten vor Roms Herrschaft kam wieder das Piratenunwesen in Blüthe und zu Anfang des XVII. Jahrhunderts trugen die Uskoken den allgemeinen Schrecken von Küstenstadt zu Küstenstadt und selbst in das Innere des Landes. Das Einschreiten der deutschen Kaiser gegen Venedig fruchtete nichts; erst der Friede von Campo Formio (1797) machte der Schandwirthschaft in Istrien ein Ende. In den acht Jahren bis zum Preßburger Frieden, in welchem Oesterreich das

erstemal Herr von Istrien wurde, waren die Zeiten zu bewegt, als daß die neue Regierung sich des Landes hätte annehmen können. Auch das französische Interregnum von 1805 bis 1813 blieb ohne Segen. Die Marschälle Marmont und Bessières hatten ein neues Civilisirungs-Instrument — den Galgen — ins Land gebracht, der namentlich im Innern des Landes seine Schuldigkeit that, wo man Hunderte des Raub- und Mordgelichters der Uskoken aufknüpfte. Erst seit 1813, wo Oesterreich zum zweitenmale und diesmal in dauernden Besitz der Halbinsel gelangte, griffen Gesetz und Ordnung Platz und traten menschenwürdige Verhältnisse ein ....

Eine Wanderung durch Istrien gehört heute zu den genußreichsten Touren im Bereiche der Adria. Diese Wanderung wird seit einigen Jahren wesentlich erleichtert durch die (einhundertdreiundzwanzig Kilometer lange) »Istrianische Staatsbahn«, welche die ganze Halbinsel in nordsüdlicher Richtung durchzieht und so Pola, den Kriegshafen der österreichisch-ungarischen Monarchie, mittelst eines directen Schienenstranges an die Südbahn (bei der Station Divača) knüpft. Da diese Bahn in erster Linie vom militärischen Gesichtspunkte angelegt wurde, hielt man sich bei ihrer Tracirung nicht allerorts an die bedeutenderen Ortslagen des Landes, doch brachte es die topographische Situation mit sich, daß die Hauptpunkte des istrischen Binnenlandes gleichwohl durch die Linie berührt wurden. So ist es mit dem freundlichen Dignano der Fall, mit Pisino (Mitterburg), Rozzo und Pinguente. Aus der centralen Lage der Bahn erwächst überdies der Vortheil, daß sie sich zu einer vorzüglichen Basislinie für seitliche Ausflüge zur West- oder Ostküste der Halbinsel eignet. Bei der Station Canfanaro, im südlichen Drittel der Linie, zweigt überdies eine (einundzwanzig Kilometer lange) Flügelbahn nach dem Haupthandelshafen der Westküste, Rovigno, ab. Von der Station Lupoglava ist's ein Katzensprung zum Golf von Fiume hinab und von der Station Herpelle-Kozina aus ist man in wenigen Stunden in Triest. Ausblicke aufs Meer genießt man im südlichen und nördlichen Drittel; auf das bergerfüllte Innere bis hinab zu den Gestaden des Quarnero, im mittleren Drittel der Schienenstrecke.

Der Hauptreiz dieser lohnenden, von den Binnenländlern indeß leider nur selten ausgeführten Tour, liegt in deren mannigfacher landschaftlichen

Abwechslung. Nichts ist interessanter als dieses merkwürdige Coulissenrücken, dessen man im Coupé theilhaftig wird; bald ist es unansehnliches Hügelland mit Rebengeländen oder schütteren Eichenhainen, bald nackter, trostloser Karstboden mit elenden Hütten darauf und mauerumfriedeten mageren Culturen; dann verschwindet auf einige Zeit das Gewirr von Felsblöcken und bleichen Kalkrippen und wir treten in den Schatten herrlicher Laubdome ein, zwischen welchen weiße Häuser, rothe Dächer und hohe Campanilen grüßen.

In den Thälern breiten sich saftiggrüne Matten und Silberbäche netzen den blumengeschmückten Rain. Der Boden ist hier nicht karstig, sondern besteht aus mergeligen (oder sandigen) Schiefern mit dünnen Zwischenlagern von Sandstein, der leicht und ausgiebig verwittert und auf diese Weise die Vegetation ungemein fördert. Die Berghöhen erscheinen von weichen Linien umrahmt und verursachen die Täuschung, als befände man sich in irgend einem deutsch-österreichischen Gau der Voralpen. Dann verschwindet alles wieder wie durch Zauberspuk und die Karstnatur tritt abermals in ihre Rechte. Man übersieht weite Strecken ohne eigentlichen Anbau und läßt den Blick auf der blaugrauen doppelgipfeligen Gebirgssilhouette ruhen, die im Osten das Bild abschließt. Es ist der Monte Maggiore, der größte Berg der Halbinsel, auf dessen Scheitel wir später eine Rundschau über alles Land vom Triestiner Golf bis über die quarnerischen Inseln hinaus, vom Fiumaner Gestade bis zum dunsterfüllten Horizonte der venetianischen Gewässer halten werden.

Im nördlichen Istrien gestaltet sich die Scenerie durch die bedeutendere Elevation der Gebirge wesentlich anders, als im Süden der Halbinsel. Eine ungeheuere Felswand, gleich einem von Riesen in das Gebirge gehauenen Vertheidigungswall, trennt die Halbinsel vom dürren, menschenöden Tschitschenboden .... In seinen weißgrauen Runsen wuchert nur Gestrüpp und über seine Zinnen segeln die Wolken, die die Bora über den Karst zum Quarnero hinabpeitscht. Von dieser Felswand ziehen die Querketten Nordistriens zum westlichen Gestade hinunter. Prächtige Längenthäler öffnen sich, sonnige Oasen in der Wüste. Auf isolirten Hügeln erheben sich Dörfer und Städte, letztere in graue Wallmauern gezwängt, Erinnerungen

aus der deutschen Feudalzeit und der venetianischen Dominante. Rings im Kreise aber drängen sich Höhen und Ketten, bewaldete Gipfel und nackte Felshörner, Ring an Ring schließend und so ein riesiges Amphitheater bildend, das gegen den Quarnero zu eine breite Lücke läßt. Ein Wasserspiegel flimmert herüber, milchweiß wie der Bergrahmen, der ihn meerwärts abschließt. Man zieht hoch an der Lehne des Tschitschenbodens und ist schließlich überrascht von dem unerwarteten Anblicke des Triester Golfes mit der sonnigen Seitenbucht von Muggia, die auch noch Capo d'Istria in den Rahmen hereinschiebt ....

Dann aber ist alle Herrlichkeit jählings verschwunden und der eigentliche Tschitschenboden nimmt uns auf. Die Vegetation verschwindet gänzlich und die Dolinencultur ist das einzige Anzeichen, daß dieses gottverlassene Land überhaupt bewohnt ist. Zwar an landschaftlichen Reizen fehlt es auch hier nicht, aber nur der Naturfreund weiß sie zu würdigen. Den Nationalökonomen wird es bekümmern, wenn er dieser Anhäufung von Felsblöcken gegenübersteht und die eingesenkten Trichter sieht, die von trockenen Mauern umfriedet sind. Die Karstwüste hat aber — wie jede Wüste — eine zauberhafte Mannigfaltigkeit von Farben- und Lichteffecten. Da sind die Felstrümmer bleich und fahl, dort brennen sie im Sonnenpurpur und in dem violetten Schatten glühen grelle Blüthensterne; graublau sind die Runsen, in denen schwarzes Wachholdergesträuch wuchert; weißgelbe Straßenbänder winden sich durch weite Geröllfelder, deren Steinblöcke von Grasbüscheln umwuchert werden. Der Boden flimmert und wallt wie in Wellen, wenn das heiße Licht darüber fluthet. Auch ist die Einsamkeit tonerfüllt, wie von schwachen Echos und an Heerdengeklingel fehlt es selbst in der traurigsten Einöde nicht. Im Geklüfte klettern die Ziegenrudel; jeder Tritt bringt Steinbrocken oder Rollkiesel zu Fall, und in das Geräusch, das sie verursachen, mischt sich der heisere Ruf des Geiers, der in blauer Höhe kreist und vom Sonnendunste umwallt erscheint .... So ist das Land, das wir queren, wenn uns die Locomotive aus dem nordistrischen Bergland in die krainische Karstregion bringt. Weit entfernt ein heimliches Grauen vor dieser sogenannten Wildniß zu empfinden, fühlen wir uns tausendfach angeregt, saugen die balsamische Luft in vollen Zügen ein und bedauern

schließlich des eigenthümlichen Zaubers verlustig zu werden, wenn der Zug in die Station Divača einfährt und unsere sechsstündige Bahntour ihr Ende erreicht ....

Mit diesem in knapper Kürze skizzirten Itinerar ist unsere Tour durch das Innere von Istrien erst flüchtig angedeutet. Was auf ihr zu sehen, zu beobachten ist, geschichtlich, ethnographisch oder landschaftlich interessant ist, soll nun erst in längerer Bilderreihe folgen. Natürlich ist Pola unser Ausgangspunkt; denn von seinem nördlichen Hafenbecken aus (Valle San Pietro) zieht der Schienenweg auf das sanft gewellte Plateau hinauf, als welches sich das ganze südliche Drittel der istrischen Halbinsel darstellt. Es ist eine erquickende Fahrt, zumal an einem schönen Herbsttage, wenn das Goldgelb der Eichenblätter im Sonnenlichte blinkt und im blaugrünen Rebenschatten der Thau verdampft. Auf den blauen Traubenbündeln flimmern strahlenbrechende Diamanten. Blasse Nebelflecken kriechen durchs Eichengestrüpp, aus dem vereinsamter Vogelsang herüberhallt. Die gefiederten Sänger sind zumeist fort und nur etwelche Nachzügler fühlen sich im Sonnendampfe, der Alles umwallt, behaglich.

Wenn die Locomotive die erste Steile hinter sich hat, wirft man den letzten Abschiedsblick auf das Poleser Hafenbecken. Wer diesem Boden fremd ist, dem wird gerade in dieser Scheidestunde, mit der die bewegte Seescenerie mit ihren vielartigen, interessanten Details, wie ein Traumbild hinabsinkt, das Herz schwer. Er möchte noch einmal das melodische Rauschen der Brandung vernehmen, das geschäftige Leben auf dem glatten Wasserspiegel sehen, das Hämmern und Pochen der Cyklopenwerkstätte noch einmal hören und seinen Blick auf den römischen Architektur-Denkmälern haften lassen .... Das Alles füllt in diesem Augenblicke unsere Seele aus .... Der Dampf aber hat Flügel. Wir sind längst der See entrückt und haben mit neuen Eindrücken aufzuräumen. Der stämmige Eichenhain, der uns aufnimmt, ist der Kaiserwald, ein bevorzugter Ausflugsort der Poleser. In seinem Schatten läßt sich's gut weilen, wenn die Sonnengluth jenseits des Monte Zarro brütet. Für uns ist dieser Hain eine grüne Wandeldecoration, die aus den Blicken rückt, wenn das Buschwerk und Knieholz des Petris-Wäldchens in den Rahmen des nächsten Bildes eintritt. Dann

folgen die erſten Zeichen von Cultur: Saatfelder und Rebendächer, letztere in langen parallelen Reihen angelegt; als natürliche Umzäunung figuriren Oelbäume und Feigenſträuche .... Daß wir hier noch immer auf antikem Boden weilen, führt uns der erſte Ort, den wir erreichen, zu Gemüthe, Gallesano nämlich, wo in alten Sarkophagen das Tränkwaſſer für die Viehheerden bereit gehalten wird. Wahrzeichen dieſes freundlichen Ortes iſt der ſtattliche Thurm der alten Kirche, der über ſaubern Wohnſtätten und wohlbebautes Land emporragt.

Gallesano iſt eine Etappe vor Dignano, das vor Alters eine Hauptgemeinde der römiſchen Colonie von Pola war. Daran erinnern zunächſt ſeine Bewohner, welche in der Völkermuſterkarte von Iſtrien einen Platz für ſich einnehmen. Der italieniſche Dialect, den die Dignaneſen ſprechen, weicht von dem gleichen Idiome der Küſtenbewohner derart erheblich ab, und enthält ſo vielerlei fremdartige, an das Lateiniſche anklingende Laute und Biegungen, daß es gar keiner beſonderen antiquariſchen oder linguiſtiſchen Weisheit bedarf, um die einſtige Zugehörigkeit dieſes merkwürdigen Stammes zu der Poleſer Römer-Colonie herauszufinden. Dignano iſt das römiſche Attinianum, und ſeine erhöhte Lage mußte ſchon vor Alters wichtig genug geweſen ſein. Es war die erſte Station auf der großen Heerſtraße, welche das römiſche Beſitzthum durchzog, indem es Pola mit der »iſtriſchen Mauer« nördlich des heutigen Tſchitſchenboden verband. Sicher ſtand auch hier oben, wo man ſo köſtlichen Fernblick auf das nahe Meer und die grünen Abhänge der Brioniſchen Inſeln genießt, ein kleiner Tempel, den der Seefahrer viel früher erblicken mußte, als irgend eines der Heiligthümer von Pola. So verhält es ſich ja auch heute noch; denn lange bevor dem Seefahrer das im Hintergrunde der weitläufigen Hafenbucht gelegene Pola in den Blick tritt, ſieht er Häuſer und Thurm von Dignano auf der ſonnigen Höhe dort oben über der Rhede von Faſana.

Zur Zeit der Venetianer ward den Dignaneſen dieſes Faſana als Hafen zugewieſen, ſpäter aber wieder abgenommen und dieſen der etwas nördlicher liegende Porto Morichio zugewieſen. Der Tauſch war vom Uebel, und Dignanos Wohlſtand ging erheblich zurück. Immerhin war das Städtchen auch in jener Epoche eines der bevorzugten von Südiſtrien. In ſeinem

Inneren barg Dignano ein Castell, in welchem der Podestà und der Feldhauptmann mit seiner Garnison untergebracht waren. Nun existirt nichts mehr davon, denn die kleine Trutzburg wurde während der französischen Occupation (1808, durch den Präfecten Calafati) abgetragen und zur Erinnerung an das Bauwerk nur eine weiße Fliesenspur in der Pflasterung des Platzes zurückgelassen. Man nimmt sie sehr genau wahr, und gewinnt so leicht eine Vorstellung von dem Umfange des Bauwerkes, an dessen Stelle der »große Platz« getreten ist, wo sich das dignanesische Leben mit bescheidener Lebhaftigkeit zusammendrängt. Das interessanteste hieran sind die Frauengestalten. Ihre Tracht ist übrigens nicht sehr malerisch und die breiten Krämphüte würden eher auf Tirolerinnen hinweisen, denn auf Istrianerinnen von unanzweifelbarer römischer Abkunft. Vortheilhaft nimmt sich nur das schwarze Mieder mit dem weißen Ausschnitte vorne auf der Brust aus, welches der natürlichen Plastik der Büste sehr zu statten kommt. Dagegen ist der Schmuck, für welchen die Schönen Dignanos übermäßige Vorliebe zu haben scheinen, unförmlich und roh, wenn auch kostspielig in Folge der erstaunlichen Größe .... Aus so einem Ohrgehänge, das durch sein Gewicht unfehlbar das Ohrläppchen zerreißen würde, wenn man es nicht durch Bänderträger entlastete, ließe sich ein hübsches Nadelgeld ausmünzen. Von Geschmack und Façon ist aber keine Rede, wie sich Jeder in den Schaufenstern von Pola, wo die Schmuckgegenstände für die ländlichen Schönen aufgespeichert liegen, überzeugen kann.

Lassen wir diese und wenden wir uns den Hauptgebäuden des Städtchens zu. Am Hauptplatze selbst erblicken wir einen ruinenhaften, altersgrauen Bau, den sogenannten »Fondaco«, die alte Kornkammer. Der baufällige Urthurm, der die Hauptfront zierte, ward erst kürzlich abgetragen, und das Ganze nothdürftig restaurirt. Dagegen wirkt der alte Dom weit jugendlicher und freundlicher, was begreiflich, denn er ward erst im vorigen Jahrhundert erbaut. Dem heiligen Basilius geweiht, erhebt sich diese dreischiffige Kirche auf der Stelle eines älteren christlichen Tempels und vielleicht auch auf jener eines heidnischen Heiligthums. Da der Bau dem Plane der Kirche San Pietro in Castello in Venedig sich anlehnt, so giebt sich der architektonische Reiz von selbst. Auch den freistehenden Glockenthurm wird

der Beſucher nicht vermiſſen und von ſeiner Höhe gäbe es eine prächtige Rundſchau. Wir aber wollen letztere an geeigneteren Punkten in der freien Natur genießen, und kehren durch die breite Hauptſtraße zur Bahn zurück, die uns nordwärts bringt.

Schon in den erſten Minuten geht ein totaler Scenenwechſel vor ſich. Die Vegetation wird ſpärlich, die Felder beſchränken ſich auf einige magere Culturflecken, die da und dort die ſteinigen Halden unterbrechen. Letztere aber werden vorherrſchend, wenn wir im Diſtricte von Roveria eintreffen, wo die ſüdiſtriſche Armſeligkeit ihren Mittelpunkt hat. Das Merkwürdigſte hierbei iſt, daß mit dem landſchaftlichen Wechſel noch ein zweiter, der der Staffagen Platz greift. In dieſem Landſtriche, wo der Culturboden mager iſt, der bleiche Karſtfels ſich überall zwiſchen Gebüſchinſeln und Baumkrüppel drängt, der grüne Schatten fehlt und das grelle Licht ſich intenſiver über die nackten Kalkhügel legt: hier verklingt das italieniſche Idiom, verblaſſen die römiſchen Erinnerungen, und drängen die Erſcheinungen des Barbarenthums, der Inferiorität und des Elends an uns heran. In den niederen, armſeligen Steinhütten wohnen Slaven, und zwar ſolche, die von Alters auf dieſem Boden nicht einheimiſch waren. Zum Theile hatte ſie die venetianiſche Republik, als ihre Mißwirthſchaft das der Küſte zunächſt gelegene Land entvölkerte, aus dem ſlaviſchen Süden (Dalmatien, Montenegro) hierher verpflanzt, zum Theile kamen ſie — als räuberiſche Eindringlinge — ungerufen und nahmen Beſitz von den leer gewordenen Diſtricten. Das Uskokenthum — das wir mit der letzteren Invaſion meinen — hat ſich wunderbar conſervirt. Alle dieſe Geſtalten, mit welchen man nordwärts von Dignano über Roveria und Zabronich hinaus bis Canfanaro, Bekanntſchaft macht, tragen das Gepräge ihrer angeſtammten Urwüchſigkeit und Wildheit. Die Männer ſind von einer erſtaunlichen Hagerkeit, dabei aber von jenem ſtarkknochigen Bau, der die Slavenſtämme von der ſüdlichen Adria auszeichnet. Auch das Geſicht iſt knochig und wird von wirren Haarſträhnen umrahmt, die unter dem dunkelbraunen oder ſchwarzen Käppi — dem montenegriniſchen ſehr ähnlich — herabflattern. Ein enges Beinkleid aus lichter und ein lodenähnliches Wams aus dunkler Schafwolle hüllen den hageren aber ungemein ſehnigen Körper ein; die Füße ſtecken in Opanken.

Aus den dunklen, ſtechenden Augen dieſer Geſellen ſpricht Trotz, dabei nicht minder Apathie, Gleichgiltigkeit, ſtupider Racendünkel. Sie fühlen ſich noch immer als »Uskoken«, oder fühlten ſich wenigſtens als ſolche bis zu dem Zeitpunkte, da mit der Eröffnung der Bahn, ihrem ſauberen Lieblingshandwerke — dem Straßenraube — der Boden entzogen wurde. Daß ſie an einer menſchenwürdigen Exiſtenz keinen Antheil haben, erſieht man aus ihren Heimſtätten: rauchgeſchwärzten, entſetzlich verwahrloſten Höhlen, die ſich mit den dazu gehörigen Düngerhaufen und Pfützen, mit magerem Hausvieh und verwahrloſten Kindern gerade dort am aufdringlichſten dem Auge des Reiſenden präſentiren, wo das Land ſelber luſtig und farbig und die Sonne mit heiterm Lichte Alles überfluthet. Welch' ein Gemiſch von Farben auf dieſen Plätzen, wo einige knorrige Eichenſtämme über den Jammerhöhlen ſchatten! Im ſatteſten Purpurhelldunkel hält das ſchmutzige Borſtenvieh Sieſta und im breiten Goldband vor der finſteren Pforte balgen ſich zu Gerippen abgemagerte Katzen. Auf morſchem Sparrenwerk zwitſchern die Schwalben und auf dürrem Aſte in der luſtigen Eichenkrone flötet die Schwarzdroſſel ihr Morgenlied. Ueber die Kalkblöcke klingen Ziegenglöcklein aus oder verhallt der heiſere Ruf des Hirten .... Der Ackerbau findet hier, wo jeder Culturfleck wie mit Steinen überſiebt erſcheint, wenig Pflege. Wohl müht ſich der Bauer damit ab, Jahr für Jahr die Klaubſteine zu kleinen Pyramiden zu häufen, aber jedes Umackern fördert eine Legion neuer Findlinge zu Tage und die Danaïden-Arbeit findet keine Ende. Zudem ſind dieſe armſeligen Koſtgänger, für die die letzte Blume auf dem Felde uskokiſcher Räuberromantik längſt verblüht iſt, durchwegs Pächter, ſogenannte »Colonni«, die für geringen Pachtſchilling das Beſitzthum der »Poſſidenti« bearbeiten, d. h. nach Kräften ausgeſogen werden, und ſo von heute auf morgen leben. Die beſitzende Claſſe iſt hier eine armſelige, herabgekommene Geſellſchaft, die, was Arbeitsſcheu anbelangt, vielleicht noch eine Stufe tiefer ſteht, als die Landbevölkerung. Das Pachterträgniß iſt nicht darnach, den ſtolzen italieniſchen Herren ein Leben voll Freude und Genuß zu geſtatten, obwohl es ihnen beſſer gehen würde, wenn ſie den Pachtwirthſchaften Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſchenken würden. Dabei haben dieſe Erben des venetianiſchen Patrizierthums keine Illuſionen, kaum

Erinnerungen! Paläſte haben ſie keine, reiche Städte noch weniger. Die Hafenplätze, wo es ſo beſcheiden hergeht, ſind ihr Eldorado, ein Landhaus am Meere, wo ſich ein halbes Jahr im Nichtsthun verträumen läßt, der Inbegriff des Daſeins-Behagens. Daß aber dieſes faule, indolente, aller Trieb- und Lebenskraft baare Poſſidententhum dem Lande weit größeren Schaden bringt, als das faſt ganz ſich ſelbſt überlaſſene, verwilderte und arbeitsſcheue Bauernthum, liegt auf der Hand. Es bedürfte doch wohl nur einer kleinen Probe, indem man den Grundbeſitz anderen Händen anvertraute, um zu erfahren, daß auch der iſtriſche Boden anderer Leiſtungen fähig iſt, als derjenigen, welche man dermalen in einem großen Theile der Halbinſel wahrnimmt.

Je tiefer wir ins Land eindringen, deſto mehr fühlen wir den Hauch der mittelalterlichen Romantik. Zwar die blondhaarigen und blauäugigen Slaven, die von nun ab in den romantiſchen Landſchaften die Staffagen abgeben, ſind es nicht, welche hiermit gemeint ſind. Wohl aber fehlt es nicht an Erinnerungen an die Feudalzeit, ſo bei San Vincenti, wo eine altersgraue Ritterburg, in der einſt die Geſchlechter der Sergier und Moroſini gehauſt, von dominirender Kuppe dem Reiſenden entgegenblickt. Innerhalb des Mauervierecks iſt das Waffengetöſe der Reiſigen längſt verſtummt, und der herrliche Eichenhain, der einſt die Trutzburg umgürtete, war ſchon im XVII. Jahrhundert nicht mehr vorhanden. Weitere feudale Herrlichkeit ſieht man an den ſteilen Abhängen des merkwürdigen Dragathales hängen, dort, wo die Bahn nach Paſſirung des Bahnknotenpunktes Canfanaro hart an die öſtliche Thalkante tritt und ein entzückender Fernblick über Höhen und Tiefen ſich öffnet. Jene Wahrzeichen aus der Feudalzeit ſind die Burgtrümmer der Due Caſtelli, von denen das einſt auf der jenſeitigen Lehne gelegene gänzlich verſchwunden iſt, während diesſeits noch immer anſehnliche Mauerzacken aufragen. Aus der Ferne, wenn man über das grüne Dragathal hinwegblickt, ſcheinen es gelblichweiße Felſen zu ſein, ſo zerfreſſen und zerſtückelt iſt der Trümmerſturz.

Die Fahrt auf der Plateauhöhe iſt aber das Intereſſanteſte von Allem. Man denke ſich in ein ſanftgewelltes, hin und wieder von größeren Erhebungen unterbrochenes Plateau, eine viele hundert Fuß tiefe Schlucht

eingeriſſen, die ſich meilenweit von Nord nach Süd und ſpäter von Oſt nach Weſt erſtreckt und ſchließlich in eine fjordartige Meeresbucht übergeht. Dieſe Letztere — der Canal di Leme — iſt allein über drei Stunden lang. Es wird verſichert, daß vor Alters ein großer Theil des Dragathales vom Meere eingenommen wurde, was nicht ganz klar iſt, wenn man erwägt, daß die Weſtküſte von Iſtrien inſtantante Senkungen aufweiſt, folglich weit eher an ein Herein-, anſtatt an ein Zurückfluthen der See zu denken wäre.

Due Caſtelli.

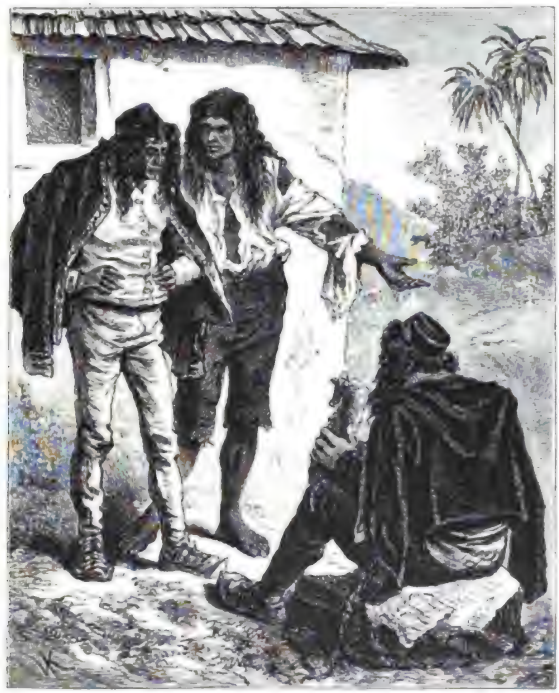
Der Dragabach, der nur den nördlichſten Theil des Thales durchſtrömt und einige Mühlen treibt, verſiegt nach kurzem Laufe; die ſüdlichere Thalhälfte iſt waſſerlos, wird aber meterhoch von Wildbächen inundirt, die nach ausgiebigen Regengüſſen von den kahlen Abdachungen in die Tiefe gehen. Vegetation und Anbau zeigt nur die Thalſohle.

In dieſes Thal nun, mit ſeiner grünen Umrahmung im weiteren Hintergrunde, blickt der Reiſende, wie auf ein zierliches Spielzeug hinab. Es verſchwindet zeitweilig und tritt wieder in den Rahmen des Bildes ein, je nachdem ſich die Bahnlinie von der öſtlichen Höhekante des Thales entfernt,

Digitized by Google

Digitized by Google

oder ſich ihr wieder auf kurze Zeit nähert. Das iſt im Weſten; im Oſten iſt das Landſchaftsbild etwas nüchterner und würde weniger anſprechen, wenn die feudale Romantik nicht da und dort ihre Wahrzeichen aufzuweiſen hätte. Ein ſolches Wahrzeichen ſind die Ruinen des Schloſſes Gimino, die



Uskoken-Abkömmlinge aus dem Roveria-Diſtricte.

zwiſchen lieblichen Wohnhäuſern und freundlichem Grün auf felſigem Hügel liegen. Weiter folgt der braune zerbröckelte Bau des deutſchen Kloſters San Pietro in Selve (Sanct Peter im Walde), das vor Zeiten die ſterblichen Reſte der Grafen von Görz, die es geſtiftet, barg. Nun findet man dort keine Grabmäler mehr und die Kloſterruine liegt einſam und verlaſſen im Gartengrün .... Die Burg- und Kloſtertrümmer, das helle Grün mit

den weißschimmernden Häusern dazwischen, die Felder und Matten mit dem funkelnden Sonnengold darauf und die blauduftigen Schleier auf den bebuschten und theilweise bewaldeten Höhen, die in immer weiteren Ringen hinter einander ein weitläufiges Panorama abschließen: Das Alles steht im grellsten Gegensatze zu unserer landläufigen Vorstellung von der öden Karstnatur der istrischen Halbinsel. Parkartige Eichenhaine nehmen uns auf. An einzelnen Stellen, namentlich kurz vor Pisino, sieht man kolossale, vielhundertjährige Stämme. Das dunkle Laub der Kronen wechselt mit dem hellen Sammet der Wiesenflächen, die überall hart bis an die Bahn treten. Dabei sieht man einen ganzen Kranz von Ortschaften, die, wie überall in Istrien, auf erhöhten Kuppen liegen: Antignana, Tervisо, Vermo u. s. w.

Die Krone von Allem aber ist Pisino, die größte Binnenstadt der Halbinsel. Nach Passirung einiger gewaltiger Felseinschnitte und der malerischen Position von Pisin Vecchio (Oberburg) weichen die letzten Bergwände zurück und ein weites Thalrund mit hintereinanderziehenden Bergringen öffnet sich vor unseren Blicken. Es ist eine der zaubervollsten Landschaften Istriens. Ueberall entzückender Farben- und Formenwechsel: leuchtende Häusergruppen, schattiges Gartengrün, dunkle, wasserdurchrauschte Thalgründe, nackte, lichtumwogte Höhen, bebuschte Hänge und wohlcultivirte Terrassenstufen. Man sieht auf ein Städtebild hinab, von dessen malerischer Gesammtwirkung man sich nur dann eine richtige Vorstellung machen kann, wenn man den Charakter der istrischen Mittelgebirgswelt kennt. Zwar der Zug ins Große, Imposante fehlt dem Bilde; dafür aber ist das Detail von bezaubernder Mannigfaltigkeit und man wird nicht müde dasselbe zu bewundern, zu genießen.

Pisino, nach seinem starken Schlosse auch Mitterburg genannt, besitzt ein Alter von mindestens neunhundert Jahren. Wenigstens geschieht seiner schon um das Jahr 1000 Erwähnung, als Besitz der Patriarchen von Aquileja. Im Mittelalter und in dem ersten Jahrhunderte der Neuzeit waren Stadt und Burg immer einer der hervorragendsten Feudalsitze von Istrien; daß Letztere bis auf den Tag sich erhalten hat, trotz der vielen Kriegs- und Raubzüge, welche das Land seit jeher über sich ergehen lassen mußte, beweist nur, daß der stolze Bau jenen Stürmen erfolgreich getrotzt

und eine vielhundertjährige Wirrniß glücklich überdauert hat. Das Schloß ſchaut heute ſtolz auf die Stadt herab und beſitzt noch immer feſte, maſſive Mauern, Thürme und ein gewaltig Thor, das mit Wappenſchildern aus Marmor geſchmückt iſt. Von hier oben iſt der Anblick Piſinos mit ſeinen hellen Häuſern, dem reizenden Thale der Foiba und dem umliegenden Gartenlande beſonders maleriſch. Von Stadtmauern war Piſino, dem ſonſtigen Brauche ganz und gar entgegen, niemals umgürtet, wodurch es auch weitaus luftiger, freier erbaut erſcheint, als die meiſten übrigen Städte Iſtriens, deren Häuſercomplexe eng und düſter aneinandergeballt und durch finſtere Vicoli und Sackgäßchen geſchieden ſind. Piſinos Lage gewinnt beſonders dadurch, daß es in Terraſſen die Berglehne hinangebaut iſt; dahinter tritt die altersgraue Burg mit ihrer mächtigen fenſterloſen Stirnwand bis knapp an den Felsſturz, der ins Foibathal abtaucht, wo der ſchäumende Wildbach gleichen Namens in einer Karſthöhle verſchwindet.

Wer Muße findet und derlei Zerſtreuung liebt, der mag in Piſino die Abtei, das Franziscanerkloſter und ſeinen ſchönen Garten, das Municipalgebäude und andere öffentliche Gebäude beſuchen, an archivaliſcher Ausbeute wird es hierbei dem Studienbefliſſenen gewiß nicht fehlen. Aber das iſt Staub und Moder und erquickt nicht die Sinne, wie das duftige Grün auf den Bergabhängen, das bleiche Flimmern der Olivenhaine, oder der verkniſternde Sonnendampf im breit eingeſenkten Foibathale .... Dorthin alſo wollen wir uns wenden, denn dahin führt uns die Schienenſpur. Die Phantaſie könnte dieſes Thal in irgend einen Winkel der grünen Steiermark verſetzt denken, ohne daß man ihr hierbei Zwang anzuthun brauchte. Zwar das Flüßchen ſelber verſiegt in der Sommerſonne und durchädert nur ſelten mit hellem Silberſtreif den grünen Thalgrund. Wenn aber die Regenfluth niedergeht, dann iſt die Foiba ein gefährliches Gewäſſer. Es überfluthet ſeine Ufer und brauſt pfeilſchnell nach Piſino hinab, wo der Schwall in dem großen Karſtloche unter der Burg vergurgelt. Dieſes Loch, romantiſch von hohen Felsſtirnen überſchattet, hat ſchon ungeheuere Waſſermengen verſchluckt. Wohin ſie gelangten und noch immer gelangen, iſt nicht feſtzuſtellen. Die Sache iſt an ſich von Gleichgiltigkeit, denn ſolche Erſcheinungen ſind im Karſtgebiete alltäglich.

Auch das Foibathal hat seine stattlichen Randhöhen, von denen Niederlassungen, Campanilen und Kirchenfronten herabgrüßen; so Lindaro im Süden, Vorutto im Norden. Hier legt sich ein Gebirgsriegel querüber, und hart an der Quelle der Foiba gleitet der Zug durch den einzigen Tunnel der Istrianer Bahn, um uns in ein anderes Thalgebiet, in jenes des stattlichen Quieto zu bringen .... Alles ist wie durch Zaubermacht verändert. Man sieht eine graue, hochanstrebende, vom Purpur der sinkenden Sonne verklärte Felswand — einen gigantischen Wall — vor sich: die Randhöhe des Tschitschenbodens. Dort liegt die Natur in Todesstarre. Nur das Farbenspiel in den Felsrunsen, die dunklen Vegetationsinseln im Gegensatze zu den bleichgrauen Schutthalden beleben diese mächtige Gebirgscoulisse. Ein letzter Blick auf das hoch über reizender Gebirgsschlucht thronende Colmo entzieht uns das westliche Culturland. Wir klettern zwischen Felsklötzen und durch mächtige Einschnitte empor, winden uns durch tiefe Spalten im Schiefer- und Karstboden, sehen über unheimlich steile Steinböschungen auf Trümmerhalden hinab, wo zwischen dem Geröll Buschwerk wuchert. Solcher wilder Zauber schreckt nicht ab, er fesselt vielmehr durch den Reiz des Absonderlichen. Wenn dann die erste hohe Vorlehne der Felsbarrière des Tschitschenbodens erklommen ist, kurz bevor die Locomotive die große Serpentine vor der Station Lupoglava zurücklegt, enthüllt dieses merkwürdige Land abermals eines seiner landschaftlichen Wunder. Diesmal rückt eine ganz neue Welt in den Rahmen des Bildes: das östliche Istrien mit dem blaßblauen Höcker des Monte Maggiore und dem liburnischen Binnenlande, das von dem südlichen Steilfuße des istrischen Bergriesen zum weiten Thalbecken des Cepich Sees sich hinabsenkt. Der Spiegel des letzteren ist's, der zu uns herüberflimmert; ein dunstiger Thalgrund liegt dazwischen. Dunkle Höhen umgürten die tiefe Einsenkung, über welche matte Sonnenschleier verflüchtigen, wenn das Gestirn drüben im Westen in die blaue Adria hinabzutauchen im Begriffe ist. Im äußersten Süden verschwimmen im violetten Dunste die quarnerischen Küstenberge von Fianona und Moschienizza und blickt noch ein Theil des Inselscheitels von Cherso herüber. Das Alles ist ungemein großartig und jedem Panorama von irgend einem Punkte einer mitteleuropäischen Gebirgsbahn vollkommen ebenbürtig.

Vielleicht liegt ein doppelter Genuß im Anblicke von derlei Landſchaften auf iſtriſchem Boden darin, daß ſie ſich ebenſo unerwartet raſch vor dem Reiſenden entrollen, wie ſie nach einigen Pfadwindungen verſchwinden. Die eben ſkizzirte Rundſicht iſt der Zauber weniger Minuten. Eine Wendung gegen Lupoglava hin und von allen Seiten rücken die Wände zuſammen; das dazwiſchen liegende Land verſchwindet wie in einer rieſigen Verſenkung. Zwiſchen der Felsſtirne des Tſchitſchenbodens und den dürren Karſthalden ſeines Weſtfußes iſt nichts mehr zu ſehen als ein iſolirt ſtehendes ſchloßartiges Gebäude, der alte Feudalſitz Mahrenfels, in welchem Jahrhunderte lang deutſche Ritter gehauſt. Kärntneriſche Markgrafen, Görzer Grafen und die Freiherren von Herberſtein haben es beſeſſen, dann kam es in die Hände eines Slaven, des Türkenbezwingers Cruſich und ſchließlich erwarben italieniſche Adelsfamilien den Herrenſitz: die Vaniſſa und Brigida .... Das Schloß macht übrigens nicht den geringſten romantiſchen Eindruck. Es ſieht wie ein großes Wirthſchaftsgebäude von mittlerer Größe aus, und büßt namentlich dadurch an Intereſſe ein, daß ſozuſagen knapp an ſeinen Mauern die gigantiſche Fels- und Naturbaſtion des Tſchitſchenbodens aufragt. Hoch an ſeinem Steilſturze klebt der mürbe Reſt einer Türkenfeſte und blicken die Häuſer des Dorfes Semmitſch aus luftiger, windumtoſter Höhe auf die untere Karſtſtufe hinab.

Dieſe ſelber, die wir zwiſchen Lupoglava und Rozzo der Länge nach von Südoſt nach Nordweſt durchfahren, iſt eine traurige Oede. Keine menſchliche Wohnſtätte drängt ſich in das Blockfeld herein. Bäume fehlen ganz, Sträucher wuchern kümmerlich in den engen Spalten, die oft tief in den Boden geriſſen ſind. Die Scene wechſelt erſt kurz vor Rozzo, wo der Wanderer von luftiger Höhe in ein grünes Becken hinabblickt, in welchem zwei Sammelbaſſins, für den Waſſerbedarf der Station Rozzo angelegt, das von der Karſtmonotonie ermüdete Auge überraſchen. Rozzo ſelber präſentirt ſich durch ſeine Lage auf einer Kuppe ungemein maleriſch, iſt aber ein ſehr verwahrloſtes Neſt. Es war einſt ein venetianiſches Bollwerk und noch zu Ende des XV. Jahrhunderts holten ſich die Türken an den Wällen, die längſt verfallen ſind, blutige Köpfe. Daß hier auch eine römiſche Station geweſen, iſt keineswegs ausgeſchloſſen. Aus Venedigs Zeit ſind die

Marcuslöwen, welche über den Stadtthoren verwittern. Der weitere Rahmen von Rozzo ist Wald und Weingebirge, ein grünes Band, das sich um das graubraune Städtebild schlingt. Die Abdachungen des Hügels, auf welchem das ruinenhafte Rozzo liegt, tauchen westwärts terrassenartig ab. Je tiefer es hinabgeht, desto grüner wird das Land. Der Karstfels ist also hier nur auf den Höhen, im Bereiche jener gigantischen Mauer, die uns auch im weiteren Verlaufe der Fahrt zur Seite bleibt.

Wir passiren zunächst Nugta, wo man altslavische Götzenbilder gefunden hat, und ziehen — tausend Fuß über der Thalsohle — am Rande des furchtbaren Steilsturzes der »Raspodalica«. Das giebt einen wunderbaren Blick in die Tiefe! Weit draußen zieht das Silberband des Quieto und füllen sich die Thäler und Thalästungen mit dunklem und lichtem Laubgrün. Um die Bahn über diese gefährliche Stelle hinweg und an der Karstwand emporführen zu können, bedurfte es großartiger Aufmauerungen, Verdämmungen und Entwässerungsarbeiten. Geheuer ist es auf dieser mehr als Tausend Fuß hohen Kante, die den schaurigen Abgrund markirt, niemals. Man vergißt aber derlei Gefahr bei dem Genusse eines Panoramas, dessen sich kaum ein Stationsplatz im mitteleuropäischen Gebiete rühmen dürfte.

Dieser Stationsplatz ist Pocekai-Pinguente. Das erstere ist ein armseliges Dorf, letzteres ein von historischen Erinnerungen reich umwobenes Städtchen. Es liegt aber eine Meile weit und tief im Quietothale, denn die Bahn zieht hoch oben an der Schwelle des Tschitschenbodens. Wäre dem nicht so, kein Wanderer würde freiwillig jene Felshöhe erklimmen. Zwar schlängelt sich vom isolirten Felshügel, der Pinguente trägt, die alte Poststraße in die Tiefe herab und diesseits die Felshänge empor, um über den Tschitschenboden zu laufen und schließlich in die alte Fiumaner Poststraße einzumünden. Aber diese Straße wurde bisher fast ausschließlich nur von den Einheimischen benützt. Um so größer daher das landschaftliche Wunder, dessen der fremde Wanderer von jenem Stationsplatze aus theilhaftig wird .... Drei Viertel der istrischen Halbinsel liegen zu seinen Füßen. Er sieht Hügel und Bergzüge, waldige Schluchten und wohlcultivirte Thäler; sein Auge überfliegt Dutzende von Ortschaften, darunter Städte,

die, wie Rozzo, Pinguente, Lindaro, Montona und andere, auf iſolirten Hügeln liegen und weit ins Land hinauslugen. Wahrhaft bezaubernd ſind die immer ſchwächer werdenden Farbennuancen der hinter einander in ſtets weiteren Ringen ſich erſtreckenden Bergketten. Weiße Ortſchaften leuchten meilenweit, bis der Dunſt der Ferne ſie unſeren Blicken entrückt. Dieſes ganze Land mit ſeinen wechſelvollen Reizen und ein Stück blaugrauer Meeresſpiegel dazu, iſt der farbige Saum des Tſchitſchenbodens .... Nur wenige Minuten Fahrt und die Felswand, die uns eine Stunde lang begleitet, und an der ſich die Locomotive immer höher emporgearbeitet hat, iſt überwunden. Ein tiefer Einſchnitt noch und wir ſind mitten in der Steinwüſte.

Zwar der troſtloſeſte Theil des Karſtbodens iſt dieſer Abſchnitt noch lange nicht. Wir ſehen über den grauen Felsboden hinweg nach dem flimmernden Meere, das in die Buchten von Capo d'Iſtria und Muggia hereindrängt und ſonnige Geſtade beſpült. Iſt das Wetter klar, ſo treten ſogar noch die Uferhöhen von Trieſt in das Bild und ein Sonnenblick vermag das weiße Miramar auf die graue Tapete des Hintergrundes zu zaubern: Alles in einer Entfernung von ſieben bis acht Stunden von unſerem Standpunkte.

Dafür aber verweilen wir hier oben auf einer Strecke von faſt fünf Wegſtunden in todtſtarrer Felswildniß. Das iſt die richtige Karſtöde, wo es wenig organiſches Leben giebt, keine emporſteigende Rauchſäule einen gaſtlichen Herd verräth, kein Hirtengeſang ertönt. Gräſer und harte Kräuter ſieht man zwiſchen und neben den Felsblöcken ſprießen, die bei Anlage der Bahn geſprengt, zertrümmert, entzweigeſchnitten, glatt raſirt werden mußten. Das Auge wird auf die Dauer derart ermüdet, daß ſelbſt die ferne Küſte, wo immer grelle Lichtflecke aufliegen, wie in einem bleiernen Nebel zu ſchwimmen ſcheint.

Unſere Etappen auf dem Tſchitſchenboden ſind Rakitovič und Podgorje. Zwiſchen beiden liegt das Tſchitſchendorf Xarid, am Fuße eines Felswalles klebend, dem entlang der Schienenweg läuft, um ſich weiterhin mittelſt eines Einſchnittes durch denſelben hindurchzuwinden. Endlich ſinkt auch das Meer unter den Horizont und nun folgt ein veritabler Oaſengürtel, der

Digitized by Google

zu dem Ueberraschendsten gehört, was dieses Land bietet. In einem tiefeingeschnittenen Thale wogt grüner Baumschmuck. Man sieht von der Höhe sozusagen in die Schornsteine der Dörfer hinein, unter denen beispielsweise Preßnizza von Rebendächern förmlich durchwuchert erscheint. Man sieht keine Höfe, denn die Ranken spannen sich von Mauer zu Mauer und schwingen sich auf die Gäßchen hinaus. Auf jedes Ziegeldach folgt ein Rebendach: natürliche Laubgänge klettern den Hang hinan und verschwinden zwischen den steinernen Hütten. Das ganze Karstbild um uns hat an leuchtender Farbe, an »Stimmung«, wie die Maler sagen, gewonnen und die Contraste sind von wunderbarem Effecte .... So ist's nicht nur bei Preßnizza, sondern auch bei Klanitz. Weiter nach Norden folgt öde Wildniß, die bis zur Südbahnstation Divača und über dieselbe hinaus reicht.

Es war eine flüchtige Fahrt, welche wir soeben vollbracht haben, aber an markanten Eindrücken war sicher kein Mangel. Vier Bilder müssen wir der Erinnerung besonders einprägen. Das langgestreckte Dragathal mit den Trümmern der Due Castelli und den dominirenden Ortschaften, die im Westen von freien Höhenvorsprüngen ins Land lugen, wie jene zusammengesunkenen Feudalsitze im Osten .... Hierauf folgt als zweites Bild der plötzliche Ausblick auf das Thalbecken von Pisino, mit der anmuthigen Stadt selber, dem Foibalaufe und dem Karstloche, in welches das Flüßchen hinabstürzt. Als drittes Prachtgemälde bringen wir das weitläufige Panorama in Erinnerung, das sich kurz vor der Station Lupoglava gegen das liburnische Gestade hin aufrollt, mit dem großartigen Felsrahmen (Monte Maggiore) im Osten und dem flimmernden Seespiegel im Süden. Zuletzt, als Krone von Allen, sehen wir ganz Nord-Istrien zu unseren Füßen wie eine Landkarte ausgebreitet und freuen uns der Herrlichkeit, die man von einem der einsamsten Stationsplätze Mitteleuropas aus genießt, dem aber die Reisenden scheu aus dem Wege zu gehen scheinen, da kein »Bädecker« sich seiner erbarmt hat.

Auf einer Fahrt durch Istrien macht sich neben den landschaftlichen Ueberraschungen und historischen Erinnerungen noch ein drittes Moment geltend — das ethnographische. Im äußersten Süden hatten wir Italiener, darunter den Stamm der Dignanesen mit seinem alterthümlichen Dialecte:

in den nächſten, nach Norden ſich hinziehenden Landſtrichen war von Slaven die Rede, und zwar von den Abkömmlingen der Uskoken, der Morlachen und Herzegowiner. Auf dieſe reinen Serben folgen weiter nördlich Serbo-Kroaten, noch weiter Sloveno-Kroaten und ſchließlich reine Slovenen, die einen großen Theil des nördlichen Iſtrien beſiedeln. Montenegriner fanden wir in Peroi und Promontore. Die ſogenannten »Rumanici« (Rumänen oder Wlachen), die für Abkömmlinge daciſcher Legionäre gelten, werden

Nozzo.

wir auf unſerer Wanderung längs des quarneriſchen Geſtades in ihren Heimſitzen am Cepich-See aufſuchen.

Damit aber dieſe Völkermuſterkarte eines ihrer merkwürdigſten Elemente nicht entbehre, müſſen wir nun auch auf die Tſchitſchen zu ſprechen kommen. Weß' Stammes ſie ſind, oder welche Völkerverſchiebung ſie auf den öden Karſthöhen zurückgelaſſen haben könnte, iſt eine offene Streitfrage. Sie von den Skythen abſtammen zu laſſen, dünkt uns, um keinen ſchärferen Ausdruck zu gebrauchen, gewagt. Es iſt nicht erfindlich, wie das ſkythiſche Sarmatenthum einen räumlich ſo entfernten Ableger gefunden haben könnte.

Digitized by Google

Zudem begreift die ethnographische Terminologie unter »Skythen« Stämme verschiedener Racen, im engeren Sinne aber ein Volk hochasiatischer Race. Schon die bildliche Darstellung des skythischen Gefangenen auf der Inschrift von Behistan in Persien schlägt aber der Skythen-Theorie ein Loch, da jener Typus die hochasiatische Abstammung ausschließt; um wie viel mehr müßte dies bei einem so verschwindend kleinen Völkchen sein, welches, wie die Tschitschen, weder in einer historischen, noch in einer geographisch-räumlichen Beziehung zu seinen vermeintlichen Stammeltern steht.

Plausibler wäre die Stammesableitung von den Römern, beziehungsweise von den römischen Legionären, eine Abstammung, die man mit dem romanischen oder walachischen Idiome begründen zu müssen glaubte, dessen sich die Tschitschen in früherer Zeit — man sagt vor zwei Jahrhunderten — bedienten. Heute ist dieses Idiom fast ausgestorben und die Tschitschen sprechen einen corrumpirten südslavischen Dialect. Zu bemerken wäre freilich, daß auf linguistischem Wege in dieser Richtung nichts bewiesen wird. Daß auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Raume, wie es der Tschitschenboden ist, eine Stammes-Individualität durch Jahrhunderte, ja durch ein Jahrtausend und darüber, sich unbeeinflußt und unvermischt erhalten konnte, wäre eine vollends unsinnige Annahme. Sicher hat in erster Linie die Natur des Heimsitzes seine Bewohner zu dem stupiden, armseligen, halbwilden Geschlechte gemacht, das die Tschitschen repräsentiren. Mögen es nun slavische oder romanische Ableger gewesen sein, welche auf der Karstwildniß haften blieben, die Zeit mußte sie zu den typischen Söhnen jener Felshöhen umwandeln. Dort aufgewachsen in Elend und Rohheit, verloren sie ihre nationalen Erinnerungen, ihre Traditionen und in der Reihe der Geschlechter ging der Faden ursprünglicher Abkunft verloren. Die ethnische Frage ist daher von keiner so großen Wichtigkeit, die man ihr von mancher Seite, die unter jedem Düngerhaufen durchaus einen antiken Knochen wittern will, beimessen möchte.

Anders steht es mit der socialen Seite des Tschitschenthums. Zu ihrer Würdigung bedarf es keiner Hypothesen und keines gelehrten Krams, wohl aber einiger Theilnahme und offener Augen. Daß der Tschitsche der elendeste Mensch auf österreichischem Boden ist, weiß man seit Langem. Diese lang-

jährige und ausgiebige Kenntniß hat gleichwohl nicht vermocht, eine Existenz, die in einem großen Culturstaate für undenkbar gehalten werden sollte, menschenwürdiger zu gestalten. Hier versiegt und versumpft und verkommt ein Volk unter den Augen einer weisen Obrigkeit .... Man wird freilich einwenden, daß die Philanthropie hier etwas bei den Haaren herbeigezogen erscheine. Das ist aber keineswegs der Fall; denn nur derjenige, der vor einer Tschitschenhütte gestanden, der die wilden Kohlenbrenner hungern und die abgehärmten Gesichter der zu Hausthierdiensten verwendeten Weiber nie von einem Lächeln verklärt gesehen hat, kennt das Tschitschenelend .... Dies zu ändern, ist nie einer Verwaltung in den Sinn gekommen.

Der Tschitschenboden erstreckt sich vom krainischen Karst an in südöstlicher Richtung und reicht bis zur Randhöhe der istrischen Küste des Quarnero. Nach Südwesten hin wird er durch die hohe, mehrfach erwähnte Felsstirne begrenzt. Die nordöstliche Begrenzungslinie ist schwer zu ziehen, doch dürfte dieselbe annähernd richtig in einer Linie zu finden sein, welche in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden mit der istrischen Nordostgrenze parallel läuft. Die größeren Ortschaften liegen meilenweit auseinander. Das Zwischenland — oft ein bis zwei Quadratmeilen groß — zeigt häufig weder Anbau noch Spuren von menschlichen Wohnungen. Kein größerer Contrast läßt sich beispielsweise ersinnen, gleich jenem am südöstlichen Ende des Tschitschenbodens, wo auf die öde, vegetationslose und menschenleere Steinwüste des Sweti Vrch (nördlich des Monte Maggiore) der Küstenabhang von Veprinaz Rukavaz folgt. Ein förmliches Häusermeer mit grünen Inseln dazwischen bietet sich den Blicken des überraschten Wanderers dar. Dicht aneinander sind da Dörfer und Weiler gedrängt, der einzeln stehenden Gebäude nicht zu gedenken .... Oben, auf der Höhe des Tschitschenbodens beschränken sich die menschlichen Niederlassungen auf eine Gruppe von Hütten da oder dort. Und was für Hütten! An Baumaterial kann es selbstverständlich nicht fehlen. Aus rohen Steinblöcken werden die Wände dieser Behausungen aufgeführt, als Decke Stroh oder Reisig verwendet. Eine Betschuana-Hütte muß sich diesen Troglodytenlöchern gegenüber wie ein Palast ausnehmen. Im Umkreise sprießt einiges Gras zwischen dem Geröll, und magere Ziegen oder Schafe schnuppern nach dem spärlichen

Futter. Hauptbeſchäftigung der Tſchitſchen iſt aber die Erzeugung von Holzkohlen, ein Erwerbszweig, dem das wenige Buſchwerk und einzelne verkrüppelte Beſtände zum Opfer fallen. Auch Baumwurzeln werden als Brennmaterial zu Markte geſchleppt. Man ſieht die verlumpten, aber ſtämmigen und ungemein hochgewachſenen Geſellen mit ihren breitſchulterigen Weibern häufig in Trieſt, wie in Fiume. Kleine, ſtarkknochige und ſicher tretende Pferde tragen die Laſt hinunter und was dem mageren Thiere über ſeine Leiſtungsfähigkeit geht, nimmt das abgehärtete Tſchitſchenweib auf ſeine Schultern.

Der Quarnero.

Die ganze Südostküste von Istrien in ihrer Ausdehnung von Promontore bis in den Winkel des Fiumaner Golfes, wo die Lorbeerhaine von Abbazia schatten und das freundliche Fischerstädtchen Volosca am sonnigen Gestade liegt, ist das eine der Begrenzungsgestade jener See, welche man »Quarnero« nennt. Dieser hoch interessante Abschnitt des Adriatischen Meeres wird uns reichlich Gelegenheit bieten, von der bisherigen Art der Schilderung abzuweichen und eine Reihe von physikalischen Erscheinungen zur Sprache zu bringen.

ohne welche eine genaue Kenntniß der Quarneriſchen See und des ſie umgebenden Feſtlandes, einſchließlich der Inſeln, nicht denkbar iſt.

Soweit indeß iſtriſcher Boden in Betracht kommt, möchten wir an der Continuität unſerer Landſchaftsbilder feſthalten. Die ſchönſte, lohnendſte Reiſeroute iſt mit dem herkömmlichen Seewege identiſch, der um die Südſpitze von Iſtrien nach Fiume führt. Mit dem Seewege allein aber, der dem Beſchauer nur den Geſtaderand vorführt, iſt's freilich nicht abgethan. Hinter den zum Theile ſteilen Uferhöhen bergen ſich Landſchaften, Thäler, Ebenen und Höhenzüge mit allerlei intereſſanten Ortſchaften, alten Schlöſſern und Ruinen, deren Beſuch dringend geboten erſcheint, will man von dem iſtriſchen Theile des alten Liburnien eine richtige Vorſtellung gewinnen.

Wie bekannt ſein dürfte, beſtand zwiſchen den römiſchen Beſitzungen auf iſtriſchem Boden und dem Gebiete der Liburnier eine natürliche Grenze. Dieſe Grenze war das merkwürdige Arſa-Thal, merkwürdig durch ſeine fjordartige, tief ins Feſtland einſchneidende Geſtalt. Nach dieſem Thale brechen wir auf, und zwar von Pola, oder Promontore, oder Medolino, wo ſich gerade eine Fiſcherbarke auftreiben läßt .... Denn die Lloyddampfer ſteuern auf hoher See vorüber, in der Richtung auf das ſteil abfallende, landeinwärts in einen ziemlich hohen Gebirgsrücken übergehende Cap (Punta) Negra — »das ſchwarze Vorgebirge« — und laufen zunächſt den Hafen von Rabaz, jenſeit der Arſa-Höhen, an .... Der kleine Schifferkahn alſo, mit ſeinem breiten Gaffelſegel trägt uns zur Mündung des Arſa-Canals hinüber. Wenn einige Zeit vorher die Bora geweht hat, die Luft balſamiſch weich und das Meer tiefblau und glatt iſt, dann geſtaltet ſich eine ſolche Fahrt ungemein reizvoll. Alle Uferhöhen ſchwimmen in rauchblauem Duft und wo der Fels frei zu Tage liegt, was auf weiten Strecken der Fall iſt, verglühen goldene Lichter zu förmlichen Gloriolen, die die Höhenzacken umſtrahlen .... Bei Punta Ubaz treten wir in die Canalmündung. Die Spitze iſt nieder und bis hinauf bebuſcht, desgleichen das gegenüberliegende Feſtland, in das eine ſchöne Hafenbucht tief einſchneidet. Solche natürliche Anlaufplätze für Küſtenfahrer giebt es an der Oſtküſte von Iſtrien verhältnißmäßig weit weniger als an der buchtenreichen Weſtküſte. Hinter dem Porto Fianona, im Canal von Farafina, und der Nordſpitze der Inſel Cherſo gegenüber, hören

die Einbuchtungen fast ganz auf; die Lloydstationen Moschienizza und Ika haben nur unsichere Rheden.

Wir legen das grünumrahmte Thor des Arsa-Canals zurück und steuern mit mäßigem Winde aufwärts, das heißt nach Norden. Bald werden die Ufereinfassungen höher. Der Canal windet sich bald rechts, bald links und zweigt sich in kleine Porti aus, auf die ein kleiner Weiler, eine einsame Kirche, eine malerische Häusergruppe herabsieht. Höher hinauf werden die Ufer steil und tragen Buschwerk, das sich zwischen den bleichen Kalkflächen fast schwarz ausnimmt. Beim Kirchlein San Antonio hören die Niederlassungen eine Strecke weit gänzlich auf und der Canal erscheint völlig vereinsamt. Nur die rauhere Luft, ein dichter Tannicht da und dort, oder hochgelegene Schnee- und Eisfelder fehlen, um die Täuschung zu vervollständigen, als befänden wir uns mitten in einem norwegischen Fjord. Die laue Luft, die grellen Farben, ab und zu ein Fleck immergrüner Vegetation erinnern uns an den Süden. Die Stelle, wo die Arsa in den langgestreckten Canal mündet, ist nicht auch der Endpunkt dieses letzteren, der noch eine Strecke weiter gegen Nordosten reicht und dort Porto Carpano heißt. An seiner Wurzel setzt das kleine gleichnamige Thälchen an, durch das man emporsteigen muß, um das hochgelegene Albona zu erreichen.

Wir steigen an der Mündung des Arsaflüßchens ans Land. Unser erster Landweg ist ein schöner Spaziergang nach dem eine schwache Stunde auf mäßiger Höhe gelegenen Barbana, einem sauberen Städtchen, das die mittelalterliche Romantik so wenig abgestreift hat, wie die übrigen istrischen Binnenstädte. Daß auch hier durch Jahrhunderte venetianische Satrapen gehaust, daran erinnert uns zunächst das Wappen der Loredan auf dem Stadtthore, durch welches wir eintreten. Dann fällt uns das alterthümliche Rathhaus mit seiner Loggia und dem Uhrthurme auf; in der Kirche des Ortes haben sich die Loredan gleichfalls verewigt und zwar durch die Altäre und den reichen Sculpturschmuck, mit welchem sie jene schmückten .... Von einer Kapelle, die am Rande der Höhe steht, übersieht man eine weite Strecke des Arsa-Thales und des eben zurückgelegten Canals. Es ist ein ungemein anmuthiges, friedliches Bild, wie geschaffen zum längeren Verweilen, zum Verträumen anregender Stunden des Schauens und Beobachtens.

In dieſe Gegenden aber verirrt ſich ſelten ein Wanderer aus dem Norden. Für ihn exiſtiren höchſtens die weſtlichen Küſtenſtädte, oder Pola, dann geht es weiter nach dem Süden. Andere klettern vielleicht von Volosca oder Caſtua den Monte Maggiore — den »König der iſtriſchen Berge« — empor und nehmen ein großartiges Panorama, wie man es ſelbſt in den Alpen von ähnlicher Pracht nicht findet, mit, vergeſſen aber das Detail, die ſonnigen, menſchenleeren Thäler, die grünen Triften, die waldfreien Plateaux mit ihren ſtillen Weilern. Gerade dieſe Einzelbilder aber geben dem Ganzen

Uferfelſen bei der Punta Nigra.

einen unbeſchreiblichen Reiz und bleiben länger im Gedächtniſſe haften, als das farbige Geſammtgemälde, der »plaſtiſche Eindruck in Bauſch und Bogen«.

Freilich kann auch eine Wanderung durch oſtiſtriſche Gefilde langwierig und ermüdend werden. Das Arſa-Thal ſeiner ganzen Länge nach zu durchſtreifen, dürfte beiſpielsweiſe nicht Jedermanns Sache ſein. Es geht ſtundenlang auf elendem Karrenwege längs des Fluſſes, den keine Niederlaſſungen ſäumen. Bei einſamen Mühlen halten wir Raſt und ſuchen mit Wonne die grünen Buſchflecken, welche den Abhängen das Ausſehen eines Tigerfelles geben. Zu förmlichen Wäldern verſteigt ſich hier die Vegetation kaum, öfter wohl weiter landeinwärts; es ſind aber ſelten etwas anders als ſchüttere Eichenhaine, von der Art, wie wir ſie von unſerer Tour

auf der istrianischen Bahn her kennen .... Ueberraschender als Baumschatten und Kronenrauschen sind für den Wanderer die deutschen Ortsnamen, denen er im Verlaufe seiner Tour begegnet. Da ist zunächst Sumberg (oder Schomberg), ein Ort mit längst verfallenem Schlosse, in welchem einst ein deutscher Gaugraf und Lehensherr der istrischen Grafschaft hauste. Sumberg liegt fast knapp am nördlichen Eingange zum Asarthale, auf mäßig erhöhter Thalstufe. Wenn man nach dem heutigen Besitzer der Schloßtrümmer frägt, so wird Einem der Name eines Bauern — Satte — genannt. Der Bauer ist also Herr geworden und die Erinnerung an die harte Feudalzeit längst verwischt.

Von Sumberg aus wird uns das Wandern leichter. Wir ersteigen die Anhöhe und nehmen im Dörfchen einen Wagen, der uns auf der alten Poststraße nach dem malerisch gelegenen Bergstädtchen Pedena hinüberbringt. Waldparcellen, namentlich aber frische, weitausgedehnte Wiesen — eine erquickende Oase in diesen Karstlandschaften — nehmen uns vorerst auf, und dann geht's steil hinan, bis unter den Felsvorsprung, der die Südmauer des romantischen Städtchens emporhebt. Romantisch ist in der That Alles, was wir hier antreffen. Das Stadtthor zeigt noch immer den Marcuslöwen, aber arg von Gebüsch umwuchert; davor schattet eine stattliche Baumkrone und auf den Steinbänken darunter ist gut ruhen. Die Stadt selber ist in einem mittelalterlichen Mauerring eingeschnürt und im Innern voller Schutt; ja, manche Häuser sind gänzlich verlassen und über die rostbraunen Trümmer wuchert Buschwerk.

Einst war Pedena berühmt als erster Bischofssitz in Istrien, der schon durch Constantin gegründet worden sein soll — also vor mehr als 1550 Jahren! Erster Bischof war jener hochgefeierte Nationalpatron St. Hermagora, der in der Kirche von Pedena seine Ruhestätte gefunden hat. Dort werden seine sterblichen Reste noch immer als hochgehaltene Reliquie verehrt — sonst aber haben die Bewohner nichts von ihren alten Erinnerungen gerettet. Für den Wanderer aber hat das ruinenhafte Städtchen seinen besondern Reiz. Auch läßt sich leicht denken, daß demselben einst nicht all zu leicht beizukommen war, und daß mancher Uskokensturm an den festen Mauern, zumal im Süden, wo der Fels abtaucht, zerschellte.

Als finstere, trotzige Warte nimmt sich der Ort namentlich von Südosten aus, von wo wir ihn zuerst sahen.

Was Pedena in zweiter Linie interessant macht, das ist die unvergleichliche Fernsicht, die man von der Stadthöhe aus genießt. Mittelpunkt des Bildes ist die rings von Bergen umschlossene, weitläufige Einsenkung im Osten, deren südöstlichen Winkel ein liebliches blaugrünes Wasserbecken einnimmt. Das ist der Cepich-See. Sein Hintergrund ist graue, nackte Steilwand, eine Rippe des gewaltigen Monte Maggiore, der mit seinem Doppelgipfel im Nordosten ins Bild hereinragt. Der Nordrand des Sees ist grüne, herrliche Trift, von einem Flüßchen — der Boglinnschitza — durchädert. Auch diese Wasserader hat mitunter die grüne Farbe der Wiesen und Weideplätze, wenn sie die Hochfluthen durch die Niederung wälzt und den gewöhnlich ungemein seichten und verschlammten See speist. Ob der See wirklich das Sammelbecken für die Arsa (mit unterirdischem Abfluß) ist, als welcher er von Manchen angenommen wird, bedarf noch der näheren Untersuchung. Die Niveauverhältnisse bestätigen eine solche Annahme keineswegs, ganz abgesehen davon, daß die eigentlichen und wahren Arsaquellen in den Gebirgen westlich des Sees, bei Pedena und Galignano, und nördlicher hinauf, liegen.

Wenn man in später Nachmittagstunde auf der Höhe von Pedena steht, dann hat die ganze Landschaft wunderbaren Reiz. Wer durch den Quarnero, speciell durch den Canale di Farasina, steuert, der würde die Existenz eines grünen, heiteren Seebildes in einer Entfernung von höchstens einer deutschen Meile hinter dem Küstenrande nimmer vermuthen. Der Contrast, der zwischen dem blaugrünen See, den saftigen Wiesengründen und der dürren Bergumrahmung im Hintergrunde besteht, ist ganz besonders effectvoll. Wenn auf diesen, wie in unserem Falle, das volle Sonnenlicht oder die abendliche Purpurgluth liegt, dann lohen diese Zacken und die massigen Gipfel des Monte Maggiore wie Fackeln in der trüben Luft. Der Monte Sissol — die Felsrippe unmittelbar im Hintergrunde des Sees — wirft überdies seine breiten Reflexlichter auf einen Kranz von Ortschaften, die zwischen Gebirg und See kleben. Dort ragt auch, auf der Lehne gerade über dem See, die Ruine Wachsenstein, ein alter Feudalsitz, an welchen

es vor Alters im Bereiche des Sees keinen Mangel gab. Auch im Süden des Sees, dort, wo die Ortschaft Chersano von mäßiger Höhe freundlich herabsieht, liegen die Trümmer eines solchen Schlosses. Sicher wurden diese Burgen von den Uskoken und anderen Slaven zu Zeiten hart bedrängt, als jene noch trotzig auf dem Nacken des Volkes saßen; ein inniger Contact zwischen diesen und den deutschen Edlen hat, wie wir ja zur Genüge wissen, eben nie bestanden. Die Fremden waren nie beliebt und verstanden es auch nicht, ihre Herrschaftsrechte den landesüblichen Verhältnissen anzubequemen.

Das deutsche Feudalwesen ward dem slavischen Istrien künstlich aufgepfropft und trug dieser Art den Keim des Zerfalls in sich, ganz abgesehen von den verhängnißvollen Parteifehden und dem unausgesetzten Familienhader, Uebelstände, die von einem dritten — dem Egoismus der einzelnen Lehensherren — vielleicht noch überboten wurden .... Nur auf historischem Umwege hat sich die Erinnerung an deutsches Besitzthum in diesem Gebiete erhalten. Die Ruine Wachsenstein, sowie der Cepichsee selber und manches Stück Land in seinem Bereiche, gehören nämlich heute abermals einem Repräsentanten des deutschen Hochadels — dem Fürsten Auersperg.

Wir haben uns lange auf der Höhe von Pedena aufgehalten und müssen nun in das Tiefbecken hinab. Den See erreichen wir bei dem Dorfe Cepich, dessen gleichnamiges Schloß spurlos vom Erdboden verschwunden ist. Die Häuser des Dorfes liegen auf einem Hügel, wo mancher schöne Baum schattet. Man kann also auch hier rasten und auf den See, der uns knapp zu Füßen liegt, hinabblicken; leider verliert das Wasserbecken in solcher Nähe ganz erheblich, und vollends vermissen wird man jene wirkungsvollen Halbtöne, welche den Binnensee aus größerer Entfernung zu einem reizenden Landschaftsbilde gestalten. Wir passiren das Dorf und verfolgen die dammartige Straße, die nordwärts ins Thal der Boglinnschitza führt. Ueber eine Stunde bleiben die saftigen Weideplätze zur Rechten und wenn das Auge durch längere Zeit das frische Grün auf sich hat wirken lassen, erscheinen die Felsen des Monte Maggiore dahinter von fast blendender Weiße. In Wahrheit aber ist dort im Hintergrunde alles grau; grau ist die ansteigende Terrasse, grau der Fuß des gewaltigen Felsenberges, grau

ſein hochragender Doppelſcheitel und ebenſo grau faſt das Stück Himmel, das ſich darüber ſpannt.

Wer alſo vom Monte Maggiore ein möglichſt vortheilhaftes Bild gewinnen will, muß tiefer ins Thal der Boglinnſchitza hinein, wo der Fluß brauſend aus der engen Klamm hervorbricht. Ein grünes Waſſerbad in der Tiefe und zwiſchen den Uferfelſen weiße Sturzbäche, die niedergleiten; die Luft iſt von köſtlicher Friſche und wirkt auf den, der aus der Cepichniederung kommt, wahrhaft erquickend. Das Dorf aber — Susgnewitza — das am Wege liegt und in das man nach Querung des Gebirgsflüßchens eintritt, iſt minder bezaubernd. Die Leute ſehen ungemein verwahrloſt aus und ſelbſt die Gewißheit, daß wir es hier mit Abkömmlingen römiſcher Coloniſten zu thun haben, läßt ſie in unſeren Augen keine Gnade finden. Das verſchollene Römerthum ſcheint übrigens den biederen Bewohnern ſelber wenig zu imponiren, da ſie es grundſätzlich verſchmähen, ihre Mutterſprache — ein verdorbenes Latein mit italieniſchen Zuſätzen — zu ſprechen, ſobald ein Fremder in ihrer Mitte ſich befindet. Maleriſches findet man hier nichts, die Tracht der Frauen etwa ausgenommen, die ein Tuch turbanartig um den Kopf ſchlingen und die ſchönen braunen Haare ſtellenweiſe hervorquellen laſſen, als dränge der üppige Haarwuchs durch die enge Hülle.

Bei Susgnewitza hat man den Monte Maggiore gerade vor ſich. Wer von Süden kommt, beſucht vor dem Aufſtiege noch das gegenüberliegende fürſtlich Auersperg'ſche Schloß Bellay, von deſſen Fenſtern, namentlich im Morgenlichte, der vorliegende Felsberg wie verklärt aus den färbigen Nebeln taucht. Dann ſpielt, lange bevor noch das Licht in das Thal herabfluthet, der Sonnenzauber um den hohen kahlen Scheitel und übertüncht die todte Maſſe mit dem reinſten funkelnden Golde. Zuerſt erglüht die höchſte Spitze wie ein Karfunkel, dann der ganze Sockel von Villa Monte aufwärts, zuletzt die geſammte Bergmaſſe mit ihren Wänden und Spalten und den langgeſtreckten Terraſſen, die ſich gegen die See hinabſtufen.

Wir haben den erſten Anſtieg hinter uns und ſehen von Villa Monte aus auf den Spiegel des Meeres, das in ungetrübter Bläue heraufleuchtet. Nichts Schöneres als dieſer erſte Anblick des Quarnero! Wahrhaft bezaubernd iſt das große Seebecken im Südoſten, wo die ſpiegelglatte Fluth

mit ihren vibrirenden Silberstreifen tief zwischen die Inseln Cherso und Veglia hineingreift und von schön geschwungenen Berglinien eingerahmt ist. Das ist der gefürchtete Quarnero nicht, von dem es anderwärts heißt, er sei eine heimtückische See, die alljährlich ihre Opfer fordere. Die sogenannten Schrecken des Quarnero sind überhaupt eine Fabel, die ein Tourist dem andern nachzuplappern pflegt und welche dieses liebliche Becken bei den Binnenländlern in üblen Ruf gebracht hat. Zwar die Bora, welche zu Zeiten namentlich heftig von Zengg her — also von Osten — über Veglia hinwegbraust und meist mit voller Wucht an die Ostküste von Cherso anprallt: diese Bora, mit ihren jähen Sturmstößen, kann dem sorglosen Schiffer gefährlich werden. Wie belebend aber wirkt sie in heißen Sommertagen, wenn der Sciroccodunst bis zur Unerträglichkeit auf Land und Wasser tagelang gebrütet hat! In wenigen Stunden ist alles rein gefegt. Der Himmel wird tiefblau, das Meer nimmt den Farbton des reinsten Ultramarin an und alle Berge und Höhen scheinen in schärfere Linien geschwellt.

Nach so einer energischen Luftreinigung mag man am besten bei Villa Monte weilen. Großartiger aber gestaltet sich diese kleine Welt vom Scheitel des Monte Maggiore selber, dessen Ersteigung nicht ganz mühelos ist. Wahrhaft deprimirend wirkt übrigens die vollkommene Sterilität und Nacktheit des Felsberges. Stundenlang nichts als grauer todter Stein; kein Halm, kein Zweig, kein Blümchen: Alles Leben ist hier erstarrt. Die Felsen aber geben Leben von sich, wenn sie im Sturmanpralle melodisch erklingen. Freilich heißt es dann festen Fußes vorwärts schreiten und auf den beschwerlichen Pfad Acht haben. Endlich aber ist das Schwerste überwunden und von der Kammhöhe in mehr als 1400 Meter Seehöhe überblicken wir ein Naturgemälde von großartiger Weite des Horizonts. Ganz Istrien, deutlich seiner eigenthümlichen keilartigen Form nach zu erkennen, liegt uns zu Füßen. Seine Küsten, ab und zu im Purpurnebel oder Sonnendampf verschwimmend, sehen wir von Städten, Märkten, Dörfern, Villen und Kirchen gesäumt, seine Gestadehöhen von Lorbeer- und Olivenhainen beschattet, seine nördlichen Thäler von Wäldern erfüllt. Städte, auf Kegelbergen gelegen, nehmen sich wie Hochwarten aus, die weites Land

beherrſchen. Schön iſt namentlich das Land zu Füßen der ſtarren Felsmauer, welche den öden, dürren Tſchitſchenboden über die tieferen Gebiete der Halbinſel emporhebt. Schön iſt ferner das buchtenreiche Südende, wo Medolino und Pomer in ſonnigen Canälen verſteckt liegen und das weite Rund des Poleſer Hafens von den Brioniſchen Inſeln wie mit einem natürlichen Damm abgeſchloſſen erſcheint. Am ſchönſten aber und zugleich am impoſanteſten geſtaltet ſich der Fiumaner Golf mit dem kroatiſchen Karſt im Hintergrunde und der Schnur heller Uferſtädte von Volosca angefangen bis in den Winkel hinein, wo der Meerescanal von Mal Tempo das Feſtland von der Inſel Veglia ſcheidet. Auf dieſem Bilde liegt faſt ſo viel Farbe, wie auf jenem des neapolitaniſchen Golfes. Großartiger aber iſt das weite Golfrund jedenfalls hier am »liburniſchen Geſtade«, wenn auch die impoſante Staffage des Veſuv fehlt. An Neapel mag auch das liebliche Abbazia erinnern, das uns faſt zu Füßen, in den nordweſtlichen Winkel

Fiſcherhütte im Quarnero.

Digitized by Google

des Golfes hineingerückt und im üppigſten Gartengrün verſteckt in den Blick tritt. Selbſt die nackten Höhen, welche das hohe Plateau landeinwärts überragen und deren Fuß theilweiſe von Wald umgürtet erſcheint, wirken nicht ſtörend. Sie vervollſtändigen dieſes impoſante Naturgemälde, welches kein Maler der Welt wiederzugeben vermöchte.

Vom Gipfel des Monte Maggiore nehmen wir Eindrücke mit, die uns im Vorhinein ein lebendigeres Intereſſe für den Quarnero ſichern. In der Nähe wird Manches noch viel hübſcher, viel ſtimmungsvoller, wenn auch das Ganze ergreifender ſein mag, und die Phantaſie dauernd erregt. Schon von der Scheitelhöhe des Felsberges haben wir eine Schnur von Küſtenpunkten überblickt, die vom Canale di Faraſina bis Fiume das ſonnige Geſtade ſäumten. Dieſe Punkte ſind: ziemlich weit im Süden Fianona, noch landeinwärts gelegener und mit dem Meer durch einen langgeſtreckten Canal in Verbindung ſtehend; weiter folgen gegen Norden Moschienitza, Lovrona,

Karſttrichter auf Cherſo.

darüber hinaus Ika, Abbazia, Volosca und zuletzt Fiume. Moschienitza und Ika ſind Lloydſtationen, aber der Beſuch von der See her iſt nicht lohnend. Dagegen bietet ganz Iſtrien keine reizvollere Wagentour, gleich jener auf der Poſtſtraße längs des Geſtades, knapp über dem Meere, die ganze lange Strecke von Moschienitza bis Fiume. Freilich iſt der Abſtieg von Villa Monte nach dem Ausgangspunkte dieſer Fahrtour (durch die Dragaſchlucht) eine harte Aufgabe. Sie läßt ſich aber überwinden, um ſo wanderfreudiger,

Digitized by Google

da man das Meer, das zwiſchen den Thalwänden des Abſtieges ſich weit draußen quer vorlegt, nie aus den Augen verliert. Wenn an heißem Sommertage die Bora durch den Spalt hereinweht, dann um ſo beſſer.

Endlich hören wir das Rauſchen der Brandung; wir erreichen die Poſtſtraße eine halbe Stunde nördlich von Moschienitza und müſſen alſo dorthin zurück, um das nothwendige Gefährt aufzutreiben. Später legen wir die Strecke im Schatten der Geſtadehöhe zurück, während auf dem kroatiſchen Ufer die Sonne noch in breiten Bändern liegt und die Hafeneinbuchtungen von Porto Ré und Buccari mit goldigem Dampfe füllt. In der Mitte des Quarnero ſchweben einige Segel, weiß leuchtend oder phantaſtiſch bemalt, je nachdem eine iſtriſche oder chiozzotiſche Barke ſie trägt. Es geht an Fiſcherhütten vorüber, die ſo tief liegen, daß die Brandung faſt bis zum Herdfeuer heraufreicht. Hohe, ſchiefgeneigte Leitern, mit Spähern darauf (ſiehe die Titelvignette dieſes Capitels) verrathen uns, daß die Thunfiſcher bei der Arbeit ſind. Die Thunfiſche finden ſich nämlich ungemein zahlreich in den Buchten ein. Die Züge finden oft in drei, vier Reihen übereinander ſtatt und zur Signaliſirung des Zuges ſind eben jene Späher beſtellt. Sie geben von ihren hohen Leitern das Zeichen zum Auswerfen der ſchneckenförmig gebogenen Netze und die Beute iſt immer von Belang.

Endlich treten wir in den Lorbeerſchatten von Abbazia und athmen balſamiſche Düfte ein. Man hat dieſen reizenden Fleck Erde das »Nizza Oeſterreichs« genannt; der Vergleich iſt nicht zutreffend, ſofern man blos das landſchaftliche Moment vor Augen hat. Nizza ſtellt ſich zu Abbazia etwa wie eine herausgeputzte ſtolze Salonkönigin oder Modedame zu einem — reizenden, anmuthigen Landmädchen. Dort die aufdringliche Faſhion, welche jeden Naturgenuß verkümmert — hier die idylliſche Einſamkeit, wo der Schlag der Nachtigall nicht profanirt wird durch das Drommetengeſchmetter einer verehrlichten Curkapelle. Abbazia iſt gleichwohl kein Stiefkind, wenn es auch vorwiegend mit wilden Reizen prunkt. Was hier die Hand des Künſtlers geſchaffen, iſt nebenſächlich. Hauptſchmuck bleibt, was die Natur in ihrem wilden, heißen Triebe hervorgebracht hat. Wie ſich hier das künſtleriſche Auge erquicken kann, wird man inne, wenn man unter eines der immergrünen Laubdächer tritt und ſo einen Theil des Fiumaner Golfes

in üppiges Blätterwerk, wie in einen Rahmen gefaßt ſieht. Der weiße Streifen im Hintergrunde iſt Fiume; blauer Himmel bricht in azurnen Flecken zwiſchen den Aeſten hindurch, ſo daß dieſe ſcharfe Silhouetten zeigen. Der weite Mittelgrund iſt glatte Waſſerfläche mit vereinzelten Segeln darauf .... Ob es im Golfe von Neapel ſchöner iſt? ....

Wir kommen in der Folge nach Volosca, dem rührigen Schiffer- und Fiſcherſtädtchen, und blicken zur Anhöhe hinauf, wo hinter Fels und Buſchwerk Caſtua — das man aber von hier aus nicht ſieht — liegt. Das Städtchen hat noch alte Mauern und eine römiſche Waſſerleitung. Schöner aber iſt der Wald, der alles Land im Norden erfüllt und in vereinzelten Parcellen das Ufergehänge ſchmückt, ſo daß der Schienenweg, der oberhalb der Straße zwiſchen den Felsſpalten vorwärts kriecht, ſtreckenweiſe im Schatten herrlicher Laubkronen liegt. Auch von jener Schienenſtraße öffnen ſich köſtliche Durchblicke übers Meer zur gegenüberliegenden iſtriſchen Küſte, die wir eben verlaſſen haben. Straße und Bahn convergiren zu einander und erreichen ſich endlich kurz vor Fiume, dem aufſtrebenden, zweitgrößten Emporium Oeſterreich-Ungarns an der Adria.

Ehe wir uns mit Fiume ſelber beſchäftigen, erſcheint es nothwendig, uns ein wenig mit den phyſikaliſchen Verhältniſſen des Quarneros vertraut zu machen. Fachmänniſch iſt dieſer Gegenſtand längſt erſchöpft und namentlich von J. R. Lorenz intereſſant und gründlich behandelt worden. Indeß iſt der Stoff für den Laien keineswegs übermäßig ſpröde und was ihm mundgerecht gemacht wird, muß auch ſein Intereſſe erwecken. Es iſt ein Commentar, ein Schlüſſel zu den verſchiedenartigen Erſcheinungen, der dem Wanderer mitgegeben wird. Natürlich iſt es das Land, das zunächſt ſeine Neugierde wachruft. Man hat da ein merkwürdiges Stück Küſtenland vor ſich. Sieht man vom Meere aus nach Oſten, alſo dorthin, wo die kroatiſche Karſtbahn in kühnen Serpentinen die Uferhöhen hinanklettert, ſo gewahrt man deutlich die Terraſſen, welche zu dem Plateau emporſteigen. Höhe und Ausdehnung der Stufen ſind verſchieden und eben ſo mannigfaltig iſt die Pflanzendecke, die ſie überkleidet. Die unterſte Stufe hat immergrüne Vegetation, höher folgt Laubwald, zuletzt dunkler Tannicht. Zwiſchen der unterſten und mittleren Stufe erſtreckt ſich eine faſt geſchloſſene Reihe von Thälern

und Mulden, welche im Nordweſten mit der Thalſpalte der Rečina beginnt, mit der Dragamulde und der Senkung des Buccaraner Hafenbeckens fortſetzt und ſchließlich mit dem langgeſtreckten Vinodol (Weinthal) in der Richtung gegen Novi endet. Merkwürdig für den, mit Karſtgegenden weniger vertrauten Wanderer iſt die mittlere Stufe mit ihrem Gewirr ſteiler Rücken, ſpitzer Kegel und Zacken, den weiten trümmerbeſäeten Steinflächen, in die zahlreiche kleine aber tiefe Karſttrichter eingeſenkt ſind .... Das ganze Gebiet iſt unter dem Namen des »liburniſchen Küſtenkarſtes« bekannt. Er iſt faſt ganz entwaldet, von den Boraſtürmen ſtellenweiſe wie rein gefegt, von den Regengüſſen glatt geſcheuert. Das Ganze iſt von Gipfeln überragt, welche bis auf 6000 Fuß aufragen und dem Bilde einen impoſanten Hintergrund verleihen. Die außerordentliche und mannigfaltige Zerklüftung der oberſten Schichten, die auf großen Strecken ein wahres Trümmerchaos bilden, läßt die Schichtenlage nur ſchwer erkennen. Immerhin verräth die Oberfläche ſelber, wie jene geartet iſt. Wo nämlich die Schichten mit ihren Stirnflächen zu Tage treten, erſcheint die Oberfläche klippenartig zerklüftet, da die Schichtenköpfe pyramidenartig aufſtreben. Trümmerſturz findet ſich wohl auch hier, doch iſt daſelbſt dieſe Art von Karſtlandſchaft nicht typiſch. Sie wird es dort — auf den entgegengeſetzten Abhängen — wo die Schichten mit der Richtung der Böſchung laufen, und deren oberſte durch Berſtung in ein Trümmerfeld aufgelöſt erſcheint. Oft reicht dieſe Zertrümmerung bis zur zweiten oder dritten Schichte hinab und die Blöcke ſind loſe übereinander gethürmt, ſo daß jeder Waſſertropfen einſickert und der landſchaftliche Charakter demnach ein ganz beſonders wüſter und troſtloſer wird. Erwähnen wir noch, daß nur auf »rechtſinnigen« Abhängen, alſo dort, wo die Schichten parallel zur Oberfläche des Bodens laufen, Einſtürze möglich ſind, ſo haben wir auch die Entſtehungsurſachen der Trichter oder ſogenannten »Dolinen« zur Hand. Man ſieht ſcharfkantige Ränder und die untereinanderliegenden Schichtenköpfe, hat alſo im Kleinen ein Bild von der »widerſinnigen« Lagerung, die ja gerade durch derlei vortretende Schichtenköpfe charakteriſirt iſt. Einer der merkwürdigſten und größten dieſer Trichter iſt der hier abgebildete (Seite 185) Dirupo di Smergo an der Nordküſte von Cherſo, deſſen Umfang circa zwölfhundert Meter

beträgt; seine Tiefe von der höchsten Randstelle mißt etwa fünfundsiebzig Meter. Auf dem Festlande ist die interessanteste und größte solcher Vertiefungen jene von Ponikve, nördlich von Buccari. Sie hat den Umfang von 2500 Meter und auf ihrem Grunde liegt ein ganzes Dorf. Die Bahn führt hart an diesem kolossalen Trichter vorbei, indem sie ihm mittelst einer großen Curve ausweicht.

Wie man weiß, haben die Karsthöhen selten Quellen und Bäche. Auf dem liburnischen Plateau versickern selbst beträchtliche Niederschlagsmengen spurlos. Selbst das Abschmelzen einer meist mächtigen siebenmonatlichen Schneedecke ändert an der Sache nichts, denn nur wenige Schneelöcher bleiben über den Sommer gefüllt. Dagegen ist der lange Sandsteinstreifen im Grunde der früher genannten Thäler ein quellenführendes Gebiet. Die unterste Gehängstufe des liburnischen Karstes entbehrt gleichfalls, und zwar bis unmittelbar zum Meeressaume, der Quellen. Da aber am Ufer neuerdings eine Sandsteinschichte unter dem Kalke hervortritt, so genügt dies, um auf einer Länge von mehr als sechs Meilen am Meeresufer hin zahlreiche Quellen herauszuleiten. Angenommen wird, daß diese Quellen ein Sammelgebiet auf dem Plateau in einer durchschnittlichen Höhe von 3500 Fuß haben, da sie nur nach größeren, auf jenem Plateau stattfindenden Niederschlägen anschwellen, während die am Küstensaume niedergehenden Regen nicht den geringsten Einfluß auf das Wasserquantum jener Quellen ausüben.

Immerhin ist es eine auffallende Erscheinung, daß diese Quellen, trotz der reichlichen jährlichen Niederschläge, in ihrer Gesammtheit eine verhältnißmäßig geringe Wassermenge repräsentiren. Man erhält über diesen Punkt Aufklärung, wenn man erfährt, daß ein großes Quantum des auf den Höhen versickernden und durch unterirdisches Canalsystem des Höhlenkarstes dem Meere zuströmenden Wassers nicht oberirdisch, sondern unterirdisch, das heißt *submarin*, in das Meer tritt. So strömt beispielsweise unweit von Moschienizza aus einer Spalte des Meeresgrundes eine Quelle hervor, die nach ausgiebigen Regengüssen ein solches Wasserquantum führt, daß das Meer mächtig aufwallt und eine Barke die Strecke ungefährdet nicht passiren kann.

Im Gegensatze zu dem Quellenreichthum des liburnischen Karstes in seinen unteren Regionen ist dieses Landgebiet arm an fließenden Gewässern. Der einzige Fluß ist die Recina. Sie hat, den Bach Suschitza ausgenommen, keine nennenswerthen Zuflüsse, nimmt aber kurz vor ihrer Mündung einen bedeutenden Grottenbach auf. Von dieser Quelle an erhielt der Fluß den Namen Finmara, und von hier an ist sein Flußbett nie trocken. Die Wassermenge, welche die Recina jährlich ins Meer führt, beträgt beiläufig 103 Millionen Kubikklafter; an seinem Sand und Schlick werden jährlich bei 600.000 Centner ins Meer getragen.

Was die klimatischen Verhältnisse des Quarnerogebietes anbetrifft, entnehmen wir Daten hierüber einer Fachschrift, welche aus Anlaß der XIV. Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher in Fiume herausgegeben wurde. Diese Angaben sind sehr lehrreich und zeigen im Großen und Ganzen, wie sehr das fragliche Gebiet, namentlich soweit die untere Küstenstufe in Betracht kommt, von der Natur begünstigt ist. Im Ganzen lassen sich im Karstgehänge drei klimatische Stufen unterscheiden. Die unterste hat höchst selten Schneefall; die Schneedecke dauert nie länger als einige Stunden und fehlt in den meisten Wintern ganz; die nächtliche Abkühlung der Luft ist unbedeutend, die Regen sind selten, nur im Frühjahre und Herbste etwas heftig. Der Frühling beginnt hier schon im letzten Drittel des Februar, der Sommer längstens Mitte Mai, der Herbst im October, der Winter mit Ende November, so daß der Sommer fast die Hälfte des Jahres einnimmt. Diese klimatischen Verhältnisse reichen von der Seeküste bis auf die untersten gegen Süden abdachenden Höhen der zweiten Gehängestufe; die unterste klimatische Stufe fällt also nahezu mit der untersten geographischen zusammen .... Die mittlere klimatische Zone des Gehänges erstreckt sich bis nahe an das Plateau, so daß für die dritte nur ein schmaler Streifen übrig bleibt. Das Klima dieser zweiten Zone wird schon etwas rauher; im Winter fällt häufig Schnee, nicht selten bis zum März; er bleibt aber nur wenige Tage liegen und bildet nur stellenweise eine zusammenhängende Decke oder dichtere Verwehungen. Die nächtliche Abkühlung der Luft ist nur gering. Regen fällt kaum häufiger als an der Seeküste, Nebel tritt fast gar nicht auf. Der Frühling beginnt durchschnitt-

lich um die Mitte März, der Sommer Ende Mai, der Herbſt gegen Ende September, der Winter gegen Ende November; der Sommer aber zeichnet ſich in Folge der Nacktheit des Geſteins durch weit größere Hitze aus und erreicht faſt die Temperatur der unterſten Stufe .... Die oberſte klimatiſche Zone zieht ſich als klimatiſche Uebergangsſtufe bis an den Rand des Plateaus hinauf. Während einerſeits der häufige Schneefall im Winter, die durch drei bis vier Monate anhaltende Schneedecke, die raſche Abkühlung der Luft am Abend (auch) im Sommer), die Nebelzüge, die häufigen aber wenig ausgiebigen Regen den Einfluß des benachbarten Plateaus verrathen, tritt andererſeits in der noch immer ſehr bedeutenden Sommerwärme eine Wirkung der von den unteren Zonen aufſteigenden ſtark erhitzten Luftſäulen hervor. Der Frühling macht ſich hier erſt im April entſcheidend geltend, der Sommer Ende Mai, der Herbſt ſchon Anfangs September, der Winter in den erſten Tagen des November. Alle drei Stufen haben einen verhältnißmäßig ſehr frühen Anfang und eine ſehr hohe Temperatur des Sommers, große Trockenheit und zu allen Jahreszeiten raſche Erwärmung der Luft bei heiterem Himmel.

Wer die Vegetationsverhältniſſe des Fiumaner Gehänges kennen lernen will, ohne die Sache fachmänniſch anzufaſſen, der thut am Beſten, mittelſt Bahn auf kroatiſcher Seite eine Spazierfahrt bis zur Station Plaſe zu machen. Die Tour an ſich iſt reizend und reich an landſchaftlicher Abwechslung. Es iſt ein förmliches Emporſchweben, wie auf Flügeln: bald über grünes Thalland, bald über tiefe Karſttrichter, bald über tiefeinſchneidender Bucht, die rauhe Karſtwand zwiſchen Schienenweg und weißgeſäumtem Uferrand. Die Bucht — langgeſtreckt und bis auf ein Einlaßthor faſt ganz geſchloſſen — iſt jene von Buccari, einer der ſchönſten Häfen von Europa. Zwiſchen Fiume und Buccari liegt aber noch Anderes, was unſerer Beachtung werth erſcheint, um ſo mehr, wenn wir oberflächliche Pflanzenſtudien machen wollen. Hat man den Tunnel, mittelſt welchen die Bahn einen Theil der Stadt unterfährt, hinter ſich, ſo öffnet ſich links das Thal der Fiumara. Es hat faſt die Enge einer Schlucht; das alte Gemäuer des Schloſſes Terſato mit ſeinem Mantel von Schling- und Wucherpflanzen ragt maleriſch zur Seite. Des Morgens ſpielen die Lichter um die alters-

grauen Mauerfluchten, um Thurmzinnen und ſchattendes Aſtwerk, indeß in der Tiefe noch matte Dämmerung brütet. Auf dem der Sonne zugekehrten Hange aber verdampft der kaum ſichtbare Nebel, welcher die Terraſſen umſchleiert, die dort anſteigen. Terraſſencultur iſt dem unterſten Küſtenhange ganz beſonders charakteriſtiſch; am häufigſten kommt ſie zwiſchen Fiume und Caſtua, dann auch noch zwiſchen Cerkwenica und Novi vor. Man ſieht Feigen- und Mandelbäume in langen Reihen in den Weingärten, die einige Schattenflecke auf den ſonnigen Boden breiten.

Aber das fliegt Alles nur ſo vorüber und wenige Minuten genügen, um uns aus dem Halbdunkel der Fiumeraſchlucht auf die faſt ſchattenloſe Lehne von Martinſchitza hinüberzuführen. Wie leuchtet da das Meer und zerſtiebt der Sonnendampf in den kleinen Einbuchtungen! Weiße Häuſer hängen darüber; auf den flachen Wellen, die ſo weich wie Oel auf- und niederwallen, tummeln ſich Kähne, und ein Fiſcherboot, das mit geblähtem Segel dazwiſchen liegt, nimmt ſich ſo ſtattlich aus, als wäre es eine Fregatte. Solche Detailbilder ſind ganz beſonders maleriſch und immer intereſſant, weil keines dem anderen gleicht. Man mag derlei Barken wo immer ſehen, immer geben ſie ein anderes Bild, entweder durch ihre eigene Geſtalt, oder durch die Stellung zu einander, oder durch den wechſelnden Hintergrund, durch die Farbe des Meeres, durch Licht oder Schatten, Segelſtellung oder Segelform u. ſ. w. Man wird nie müde, derlei maritime »Genrebilder« zu betrachten. Sie ſind das Wechſelnde im Dauernden, das Flüchtige im Unwandelbaren. Selbſt Sonnenauf- und Niedergänge können monoton werden; nie aber die Staffage auf der an ſich doch ſo einförmigen Meeresfläche.

Bleiben wir vorläufig beim Gegenſtande. Oberhalb von Martinſchitza wendet die Bahn landeinwärts und wir verlieren das Meer aus den Augen. Dafür ändert ſich die Landſchaft ſo raſch und ſo vollſtändig, daß man in eine andere Welt ſich verſetzt meint. Wir ſind im Dragathal, alſo auf Sandſteinboden, und die Vegetation iſt bei weitem friſcher, als anderwärts. Die ſaftigen Wieſen mit reicher Blumenzier überraſchen eben ſo ſehr, wie die langgeſtreckten Felderſtreifen, die Weinlauben und die herrlichen Gruppen von Oliven- und Feigenbäumen, welche die Gärten ſchmücken. Das Ganze iſt eine üppige Oaſe mit lebhafteſtem Grün. Nur geſchloſſener

Digitized by Google

Wald fehlt, denn die Eichenhaine, welche höher oben, wo der Sandſtein aufhört, anſetzen, kann man nicht als Wald gelten laſſen .... Nordwärts von Buccari ſteigt die Bahn zur zweiten Stufe empor und dort iſt veritables Karſtland. Bei Ponikve ſehen wir in den früher erwähnten großen Trichter hinab, der noch ganz in Schatten gehüllt iſt, während rings auf der Oberfläche des Plateaus die Sonnenlichter ſpielen und die Luft zu erglühen beginnt. Auch dieſes Bild iſt fremdartig und wirkt umſo ſeltſamer auf den Beſchauer, als eine einzige Wendung der Bahn genügt, um die Scenerie abermals total zu verändern.

Jetzt ſind wir auf dem eigentlichen Karſthange. Schwer arbeitet ſich die Locomotive empor, anfangs im Schatten des Trebeſtinberges, ſpäter hoch über das geſchloſſene Hafenbecken von Buccari. Wäre nicht das offene Meer knapp daneben, man würde meinen in einen italieniſchen See hinabzublicken. Nur das üppige Grün fehlt; die Farben aber ſind ungemein lebhaft: vorherrſchend ein zartes Rauchgrau, das mit dem Ultramarin des Meeres wunderbar harmonirt. Wo die grauen Hänge auf die blaue See ſchatten, entſteht ein Mittelton, der ſchärfer umrändert iſt, als man bei ſo zarter Nuance annehmen würde. Wenn durch eine ſolche discrete Schattenfläche ein Segel ſchwebt, erſcheint es noch graufahl, wird aber blendend weiß, wenn es ins Lichte hinausſteuert. Im Hintergrunde hat das Meer eine ſchwefelfahle Farbe, offenbar von den gerötheten Wolken, die darüber ſchweben. Ganz zuletzt folgt ein matter, faſt roſiger Uferſtreifen; das iſt die Küſte von Iſtrien und der darüber ragende Klotz der Monte Maggiore. Ueberall zwiſchen den Felſen des nahen Feſtlandes ziehen grüne Streifen, ſtellenweiſe ſetzt Buſchwald an, oder es unterbricht eine hochragende Eiche die gemeſſenen, meiſt flach geſtreckten Linien der Buccaraner Bucht, der etwas nach Süden hinausgerückten Inſel Veglia und des Hintergrundes, wo auch noch die Nordhälfte von Cherſo in den Rahmen einrückt .... Man hat alſo den ganzen Quarnero zu ſeinen Füßen, das heißt einen großen See, auf dem Märchenſtille und Frieden walten .... An ſo einem reizvollen Frühſommer-Morgen, und von demſelben Ausſichtspunkte hier oben zwiſchen den Stationen Buccari und Plaſe, mögen Diejenigen den Quarnero ſich anſehen, die ihn für einen brodelnden, ſturmgepeitſchten Höllenſchlund halten.

Sie werden ſtatt des Sturmes Frieden finden, ſtatt der vermeintlichen Monotonie Formen- und Farbenfülle, ſtatt der eingebildeten Schrecken zaubervolles Meer mit weißen Segeln darauf oder die langgeſtreckte Rauchwolke eines heranſteuernden Dampfers. Daß noch kein Künſtler auf den Gedanken gekommen iſt, von der Uferhöhe — etwa von der Station Meja aus — dies unvergleichliche Seebild feſtzuhalten, kann Denjenigen nicht befremden, der da weiß, wie Alles, was den Pinſel führt, nach den breitgetretenen Pfaden drängt, die nach Rom und Neapel führen.

Minder bezaubernd als der Fernblick iſt das Bild in unſerer nächſten Nähe. Wir ſtehen hier auf veritablem, ödem Karſtboden. Die Erde iſt größtentheils von der Oberfläche weggewaſchen oder weggeweht und der harte Kalk liefert durch Verwitterung nur wenig davon nach. Die Culturen ſind faſt ausſchließlich auf die tiefen Karſtmulden, Trichter und geſchützten ſanfteren Gehänge beſchränkt .... Bei Plaſe findet unſere Tour ein Ende, denn weiter landeinwärts haben wir nichts zu ſuchen. Freilich würde es auch dort — auf der Höhe des Plateaus — an Ueberraſchung nicht fehlen. Friſche Grasflächen wechſeln mit Tannen- und Buchenwald, Moosraſen bedecken den Boden und graugrüne Flechten bekleiden die Stämme und hängen an den alternden Tannenzweigen. Gräſer und Primeln, Orchideen und die blauen Gentianenſterne ſchimmern uns entgegen. Selbſt Moore und Sümpfe breiten ſich hier aus, da ihnen durch die lange liegenden Schneemaſſen, durch zahlreiche ſtarke Sommernebel und dichte Beſchattung die nothwendige Feuchtigkeit erhalten wird. Die Wieſen ſind bunt von Hahnenfuß, Lichtnelken, Wieſenſalbei, Wucherblumen bedeckt, in den feuchten Waldgründen ſproſſen die Sphagnen. Stellenweiſe giebt es uralte Tannenbeſtände oft noch ganz mit Urwaldscharakter. Rieſenſtämme modern ihrer Länge nach auf dem Boden und tragen auf ſich die jüngere Generation. Knietief watet man in Moos und Flechten, Baumſchwämme bekränzen die alten Strünke: lauter Erſcheinungen, die uns einen Augenblick vergeſſen laſſen, wie, nicht weit daneben, auf gleicher Meereshöhe derſelbe Geſteinsboden durch planloſe Entholzung der Dürre preisgegeben iſt.

Die *Karſtbewaldung* beſchäftigt denn auch ſeit längerer Zeit die Fachmänner, ohne daß ihre Beſtrebungen bisher zu greifbaren Reſultaten

geführt hätten. Ganz ausgezeichnet sind die Untersuchungen und Vorschläge des Dr. Lorenz. Er geht von der Ansicht aus, daß es sich hierbei nicht um Aufbringung einzelner Gehölze, sondern um eine Aufstockung im eigentlichen Sinne des Wortes handeln müsse. Ueberdies müßte die Bewaldung – soll sie zu einem Resultate führen – planmäßig und consequent nur von Oben, von der gegenwärtigen Waldesgrenze an, nach Unten hin fortschreiten. Einzelne Gehölze können nebenher zwar gleichfalls angebracht werden, doch würden dieselben von geringer Bedeutung für die Forstwirthschaft bleiben. Die Vortheile einer Bewaldung von Oben nach Unten liegen auf der Hand. »Der natürliche Schutz, welchen die Lage darbietet; die mindere Trockenheit des Klimas ohne allzu große Kälte; der gute Boden der obersten Stufe; die günstige Beschaffenheit des noch vorhandenen Gebüsches und Jungmaises; endlich der Umstand, daß die natürliche Besamung mit dem herrschenden Winde (der Bora) von Oben nach Unten fortschreitet: all' dieses begründet die Gewißheit, daß von der jetzigen Waldesgrenze an auf dem ganzen Gebiete des älteren Karstkalkes, also auf der obersten Gehängstufe, in der Zone der Buche und Tanne, ohne große Schwierigkeit wieder Hochwald emporgebracht werden, und dann unter dessen Schutze und günstigem klimatischen Einflusse auch weiter abwärts die Bewaldung mit mehr Hoffnung auf Erfolg vorgerückt werden könne.« Unten hingegen hätte man keinerlei natürlichen Anhaltspunkt; die schlechte Beschaffenheit des Bodens, die große Trockenheit, der geringere Vorrath an Stockausschlag, das fast undenkbare Vorschreiten gegen die Bora, sind die hauptsächlichsten Gründe, daß sich in dieses Gebiet nicht ohne Weiteres ein Wald so mitten hinein setzen lasse ....

Doch genug mit dieser Abschweifung. Wir kehren zur Küste zurück und lassen uns an einem lauen Sommermorgen in den Fiumaner Golf hinaussteuern, sagen wir in der Richtung auf Abbazia, so daß man den Monte Maggiore beständig im Angesichte hat. Bootfahrten auf dem Meere haben für den Binnenländer immer etwas Anregendes. Den Seemann und Küstenländer lassen sie, wie es in der Natur der Dinge liegt, vollständig gleichgiltig. Die Sache ist einfach und logisch. Im fremden Elemente forscht man nach unzähligen Nebensächlichkeiten und geringfügigen Erscheinungen.

Ein Sturmſtoß iſt uns ein Ereigniß, ſelbſt mäßiger Wellengang eine Erſcheinung, die unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Alle Zauber des Küſtenrandes verſchwinden, wenn wir den directen Einflüſſen der See ausgeſetzt ſind. Gewöhnlich ergreift uns die Vorſtellung von der Tiefe des Meeres am meiſten. Daß hier die Phantaſie häufig übertreibt, liegt auf der Hand. Der Quarnero beiſpielsweiſe iſt nicht tief. Etwa einhundertundzwanzig Fuß iſt die Regel; dann giebt es Stellen mit zweihundert bis zweihundertundfünfzig Fuß Tiefe; die größten Einſenkungen betragen aber nirgends über dreihundertundfünfzig Fuß. Der Quarnero iſt alſo »ſeicht«, wie man ſagen möchte. Der Boden ſtellt ſich als eine faſt ebene Fläche dar und die Inſeln ſelber ſind nur geringfügige felſige Erhebungen. Läge dieſer Meerestheil trocken, dann gäbe er ein wunderbares Tiefland, umkränzt von mehr oder minder hohen Gebirgen, deren Gehänge unmittelbar aus der Ebene aufragen würden.

Die geringe Tiefe des Quarnero überraſcht Denjenigen, der vordem davon nichts wußte. Vielleicht macht ihm dieſe Entdeckung den Golf noch ſympathiſcher. Nun erſt bewundert er das unbeſchreiblich ſchöne Blau dieſes Gewäſſers. Sicher giebt es in der Adria keine zweite Stelle, die ein ſo reines Indigo aufzuweiſen hätte. Es iſt eine wahre Luſt, über eine ſolche Fläche hinwegzugleiten, und den Silberſchaum zu beobachten, wie er auf dem Sattblau ausperlt. Im Schatten des Segels giebt es natürlich einen tieferen Ton, und wenn die Sonne über dem Kielwaſſer ſteht, kommt zu dem Blau, Blaugrün und Silber, auch noch etwas Silbergrau und lichtes Graugrün. An Farben fehlt's alſo nicht. In der Nacht vollends bedarf es nur des Eintauchens der Hand, um ein ſeltſames Funkenſprühen hervorzurufen. Das iſt nicht die wohlbekannte »Phosphorescenz« des Meeres, welche keiner Anregung von Außen bedarf. Das Leuchten iſt vielmehr örtlich beſchränkt und beruht auf Schüttelung von Zerſetzungsproducten, die ſich eben an der betreffenden Stelle befinden. Man kann alſo das Leuchten nicht überall beliebig hervorrufen. Dr. Lorenz hat einen ſehr intereſſanten Verſuch in dieſer Richtung angeſtellt. Er nahm nämlich in einer Sommernacht nach Verlauf der Fluth einen größeren, zwiſchen den Steinen zurückgebliebenen Leuchtkörper auf, der ſich als ein in ſehr vorgeſchrittenem Zu-

ſtande der Fäulniß befindlicher kleiner Krebs von kaum drei Linien Länge erwies. In eine dunkle Schüſſel gelegt und mit Waſſer übergoſſen, zerfiel der kleine Cadaver und die einzelnen Theile erſchienen im dunklen Zimmer als intenſive Lichtpunkte. Durch heftiges Umrühren wurde die Verkleinerung der Theile fortgeſetzt, die leuchtende Fläche vergrößert und ſchließlich ſämmtliche Erſcheinungen und Phaſen des Meeresleuchtens beobachtet .... Wie dieſer intereſſante Verſuch zeigt, bedarf es nur eines entſprechenden, das Phänomen hervorbringenden organiſchen Zerſetzungsproductes, um jenes auf natürlichem Wege in der Arbeitsſtube darſtellen zu können.

Das Boot, dem wir uns anvertraut hatten, iſt während unſerer Betrachtungen bis in die Nähe von Volosca gelangt. Nordwärts öffnet ſich die Bucht von Priluka, der nördlichſte Winkel des Quarnero. Auf der Höhe liegt Caſtua. Wir blicken zu den Terraſſen und Waldparcellen empor und verſpüren plötzlich einige Windſtöße, die die See leiſe kräuſeln. Wir denken ſofort an einen Angriff der gefürchteten Bora, aber der Barkenführer lächelt und ſagt: »La Tramontana« .... Es iſt ein Nordwind, der faſt den ganzen Sommer hindurch von den Karſthöhen herabweht und ſehr zur Erfriſchung der Luft beiträgt. Die Tramontana iſt minder ſteif als der ſchwache Borino, der das ſanfteſte Stadium der Bora iſt. Im Sommer ſind die ſchönſten Wochen diejenigen, in denen täglich vom Grauen des Tages bis gegen acht Uhr Vormittags Tramontana weht, dann Windſtille eintritt, dann um Mittag, längſtens um drei Uhr ſich der Maëſtral einſtellt. Wenn wir alſo in Abbazia raſten und nach Tiſch zurück nach Fiume fahren, mag uns der Maëſtral dahinbringen. Er kommt aus Nordweſt, bringt angenehme Kühlung und mäßige Feuchtigkeit vom Meere und erſtirbt mit Sonnenuntergang.

Vor Borawetter aber muß man ſich hüten. Die Bora iſt kein beſtimmter Windſtrich, ſondern eine beſtimmte Art und Form des Windes; ſie bläſt aus Nordoſt oder Oſt, je nach der Lage des Gebirgs, das heißt ſtets ſenkrecht auf die Streichungsachſe des Küſtenkarſtes. In Fiume iſt ſie ein Nordoſtwind, bei Zengg ein Oſtwind u. ſ. w. Gefürchtet iſt die Bora durch ihre exploſionsartigen, in Pauſen wiederkehrenden gewaltigen Stöße, die man »Refoli« nennt. Die wetterkundigſten Seeleute werden von dieſem

ſtoßartigen Angriffe des Windes überraſcht; kleine Segelbarken können kentern, Ruderboote weit abgetrieben werden. Durch den ungeheuern mechaniſchen Druck auf die Meeresoberfläche wird ſie in kürzeſter Zeit bewegt; aber die Wellen verlaufen ſelten nach einer Richtung, ſondern taumeln gegeneinander, und erheben ſich bis zu acht Fuß Höhe mit ſchäumenden Spitzen. Der höchſte Wellengang bei Borawetter herrſcht an der Oſtküſte von Veglia, alſo in der Straße Maltempo und im Canale della Morlacca, dann im Canale di Mezzo zwiſchen Veglia und Cherſo, und im Canale di Farafina, zwiſchen dem iſtriſchen Feſtlande und dem Nordende der Inſel Cherſo. Im Bereiche von Fiume iſt das Borawetter weniger fühlbar; aber ſelbſt an der Küſte, alſo im Schutze der aufſteigenden Stufen, kann es durch Heftigkeit und Kälte im hohen Grade empfindlich werden.

Dennoch iſt das Borawetter lange nicht ſo läſtig, wie der zweite Hauptwind dieſes Gebietes, der gleichzeitig einer der herrſchenden in der ganzen Adria iſt — der Scirocco. Er kündigt ſich im Quarnero durch Windſtille oder wechſelnde leichte Winde aus verſchiedenen Strichen bei langſam aufſteigenden Schicht- und Haufenwolken am ſüdlichen und ſüdöſtlichen Horizont an. Er bricht nie plötzlich los, wie die Bora, ſteigert ſich nie ſehr raſch, geht aber nach kürzerer oder längerer Dauer, im Herbſte und Winter faſt immer, im Sommer nur bisweilen, in Sturm über und erſtirbt allmählich, wenn er nicht plötzlich von der Bora abgelöſt wird. Beſonders läſtig iſt der »Scirocco Marzo«, das heißt todte Windſtille mit fortdauernder Scirocco-Witterung. Die Temperatur iſt hierbei noch höher und ſchwüler als bei wehendem Scirocco — dem Scirocco Fresco — welch' letzterer von niedrig ziehenden blaugrauen ſchweren Wolkenmaſſen begleitet iſt, aus denen reichlicher Regen niederſtrömt. Der Seegang iſt in dieſem Falle viel bedeutender, als bei Borawetter. Wellen bis zu zehn Fuß Höhe ſind ſelbſt im Quarnero nichts Seltenes. Bei beträchtlicher Breite (zwanzig bis dreißig Fuß) nehmen dieſe Wellen eine Länge von oft über hundert Fuß ein. Daß die Inſeln, welche den Quarnero im Süden abſchließen, den bei allgemeinem Scirocco auf offener See ſehr bedeutenden Wellengang erheblich abſchwächen, liegt in der Natur der Sache. Der Scirocco kommt aus Südoſt, und verliert auf ſeinem Wege zwiſchen den zahlreichen Inſeln

erheblich an Intensität. Während die Bora erfahrungsgemäß eine bestimmte Dauer hat (drei, neun und fünfzehn Tage), entzieht sich der Scirocco jeder Calculation und ist an keinen Zeitabschnitt gebunden. Wer je seine erschlaffende Wirkung empfunden, wird sicher mit Freude den Moment begrüßt haben, wenn sein Gegner, die Bora, über den matten Gesellen den Sieg davon trug, den Himmel rein fegte und die schweren Dunstmassen auseinander blies.

Endlich sind wir mit unserem Rundblicke auf den Quarnero fertig und stehen am Hafenquai von Fiume. Was dem Fremden besonders auffällt, das ist ein unleugbarer Mangel an Leben und Bewegung. Zwar ein neuer Hafen, der seit 1847 in Construction ist, und für den in den letzten Jahren von der Central-Seebehörde Tausende verwendet wurden, füllt sich zu Zeiten mit einem stattlichen Mastenwalde. Dampfer aber lassen sich wenig blicken, und wer das Gedränge der großen Lloydschiffe zwischen den Molen San Carlo und Giuseppina in Triest gesehen hat, wird hier in Fiume ein ähnliches Seebild schmerzlich vermissen. Wie die Dinge liegen, steht Fiume noch immer am Beginne seines maritimen und commerciellen Aufblühens, und es ist ein großer Vortheil, daß der Ehrgeiz der Fiumaner und ihrer officiellen und nichtofficiellen Protectoren dieses Aufblühen beschleunigen. Eine gewisse Eifersucht gegenüber von Triest ist nicht zu verkennen. Man erklärt unumwunden, daß die Vorbedingungen zur Prosperität bei Fiume in weit höherem Grade vorhanden sind, als bei Triest. Die wichtigsten Elemente des Wohlstandes für Küstenstädte: Handel, Schiffbau und Maschinen-Industrie, letztere begünstigt durch den wohlfeilen Seetransport der Rohproducte, sowie der daraus erzeugten, zu exportirenden Fabricate — Elemente, deren eines allein unter günstigen Umständen hinreicht, um eine Seestadt emporblühen zu machen — treffen in Fiume in solcher Weise zusammen, daß sie bei entsprechender Entwicklung, die hier weit weniger künstlicher Nachhilfe bedarf, als bei irgend einer anderen Seestadt, einen Totaleffect von großer maritimer Bedeutung hervorbringen müssen, kaum geringer als Triest sie besitzt. Was den Handel anbetrifft, so ist Triest zwar der natürliche Exporthafen für Industrie-Erzeugnisse, Fiume dagegen für die weit massenhafteren und ausgiebigeren Bodenproducte. Die hinter Fiume liegenden Agriculturländer Ungarns und des Banates und die Wälder

Kroatiens bilden einen unerſchöpflichen Grundſtock von Bodenproducten, wie ihn die Hinterländer Trieſts nicht im entfernteſten aufzuweiſen haben.

Eine zweite Quelle, welche den Strom der Wohlhabenheit Fiumes zu bereichern beſtimmt iſt, bildet der Schiffbau. Die Bevölkerung Fiumes, das im Alterthume einer der größten Orte Liburniens war, beſchäftigte ſich, ſoweit die hiſtoriſche Forſchung conſtatiren kann, bereits im hohen

Schloß Buccari.

Alterthume mit Schiffbau. Heute nun bildet der Schiffbau Fiumes das einträglichſte Gewerbe der Stadt und deren nächſter Umgebung, und unter den Baumeiſtern giebt es einige (wie beiſpielsweiſe die Brüder Schiavon), die bereits die achte Generation einer Familie ſind, die ſich ausſchließlich mit Schiffbau befaßt. Erklärlich wird die Vorliebe für dieſes Gewerbe durch das milde Klima, durch die guten Stapelplätze und Werften, die, obwohl ſämmtlich unter freiem Himmel und knapp am Strande gelegen, weder durch anhaltendes Regenwetter, noch durch heftigen Wellenſchlag oder

gefährliche Brandung in ihrer Arbeit gestört werden. Es sollen jährlich zwischen zwanzig und dreißig wohlgezimmerte Quersegelschiffe von Stapel gehen. Vor zehn Jahren besaß Fiume 149 solcher Schiffe, während Triest nur 129 sein Eigen nannte. In einer sehr lichtvollen Arbeit H. v. Littrows wird auf die hervorragenden Eigenschaften Fiumes als Stapelplatz aufmerksam gemacht, Eigenschaften, die den Anforderungen der Neuzeit im vollen Maße genügen. Eine fachmännische Beurtheilung seiner maritimen Ver-

Schloß Porto Re.

hältnisse, seiner herrlichen Lage wird dem berühmten Hydrotechniker Pascal, dem genialen Schöpfer des großartigen Kunsthafens von Marseille, in den Mund gelegt, der beim Anblick dieses schönen Golfes ausrief: »Ce n'est pas la mer, c'est un lac magnifique!«

Zu solchen fachmännischen Auslassungen haben wir nichts hinzuzusetzen. Der Rivalitätsstreit zwischen Fiume und Triest kann im Großen und Ganzen für beide Hafenstädte nur von Vortheil sein, und sicher ist, daß ersteres im Laufe der Zeit eine gesteigerte Entwicklung finden wird und muß. Es wäre zum mindesten sehr merkwürdig, wenn Oesterreich-Ungarn

Digitized by Google

mit seinem herrlichen, hafenreichen Küstenlande, nicht die Mittel und Befähigung besäße, außer Triest maritime Emporien großzuziehen und die Zahl seiner großen Handelshäfen nach Möglichkeit zu vermehren. Daß Triest vorläufig noch obenan steht und sich gerne das »Hamburg der Adria« nennen läßt, kann nimmer ausschließen, daß Fiume ihm mit der Zeit nachgerathen und die Bezeichnung — wenn es auf eine solche überhaupt ankommen sollte — das »Bremen der Adria« erringen könnte. Die Folie Triests ist und bleibt der Lloyd mit seinem imposanten Flottenstande, mit seinen Etablissements u. dgl. Wenigstens gewinnt der Reisende diesen Eindruck und ganz unzweifelhaft ist, daß vorwiegend der nie ruhende Dampferverkehr die Rivalin Fiumes äußerlich so stattlich erscheinen läßt.

Vielleicht genügen diese wenigen Bemerkungen, um die maritime Lage Fiumes zu charakterisiren. Die Stadt selber kann sich natürlich mit Triest nicht messen. Es ist eine typische Kleinstadt. In wenigen Minuten kann man von einem Endpunkte derselben zum anderen gelangen. Tagsüber sind die Straßen fast ausgestorben und selbst auf dem »Corso«, der bedeutendsten Pulsader Fiumes, drängt sich das Leben nicht übermäßig. Auf den kleinen Plätzen, denen es nicht an Grün fehlt, wandelt man mitunter mutterseelenallein. Was sie anziehend macht, das sind die stattlichen Gebäude, von welchen sie rings eingeschlossen sind. Allerorts öffnen sich Ausblicke aufs Meer und zu den Hafenmolen hinüber, an denen wohl viele Quersegelschiffe aber wenige oder gar keine Dampfer vor Anker liegen. Der Corso überrascht durch die Eleganz seiner Auslagen und Kaufläden. Malerischer aber ist es drüben auf dem »Fiumera«- oder »Jellačić«-Platz, hart an der Fiumera, und draußen auf dem »Scoglietto«, der Promenade der Fiumaner Welt. Hier schatten prächtige Platanen und im »Porto di Cabotaggio« herrscht reges farbiges Leben. Dieser Hafen ist dadurch entstanden, indem man die Fiumera in ein neues Bett seitwärts ablenkte und die alte Flußmündung ausbaggerte. Der hierdurch gewonnene Raum kann leicht bei 130 Fahrzeuge aufnehmen.

Nichts bietet dem Fremden in Fiume ähnlichen Genuß, wie ein Morgenspaziergang vom reizenden, wenn auch kleinen Park des »Uermény-Platzes« längs dem Cabotage-Hafen flußauf der Fiumera. Wo das eigent-

liche Thal dieſer letzteren beginnt führt eine Brücke aufs jenſeitige Ufer. Dort ſteht man zunächſt vor einem thorartigen Durchgang, zu dem Stufen emporführen. Sie ſind der erſte Anſatz eines Treppenweges, der mit mehr als vierhundert Stufen zur Höhe von Terſato hinaufſteigt. Dieſen Kletterſteig muß man an einem duftigen Herbſtmorgen zurücklegen, wenn tief unten im Platanenlaub des Scoglietto leichte Nebel hängen und ein ſchönes Rauchblau die Schlucht erfüllt. Wo die Stufen ausſetzen iſt Pflaſterweg. Da die Höhe von Terſato eine Ortſchaft, eine berühmte Wallfahrtskirche und ein altes Schloß hat, ſo fehlt es auf jenem Treppenwege faſt nie an Staffagen. Lauſcht man ihren Geſprächen, ſo nimmt man wahr, daß das ſlaviſche Idiom überwiegt. Das italieniſche Element beſchränkt ſich eben nur auf die Stadt und einzelne Küſtenpunkte. Das Hinterland iſt durchwegs ſlaviſch (kroatiſch). Ungariſch ſind nur — die Straßenaufſchriften und einige Geſchäftsleute. Das deutſche Element iſt verhältnißmäßig viel zahlreicher vertreten wie in Trieſt, und giebt einzig und allein den Ton an.

Doch das intereſſirt uns vielleicht weniger, als das maleriſche Landſchaftsbild, in das wir mehr und mehr eintreten. Schon ſehen wir den Bergſockel aufragen, der das uralte Schloß der Frangipany trägt und unſer Auge erquickt ſich an dem grünen Mantel, der die alten Mauern ſtellenweiſe umſchlingt. Um das Bild künſtleriſch verfeinert auf ſich wirken zu laſſen, iſt es gut, wenn man unter einen der ſtattlichen Nußbäume tritt, die den Aufſtieg ſäumen. Man hat dann das, in dieſem Augenblicke von der emporgeſtiegenen Sonne beſchienene Schloß wie von einem grünen Blätter- und Aſtrahmen eingefaßt und empfindet die Täuſchung, ein koloſſales Gemälde vor ſich zu haben. Das Thal in der Tiefe iſt noch ohne Sonnenlicht; der Schattenkegel des Berges dämpft vollends die kaum wahrnehmbaren Localfarben ab. Auf der jenſeitigen Höhe — Terſato gegenüber — ſpielen die Lichter auf wohlbebauten Terraſſen und blinken weiße Häuſerfronten. Dabei iſt die Luft würzig und kräftig, die allgemeine Stille kaum durch einen Laut geſtört. Auf der Höhe des Weges endlich ſehen wir gerade auf das Schloß hinüber und haben die Wallfahrtskirche rechter Hand, auf den Sattel der die Höhe von Terſato mit dem Küſtenhange verbindet, herabgerückt. Auf der Stelle dieſer Kirche, welche im Jahre 1291 errichtet wurde,

hat ſich bekanntlich jenes Wunder mit dem Wohnhauſe der heiligen Maria zugetragen. Um es der Profanation durch die Ungläubigen zu entziehen, trugen es Engel von Nazareth über Land und Meer hieher. Es verblieb neun Monate, dann hoben es die Engel abermals in die Lüfte und trugen die koſtbare Laſt nach dem italieniſchen Geſtade hinüber, wo es zuerſt nahe des Strandes ein proviſoriſches, zuletzt aber auf dem lauretaniſchen Berge ein definitives Plätzchen fand. Dort, in der Baſilica von Loreto, werden wir ſpäter vorſprechen und hierbei namentlich den mit herrlichen Sculpturen von Sanſovino reich geſchmückten Marmormantel, der die »Santa Caſa« umſchließt, zu bewundern Gelegenheit finden.

Das Schloß Terſato iſt der Typus einer mittelalterlichen Burg. Dicke Mauern umſchließen enge Höfe und finſtere Gänge. Die Zimmer ſind beängſtigend klein. Wenn man aber an eines der Fenſter tritt, umwallt uns Blumenduft. Im Frühjahre berauſcht der Flieder, der ſich am alten Gemäuer emporrankt. Nicht ohne Intereſſe ſind die hier aufgehäuften Sculpturen: griechiſche, römiſche, etruskiſche und ägyptiſche Büſten, die Triumphſäule, die ſich Napoleon I. in Marengo errichtete, und Anderes. Jene Ausgrabungen ſind Alterthümer aus der einſt blühenden Stadt Minturnum, und Geſchenk des Königs Ferdinand I. von Neapel. Das Burgverließ iſt nun die Familiengruft der Grafen Nugent. Was die Oertlichkeit beſonders reizvoll macht, das iſt der unvergleichliche Ausblick von hier oben zwiſchen den thorartigen Wänden der Fiumeraſchlucht auf das zu Füßen liegende Fiume. Des Morgens, wie in unſerem Falle, erſcheint die ganze Umgebung unſeres Standpunktes in Schatten gehüllt, während über die Stadt das volle Sonnenlicht hinwegwogt. Der Contraſt iſt ungemein wirkungsvoll, das Farbenſpiel auf dem ſonnbeleuchteten Theile des Bildes geradezu bezaubernd.

Bei Terſato giebt es übrigens einen zweiten Platz, der noch beſuchenswerther iſt. Den Quarnero kann man ſich nicht oft genug von hohen Küſtenwarten beſehen, denn die Bilder, alle gleich prachtvoll in ihrer Totalität, haben ſo reichliches Detail, daß eine andere Gruppirung derſelben immer willkommen iſt. Vom Monte Maggiore aus haben wir den herrlichen Golf in der Richtung gegen Oſten überblickt, von Plaſe aus in der Richtung nach Weſten. Jetzt treten wir von Terſato auf den Küſtenhang

hinaus und umfassen mit unseren von Licht und Farben fast geblendeten Augen das weite Golfrund gegen Süden. Dort schließen die Inseln Cherso und Veglia so dicht zu einander, daß man sie für zusammengewachsen hält. Von der Bucht von Castelmuschio bis zur größeren von Malinska (beide auf Veglia) und hinüber zum hohen Syss (auf Cherso) und zum istrischen Küstenhange bei Moschenitza, ist das Meer beckenartig geschlossen. Selbst der Canal von Farasina gestattet keinen Ausblick in die offene See. Man könnte stundenlang in dieses, wie von sattem Ultramarin erfüllte Wasserbecken hinabsehen und würde trotz des Sonnenbrandes auf steiniger Höhe nicht ermüden.

Am Strande leuchtet das weiße Fiume und flimmern die auf der Uferhöhe gleichsam hingestreuten Landhäuschen wie helle Punkte zwischen bleichem Immergrün. Die weite Wasserfläche ist da und dort von einem hellen Segel unterbrochen, das scheinbar regungslos auf der Stelle verharrt. In der Ferne dunkeln die kroatischen Gebirge und die aufruhenden weißen Haufenwolken verkünden einen erfrischenden Borino. Der erquickende Hauch aber, der uns auf sonniger Halde Kühlung zufächelt ist die ersterbende Tramontana. Die Sonne steht bereits hoch und übergießt mit ihrer Lichtfluth die niederen Uferhöhen linker Hand. Das weite Seethor, das in die Küste gerissen ist, führt in die stille Hafenbucht von Buccari. Dort ist's ganz besonders schön und so wollen wir uns nun in ihrem Bereiche und in dem des alten »Königshafens« (Porto Ré) etwas näher umsehen ....

Es geht zunächst zur Bucht von Martinschitza hinab, wo sich mustergiltige Quarantaine-Anstalten befinden. Halbwegs — also noch auf der Bergesabdachung — stoßen wir auf die Poststraße, die uns ins Dragathal hinüber bringt. Wir kennen es von einer früheren Eisenbahntour her. Auch während dieses zweiten Besuches wird es nicht an Anregung fehlen und frohgemuth wandern wir bis zur Weghöhe, wo die Chaussee vom Schienenweg geschnitten wird. Dort liegt das Dorf Sweti Rusma und wenn wir den Seitenweg einschlagen, der im Zickzack zwischen Waldparcellen hinabläuft, sehen wir bereits den obersten Theil des Städtchens Buccari mit dem alten, epheuumrankten Schlosse der Frangipany. Im Bereiche von Fiume drängt sich dieser Name allerorts vor, und wenn es hier nichts

Anderes zu denken gäbe, würde er ausreichen, um dem Landschaftsbilde romantischen Reiz zu verleihen.

Auf der Weghöhe, knapp vor dem Bogenthore Vela Vrata, sieht man gleichzeitig einen Streifen der blauen Bucht, die sich, lang gestreckt und von steilen Ufern eingefaßt, bis Porto Ré hinab erstreckt. Die Burg selber, die durch Rundthürme verstärkt ist, hat eine unregelmäßige Grundfläche und düstere, im übrigen uninteressante Innenräume. Wenn man aber an eines der Fenster des oberen Stockwerkes tritt, wird man überrascht von dem Farbenglanze der weitläufigen Küstenscenerie. Die terrassirten Bergabhänge mit ihren grünen Waldflecken, die Rebendächer und der bleiche Fels, mit den natürlichen Kränzen von Eichen, Buchen oder Bergahorn, dazu das hellblaue Meer und die Pappeln an der Marina des Städtchens: das Alles ist so südlich stimmungsvoll, so farbenheiter und malerisch, daß man sich in eine Bucht des — Bosporus versetzt fühlen könnte. Nur die schlanken Minarets und verwahrlosten mohammedanischen Friedhöfe mit hochragenden ernsten Cypressen fehlen, um die Täuschung zu vervollständigen. Auch das enge Gassennetz des Städtchens, in das wir unmittelbar hierauf eintreten, mit den vertrödelten Häuschen, den Freitreppen und vortretenden Dachstübchen, die halsbrecherischen Treppengäßchen nicht zu vergessen, könnten aus dem Orient bezogen sein.

Der Kern des Städtchens mit der hübschen Kirche Sant Andrea liegt auf einer Art Plattform. Der Rest steigt einen sanften Abhang hinab und besteht aus mehreren Quartieren, unter denen einige malerisch verwahrlost sind. Man athmet freier auf, wenn man den letzten finsteren Viccolo hinter sich hat und auf die mit Pappeln geschmückte Piazza Marina hinaustritt. Dicht daran stößt der kleine Hafen mit seinen malerischen Staffagen. Solche Bilder müssen dem Wanderer besonders willkommen sein, denn jeder Blick in das Schalten und Walten des Schiffers enträthselt ihm eines der kleinen Geheimnisse des maritimen Lebens. Die kleinen Segelbarken schließen dicht aneinander und liegen zum Theil im Schatten eines halb gereften Segels. Auf Deck klappern die schweren Holzschuhe oder macht sich ein schmutziger Bauernspitz geschäftig, der sicher manche harte Vorafahrt mit seinem Herrn mitgemacht hat. Dieser und seine Genossen kauern auf einem Tauballen und

laſſen ſich ſchwarzen herben Küſtenwein bei gebratenem Fiſch oder einer zähen Schafskeule wohlſchmecken .... Das Ganze iſt eines jener anſprechenden Genrebilder, wie ſie ſich an Küſten in tauſend Variationen vorfinden.

Von der Piazza di Marina kommt man auf den Corſo, wo ein merkwürdiger Quellenteich, und in der Folge auf die Riva alla Marina (die Kroaten ſagen: Primorje, was dasſelbe bedeutet), wo unter ſchattigen Pappeln das eigentliche Hafenleben ſich abſpiegelt. Auch ſonſt fehlt es nicht an typiſchen Staffagen. Vielleicht lockt uns der volle Fruchtkorb einer Traubenhändlerin, denn das Gewächs ſieht ſich prächtig an. Nach Sonnenuntergang können wir auf dem Corſo an der »Paſſeggiata« — der Promenade — theilnehmen, und das eine oder andere hübſche Buccaraner Mädchen bewundern. Der Abend bringt Geſang, Dudelſackmuſik und vielleicht auch den Kolo, jenen ſeltſamen Rundtanz, ohne welchen es unter Südſlaven keine Beluſtigung giebt. Wenn die Dämmerung auf der ſtillen Bucht liegt, und die Wellen leiſe an die Marina anplätſchern, dann giebt das Ganze immerhin ein effectvolles Bild. Es ſind Scenen, die ſich dauernd der Erinnerung einprägen, vielleicht gerade ihrer Anſpruchsloſigkeit halber, oder wegen des Localtons, der das Genrebildchen zu einem typiſch originellen macht. Ein künſtleriſch geſchultes Auge gehört freilich dazu, gerade ſo wie in unſeren großen Gemäldegalerien, wo es nicht immer die pompöſen Hiſtorienbilder ſein müſſen, die das Intereſſe des Beſuchers gefangen nehmen. Eine Bettlertype Murillo's findet dort mehr Bewunderung, als der wildeſte Gigantenkampf, oder die beſtrickendſte Nudität ....

Um die Buccaraner Bucht kennen zu lernen, iſt es von Vortheil, dieſelbe mittelſt Barke zu durchrudern. Das iſt ein ganz beſonderer Genuß, zumal in den Nachmittagsſtunden, wenn auf den öſtlichen Geſtadehängen das volle Sonnenlicht liegt und die hellen Felſen der Terraſſen in einem myſtiſchen Silbergrau ſchwimmen. Die erſte Berghöhe linker Hand iſt der Klanac, die nächſte der Rebar, wo der dürre Fels nur wenige, von Dornenbüſchen eingehegte Gartenflecke zeigt. An ihnen vorüber und die ſteile Lehne hinan, zieht die Poſtſtraße nach Karlsſtadt. Unſer Kahn kommt an eine Stelle, wo es nicht an maleriſchen Eichengruppen fehlt. Auf dem einen oder anderen dürren Wipfel ſitzt ein Raubvogel und über der ſpiegelglatten

See ſchwebt ein Mövenpaar. Es herrſcht eine ſo friedliche Stille, daß man ab und zu das Flügelrauſchen der Vögel vernimmt, wenn ſie ihre Kreiſe näher am Kahne ziehen.

Die weſtliche Einfaſſung der Bucht iſt ſteiles, zum Theile bewaldetes

Mädchen von der Inſel Veglia.

Gehänge von geringerer Höhe, als das gegenüberliegende. Endlich haben wir zwei Drittel der langgeſtreckten Bucht zurückgelegt und gelangen auf die Höhe der Einfahrt. Mehrere Vorgebirge ſpringen couliſſenartig vor und nehmen kleine Buchten zwiſchen ſich, in denen wir die Vorrichtungen der Thunfiſcher — Tonnara genannt — erblicken. Die Uferberge ſind felſig und dürr. An der inneren Grenze des Einfahrtscanals iſt es der Gavranić,

Digitized by Google

der durch sein ödes Aussehen auffällt. Seine Spitze müßten wir umschiffen, wenn wir den Wasserweg nach Porto Ré, das in einer südlichen Seitenbucht des Einfahrtscanals gelegen ist, erreichen wollten. Wir ziehen es aber vor, die Kahnfahrt nach dem südöstlichen Drittel des Buccaraner Golfes fortzusetzen. Das Einfahrtsthor entschwindet unseren Blicken und die schmale, von Felshängen eingerahmte Bucht von Buccaritza nimmt uns auf.

Der Ort selber liegt am innersten Golfende und hat zum Hintergrunde ein langgestrecktes stellenweise pflanzengrünes Thal (Potok), auf dessen rückwärtiger Höhe die Kirche Sweti Troica liegt. Sie wird überragt von der weitläufigen Ruinenstätte von Gradina. Hier stand einst die starke Burg von Buccaritza, und ragt nun Trümmerwerk auf, das von Unkraut überwuchert ist. Wenn man durch eines der grasbewachsenen Fenster blickt, dann giebt das Gemäuer einen prächtigen Rahmen zu der stillen Landschaft davor ab. Solche Durch- und Ausblicke benehmen den Ruinenplätzen selber ihre traurige Verödung. Ein Stück blauer Himmel oder heller Seespiegel vergrößern den malerischen Effect und mildern die melancholische Gesammtstimmung der betreffenden Gegend.

Von Gradina steigen wir nach Sweti Troica hinab, ruhen im Schatten der pfeilergetragenen Vorhalle und kehren dann nach Buccaritza zurück. Schon beim Betreten des Festlandes haben wir den Kahn voraus nach Porto Ré geschickt. Uns selber führt die an der Küstenhöhe hinansteigende Dalmatiner Straße hinüber. Von der Höhe des »Passes« erblicken wir zum erstenmale die kleine Bucht von Porto Ré und die Häusergruppen des Ortes, die auf der östlichen Lehne kleben. Es ist ein heiterer Abstieg auf der wohlgebauten Straße, denn von allen Seiten fluthet das Meer herein, und alle Höhen schwimmen im Abendpurpur, der den weiten Quarnero draußen überflammt. Ein wesentlich anderes Bild ist es, wenn von den kroatischen Bergen die Bora mit wilden Sturmstößen hervorbricht und die ganze Buccaraner Golffläche in wilden Wassergischt auflöst. Dann ist dieses sonst so friedlich stille Gewässer, das man am liebsten mit einem italienischen See vergleichen möchte, ein windgepeitschter brodelnder Schaumkessel, von wild kreischenden Möven überflattert. Selbst die Gestade erscheinen bis hoch

hinauf in milchweißen Dunſt gehüllt. Auf den Höhen klirrt es im Felsgeklüft und der Bergahorn ächzt unter dem Anpralle der Sturmſtöße.

Anders jetzt, wo kein Lüftchen ſich regt und die Bucht von Porto Ré wie mit flüſſigem Silber erfüllt ſcheint. Wir verlaſſen die Chauſſee und ſteigen auf einem Seitenwege direct zum Geſtade hinab, zunächſt bis zur Plattform, die von dem ſtattlichen Schloß der Frangipany gekrönt iſt. Wir haben ein weitläufiges Mauerrechteck mit mächtigen Rundthürmen an den Ecken vor uns. Das Bauwerk macht einen plumpen, mittelalterlichen Eindruck. Zwei Fenſterreihen ziehen übereinander. An einer Ciſterne im Hofe ſieht man noch das Doppelwappen der Frangipany und Zriny. Ringsum laufen Pfeilergalerien .... Auch die Zriny haben an dieſem Geſtade eine Erinnerung hinterlaſſen. Es iſt dies das »Caſtel vechio«, ein dreiſtöckiges Gebäude am Nordeingange zu dem Städtchen. Maleriſches iſt nichts daran; immerhin weilt man gerne einige Minuten auf der ſonnigen Terraſſe, wo Blumen ſprießen und in das Grün der Rebendächer die goldenen Lichter des Abends ſpielen. Von hier haben wir einige hundert Schritte zurückzulegen, um ans Südende des Hafens zu gelangen. Porto Ré ſpielte, wie man weiß, in früherer Zeit eine Rolle als Schiffbauſtation. Die gemauerten Stapel ſind noch vorhanden. Auf ihnen wurde im Jahre 1836 der erſte öſterreichiſche Staatsdampfer gebaut, jene »Maria Anna«, welche (wir haben darüber bereits an anderer Stelle berichtet) im Jahre 1852 während eines Sturmes auf der Fahrt von Venedig nach Trieſt ſpurlos in den Wogen verſank ....

Es iſt einer der Vorzüge des Quarnero, daß man nicht nur ſeine feſtländiſche Umrahmung, ſondern auch ſeine großen Inſeln beſuchen kann, ohne ſelbſt im letzteren Falle an irgend eine beſtimmte Dampferroute ſich halten zu müſſen. Ein Segelboot genügt, um ſich von Inſel zu Inſel bringen zu laſſen. Iſt man in Porto Ré, ſo liegt die Verlockung ungemein nahe, eine ſolche Tour zu machen. Bei gutem Winde, etwa bei auffriſchender Tramontana iſt man ſelbſt von Fiume aus in längſtens anderthalb Stunden im nördlichſten Hafen von Veglia. Von Porto Ré aus kann man die Ueberfahrt ſogar in der Ruderbarke wagen. Man hat keine Seemeile bis zum Scoglio (Felſeneiland) San Marco, und erreicht nach einer weiteren

Digitized by Google

halben Seemeile die Nordſpitze von Veglia, wo ſogar ein vortrefflicher Ankerplatz vorhanden iſt.

Wir fahren alſo in die Bucht von Caſtelmuſchio ein und ſteigen ans Land. Zur Linken, auf mäßiger Uferhöhe, liegen die Trümmer einer Burg der Frangipany. Sie iſt alſo ſeit Terſato die vierte, welche wir kennen lernen. Einſt gehörte die ganze Inſel Veglia dem Geſchlechte der Frangipany und ſie beherrſchten ſie bis ins XV. Jahrhundert hinein, zu welcher Zeit ſie in den Beſitz Venedigs gelangte .... Wir laſſen das moriſche Mauergerümpel unbeſucht und ſchicken uns an, die Inſel von Norden

Cherſo.

nach Süden — von Meer zu Meer — ihrer ganzen Länge nach zu durchreiten. An einem tüchtigen Pferde kann es uns nicht fehlen, denn Veglia zieht eine feurige Race, deren Exemplare lebhaft an die weltberühmten, im Ueberwinden von Terrainſchwierigkeiten unerreichten türkiſchen Ponies erinnern, mit denen man ungefährdet die albaneſiſche Gebirgswildniß durchreiten kann.

Der Ritt von Caſtelmuſchio nach Süden geht knapp an dem Geſtade, meiſt zwiſchen Wald, thalauf, thalab. Zunächſt erreicht man die ſchöne Bucht von Malinska, die auch von den Lloyddampfern angelaufen wird. Ueber ſie hinweg ſieht man die Nordſpitze von Cherſo und hat den rauchgrauen Monte Maggiore im Hintergrunde. Der Meeresarm zwiſchen

beiden Inseln ist der gefährliche Canale di Mezzo, wo die Bora am grimmigsten wüthet und gegen die Felswände der Ostküste von Cherso weißschäumende Brandung haushoch emporhebt .... Von Malinska aus reiten wir weiter durch die Insel, und zwar eine große Strecke durch Lorbeer- und Olivenhaine und sehen endlich das südliche Meer — den sogenannten Quarnerolo — hereindrängen. Zu Füßen der letzten Anhöhe liegt Veglia, ein stilles Städtchen mit ehrwürdigem alten Dome und Bischofspalast. Alle Gehänge prangen im Grün der Rebendächer. Etwas zur Seite — im Meere draußen — ragt der Scoglio Plaunich aus der klaren Fluth, noch weiter westlich sieht man Cherso. Von Veglia ist die Insel in zwei Stunden mittelst Barke zu erreichen, doch erfordert die Ueberfahrt Vorsicht, da man die Spazierfahrt mit dem Leben bezahlen kann, wenn die Bora sich ins Mittel legt.

Man landet am besten im Porto di Smergo — also unweit jenes, bereits früher einmal erwähnten merkwürdigen Karsttrichters (siehe Seite 185) und klettert auf holprigem Ziegenpfad auf den Höhenrücken der Insel hinauf, von dem man auf das Städtchen Cherso hinabblickt. Ein Gürtel von Rebendächern liegt dazwischen und legt sich als grüner Schmuck um die ganze eiförmige Bucht. In der Stadt selbst, die eng und winkelig, ist nichts zu sehen; merkwürdig aber ist der im Süden von ihr auf der Hochfläche der Insel kraterartig eingeengte Vrana See, von dem behauptet wird, daß er sein Wasser gar nicht von der Insel Cherso, sondern vom Festlande her, und zwar (nach seiner niedrigen Temperatur zu schließen) nur von einer der höchstgelegenen Gegenden des Velebit oder des Monte Maggiore erhalten könne, so daß es unter dem Meeresgrunde durchfließt und durch irgend eine Bodenspalte in jenem Becken aufsteigt. Ist die Behauptung richtig, was unbestreitbar, da sie wissenschaftlich begründet wurde, so haben wir es hier einfach mit einer jener submarinen Quellenphänomene zu thun, deren andernorts bereits gedacht wurde.

Man berührt den Vranasee, wenn man von Cherso aus auf elendem Saumwege und über meist kahle Hochflächen die Insel in südlicher Richtung durchreitet. Bei dem Kirchlein des Dorfes Vrana, das auf dem Steilhange im südöstlichen Winkel des Sees klebt, überblickt man diesen in seiner ganzen

Ausdehnung. Kein Grün ſchmückt ſeine Hänge, die kraterartig durchfurcht und ungemein ſteil ſind. Endpunkt unſeres Rittes iſt das alterthümliche Oſſero, wo eine alte Kathedrale auf flacher Höhe ſteht und alle Gebäude, der ehemalige Biſchofspalaſt voran, in argem Verfall begriffen ſind. Ein Hauch von Romantik liegt auf dieſer einſamen Küſtenſtadt. Vor ſich im Meere hat ſie eine Drehbrücke, die auf die Inſel Luſſin hinüberführt, ſo ſchmal iſt der beide Inſeln trennende Meeresarm. Die Annahme, daß Cherſo und Luſſin einmal zuſammengehangen und eine einzige Inſel bildeten, hat ſonach ſehr viel Wahrſcheinlichkeit für ſich .... Faſt am Südende der langgeſtreckten, ſcharfrückigen Schweſterinſel liegt in herrlicher Bucht das durch ſeine Rhedereien weit über die Adria hinaus berühmte Luſſin piccolo, eine freundliche Stadt auf ſonnigem Hange mit immergrünen Gärten voll der ſchönſten Myrthen, Lorbeern, Feigen- und Johannisbrotbäume. Selbſt an Citronen- und Orangenbäumen und kümmerlichen Palmen fehlt es nicht. Die Hafenbucht, an deren ſüdlichſtem Ende die Stadt liegt, iſt das hiſtoriſch berühmte »Val d'Auguſto«, in welchem die Flotte des Kaiſers Auguſtus einen ganzen Winter hindurch, heftiger Boraſtürme halber, vor Anker gelegen haben ſoll. Die Rheder von Luſſin ſollen über hundert Schiffe größerer Gattung beſitzen. Auf den beiden Werften herrſcht faſt das ganze Jahr hindurch emſige Thätigkeit. Die Frauen der Schiffer aber ſind übel daran und ſie ſelber nennen eine hohe Küſtenwarte, von der ſie oft ſtundenlang auf das Meer hinausſehen, in der Hoffnung der langerſehnten Schiffe, welche die Theuren in ihre Arme zurückbringen ſollten, den »Seufzerberg« — Monte dei Sospiri.

Stattlicher, aber bei weitem minder regſam, iſt Luſſin grande, die Hafenſtadt auf der entgegengeſetzten, alſo öſtlichen Inſelſeite. Hier überraſchen die vielen alterthümlichen venetianiſchen Paläſte, verwitterte Bauwerke aus einer längſt entſchwundenen Glanzepoche. Der Hafen, welcher gleichfalls eine Schiffswerfte beſitzt, iſt wenig belebt. Von der Uferhöhe nächſt der Stadt überblickt man ſüdwärts einen großen Theil des norddalmatiniſchen Archipels: die Inſeln Selve, Premuda, Ulbo ꝛc. und das langgeſtreckte Pago im Oſten mit den kahlen, grauverſchwommenen Feſtlandsbergen im Hintergrunde. Es iſt eine völlig andere Welt, als jene im Bereiche von

Fiume. Zwar ſind auch hier alle Canäle zwiſchen den Inſeln und die einzelnen Abtheilungen des Quarnerolo von herrlicher Bläue. Die geſchloſſene, linienſchöne Begrenzung aber fehlt. Der weite Rahmen zerfällt gleichſam in Stücke. Wollte man dieſe Inſelſee bildlich darſtellen, genau ſo, wie ſie iſt, ſo würde das Gemälde des einheitlichen Gepräges vollſtändig entbehren. Nur an Farben gäbe es keinen Mangel. Aber auch ſie bedürften des Meiſters, um in das blendende Gewoge Stimmung zu bringen, die vielen ſtörenden Nuancen abzutönen und jene breiten Flächen von ſattem Purpur, duftigem Blaugrau und glänzendem Gold, welche im Bilde hauptſächlich wirken, zur Geltung kommen zu laſſen .... Gleichwohl iſt ein ſolches Bild niemals gemalt worden, denn auch der Quarnerolo iſt — ſo wenig wie der Quarnero — bei den Malern populär genug, um Beachtung zu finden ....

Ein Zoppole.

Digitized by Google

Landſchaft bei Zara.

Von Fiume nach Zara.

Brunnen in den Scopcen.

Der Hafen von Fiume nimmt uns noch einmal auf, ehe wir die große dalmatiniſche Tour antreten. Die verſchiedenen Dampferrouten, welche bald dieſen, bald jenen Küſtenpunkt anlaufen, machen es möglich, daß der Reiſende nach Wunſch und Laune ſowohl in den wichtigeren derſelben, wie auf den größeren Inſeln Halt machen und in einem beſchränkten Bereiche ſeinen Studien nachgehen kann. Das oftmalige Verlaſſen des Dampfers hat freilich den Uebelſtand zur Folge, daß die Tour ſelber eine ganz unverhältnißmäßig lange Zeitdauer in Anſpruch nimmt, denn mit den Anſchlüſſen oder Retourfahrten klappt unſer Reiſeprogramm in den allerſeltenſten Fällen. Zum Glücke kann Derjenige, der über Zeit und Geld (letzteres braucht nicht übermäßig reichlich vorhanden zu ſein) verfügt, ſich in Geduld üben, denn kein Tag, auf dalmatini-

ſchem Boden zugebracht, ſei's wo immer, iſt ein verlorener. Wo das hiſtoriſche Intereſſe verſagt, oder es an Anhaltspunkten fehlt, giebt die Natur, oder der Menſch, ein Dorf, eine einſame Inſel mit ſpärlichem Oelwald, oder einzelne Pinien, die eine ſtille Bucht beſchatten, mancherlei Anregung. Nie zu kurz kommt bei ſolchen Anläſſen die Reflexion, der es in dieſem Lande nimmer an entſprechendem Stoff fehlen kann. Obwohl Dalmatien und ſeine Inſeln zu einem hochentwickelten Culturſtaate gehören, iſt das Meiſte gleichwohl von befremdender Eigenart, ein Stück Orient bis auf den Breitegrad von Florenz hinaufgerückt. Dazu iſt dieſes Land, oder richtiger das Volk, welches es bewohnt, im Großen und Ganzen ſo elend, daß jedes Studium desſelben zu einer Art Paſſion wird, die häufig mächtig in die Seele greift, und nur zu oft ſie erſchüttert. Dies gilt namentlich vom nördlichen Theile Dalmatiens, wo ſich der Ton unſerer Schilderungen von ſelber herabſtimmt. Auf alle Fälle müſſen wir vom »Zauber der Adria-Geſtade« auf einige Zeit Abſchied nehmen.

In Fiume beſteigen wir diesmal den Dampfer, der die norddalmatiniſche Küſtenroute einſchlägt. Man lernt hiebei faſt alle einigermaßen hervorragende Punkte kennen: die Küſtenpunkte der kroatiſchen Steilküſte und nicht weniger als vier Inſelhäfen, zwei auf Veglia, dann Arbe und Pago. Die Fahrt ſelber geht kreuz und quer in Canälen und zwiſchen Inſeln, und zwar mit ſolch' raſchem Wechſel der Scenerie und Verſchiebungen der Inſel- und Feſtlands-couliſſen, daß man ohne Benützung einer Karte leicht die Orientierung verliert .... Früh morgens geht es zum Canale di Maltempo hinüber, hart am Geſtade von Porto Ré vorbei, deſſen ſtattliches Schloß aus ſeiner Uferumrahmung herüberſchaut. Die Ruine von Schertitza liegt auf der entgegengeſetzten, der nördlichen Seite, der Hafeneinfahrt. Eine leiſe Tramontana kräuſelt die See, die unter dem Schatten der Küſtenberge noch eine dunkelblaue Färbung hat. Tiefer im Golf ſpielen die erſten Sonnenlichter und röthen die geblähten Segel, die lautlos dahinſchweben. Beim Scoglio San Marco, der an der Einfahrt zum Canal von Maltempo liegt, ſehen wir ein merkwürdiges Fahrzeug auf dem Waſſer tanzen. Von primitiver Conſtruction, wie ein Indianer-Canoe, ungemein ſchmal, mit tief-gehendem Kiel, fällt dieſes Boot, in welchem zwei Menſchen kaum Platz

haben, durch eine lange, quer über die Bordwände gelegte Stange auf, an deren Enden die ungemein langen Ruder befestigt sind. Das Ganze macht einen abenteuerlichen Eindruck. Man nennt solche, in den norddalmatinischen Gewässern fast allgemein in Gebrauch stehenden Kähne, »Zoppolo«. (Siehe die Schlußvignette des vorhergehenden Capitels.) Die Stabilität, welche der Zoppolo besitzt, erhält er eben durch jene merkwürdige Rudervorrichtung, die eine weite Verwandtschaft zu den sogenannten »Auslegern« der polynesischen Segelboote verräth. Malern, welche Vorliebe für absonderliche Kahntypen haben, sei der Zoppolo bestens empfohlen. Er giebt eine prächtige Staffage zu den landschaftlichen Motiven dieser Küste ab, zumal wenn diese ein einsames ödes Gestade darstellen mit Felswänden und einigen verkrüppelten Steineichen darauf, oder magerem Lorbeergesträuche neben verwahrloster Fischerhütte. Im Kielwasser des Dampfers wird der Zoppolo jämmerlich herumgeworfen. Den Ruderer bekümmert dies nicht. Er hat seine Nußschale unzählige Male bei Borawetter zum Ziegeneiland San Marco, oder vollends nach Veglia hinübergesteuert und niemals Schaden genommen.

Der Canal von Maltempo führt nicht umsonst diesen ominösen Namen. Wenn die Bora wüthet – und sie ist hier, wo die Küste zum ärgsten Windloche derselben, Zengg, hinabläuft, gewissermaßen zu Hause – erscheint der ganze Meeresarm in schäumenden milchweißen Gischt aufgelöst. An die Steilküste von Veglia prallt der Sturm mit wildem, markerschütterndem Geheul an. Keine Baumvegetation kann in diesem Canal bestehen. Selbst das braune Buschwerk ist zerzaust, seines Blattschmuckes beraubt und ragt gleich dürren Besen zwischen den Kalkblöcken empor. Den Rest der Verwüstung besorgen die Ziegen, welche die einzig triebkräftigen Zweige abnagen. Ein Wunder also, daß überhaupt noch da und dort ein grüner Fleck vorhanden ist.

Am Ende des Canals erweitert sich das Meer beckenartig und gewinnt an landschaftlichem Reiz, zumal auf der Seite Veglias, wo die weite Bucht von Verbenitza sich öffnet. Dort kehren wir zuerst an und erfreuen uns an etlichen Waldflecken, welche die Hänge schmücken. Sicher hat auch hier vor Zeiten ein mächtiger Eichenwald gerauscht, denn Veglia war einst bekannt

für ſeinen Waldreichthum. Eichenhaine ſind noch immer vorhanden, aber nur im Innern der Inſel, wo die barbariſche Verwüſtung der Venetianer ein Regulativ in den mangelhaften Straßen fand, die die Fortſchaffung des Schiffbauholzes erſchwert oder vollends unmöglich gemacht haben mochten. Da Verbenitza ein kleines Schifferdorf iſt, ſo hat der Reiſende Gelegenheit, mit ſeinen Studien, zu welchen er fortan reichlich Stoff finden wird, zu beginnen. Am beſten freilich wär's, die Feder wegzulegen, und den Griffel in ſeine Rechte treten zu laſſen. Eine graubraune Häuſergruppe, die mit dem Localtone der Felsumrahmung zuſammenſtimmt, einige Segelboote, ein ſteiniger Strand, mit Netzen darauf, die in der Sonne trocknen, faulenzende Schiffer, welche mit ſchweren Holzſchuhen einherwackeln, halbnackte Kinder, die im Schaume der Brandung nach Muſcheln ſuchen: dazu gehört der Pinſel, nicht die Feder.

Uebrigens erhalten derlei Bilder auf die Dauer etwas Schablonenhaftes. Wenn wir das früher erwähnte Becken queren und nach Novi, einem kleinen Städtchen an der kroatiſchen Küſten-Chauſſee, hinüberdampfen, finden wir dieſelbe Scenerie in etwas vergrößertem Maßſtabe. Es iſt auffällig, wie hoch herauf, am illyriſchen Geſtade, das levantiniſche Weſen reicht. Eine Stadt, wie Novi, oder Zengg, oder Carlopago, könnte ebenſogut in irgend einem Küſtenwinkel Albaniens oder Griechenlands liegen. Vielleicht daß dort der Mangel an Grün einigen Eintrag thut; man darf aber nicht vergeſſen, daß auch dort unten, wo der »claſſiſche Orient« ſeine häufig fragwürdigen Reize entfaltet, nicht allerorts die Paradieſesgärten der Heſperiden ſchatten. Höchſtens, daß die Localfarben energiſcher aufgetragen erſcheinen und die Halbtöne weicher geſtimmt ſind, was man von Küſtenſtrichen, deren nackte Häfen jahrein und jahraus von der Bora rein gefegt werden — auch in Bezug auf Farbenwirkung — nicht verlangen kann.

Von Novi geht es, längs der rauhen Steilküſte, nach Zengg, einer Stadt, die einſt als Hauptſitz der Uskoken im ganzen Bereiche der Adria den denkbar übelſten Ruf genoß. Die Uskoken haben zu Zeiten viel Unheil angerichtet. Selbſt Venedig, die Beherrſcherin der Adria, war vor ihnen nicht ſicher. Bekannt iſt, wie einſt dieſe verwegenen Piraten während des venetianiſchen Madonnenfeſtes dreihundert Bräute raubten, die an

diesem Tage, nach altvenetianischem Brauche, sammt ihrer Mitgift nach einer Marienkirche in den Lagunen wallfahrteten. Da sich unter den geraubten Bräuten Mädchen aus den angesehensten Familien befanden, mußte das geforderte Lösegeld hoch genug ausfallen. Mit der Zeit hatten die Uskoken ungeheuere Reichthümer zusammengeraubt und so erklärt sich die Sage, welche auch heute noch von vergrabenen Uskokenschätzen wissen will .... Oberhalb Zengg mündet eine lange, ziemlich steil abfallende Thalschlucht (Vratnik) keilförmig von Ost nach West ins Meer. Durch diese Terrainformation wird die Bora, die im übrigen Bereiche des Quarnero bekanntlich in der Regel aus Nordost bläst, in östliche Richtung gepreßt und stürzt sich mit außergewöhnlicher Gewalt ins Meer. Nirgends tobt die Bora so furchtbar wie hier. Dieser Theil des Quarnero ist häufig völlig unfahrbar, selbst für große Dampfer. Die Rhede von Zengg ist die unsicherste weit und breit, und verliert nicht selten die bestverankerten Schiffe. Oft wenn ringsum Windstille herrscht, kann der Lloyddampfer die Station Zengg nur mit großer Mühe anlaufen. Eine Geschichte, welche man dem Verfasser dieses Buches einst erzählte, charakterisirt vielleicht die Annehmlichkeiten dieses Sturmloches. Ein schwedisches Barkschiff wurde bei infernalischer Bora und eisigem Winterwetter von der Boje losgerissen und aus dem Hafen getrieben. Beabsichtigte Rettungsversuche scheiterten an dicht einfallendem Nebel; überdies kenterte das Schiff und verschwand dann den Blicken. Am nächsten Tage, als das Unwetter sich gelegt und der Nebel verzogen hatte, gewahrte man auf der Hafenboje einen unförmlichen Körper. Es war die, mit dickem Eise überkrustete Leiche eines der Matrosen des verunglückten Fahrzeuges. Der Arme hatte sich offenbar an der Boje festgeklammert und wäre sicher gerettet worden, wenn Nebel, Sturm und Kälte dies nicht verhindert haben würden.

Wir gelangen im Verfolge unserer Route in den kleinen Hafen von San Giorgio, wo einst eine römische Colonie war, eine Strecke südlich von Zengg und queren hierauf abermals den zwischen dem Festlande und den Inseln sich erstreckenden Meeresarm — von Novi bis über Arbe hinaus Canale della Morlacca genannt — um den südlichsten Hafen von Veglia, Bescanuova, anzulaufen. Ein langgestrecktes Torrenten-Thal mit

Rebendächern auf den Gehängen, öffnet ſich nach Nordweſten. Im Hintergrunde ſieht man Wald, links am Hafen das verfallene Schloß San Cosmo, rechts das langgeſtreckte Städtchen. Auf deſſen Regſamkeit deutet die kleine Schiffswerfte, deren man anſichtig wird. Der Hafenbucht liegt im Süden der Scoglio Pervichio vor und ſchließt mit dem ſüdlichſten Cap der Inſel Veglia — Punta Scuglia — den ungemein ſchmalen Canal Bocca di Segna ein. Durch ihn müſſen wir in den Quarnerolo hinaus, wenn wir die Reiſe nach Arbe fortſetzen. Die graue Felsmaſſe des Scoglio bleibt oſtwärts liegen. Er iſt unbewohnt und kein Baum, kaum ein dürrer Strauch mildert die Starrheit dieſes Felseilandes. Was ihn belebt, das iſt die milchweiße Brandung, die an den ſüdlichen Steilſturz anſchlägt und deren Geräuſch ab und zu vom heiſeren Gekreiſch der Möven unterbrochen wird. Vielleicht löſt ſich, da die Sonne eben am weſtlichen Himmel hängt, von weißem Giſcht ein dünner Schleierfetzen los, um auf der Felshöhe in iriſirende Tropfen zu zerſtäuben. Dort auf der Zackenhöhe ſchwimmen die Schattenflächen ohnedies in tiefſtem Purpur, wie alle derartigen Felspartien, die knapp neben grell beſchienenen Steinflächen liegen. Auch ſilbergraue und rauchblaue Töne fehlen nicht, und der Farbenzauber mag uns für die Todesſtarre, in der derlei Felsinſeln liegen, einigermaßen entſchädigen.

Nach einigen Stunden — die Sonne neigt eben zum Untergange — lenken wir in einen geräumigen Hafen ein und haben eine verwitterte Stadt vor uns. Auf der ſchmalen Landzunge, welche zwei Buchten von einander ſcheidet, drängt ſich ein Häuſerknäuel beängſtigend eng zuſammen, da und dort von einem Kirchengiebel oder einem Campanile überragt. Alle Mauern tragen die Spuren hohen Alters, mitunter wohl auch die des Schmutzes und der Verwahrloſung. Es iſt Arbe, der Hauptort der gleichnamigen Inſel, die wir in den heißen Nachmittagsſtunden von Nord über Weſt umſchifft haben. Die glatte See mit ihrem Farbenſpiel, das heimliche Stillleben auf Deck, vielleicht ein gutes Buch, das uns von längſtvergangenen Geſchehniſſen an dieſen Küſten berichtet, ließen uns vergeſſen, daß wir Land vor uns hatten. Jetzt, da wir dieſes Land betreten, rückt die reale Welt wieder in den Vordergrund. Daß ſie einen prächtigen Commentar zu jener Lectüre abgiebt, iſt uns beſonders willkommen. Auch hier in dem

nun düsteren Arbe machte sich vor Zeiten Venedigs Glanz und Macht besonders bemerkbar. Selbst verwitterte Paläste sind noch zur Stelle, Zeugen einer anderen Zeit. Das Mauerwerk ist zerbröckelt und aus den Fensterhöhlen gähnt die Langeweile. Man wandelt winkelige Gassen auf und nieder und schnappt nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Wenn es hier immer so ausgesehen hat, dann begreifen wir, daß die Pest im Jahre 1456 die Stadt in kürzester Zeit furchtbar veröden konnte.

Wenn uns hier etwas fesselt, so ist es sicher nur die alte Domkirche, deren Erbauung bis ins XIII. Jahrhundert hinaufreicht. Den Wandel der Zeiten erkennt man an den mannigfachen Umbauten. Im Innern wird man nicht verfehlen, sich die Arca anzusehen, in welcher der mit goldener und silberner Reifkrone geschmückte Kopf des heil. Christoph aufbewahrt wird. Die Arca zeigt hübsche Reliefdarstellungen aus vergoldetem Silberblech, Arbeiten die sicher so alt sind, als der Dom selber. Dieser ist eine dreischiffige Basilica mit großem Radfenster am Giebel der Hauptfaçade; der Glockenthurm, ein massiger romanischer Quaderbau, steht in einiger Entfernung vom Dome .... Wenn wir aus demselben hinausgetreten sind, lockt uns der herrliche Abend zu einem Spaziergange ins Freie, zu welchem uns der längere Aufenthalt des Dampfers Gelegenheit und Zeit giebt. Am besten ist's, wenn man einen der Steilpfade einschlägt, die auf die Küstenhöhe emporführen. Man hat dann grüne Waldflecken hinter sich, Olivengebüsch zwischen den trockenen Mauern, die den Pfad säumen, und glänzendes Meer im Abendschimmer zu Füßen. Außer der Vesperglocke, die eintönig in die Landschaft hinausbimmelt, ist alles todt und ausgestorben — eine wahre Friedhofsstimmung. Der Mangel an Leben macht sich umso empfindlicher bemerkbar, als uns die classische Erinnerung, diese Trösterin in der Noth, nirgends beizuspringen vermag. Höchstens, daß der purpurrothe Streifen Land gegenüber — die langgestreckte Insel Cherso — über deren Felskuppen das Abendroth in Feuergarben aufflammt, uns eine Gestalt aus grauem Alterthume vergaukelt. Dort nämlich — auf Absyrtides, wie die Insel vor Zeiten hieß — landeten der Sage nach die Kolchier und tödtete Medea ihren Bruder Absyrtus. Die Erinnerung hieran macht übrigens wenig Eindruck in einer Gegend von im Allgemeinen so geringem historischen Interesse.

Auf unſeren Dampfer zurückgekehrt, erwarten wir auf Deck den Eintritt der Nacht, deren Schatten uns vielleicht willkommen ſind, um unſere Gedankenarbeit durch keine Aeußerlichkeiten beirren zu laſſen. Wir ſchlagen ein Buch auf — Engels »Philoſophie für die Welt« — und vernehmen eine Stimme, die förmlich aus der uns umgebenden Natur hervorzuklagen ſcheint .... Was ſie ſagt? .... »Alles, alles in der Natur iſt nur angelegt auf Verderben, Zerſtörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückſeligkeit machen uns das Leben nur ſchätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns deſto ſchrecklicher faſſe. Und wenn ich nun den ganzen namenloſen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaſſenen, Verwaiſten; wenn ich zu jeder Spanne Land ſage, auf die mein Fuß tritt: du biſt Grabſtätte von Tauſenden, die ſich krümmten, zu leben rangen und ſtarben! zu jedem Staube ſage, der vor mir auffliegt: du warſt Nerve eines empfindenden Weſens und erzitterſt vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen; wie können ſie wollen: daß ich noch Freude habe, noch lächle?« ....

So ſchlimm iſt es nun freilich nicht. Nichts wäre ſträflicher, als im Anblicke des leiſepulſenden Meeres ſich dem peſſimiſtiſchen Schaudervorſtellungen hinzugeben. Der Sterblichen Einer — und er war einer der Größten — hat eine mildere Sentenz aufgeſtellt. Sie iſt unſer Canon, der uns in jeder Lage zu tröſten weiß. Goethe meint: die Natur ſei Alles. »Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihre Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's ihre Liſt nicht zu merken. Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen, und iſt immer dieſelbe. Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch hinausführen. Sie mag mit mir ſchalten, ſie wird ihr Werk nicht haſſen« ....

Seltsames Gedankenspiel, das einem Reisenden in stiller Hafenbucht im Angesichte der dalmatinischen Felsberge überkommen kann. Man sollte sich solchem Sporte nicht allzusehr hingeben, denn die Weisheit der Menschen ist ein Chaos von Irrpfaden, die weit von der realen Wirklichkeit abführen. Klappen wir also dies Buch zu und blicken wir in die Runde. Nichts stört uns mehr, nichts bekümmert unsere Seele, da der laute Tag hinabgesunken, alles im rosigen Lichte der verflackernden Dämmergluthen schwimmt und selbst die bleichen Felswände im Farbenzauber prangen. Ein Kahn schneidet die Bucht, die sich mit Schatten füllt. Er gleitet nicht zur Unterwelt, denn auf dem Charon kannte man keinen Gesang. Dieser Gesang, eine rhythmisch weiche Canzone chiozzotischer Fischer, die zu ihrer Segelbarke hinüberrudern, klingt noch in unserem Ohre, wenn wir im behaglichen Verdecksalon zur realen Welt zurückkehren und bei fröhlichem Schmause den Jammer dieser Welt vergessen.

Am nächsten Morgen steuern wir in einen engen Canal und haben ein wildes Gebirge vor uns. Es ist der Velebit, bekannt für die Sterilität und Oede seiner Landschaften, berüchtigt für das romantische Räberunwesen, das zu Zeiten dort oben spukt. Die Uskoken-Romantik ist noch lange nicht ausgestorben. Sagen und Wunderglaube finden immer wieder neue Belebung. Ihre Gestalten schweben von den bleichen Zinnen herab, denn unverwüstlich ist die Märchenwelt, die in der melancholischen Felswüste eine einsame Stätte gefunden hat. Der heulende Oststurm ist ein entfesselter Höllendämon, und wenn die Felsblöcke klirren und Riesenstämme in klaffende Felstrichter stürzen, bekreuzt sich der abergläubische Gebirgsbewohner, um die Schrecken der »wilden Jägerin« zu bannen .... Dann wird's wieder stille. Schwarzes flammendurchzucktes Gewölk klebt an den Höhenzacken des Velebit. Drüben bauen sich weißliche Dunstmassen auf, gleich phantastischen Schlössern und das sind die »Wolkenburgen der Wila«.

Sie ist der gute Genius dieser urwüchsigen Menschen; ebenso für den rohen Felsnomaden, wie für den Musensohn Ragusas, der, liebbegeistert, ihr strahlend Bild zwischen blüthenlodernden Hecken zauberhaft winken sieht .... Der Sturm aber fegt jene Wolkenschlösser von hinnen und nichts bleibt zurück, als grauer Dunst, wie Schemen einer anderen Welt. Es kann

uns derlei Wahnglaube nimmer befremden, wenn wir erwägen, wie jedes urſprüngliche Volk die Naturkräfte in Perſonificationen, in weſenartige Elementargeiſter umſetzt. Hier im Süden waltet ab und zu derſelbe Geiſt, wie im Sulitelma-Gekklüft Norwegens oder in den Schluchten des Oeröfja-Jökul auf Island. Der alte Götterglaube mag dort wie hier erſtorben ſein; durch die wilde Natur aber geht ein Odem der Allgewalt, deſſen Erkenntniß veralteten Dämonenglauben wieder wachruft.

In der Vorſtellung von den »Wolkenſchlöſſern« finden wir ohne Schwierigkeit eine Anlehnung an die Wohnungen der altnordiſchen Götter .... Nachdem Odin, Wili und We die Schöpfung der Welt vollendet hatten, ſchaarten ſich um den erſteren die übrigen Götter, welche Aſen hießen und gemeinſchaftlich die Burg Asgard bewohnten. Von dort führte eine farbenprächtige Brücke zur Erde herab, von ihnen Bifroſt, von den Menſchen aber »Regenbogen« genannt: ein Götterwunder mit glührothen Streifen ewiglodernden Feuers, um den Rieſen das Erſteigen des Himmels zu verwehren. Dort, in Asgard, wohnten die Götter in ihren goldenen, von Edelgeſtein kunſtvoll zuſammengehaltenen Feenpaläſten, von deren goldflammigem Getäfel, Gewölben und Portalen ein Lichtſtrom, gleich jenem der Sonne, niederfloß, um Alles im Bereiche Asgards in unübertreffliche Pracht zu hüllen .... Das waren im Grunde nichts weiter als »Wolkenſchlöſſer«, denn auch die ſüdſlaviſche Vorſtellung will mit dieſen keine feuchten Dunſtgebilde gemeint wiſſen; die Einbildungskraft zaubert hinter jene weißen Wolkenthürme unſichtbare Prunkgemächer, die von juwelenfunkelnden Sonnenſchleiern umwoben und vom Dufte der Blumen aus den Wundergärten der weißhändigen Wila durchhaucht ſind. Die alten Götter ſind verſchollen, die Höhen und Tiefen befruchtet nur mehr die in »Gott Vater« perſonificirte Allgewalt. Um aber ſeine Wahngebilde zu erhalten, baut der ſüdſlaviſche Volksgenius ſeinem Schutzgeiſte den leuchtenden Wolkenthron. Selbſt in ſein Gebet flicht er Dank- und Bittworte an ſein Sagengebilde, die zaubervolle Wila, die halb Fee, halb Menſch iſt.

Vom Meere aus — es iſt der Canale della Montagna — ſtellt ſich der Velebit als reichgegliederte, in ſeiner Geſammtheit aber faſt mauerartige Gebirgsſchranke dar. Nun, da wir in den erſten Morgenſtunden vorüber-

steuern, ist die eherne Wand im Hintergrunde in einen grauschwarzen Schleier gehüllt. Anders, wenn die Sonne über die höchsten Zacken steigt, die sie lange vorher vergoldet hat. Durch die Felsrunsen fällt das Licht wie in Feuerbächen herab und verdampft in den tieferen, schattendunklen Schluchten. Das Bild ist von packender Schönheit, und man empfindet nichts von der Todesstarre, in der sich diese majestätische Felswelt befindet. Im Uebrigen mag das Felsengefüge immerhin durch seine Starrheit befremden: an Leben fehlt es ihm nicht.

Einer jener gewaltigen Bora-Angriffe, denen man hier im Canale zwischen dem Festlande und der Insel Pago zu jeder Zeit, namentlich aber im Winter, ausgesetzt ist, wirft alle unsere Vorstellungen von Todesstarre und Abgestorbenheit über den Haufen. Wie das heult und wettert, in wilden Sturmstößen niederrast, daß die See in ein schneeweißes Schaummeer sich auflöst! Tausendstimmig ist dieser gräuliche Chor, der wie die Trompeten des jüngsten Tages durch unzählige Felsklammen hervorbraust. Jammertöne wechseln mit schrillen Pfiffen, dumpfer Donner mit seltsamem Rasseln. Die Schiffsplanken krachen, aber das Ohr vernimmt nur das grause Geklirr an den Uferfelsen.

Am Schlimmsten wüthet das Wetter in der Regel bei Carlopago, einem schmutzigen Städtchen hart unter der grauen Felsstirne der Steilküste. An ihr hinauf und über den Küstenpaß hinweg windet sich das gelbweiße Band der Poststraße nach Gospitsch hinüber. Ehe sie die weite Binnenebene erreicht, läuft sie (jenseits des Kammes) zwischen herrlichen, fast urwaldähnlichen Beständen, in denen es weder an Quellengerieſel noch an moosbedeckten Waldeinsamkeiten fehlt. Dort, in der tiefen Senkung des Thales (bei Bruschane), hat die Bora übrigens keine Gewalt. Sie fegt nur die höchsten Zinnen des Gebirges rein, und stürzt sich dann zur Küste herab, in den Hexenkessel des Canale della Montagna, wie drüben bei Zengg in den des Canale della Morlacca. Zum Glücke ist die Küste reich an Ankerplätzen und während unser Dampfer mit den Wellen kämpft, sehen wir in den vielen kleinen Buchten des Gestades ab und zu Segelboote, welche sich unter die steilen schützenden Felsstirnen geborgen haben. Die Brandung aber ist dort nicht minder stark, wie an der, dem Sturme direct ausgesetzten

Oſtküſte von Pago; denn der ſchmale Meeresarm iſt mächtig durchwühlt und die Wellen tanzen nach allen Weltrichtungen.

Die Leiden einer ſolchen Fahrt bei Borawetter finden ihr Ende, wenn der Dampfer die ſchmale Einfahrt zur Binnenbucht von Pago — Vallone di Pago — hinter ſich hat und in dem windgeſchützteren Hafen der gleichnamigen Stadt vor Anker geht. Die Stadt iſt womöglich noch enger und verwahrloſter als Arbe. Küſtenplätze von ſolchem Typus ſind, wie bereits einmal erwähnt, dankbare Motive für den Pinſel, nicht aber für die Feder. Man verſchmäht es, enge, winkelige Gaſſen zu durchpilgern, ins Gewühl der Fiſcher und Schiffer ſich zu mengen, oder zwiſchen triefenden Netzen über holpriges Pflaſter zu wandern, Alles um den fragwürdigen Gewinn, das Geruchsorgan in empfindlichem Grade afficirt zu haben. Der maleriſche Totaleindruck iſt aber ſchlechterdings nicht zu leugnen. Man verbleibe an Bord des Dampfers, und die Wirkung des Ganzen, ſowie des mannigfachen Details wird ſich alsbald ergeben. Zunächſt als Grundſtock des Bildes und deſſen Mittelgrund, die Stadt ſelber: graues und braunes Mauerwerk eng ineinandergefügt, mit höher ragenden Wänden oder Dächern, auf denen hin und wieder grelle Lichtflecken liegen. Tiefe Schlagſchatten finden ſich nur in den innerſten Winkeln zwiſchen den Häuſern; wo ſonſt das directe Licht fehlt, iſt es namentlich ein tief violettes Helldunkel, das wir wahrnehmen. In dieſes Helldunkel hinein, ſowie in die ſonnenbeſchienene Bucht — den Vordergrund — ſind die Staffagen hineingeſetzt: Fiſchertypen von bekannter Art, große und kleine Segelbarken mit weißen oder ockerrothen Segeln, die Bordwände ſchwarz mit weißen oder rothen Streifen darauf, ab und zu ein verwittertes Bugbild am Sterne. Auf Deck iſt alles in ein mattes Erdbraun gehüllt. Die Steuer, aus ihren Angeln ausgehoben, liegen quer über dem Achter. Manche ſind vom Element noch feucht und die Sonnenſtrahlen werfen ein klebrichtes Luſter darauf. In runden niederen Körben liegt die Beute aufgeſpeichert: Sardellen, Branzine, Aale, Scombri, Meeräſchen, daneben große Exemplare von Thunfiſchen auf den Dielen. Von Barke zu Barke liegen Bretter über, die ſich unter der Laſt der hin- und hereilenden nackbeinigen Fiſcher biegen oder in ſchwingende Bewegung gerathen. Das Treiben der Menge iſt lärmend, hin und wieder hallt ein

Ruf, ein Name, ein Scherzwort oder dergleichen hinaus und erſtirbt im Gemurmel der vorüberwallenden Menge. In dem Zwiſchenraume bis zum Dampfer liegt ein Stück ölglatten Meeresſpiegels, mit Schaumbläschen darauf, Binſenſtücken oder Fiſchabfällen. Flache Wellen ſchlagen mit leiſem Gurgeln an die abtauchende Bordwand. Der weite Hintergrund iſt hellgrauer Fels oder dunkler Olivenhain, oder weißer Steinbruch, darüber tiefblauer Himmel, der die Plaſtik des Ganzen ungemein fördert. Wo das Sonnenlicht breite Flächen einnimmt, reflectirt es ſo grell und intenſiv, daß die Augen ſchmerzen. Das ſchwarzblaue Meer dämpft den Reiz ab. Nimmt man noch die über das Städtchen dahingleitende Rauchwolke des Dampfers dazu, die unbeſtimmte Schatten nach abwärts wirft, oder ſich als zerflatternder Schleier an eine Dachkante feſtneſtelt: ſo iſt das Bild fertig. Was ihm in dieſer Skizze fehlt, das iſt das Nebeneinander von Farben und Formen, wozu die Feder eben nicht ausreicht.

Nach einiger Zeit geht es wieder aus der Bucht von Pago hinaus und zurück in den Canale della Montagna. Die Bora hat ausgetobt und kräuſelt nur mehr leiſe die See. Einzelne Sturmſtöße (Refoli) machen ſich unangenehm bemerkbar. Von köſtlicher Friſche aber iſt die Luft und unter ihrem Einfluſſe verlieren wir raſcher als zu erwarten war, die anhaltende Affection des Geruchsorgans, die wir uns im Hafen von Pago zugezogen. Dieſe Reinheit der Luft bewirkt auch eine merkwürdige Deutlichkeit aller Detailformen des Velebit. Die Contouren ſind von erſtaunlicher Schärfe; Felszacken und Abſtürze deutlich umriſſen, ſelbſt Blockaufhäufungen bis in die kleinen Schlagſchatten hinein ſichtbar. Weiße Runſen gehen wie Silbercascaden zu Thal. Die höchſten Zinnen ſind graugelb und ſcheinen im Sonnenbrande wie Phosphor zu verglimmen. Wenigſtens empfindet man die Täuſchung, als ob über die bleichen Gipfel ein ähnlich bleicher Dunſt wie eine verwehende Lichtwelle ſchwebte ....

Einen ähnlich majeſtätiſchen Rahmen hat kein anderer Abſchnitt der Adria aufzuweiſen, nicht einmal das albaneſiſche Geſtade, wo das Hochgebirge viel zu tief im Hintergrunde aufragt. Die ſogenannten »Keraunien«, im Norden von Korfu, laſſen ſich in Formen und Farben viel milder an. Die bergerfüllten Buchten von Cattaro endlich geben keine eigentliche

Küſtenſcenerie ab. Sie tragen das Gepräge eines reichgegliederten Binnengewäſſers, eines geſchloſſenen Bergſees.

An der Südſpitze von Pago haben wir das erſtemal dalmatiniſches Feſtland vor uns. Bisher ſteuerten wir in den Gewäſſern der nördlichſten dalmatiniſchen Inſeln und längs des kroatiſchen Geſtades. Die Scenerie im Oſten, wo der Velebit weit nach Südoſten verläuft, erleidet keine Aenderung. Anders im Süden. Dort iſt das dalmatiniſche Geſtade, das von mehreren Buchten eingeriſſen iſt, faſt eben. Ein ſchmaler Meeresarm verläuft nach Südoſten und hat im Hintergrunde das ſogenannte »Meer von Novigrad«, das Sammelbecken der Zermagna, die vom nordöſtlichen Hochlande herabſtrömt und ſich zwiſchen Velebit und Dinara den Weg zur Küſte bahnt. Novigrad hat ein altes Caſtell, von deſſen Zinnen die Witwe des ungariſchen Königs Ludwig des Großen gelegentlich eines Entſatzverſuches der Anhänger ihrer Tochter Maria, die man gleichfalls hier gefangen hielt, in die Tiefe geſtürzt wurde. Zuvor hatte man die Unglückliche erdroſſelt ....

Wir erreichen in der Folge die nordweſtlichſte Spitze von Dalmatien und ſehen auf eine öde verwahrloſte Stätte hinüber, die einſt glanzreiche Tage ſah. Es iſt die Königs- und Biſchofsſtadt Nona, nun eine Trümmeranhäufung mit Reſten aus älteren und älteſten Zeiten, mit Schutt und verfallenen Mauern, Kirchenruinen und anderem Gerümpel. Zwei Brücken führen aufs eigentliche Feſtland, das magere Culturen zwiſchen fieberhauchendem Sumpffeld hat. Von der See aus macht das Ganze einen wehmüthigen Eindruck, ohne gerade abſtoßend auf den Beſchauer zu wirken. Anders wenn man die Stätte ſelber beſucht und zwiſchen Sanddünen und Moortümpeln, an dürren Hecken und trockenen Mauern bis zur Niederlaſſung klettert, wo immer eine moderne elende Hütte mit einem alten verfallenen Bauwerke abwechſelt. Dieſes Nona, von den Slaven Nin genannt, iſt bezeichnend für das Land Dalmatien, welches wir vor uns haben. Es iſt das Eintrittsthor zu einem Kirchhof, die Pforte zur Verwahrloſung und Oede. Der erſte Eindruck läßt ſich in der Folge nur ſchwer verwiſchen. Die wehmüthige Stimmung hält an und läßt ſich durch keinen Farbenzauber, weder durch freundliches Gartengrün da oder dort, noch durch das reizvolle Meer verſcheuchen. Nona iſt und bleibt der Markſtein in der Geſchichte

und Paſſion dieſes traurigen Landes. Gelegentlich der Türkennoth von den eigenen Bewohnern den Flammen übergeben, blieb es fortan ein Trümmerhaufen. Neue Belebung iſt nie wieder in die alten geborſtenen Mauern eingezogen. Der Sumpf gewann die Oberhand und verpeſtete das Land, die Bora vernichtete im Laufe der Zeit jedwede Cultur. Noch heute peitſcht ſie den ſalzigen Giſcht über das niedere Ufer und ſetzt an dürrem Geſtrüpp funkelnde Salzkryſtalle an. Magere, ſchmutzige Schafe, einige ſkeletartige Hunde und umherſchleichende trübe Geſellen geben die Staffagen zu dieſem Bilde ab.

Zum Glücke dauert der Anblick ſolcher Dürftigkeit nicht allzulange. Bald haben wir den engen Canal zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel Pago hinter uns und ſteuern im breiteren Meeresarme von Zara, deſſen weißer Häuſerfleck im Hintergrunde aufflimmert. Sogar an Gartengrün fehlt es nun nicht. Aus ihm leuchten zwei Dörfer linker Hand hervor, und jenſeits des Canals, auf der Inſel Uglian, grüßt ein Kirchthurm zwiſchen platten ſteinernen Dächern. Auch graugrüner Olivenwald kriecht die bleichen Inſelhänge hinan. Zara ſelber ſpringt auf flacher Halbinſel weit vor, und um ſie herum geht es in den langgeſtreckten Hafen, den im Hintergrunde grüne Uferhöhen ſäumen.

Ein belebtes Hafenbild giebt Zara nun keineswegs ab. Wohl drängt einiges Leben nach dem Geſtade hin, wo die kleinen Küſtenfahrer in langer Reihe vertäut liegen; große Schiffe aber vermißt man in gleichem Grade, wie ſeeſtädtiſche Lebendigkeit. Wenn Handel und Wandel auf jenen Segelbarken allein ſich concentriren, dann iſt es mit ihnen mager genug beſtellt. Auf dem Ufer liegen Salzſäcke und Reiſigbündel und müde Eſel lagern in der Sonne. Die Typen, welche das Bild beleben, ſind weitaus das Intereſſanteſte, denn ſie geben zuſammen eine kleine Muſterkarte der norddalmatiniſchen Bevölkerung ab. Allenthalben ſind es ſtarkknochige markige Geſtalten, in der einfachen Tracht der kroatiſch-dalmatiniſchen Binnenländler, oder in der bunteren entlegenerer Diſtricte. Der morlachiſche Kopfbund macht ſich bereits mehrfach bemerkbar, desgleichen die faltenreiche Fiſcherhoſe. Mehr Farben zeigen die Gewänder der Weiber, denen das mühevolle, freudloſe Leben in ſichtbaren Zeichen in die ſtarkknochigen unſchönen

Geſichter eingegraben iſt. Sie kauern abſeits, neben ihren bunten Säcken (Torbas) und ſtricken, unbekümmert um alles, was um ſie vorgeht, an ihren Strümpfen oder Gamaſchen. Man ſagt, daß nie ein Lächeln um ihre Züge ſpielt. Was auch, in der That, mag dieſen Helotinnen die Freude ſein! In der Steinwildniß aufgewachſen, auf ſturmgepeitſchten Scopcen in elenden Steinhütten ſchaltend, wo ſie jeden Winkel mit dem lieben Vieh theilen, haben ſie keinen Antheil an den Silberblicken dieſes Lebens. Selbſt das tägliche Brod iſt ihnen ein vager Begriff, da der Hunger beſtändig bei ihnen zu Gaſt iſt. Auf Hunger läuft in dieſem Lande ohnedies alles hinaus. Den Dorfhunden klappern die Rippen, den Trageſeln brechen die Knochen durch die Haut, die Hühner ſind wandernde Skelette und der Schafe und Ziegen Magerkeit verbirgt ſich nur hinter dem Fell. Als die genügſamſten Geſchöpfe dieſer Erde ſuchen ſie ſtundenlange zwiſchen den Felsſplittern nach Grashalmen oder wühlen mit den Schweinen im dürren

Porta di Terra Ferma in Zara.

Digitized by Google

Stroh. Im ganzen Hinterlande von Zara findet man keine eigentliche Trift, keinen Weideplatz, der dieſen Namen verdiente. Selbſt die ſpärlichen Culturen ſind mit Steinen beſäet, trotzdem der Bauer ſie Jahr für Jahr in Maſſen über die Einfriedigungsmauer auf die Wege hinauswirft. Daß man in Folge dieſes Brauches auf weiten Strecken des Landes auf keinem Pariſer Asphaltpflaſter wandelt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Was die einförmigen

Piazza dei Signori in Zara.

Daſeinszirkel dieſer Leute ſtört, iſt das unausrottbare Räuberunweſen. Neben einzelnen Strichen bei Cattaro iſt kein Gebiet Dalmatiens ſo verwildert, verwahrloſt und verſiecht, wie der nördlichſte Theil des Königreiches. Wer nur einige Stunden in das Innere des Landes eindringt, wird ſicher einem Gendarmen begegnen, der einen gefeſſelten Dieb, oder Räuber, oder Brandleger escortirt. Kugelwechſel gehört in den Gebirgen zu den Alltäglichkeiten, denn ſo beſcheiden ſind die Leute ſelber genug, um das Menſchenleben möglichſt nieder anzuſchlagen. Dazu geſellt ſich ein finſterer, in

ſeinen kraſſeſten Formen oft haarſträubender Aberglaube. Es ſchalten Hexen und Beſeſſene, Vampyre und andere Dämonen, und wer dagegen gefeit ſein will, bedarf wunderthätiger Talismane. Alles in Allem: ein ergreifender Jammer in allen Geſtalten!

Es wäre wünſchenswerth, mit anderen Gedanken, als den vorſtehenden, die Landeshauptſtadt des Königreiches zu betreten. Es iſt ſicher erfreulich, daß dieſe letztere uns heiterer ſtimmt, ja, in vielen Dingen ſogar befriedigt. Was in Zara zunächſt überraſcht, das iſt die große Sauberkeit, welche in den Gaſſen und auf den Plätzen herrſcht. Reingefegtes, faſt hell ſchimmerndes Pflaſter, geſcheuerte Plätze mit wohlerhaltenen, zum Theile altehrwürdigen Gebäuden zum pittoresken Rahmen, mehrſtöckige Häuſer ohne die anderwärts üblichen ausladenden, die Gaſſen verengenden und verfinſternden Altane: das Alles macht den beſten Eindruck. Sieht man ſich Zara von außen, am beſten vom Hügel des öffentlichen Gartens an, ſo gewinnt das helle, auf drei Seiten vom Meere beſpülte Städtebild noch weſentlich in unſeren Augen. Von jenen hübſchen, wenig über fünfzig Jahre alten Anlagen aus, umfaßt der Blick überdies einen großen Theil ihrer Umgebung: den ſtarren Velebit, eine grauweiße Mauer, mit tiefen, ſchattendunklen Runſen, die alle Hänge durchfurchen; davor eine ſteinige Fläche mit grünen Flecken darauf, einem Pantherfelle zu vergleichen; auf der entgegengeſetzten Seite den blauen Meeresarm, der das Feſtland von der Inſel Ugliano trennt, und zuletzt dieſe ſelber, mit dem Steilſturze am Geſtade, den bebuſchten Hängen und den Trümmern eines venetianiſchen Caſtells auf der höchſten Kuppe.

Im Jahre 1868 wurde Zara als Feſtung aufgelaſſen; die Bauthätigkeit iſt aber gering und der alte Mauerring umſchnürt noch allenthalben die Stadt. Mit den Mauern ſind auch die intereſſanten Thore ſtehen geblieben: die Porta Marina, in der ſich römiſche Fragmente verbaut finden; die Porta terra Ferma, ein Werk des Baumeiſters Sammichieli, deſſen Namen man hier des öftern begegnet; das Thor des San Griſogono, mit flachen Pilaſtern korinthiſcher Ordnung und einer Art Attica über dem Geſimſe ꝛc. . . . . Von und zu dieſen Thoren ziehen die Hauptſtraßen, von denen wir die Calle larga und del Duomo, dann die Calle Marina nennen. Im Innern der Stadt münden die Hauptgaſſen auf mehrere Plätze. Der

freundlichſte iſt die Piazza dei Signori, auf deren glattem Steinpflaſter beim Klange einer Militärkapelle die ungemein zahlreich vertretenen Beamten und Officiere mit ihren Damen und die Elite der Geſellſchaft luſtwandeln. Eingerahmt iſt dieſer Platz von der ſtattlichen Loggia Sammichieli's, in der ſich die Bibliothek befindet, von Arcaden und dem Gebäude der Hauptwache mit ſchlankem Uhrthurm. Nicht minder freundlich und etwas größer iſt der »Grünplatz« (Piazza dell' Erbe) mit ſeiner antiken Säule und dem erzbiſchöflichen Palais. Wer ſich an dalmatiniſchem Markttreiben ergötzen will, findet hier vollauf Gelegenheit. Wir erwähnen noch die Piazza San Simeone, wo eine freiſtehende korinthiſche Säule an das römiſche Alterthum erinnert. Unweit hiervon und in unmittelbarer Nachbarſchaft des Regierungspalaſtes erkennt man in dem mächtigen, fünfeckigen Thurme, einem ſolideren Quaderbaue, genannt »Bovo d'Antona«, gleichfalls einen Ueberreſt aus alter Zeit. Von hier iſt es nicht weit zu den merkwürdigen »fünf Brunnen« (I cinque Pozzi), einer rieſigen Ciſterne, in deren Tiefe man die unterirdiſchen Waſſer mächtig rauſchen hört.

Zara beſitzt auch eine Anzahl intereſſanter Kirchen, doch möchten wir uns diesfalls nicht mit eingehender Schilderung befaſſen. Beſchreibungen dieſer Art haben das Mißliche, daß ſie höchſtens dem Fachmanne ein oberflächliches Bild gewähren, nicht aber dem Laien in der Kirchenarchitektur. Die älteſte Kirche Zaras iſt die des San Donato, iſt aber ihrer Beſtimmung längſt überhoben. Sie ſtammt urkundlich aus dem IX. Jahrhundert und iſt ein maſſiger Rundbau mit drei Apſiden und einer umlaufenden Pfeilergalerie. Man vermuthet, daß der Bau auf den Fundamenten des Tempels der Juno Auguſta ſteht, was immerhin möglich. Die älteſte Stadtanlage war eine liburniſche; als Jadera ward ſie eine römiſche Colonie und zwar unter Kaiſer Auguſtus, und zu Ehren ſeiner Gemahlin Livia ward eben jener Tempel erbaut .... Ein Bau von hervorragendem antiquariſchen Intereſſe iſt der heutige Dom, eine große dreiſchiffige Baſilica mit Säulen- und Pfeilerſtellungen, einer geräumigen Apſis und ſehr intereſſanten Krypta. Die Hauptfaçade zeigt einen hochragenden, von einem romaniſchen und einem gothiſchen Radfenſter durchbrochenen Mittel- und zwei pultartige Seitengiebel. Der Mittelgiebel iſt durch vier Reihen von flachen Blend-

arcaden gegliedert. Das Innere des Domes birgt einen Schatz in den Gemälden von Palma dem Jüngeren und Vittore Carpaccio, also aus dem Cinquecento. Bei den Gläubigen und Frauen steht ein anderer Schatz in höherem Ansehen, nämlich die aus getriebenem Silber mit vergoldeten Figuren versehene Capsa des heil. Jacobus. Auch andere kostbare Geräthe finden sich vor. Das älteste Stück im Inneren ist aber der altbyzantinische Ciborienaltar, ein Werk aus dem XIII. Jahrhundert .... In noch höherem Ansehen als der Dom steht bei der Bevölkerung die Kirche des heil. Simeon, welche die sterblichen Reste dieses »heiligen Juden« birgt. Der mächtige Sarkophag ist ganz aus Silber, und hat erhabene Arbeit in getriebenem Edelmetall. Das Ganze trugen vordem vier Engel aus massivem Silber, die gelegentlich einer Geldnoth von den Venetianern eingeschmolzen wurden. An ihre Stelle sind Stein- und Bronzeträger getreten. Der Sarkophag ist laut Inschrift ein Geschenk der Königin Elisabeth, Gemahlin Ludwigs des Großen von Ungarn.

Wenn Zara einen durchwegs italienischen Eindruck macht, so fällt dies lediglich auf Rechnung des architektonischen Momentes. Im Grunde ist Zara eine Beamtenstadt mit überwiegend italienischem Bevölkerungs-Element. Das Slaventhum aber drängt sozusagen zu den Thoren herein, denn italienisches Wesen und italienisches Uebergewicht reichten selbst in früherer Zeit nie über die Küstenstädte hinaus. Sicher ist es von allgemeinem Interesse, die jahrhundertelangen Beziehungen zwischen Italienern und Slaven auf dalmatinischem Boden näher ins Auge zu fassen. Wenn wir hierbei räumlich etwas ausgreifen, und auch Gebiete, die nicht eigentlich zum Gegenstande, das heißt zu dem vorstehenden Capitel gehören, berühren, so dürfte dies Verfahren der Sache weiters keinen Eintrag thun.

Geht man bis auf die römische Eroberung zurück, so ist das romanische Element gerade tausend Jahre länger in Dalmatien als das slavische. Im Anfange hatte das Auftreten von slavischen Stämmen im Küstenbereiche (im VII. Jahrhundert) keinen weiteren Einfluß auf die Machtstellung der venetianischen Republik. Als aber die Könige von Ungarn unausgesetzt nach der Küste der Adria hin drängten und in dieser Richtung dauernde Erfolge erzielten, machte die Signoria große Anstrengung jene Bestrebungen zu

paralyſiren. Selbſt der Bund mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit und dem Abendlande — den Osmanen — wurde nicht verſchmäht. Egoiſtiſche Intereſſen-Politik drängte die venetianiſchen Kaufherren zu ſchlauen Abmachungen, denen eventuellen Falls durch Vordrängen des vorhandenen Machtfactors Nachdruck verliehen werden konnte. Solche Intereſſen-Politik pflegt, wie wir ja von anderwärts her wiſſen, ſelten auf die materiellen und moraliſchen Verhältniſſe der hierbei in Mitleidenſchaft gezogenen Völkerſchaften Rückſicht zu nehmen. Kein Wunder alſo, daß Venedig ſein eigenes Beſitzthum, namentlich dort wo das ſlaviſche Element in Betracht kam, mit ſeltener Rückſichtsloſigkeit ausbeutete, für ſeine Zwecke ausnützte, und die Bewohner, wie es bei ſolchem Verfahren ſelbſtverſtändlich iſt, ohne Staatshilfe ließ, ja ſie vollſtändig der Verwahrloſung preisgab.

Das Land war zur Zeit der venetianiſchen Herrſchaft in drei Theile getheilt. Unter »Dalmatien« begriff man damals überhaupt nur die Gebiete von Zara und Spalato, die Inſeln des Quarnero und die Inſel Curzola. Dies war das »Vecchio Acquiſto« (die alte Erwerbung). Der Beſitzſtand war durch den Friedenstractat von Candia (1669) garantirt .... Das Nuovo Acquiſto, das mit Waffengewalt eroberte Gebiet, fiel der Republik im Frieden von Carlowitz (1699) zu und umfaßte einen großen Theil der Diſtricte Sebenico und Trau, die Diſtricte Knin und Derniſch, einen bedeutenden Abſchnitt der Diſtricte Scardona, Spalato, Sinj und Gebietstheile von Almiſſa, Makarska und Narenta .... Das Nuoviſſimo Acquiſto endlich fiel der Republik gegen die Abtretung Moreas im Friedensſchluſſe von Paſſarowitz (1718) zu, und enthielt einen Theil der heutigen Diſtricte Knin und Sinj, einen kleinen Gebietsantheil an den Diſtricten Almiſſa und Makarska und den Ort Imoski mit ſeiner Umgebung. Das venetianiſche Dalmatien erſtreckte ſich alſo zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung von der Inſel Cherſo und dem quarneriſchen Geſtade bis zur Narenta hinab. Raguſa war Republik und befand ſich unter türkiſchem Schutze; Cattaro, wenngleich Republik, ſtand unter einem venetianiſchen Provedditore.

Bei allen Friedensſchlüſſen tritt ein ſehr beachtenswerther, für die außerordentliche Vorſicht der Republik ſprechender Vorgang zu Tage: jedes früher erworbene Stück Land durch eine nachfolgende Erwerbung zu arron-

diren, durch entsprechendes Hinterland zu decken. Man sucht den Raum zwischen Küste und Hinterland zu vergrößern, wobei immer irgend ein hoher Gebirgszug als Grenze gewählt wird, um vor dem gefürchteten türkischen Nachbar gesichert zu sein. Allerdings blieb diese letztere Maßregel jederzeit wirkungslos, denn ein Gebirge, wie die dinarischen Alpen, konnte nie und nimmer die Eigenschaften besitzen, so unternehmende Eroberer, wie die Osmanen, aufzuhalten. Sie haben Dalmatien unzähligemale heimgesucht, verwüstet, einzelne Punkte dauernd erobert, und den Feuerbrand bis in die Küstenstädte getragen.

Jene früher skizzirte Dreitheilung war übrigens nicht blos eine geographische, oder historische, sondern war auch in administrativer Beziehung vorhanden. Die Bewohner des Vecchio Acquisto behielten ihre alte Municipal-Verfassung und waren zehentfrei: die des Nuovo und Nuovissimo Acquisto aber wurden ganz nach Willkür regiert und mußten den Zehent leisten. Die Berggegenden waren aber ausschließlich von Slaven bewohnt. Es versteht sich von selbst, daß sämmtliche Beamtenstellen in den verschiedenen Zweigen der Regierung bis auf die untersten Stufen herab mit Venetianern besetzt waren: die Amts- und Dienstsprache war durchwegs die italienische, die Administration eine unnachsichtlich strenge. Man könnte vielleicht einwenden, daß die alten Beamtenlisten gar viele slavische Namen aufweisen und hervorragende Familien durch lange Zeit Regierungsposten einnahmen. So waren die Posten der Ober-Intendanten von Vergorac in der Familie Deskovič von Almissa, jene der Narenta in der Familie Ronkovič erblich. Man würde aber sehr fehl gehen in den Trägern dieser slavischen Namen gleichzeitig Slaven von Gesinnung und Racenreinheit zu erblicken. Wer zu Amt und Einfluß gelangen wollte, mußte sich den Herrschern anschließen, ihre Sitten, ihre Sprache annehmen, mit ihnen in directen Verkehr treten u. s. w. So wurden diese Streber ihrem eigenen Volksthum entfremdet, und schlossen sich als Renegaten den Machthabern aufs innigste an. Von Beziehungen zu ihren ehemaligen Stammesbrüdern war keine Rede mehr. Ja, in vielen Fällen wurden gerade sie die ärgsten Bedrücker des slavischen Elementes, und dieses stand machtlos denen gegenüber, die ihr eigenes Fleisch und Blut waren, dasselbe aber schmachvoll verleugneten.

Dieſe traurigen Verhältniſſe hatten zur nächſten Conſequenz, daß die Slaven, die ohnedies unfähig waren, durch eigene culturelle Entwicklung den fremden Einfluß wett zu machen, nach und nach in einen Zuſtand völliger Sklaverei verſanken. Alle dalmatiniſchen Slaven waren um jene Zeit rechtloſe Heloten, deren nationales Bewußtſein ſo weit herabſinken konnte, daß ſie ihren Bedrückern noch obendrein Kriegsdienſte leiſteten. Es gab elf Regimenter »Schiavoni«, welche einfach angeworben wurden und ſich national kleiden und bewaffnen mußten. Die Officiere aber waren Venetianer, mitunter auch Ausländer, zumal Deutſche. Dieſe Truppe war übrigens ſchlecht beſoldet, wenig disciplinirt und häufig zu Ausſchreitungen geneigt, namentlich, wenn der karge Sold ausblieb, was bei der chroniſchen Geldverlegenheit der Signoria häufig genug der Fall war. Die Leute waren auf Nebenverdienſte angewieſen, und betrieben in ihren Stationen allerlei Handwerke. Die Wachtpoſten an den Stadtthoren wurden oft jahrelang nicht abgelöſt (wie etwa die türkiſchen Zaptiehs) und benützten die Wachtlocale als ſtabile Wohnungen. Außer jenen elf Schiavoni-Regimentern gab es übrigens noch eine »Forza territoriale«, eine Art Pandurencorps, in den Grenzdiſtricten angeworben und deshalb ausnahmslos gegen die Türken in Verwendung ſtehend. Die Angehörigen dieſer Territorialmiliz erhielten nur im Kriegsfalle Löhnung und Verpflegung. Dagegen durften ſie die gemachte Beute behalten, wodurch ſie ſich über die mageren Friedensjahre hinüberhelfen konnten. Noch in den letzten Tagen der Republik kämpften »ſlavoniſche« Regimenter gegen Napoleon. Damals hatte man zehntauſend Dalmatiner, meiſtentheils Morlaken, nach Venedig gezogen und ſie im dortigen Arſenal bewaffnet. Die ſiegreichen Franzoſen ſchickten ſie im Mai 1797 wieder in ihre Heimat zurück, wobei ihnen die Waffen belaſſen wurden. Sie begingen arge Exceſſe, denen erſt die bald hierauf erfolgte öſterreichiſche Occupation ein Ende bereitete.

Dieſe letztere erfolgte auf Grund des Präliminarvertrages von Leoben (18. Auguſt 1797). Der Friede von Campoformio (17. November desſelben Jahres) beſtätigte das Beſitzrecht der Oeſterreicher auf Iſtrien und Dalmatien und fügte auch noch Venedig mit einem Theile des Hinterlandes hinzu. Leider war dieſer Beſitzwechſel nicht von langer Dauer, denn ſchon im Jahre 1805

mußte Oeſterreich die früher erhaltenen Gebiete räumen und an das durch Napoleon neugeſchaffene »Königreich Italien« abtreten .... Mit den Franzoſen kamen circa zehntauſend Mann. Sie reorganiſirten das Panduren-corps »Mousquetaires«, beließen ihnen aber ihr Nationalcoſtüm. Der commandirende General Marmont nahm zugleich die Verwaltung des Landes in die Hand, die noch heute in gutem Andenken ſteht. Es wurden Straßen gebaut, die Jahrzehnte lang die einzigen in dem verwahrloſten

Wohnhaus in Dernisch.

Lande blieben; es wurden Befeſtigungen errichtet, die bis auf den Tag ihre Zwecke erfüllen. Unter Marmont wurde für die bis dahin verwahrloſten Griechiſch-Orientaliſchen in Dalmatien ein Bisthum mit Domcapitel zu Sebenico errichtet und dasſelbe reichlich dotirt; auf Koſten der franzöſiſchen Regierung erſchien ein illyriſch-italieniſch-lateiniſches Wörterbuch in drei Folianten, die Lebensarbeit des Ragusaners Stulić.

Kein Wunder alſo, daß die einheimiſche Bevölkerung den Franzoſen große Sympathie entgegenbrachte, eine Sympathie, die derart nachhaltend war, daß noch in ſpäteren Decennien, als längſt das öſterreichiſche Regime

platzgegriffen hatte, sie nicht ganz verwischt werden konnte. Nach 1814 kamen abermals die Oesterreicher und mit ihnen beginnt eine neue Verwaltungsgeschichte, über deren Werth wir einem anonymen Politiker das Wort lassen ....

»Nachdem Oesterreich nicht wie Venedig, oder selbst wie bis zu einer gewissen Grenze auch die adelige Handelsrepublik Ragusa das dalmatinische Land und Volk keineswegs als Colonie mit vorwaltendem Helotenthum betrachten konnte, sondern logischerweise bestrebt sein mußte, die in vieler Hinsicht verwahrloste Provinz in einen menschenwürdigen Zustand zu versetzen, so wäre es doch vor Allem nothwendig gewesen, der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, umsomehr als es doch für Jedermann nahe lag, daß diese weit nach Süden gestreckte Provinz mit den slavischen Bewohnern auch in Bezug auf den Gang der Dinge in den benachbarten türkischen Slavenprovinzen ihre Bedeutung haben mußte.

Ueber die Regierungsfähigkeit des slavischen Volkselementes konnte aber Angesichts der Erfahrung in Ragusa ebensowenig ein Zweifel obwalten, als auch mit Rücksicht auf die Verwendbarkeit des serbo-kroatischen Idioms in den Kreisen der unteren Verwaltung nicht die mindeste Schwierigkeit vorhanden war. Und dennoch! Dalmatien mochte um das Jahr 1814 ungefähr 400.000 (heute 474.000) Einwohner gehabt haben. Davon waren etwa 40.000, das ist zehn Procent, Italiener oder italienisirte Dalmatiner (heute etwa zwölf Procent), 360.000 aber reine Slaven. Was that die österreichische Regierung? Führte sie etwa das Deutsche als »Reichssprache« in die Administration ein? Oder ließ sie mindestens die unteren Behörden mit dem Volke in dessen Muttersprache verkehren? Keines von beiden. Die Amts- und Gerichtssprache war und blieb die italienische. Anstatt also daran zu gehen, die Masse des Volkes zu civilisiren, damit dieselbe dem Reiche gewonnen und fruchtbar gemacht werde und dann auch für die benachbarten Slavenstämme zum Anreiz diene; statt slavische Volksschulen zu errichten, in den Mittelschulen die slavische Sprache zu pflegen und daneben das Deutsche als Sprache des Reiches und der Armee von jedem Gebildeten, insbesondere auch von jedem Subalternbeamten zu fordern,

verharrte die öſterreichiſche Regierung bei dem ausſchließlichen Gebrauche der italieniſchen Sprache.

Die Folgen davon blieben nicht aus. Dalmatien iſt von Natur aus ein armes Land. Will Jemand, der nicht Handels- oder Geſchäftsmann iſt, ſich über das Niveau der reinen Natürlichkeit erheben, ſo iſt er zu dem Eintritt in den Staatsdienſt gezwungen. Dieſer Eintritt war für den begabten ſlaviſchen Jüngling aber nur möglich, wenn er ſein Volksthum abſtreifte und ſich in einen Italiener verwandelte. Auf ſolche Weiſe wurden dem ſlaviſchen Volke gerade ſeine beſten Kräfte entzogen. Da kam zum Beiſpiel der Dorfjunge nach Spalato oder Zara in die Schule, hier hörte er acht bis neun Jahre lang blos italieniſch ſprechen. Auf das Gymnaſium folgte die Univerſität; dieſe mußte die dalmatiniſche Jugend in Padua abſolviren. Was wurde aus dem Slaven? Ein Italiener, der für Petrarca und Metaſtaſio ſchwärmte, ſein eigenes Volksthum verachtete, oft ſeinen eigenen Namen verwälſchte (zum Beiſpiel aus Gundulić — Gondola, aus Pučić — Pozza ꝛc.) und mit ſeinen italieniſchen Commilitonen auch die Freiheitslieder mit dem Refrain »Tod den Oeſterreichern« ſang. Der Mann dachte, ſprach, fühlte nur — italieniſch. Was Wunder, wenn er bei ſeiner Rückkehr in die dalmatiniſche Heimat ſich auch hier den Italienern anſchloß und von der ſlaviſchen Zugehörigkeit nichts mehr wiſſen wollte! War doch auch ſein Amt nur die Fortſetzung des italieniſchen Umganges!

Und dieſer ganz widernatürliche Zuſtand erhielt ſich bis auf unſere Zeit. Blieb doch ſelbſt die Amtsbenennung in Dalmatien bis zum Jahre 1866 die alte venetianiſche. Es erſcheint wie ein Fatum, wenn man dies Verhalten der öſterreichiſchen Regierung beobachtet. Ohne jeden zwingenden Grund, ja mit offenbarer Verletzung der einheimiſchen Bevölkerung, zum Schaden des Staatsintereſſes und zum Nachtheile der Verwaltung wird ein Amtsſyſtem beibehalten, das in berechneter Weiſe die Söhne ihrem Volke, die Männer dem Lande und der Monarchie entfremdet, ja ſie in das Lager der Feinde treiben muß« ....

Nur in zwei Dingen hatte Dalmatien damals noch eine beſondere Aufmerkſamkeit ſeitens der Regierung zu erfahren. Es genoß einmal des zweifelhaften Vorzuges, von Militär-Statthaltern verwaltet zu werden, und

dann mußte es auch die katholisirende Propaganda über sich ergehen lassen. Was die militärischen Statthalter anbelangt, so wollen wir nicht leugnen, daß es auch unter ihnen ausgezeichnete Administratoren geben kann; gerade in Dalmatien hat dies der französische General Marmont bewiesen. Aber Marmont und seines Gleichen bilden doch nur seltene Ausnahmen. Von allen österreichischen Militär-Statthaltern in Dalmatien gilt diese Ausnahme nicht; sie haben sämmtlich (etwa den einzigen Vetter von Lilienberg ausgenommen) daselbst nichts Fruchtbares geschaffen. Die meisten dieser Statthalter betrachteten ihren Posten als bequeme Ruhestelle, belästigten die Regierung niemals mit Reformprojecten und schützten sich dadurch vor der Gefahr, daß dieselben abgelehnt würden. Man lebte auf diese Weise bei der notorischen Wohlfeilheit in Dalmatien vor 1848 ein bequemes Leben. Regierungsbefehle brauchten damals von Wien bis Zara bei gutem Wetter volle acht Tage; wie leicht war da jedwede Art von Verschleppung und Verzögerung! Kam ab und zu eine controlirende Inspection, so war es auch nicht schwierig, durch Hinweis auf das zufriedene Leben der Bevölkerung, auf die herrschende Wohlfeilheit, Ruhe und Behaglichkeit in den Küstenstädten, alle weiteren Regierungssorgen zu beschwichtigen.

Man fürchtete Neuerungen und Umstürze. Letztere traten aber gleichwohl ein, als das Jahr 1848 auch in Dalmatien bedeutungsvolle Symptome zu Tage förderte. Wie die Dinge lagen, würden die Italianissimi damals ohne Zweifel losgeschlagen haben, wenn die slavischen Elemente nicht durch ihre Treue und Abneigung gegen die italienischen Freiheitsströmungen die Gefahr paralysirt hätten. Die italienischen Demonstrationen zeigten übrigens deutlich genug, welchen Dank die Regierung dafür erntete, daß sie das italienische Element im Lande protegirte. Nun waren bei den Schreiern und Freiheitshelden die fürsorglichen Protectoren plötzlich zu — »Fremden« geworden, und an Pereats für dieselben fehlte es nicht.

Nach dem Jahre 1859 wendete die Regierung endlich auch den slavischen Elementen größere Sorgfalt zu. Man gab dem Lande einen Statthalter von slavischer Abkunft, den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Mamula. Seine Thätigkeit im Sinne der slavischen Strebungen war so geringfügiger Natur, daß sie kaum der Rede werth ist. In der Verwaltung

blieb aber Alles beim Alten. Sehr ergötzlich iſt, was der früher citirte anonyme Politiker (dem wir vorſtehend gefolgt ſind) in dieſer Richtung erzählt .... »Was für Elemente in den Aemtern ſaßen, davon konnte der Statthalter bald nach ſeinem Amtsantritte die Ueberzeugung gewinnen. Mamula war eine noble Natur, ledig, ohne Bedürfniſſe, frei von Diäten- und Reiſepauſchalienhunger, zudem ein Freund der Geſelligkeit; deshalb gab er zu Beginn ſeiner Verwaltung Abendgeſellſchaften, wozu nebſt den hervorragenderen Perſonen der Zaraer Geſellſchaft auch Beamte mit ihren Frauen und Töchtern geladen wurden. Wie war der Statthalter jedoch erſtaunt, als ihm nach der zweiten Soirée die eingeladenen Beamtenfrauen ihre Toilettenrechnungen zur — Saldirung zuſchickten! Das ging ſelbſt dem gutmüthigen und ſplendiden Mamula über den Spaß und er gab keine Abendgeſellſchaften mehr« ....

Digitized by Google

Die Kerka-Fälle bei Scardona

Von Zara nach Spalato.

Die tiefe Eindrucksfähigkeit der dalmatiniſchen Natur führt uns nur zu häufig zu philoſophiſch-naturwiſſenſchaftlichen Betrachtungen. Wie würde zum Beiſpiel ein Goethe, der unübertreffliche Virtuoſe in geiſtiger Naturanſchauung, über ein Land ſich ausgelaſſen haben, wo der Zauber der Landſchaft meiſt im grellſten Contraſt zu den übrigen Lebenserſcheinungen ſteht? .... Häckel ſagt an irgend einer Stelle ſeiner »Natürlichen Schöpfungsgeſchichte«: alle Natur ſei für uns belebt, ſei vom göttlichen Geiſte, von Geſetz, von Nothwendigkeit durchdrungen. »Wir kennen keine Materie ohne dieſen göttlichen Geiſt, keinen Geiſt ohne Materie. Wer von einer geiſtloſen Materie ſpricht, der beweiſt damit nur die Geiſtloſigkeit und Rohheit ſeiner eigenen Anſchauung von der Materie .... Stumpf für den unendlichen Adel der ſogenannten »rohen Materie« und der aus ihr entſpringenden herrlichen Erſcheinungswelt, unempfindlich für die unerſchöpflichen Reize der Natur, wie ohne Kenntniß von ihren Geſetzen, verketzern die ſogenannten Anhänger des »ſittlichen« Materialismus (der beiläufig geſagt, mit dem naturwiſſenſchaftlichen gar nichts gemein hat) die ganze Naturwiſſenſchaft« .... Es war der geiſtreiche Fr. Schlegel, der gelegentlich ſagte: das Vorrecht der Natur ſei ihre Fülle und das unendliche Leben. Schiller meinte: dem Griechen iſt die Natur nie

blos Natur; darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. »Er führte die Freiheit, die nur im Olymp zu Hause ist, auch in die Geschichte der Sinnlichkeit ein und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olymp versetzte« ....

Es ist der herrliche Sommermorgen, im Angesichte der reichgegliederten und farbigen Küste, an der wir vorübersteuern, der uns zu solchen Betrachtungen führt. Dieses Meer ist schäumendes Leben, Leben ist der Grashalm, der in der Sonne lechzt, ein unbegrenztes Weltall sind die unzähligen Organismen, die in der Sonnenlohe des südlichen Tages athmen.

Sie denken, fühlen, leben wie der Mensch;
Und ihre Liebe und ihr Haß erzeugt,
Wie bei dem Menschen, das Gesetz,
Das all' ihr Thun beherrscht;
Und die geringste Wallung,
Die ihren zarten Leib
Unmerklich fast durchzuckt,
Ist unerläßlich und bestimmt,
Wie das erhabene Gesetz,
Das jene Sonne lenkt ....

(Shelley, Queen Mab.)

Ein schriller Dampfpfiff reißt uns aus unseren Träumen. Wir blicken auf und sehen vor dem Bug eine Segelbarke, die dem Dampfer quer vorliegt und mit schlaffem Segel nicht von der Stelle kann. Bei Nacht und Nebel müßte die Situation bedenklich werden, jetzt genügt eine leichte Drehung unseres Steuers, um der hilflosen Barke beizuspringen. Sie bleibt in unserer Courslinie unthätig liegen, indeß wir mäßig gegen die Insel Pasman abschwenken. Der Canal, der zwischen ihr und dem fast kahlen Festlande liegt, ist von tiefstem Ultramarin förmlich gesättigt und einzelne Silberstreifen durchfurchen die ölglatte Fläche bis zu einigen grauen Felseilanden, die im Süden vorliegen. Es sind die »Schkoljaritschi«: Scoglio Ricci etwas nach links gerückt, mit dem weißen Dorfe Torrette dahinter, vor uns der Scoglio Santa Catterina. Hinter ihm verbirgt sich Zara Vecchia, das Biograd der kroatischen Könige, mit einigen weißen Häusern und mäßigem Grün dazwischen und im weiteren Rahmen. Es hat harte Schicksalsschläge

über sich ergehen lassen müssen. Eine venetianische Kriegsflotte schoß es gelegentlich zu einem Trümmerhaufen zusammen, denn die aufstrebende Macht der ungarischen Könige konnte der venetianische Egoismus auf die Dauer nicht vertragen. Man sieht auf dem entgegengesetzten Ufer (auf der Insel Pasman) ein stattliches Kloster, das ein Denkmal aus jener Zeit ist, denn es bestand schon unter König Kreschimir III. Der Ort Pasman selber liegt, in Häusergruppen aufgelöst, am flachen Gestade, mit spärlich bewaldeten Höhen über sich. Die ganze Küstenstrecke zwischen Zara und Zara Vecchia ist auffallend nackt. Olivenbäume treten nur in langen bleichgrünen Streifen auf und säumen gewissermaßen die reichgeformten Hügellehnen. Der starre Velebit ist gänzlich unseren Blicken entschwunden; nur im Nordosten, aber tief im Hintergrunde, ragen noch einige Zacken empor; südlicher wogt die heiße Luft bis zum tiefblauen Hintergrund, welchen nicht die kleinste Wolke trübt.

Hinter Zara Vecchia füllt sich der Horizont neuerdings mit hohen kahlen Bergen. Das ist die Dinara, oder wie man sie auch noch nennt, die »Dinarischen Alpen«, deren Aehnlichkeit mit dem nördlichen Küstengebirge, dem Velebit, unverkennbar ist. Nur die eingerissenen Thalschluchten sind etwas flacher, die Gipfel weniger wild zerzackt, die Kammlinie nicht wie dort, in horizontaler Richtung verlaufend.

Bei der Insel Morterra, wo eine Drehbrücke aufs Festland hinübersetzt, treten die Dinarischen Alpen scheinbar viel näher heran, doch mag dies nur eine Täuschung in Folge der reinen Tramontanaluft sein, die wunderbar erquickt. Unwillkürlich erinnern wir uns der köstlichen Morgenfahrt von Fiume aus nach dem Porto Priluka hinüber, am grünen Gestade von Volosca und Abbazia, wo wir mit diesem köstlichen Morgenwinde zuerst Bekanntschaft machten. Leider ist die Küste vor uns grauer Steilsturz, ohne jede grüne Belebung. Auf einem Hügel im Innern einer Bucht leuchtet der Obelisk eines Kirchthurmes; daneben säumen einige weiße Häuserreihen das Gestade und auf den Hängen kleben graue Oelbüsche. Die hohe Warte im Hintergrunde — ein anderer Thurmobelisk auf kahler Höhe — ist die Kirche Madonna del Carmine. Ein Trabaccolo durchfurcht die stille Bucht und hat einen schaukelnden Kahn im Schlepptau. An Stelle

der Inſeln aber ſind nackte, niedere Felseilande getreten, die gleich großen Fiſchrücken aus der blauen Fluth ragen.

Endlich haben wir dieſelbe hinter uns und gewahren auf der Höhe der Inſel Starina die weiße Front eines Inſelforts, das eine fjordartige Einbuchtung ſperrt. Dieſes Fort — San Nicolo — iſt ein Werk des mehrfach erwähnten Kriegsbaumeiſters und Architekten Sammichieli, und erfüllt längſt ſeinen Zweck nicht mehr. Immerhin trägt es zum Maleriſchen der ganzen Küſtenſcenerie weſentlich bei. Hauptſtück derſelben iſt aber der enge, von Felſen umſtarrte Canal, dem ſie vorliegt, und in den unſer Dampfer

Fiſcherbarke bei Tramontana-Wetter.

mittelſt ſcharfer Biegung einlenkt .... Es iſt in der That ein impoſantes Seethor. Ueberraſchend prächtig tritt aus dem Hintergrunde der weiten Bucht, mit der der Canal zuſammenhängt, das in Terraſſen die Uferhöhe hinankletternde Sebenico, mit den altersgrauen Forts (Il Barone, San Giovanni und M. Tartaro) darüber. Es iſt zweifellos das pittoreskeſte Städtebild, das Dalmatiens Küſte aufzuweiſen hat. Die meiſte Aehnlichkeit hat die Lage mit der merkwürdigen Häuſerpyramide von Syra. Es iſt alſo wieder die Levante, an die wir hier erinnert werden. Levantiniſches Gepräge haben auch dieſe Felſen, die wie der Trümmerſturz eines rieſigen Bauwerkes übereinander gethürmt ſind. Einige ſind in die See geſtürzt und werfen tiefe Schatten. Faſt geiſterhaft ſchweben einige weiße Segel über die glatte

Digitized by Google

Meeresfläche. Wir ſteuern an einer einſamen Kapelle vorüber, die linker Hand zwiſchen den Blöcken klebt, und zu der einige Stufen hinaufführen. Ein freiſtehendes Kreuz ragt dahinter und ſieht über das ſteile Firſtdach herüber. Wenn Fiſcher hier vorüberſteuern, lüften ſie ihre Mützen oder

Frau aus Sebenico.

ſchlagen ein Kreuz. Sie haben ein ſchweres Handwerk, zumal die Korallenfiſcher von Slarina, der Inſel vor dem Einfahrtscanal zu Sebenico.

Das Felſenthor verengt ſich noch im letzten Augenblicke, fällt aber hierauf auf beiden Seiten ab, und eine der ſchönſten Buchten der Welt nimmt uns auf. In der gelben Häuſermaſſe, die vor uns liegt, fällt uns namentlich eine hochragende Kuppel auf, die des altehrwürdigen Domes,

der Perle von Sebenico. Der Quai, wo wir die Stadt betreten, liegt ganz im Süden derselben und von dort müssen wir streckenweise steile Treppengassen emporklettern, um den Domplatz zu erreichen. Er ist nicht geräumig, berührt aber angenehm durch seinen Rahmen von merkwürdigen Bauten, unter denen das alte Rathhaus mit seiner Loggia das meiste Interesse erweckt. Die Baugeschichte der Kathedrale umfaßt nahezu ein volles Jahrhundert (1443—1536). Der Styl ist, wie dies auf Grund der langen Bauperiode leicht erklärlich, kein ausgeprägter, doch überwiegt die venetianische Gothik. Die Kirche hat die Form eines lateinischen Kreuzes, mit Säulenstellungen im Innern, die ein ungemein hohes Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen. Darüber ragt die aus mächtigen Steinplatten zusammengefügte Kuppel — über hundert Fuß hoch. Das Baptisterium ist sehenswerth seiner hübschen Basreliefs halber. Der Schmuck an der Hauptfaçade besteht im wesentlichen aus zwei übereinander stehenden Radfenstern, aus Ornamenten und Sculpturen (Löwen und Statuen), welche die beiden Portale zieren.

Wer über den Domplatz in einer Stunde wandelt, wo er wenig besucht ist, der wird unbewußt jenen Hauch mittelalterlicher Romantik verspüren, der so manche alte Stadt Dalmatiens umweht. Der beschränkte Raum, den unser Blick durchmißt, die altehrwürdigen Arcaden der Loggia, die Front der Kathedrale, sowie die finsteren Treppengassen, welche die förmlich aufgethürmten Bergviertel durchschneiden, muthen seltsam und fremdartig an. Immerhin ist die Stadt nicht ohne Leben. Auch an interessanten Typen fehlt es nicht. Riesenhafte Recken, mit enganliegenden Beinkleidern nach ungarischem Schnitte, knappem Spenser und kleiner rother Mütze, die landesüblichen Waffen im Gürtel, fallen uns zunächst auf. Es sind Leute der städtischen Sicherheitswache. Schmucke Dirnen, in malerischer Tracht, die Spindel in der Hand, schreiten an uns vorüber. Andere kauern bei ihren Fruchtkörben, oder steigen zum Borgo di Mare, zum Hafenquartier hinab, wo Handel und Wandel lebhafter als irgend sonstwo im Stadtgebiete sich gestalten. Der Unterschied zwischen den stumpfsinnigen, träge einherschreitenden Morlachen-Weibern, wie wir sie auf der Marina von Zara getroffen, und den saubern, fast immer vortheilhaft gekleideten Sebenicaner

Mädchen und Frauen, ist auffallend genug. Es ist ein lebendiges Völkchen, voll Beweglichkeit und Temperament. Man sieht sich gerne diese braunen Gesichter, diese feingeschnittenen Köpfe an, auf deren Scheitel die Mütze kokett balancirt.

Von der Stadt selber erhält man das wirkungsvollste Bild, wenn man eine der seitlichen Höhen besteigt, welche die Citadellenkuppe Il Barone flankiren. Man findet dort sicher ein grünes Plätzchen zwischen Olivengebüsch, auf natürlicher Plattform, die hoch über dem Meere ragt. Nun hat man das ganze malerische Städtebild vor sich: gerade links, in der Flanke, die dunkle Masse des Castellhügels Il Barone; dann, durch eine Schlucht getrennt, in der einige Sonnenstreifen flattern, den scharfprofilirten Felsklotz von San Giovanni, und als letzte Stufe endlich die Stadt mit der dunklen Bleikuppel der Kathedrale und den hellen Terrassen, die zum Meer abtauchen. Während die Felsberge im Vordergrunde, sammt deren alten Befestigungen, vorwiegend im Schatten liegen, leuchtet die Stadt im Sonnendampf, der sie fast magisch verklärt. Dazu das hellblaue Hafenbecken mit dem Felskranze ringsum, und weit draußen die offene See in rauchgrauer Ferne verdämmernd, rosige Wolken darüber und Purpurstreifen, wo der Schatten von Küstenrändern sich vorlegt .... Ein Künstler, der sich diese Scenerie als Vorwurf zu einem farbigen, dabei reichformigen und architektonisch interessanten Gemälde erwählen würde, hätte diese Wahl sicher nicht zu bereuen. Vielleicht regt das beigegebene, an Ort und Stelle vom Verfasser skizzirte Bild zu solchem Beginnen an ....

Wer die Pracht des Hafenbildes von Sebenico genossen, die Steilhänge zu den alten Befestigungen hinauf- und niedergeklettert, und sich mit dem Zauber eines Sonnenunterganges, dessen Flammenbäche zum Hafeneingange hereinfluthen, vollgesogen hat, den wird es zu einem anderen, wo möglich noch romantischeren Naturwunder dieser Gegend ziehen — zu den Fällen von Scardona .... Dort, in engem, fjordartigem Felsspalt, von kolossalen Wänden eingeschlossen, gehen in fünf breiten Stufen die Wasser der Kerka nieder, bald in breiterem Schwall, bald mannigfach verästet, frei über Felsrippen und Blöcke donnernd, oder in Silbercascaden zwischen triefenden Laubdächern niedergleitend: ein Schäumen und Rauschen, belebend

durch Waſſerkühle und Baumſchatten, Alles in Allem: ein Wunder, wie man es in Dalmatien nimmer vermuthen würde ....

Der Weg, der uns zu dieſen Fällen führt, iſt im Weſentlichen ein Waſſerweg. Von Sebenico geht es in die Bucht von Proclian hinauf, an deren Steilhange das uralte Scardona klebt. Davor iſt grüner Thalgrund und höher hinauf windet ſich der fjordartige Spalt bis zu dem Waſſerſturze. Einige Mühlen ſtehen in der Tiefe, die von thaufeuchter, köſtlicher Luft durchweht wird. Das Rauſchen des Waſſers iſt aus weiter Ferne vernehmbar. Endlich hat man die blendenden Silberbogen des Kataraktes vor ſich. Von der Tiefe aus glaubt man einen einzigen, von bedeutender Höhe nieder gehenden Sturz vor ſich zu haben. Anders, wenn man ſich die Situation von der Uferhöhe anſieht. Dann nimmt man deutlich die fünf Stufen wahr: die weißen Schaumſtürze mit je einer blauen, beckenartigen Schale davor, in treppenartiger Anordnung. Felsrippen trennen die einzelnen Stufenabſätze.

Der Sturz iſt in ſeiner Geſammtheit getheilt durch dazwiſchen liegende Felsmaſſen, oder Blöcke, oder Klippen — ſo, daß er wie die Garten-Cascade eines Ziergärtners in zahlreiche Einzelfälle ſich auflöſt. Unter dem Einfluſſe des Elementes, das Luftdruck und Wind ſelbſt auf entferntere Plätze verpflanzen, entwickelt ſich eine parkartige Vegetation. Wir treten unter eines der feuchten Laubdächer und ſehen zu den verwehenden Dunſtſchleiern hinüber, die der Luftzug vom Katarakte loslöſt. Blauer Himmel, von Sonnengluth erfüllt, liegt darüber. Im Hintergrunde — alſo vor den Fällen — iſt die Kerka beckenartig erweitert. Rechts windet ſich ein anderer Fluß, die Cikola herüber. Alle Felseinfaſſungen ſind kahl, aber am Flußrande grünt es in üppiger Fülle und die hochragenden Pappeln, welche die Landſchaft beleben, laſſen die graue Monotonie ringsum vergeſſen. Mitten in dieſem See liegt das Kloſter Viſſowac — vereinſamt, trotz des belebenden Elements, trotz des Waltens der nie erlahmenden Naturkraft. Das Kloſter hat Türkengräuel erlebt, die den traurigſten Theil ſeiner Chronik bilden. Es iſt erſt ſeit etwas mehr als zweihundert Jahren (ſeit 1676) wieder bewohnt und hütet nun ein Gnadenbild — »Chriſtus am Kreuz« — als einzigen Schatz, den die Mönche hier beſitzen.

Auch der Oberlauf der Kerka hat ſeine Waſſerfälle: einen bei Roncislap, und einen zweiten höher oben, jenſeits des maleriſchen Kloſters San Arcangelo bei Kiſtanje. Es iſt dieſer Fall — Mailanovich — namentlich wegen ſeiner wahrhaft großartigen Felſenpartien ſehenswerth. Faſt an der Wurzel der Kerka liegt Knin, einſt ein wichtiges Grenzbollwerk, um das im Laufe der Jahrhunderte Ungarn, Türken, Venetianer, Franzoſen und Oeſterreicher rangen. Das alte Schloß oberhalb der Stadt, auf zum Theile unerſteiglichem Felſen, iſt nun ohne militäriſchen Werth, trägt aber ganz beſonders zur Erhöhung des maleriſchen Effectes in der Landſchaft bei. Die meiſt nackten Felsberge des Hintergrundes enthalten die Quellen der Kerka und über einem maſſigen Felspfeiler des Thales geht der Gießbach Kertich nieder. Der Thalgrund zeigt ſtreckenweiſe üppiges Grün. Wenn die hochaufragenden Thürme und Mauern des Felſenſchloſſes im Sonnenlichte ſchimmern, die tieferen Partien des Berges, ſowie die Stadt, der Fluß und der Thalgrund aber in rauchgrauen Schatten gehüllt ſind, giebt die Gegend von Knin eines der reizvollſten Landſchaftsbilder Dalmatiens ab.

Südlich von Knin liegt Derniſch, ein freundlicher Ort in auffallend wohlbeſtelltem Culturlande. An die Türkenzeit errinnern ein Minaret und ein altes Schloß. Die kleine Kirche war früher eine Moſchee .... Von Derniſch — eigentlich ſchon von Siverich aus — könnten wir unſere Tour nach Spalato auf der dalmatiniſchen Staatsbahn fortſetzen. Sie würde kaum fünf Stunden in Anſpruch nehmen und ſich durch den Wechſel der Landſchaften immerhin intereſſant genug geſtalten. Für uns aber hat die Küſtenſtrecke weitaus größeren Reiz, und ſo kehren wir nach Sebenico (von wo übrigens gleichfalls die Bahn nach Spalato führt) zurück. Früh Morgens, bei anhebender Tramontana, ſteuern wir aus dem engen Canal in die offene See hinaus. Die Sonne iſt noch nicht herauf und das Meer hat einen bleichglänzenden perlmutterartigen Schimmer. In dem Canal zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel Slarina ſchwebt ein ſtattliches Querſegelſchiff und dahinter dunkeln einige Scoglien, wie die Rücken ſchlummernder Wale. Das bedeutendſte dieſer Eilande iſt Kagran, von Schwammfiſchern bewohnt. Die kleinen Felsriffe ſind natürlich unbewohnt; am dichteſten lagern ſie vor der Punta Planca, wo die Küſte jäh in öſtliche Richtung

abſchwenkt, und dadurch Windwechſel bedingt. Auch die Meeresſtrömungen ſind von dieſer Aenderung des Geſtadezuges abhängig. Knapp vor dem Vorgebirge öffnet ſich linker Hand eine Bucht mit theilweiſe tiefgrüner Umrahmung und hellem Straßenbande, das ſich die Uferhöhe hinanwindet, um landeinwärts zu verſchwinden.

Das Leben auf den kleinen Inſeln iſt von erſchrecklicher Einförmigkeit. Die meiſten werden nur im Sommer von Schaf- und Ziegenhirten bewohnt, die in höhlenartige Hütten unterkriechen und in der langen Zeit des Exils abwechſelnd der Vogeljagd und dem Fiſchfange obliegen. Zum Glücke machen die klimatiſchen Verhältniſſe dieſes armſelige Hirtenleben einigermaßen erträglich. Nur der Hochſommer iſt bösartig, da die regenloſe Dürre ſelbſt die ſpärliche Vegetation abſterben macht. Hohe Mauern umfrieden da und dort einen grünen Fleck und im Schutze dieſer Mauern entwickelt ſich ein beſcheidenes Pflanzenleben. Auch die Thierwelt iſt eine faſt ſüdliche. Statt der Hauskatze dient eine kleine Natter, die vertraulich ihren Antheil am Mittagsmahle der Weinbauern fordert; die großen Sturmvögel Gabbiani werden zahm wie Hausthiere; im Mauerwerke birgt ſich die Tarantel, die beſſer als ihr Ruf iſt, und an ſonnigen Stellen kriechen Schildkröten.

Nirgends iſt's einſamer und ſtiller, als gerade an jenen Küſtenpunkten, wo Sturm und Wogenbrandung zu Zeiten ihr ärgſtes Spiel treiben. Je friedlicher der Geſammteindruck dieſer Scoglien und Inſelchen iſt, deſto wilder geberdet ſich das Element, welches in langſamem Raube ein Stück um das andere vom Küſtenrande wegfrißt .... Köſtliche Ruhe ringsum. Flache Wellenringe benetzen den Fuß der Uferfelſen. Die Schwüle des Tages ſenkt ſich auf das Meer und Feſtland herab und in den ſonnigen Buchten ſammelt ſich die Gluth, wie in einem Hochofen an. Verkrüppeltes Wachholdergeſträuch ſproßt zwiſchen klaffenden Steinfugen, und wo verdorrte Zweige in leiſem Windhauche über Felsſtirnen ſchwanken, klebt ein verlaſſener Geierhorſt, oder kollert abbröckelndes Geſtein mit monotonem Geräuſche in die Tiefe. In ſpröden Kalkſteinſchichten iſt ein Pfad klafterhoch über dem Meeresſpiegel eingehauen; er läuft vom flachen Strande über das zerzackte und zerſägte Ufer hinweg, um ſich in dunklem Pinien-geſtrüpp zu verlieren, das auf der Küſtenhöhe einen Grottenſchlund um-

wuchert. Das ist die Behausung des Einsamen, und er theilt sie gastfreundlich mit seinen Ziegen und Schafen, wenn die Bora übers Felsgeröll poltert, oder schwere sciroccale Regenschauer niedergehen.

Einen Büchsenschuß südlicher steht eine Hütte. Aus der Dachluke quirlen bläuliche Rauchwolken schnurgerade in die Höhe. Von dort her führt gleichfalls ein Pfad, wie ein weißes Band, und der Puder, der auf den Stachelbeerstauden am Ufer liegt, rührt von den Salzkrystallen her, die die Dunstschleier der Brandung ansetzen. Ueber die von Terrassen unterbrochene Mulde neigen sich spitze Felshörner. Olivengebüsch umzieht einen mageren Weideplatz, indeß in der felsigen Bucht eine braune Segelbarke in gleichförmigen Pausen auf- und niederschaukelt, wie ein artig Spielzeug auf einer sanftwogenden Frauenbrust .... Jetzt bewegt sich das schlaffe Segel im anhebenden Maëstral. Schwere Holzschuhe klappern über das hohltönende Verdeck; von nervigen Armen gerefft, bläht sich das bemalte Gaffelsegel und die breite Schiffsbrust theilt geräuschlos die ölichte Fluth, die weithin in flachen Wellen auszittert .... Dann verrinnen Stunden im einförmigen Geschäft. Ein Gluthenbad ist die Atmosphäre, und der schwüle Hauch hat nicht mehr die Kraft, das schlaffe Segel aufzublähen. Das Meer wird zur endlosen Purpurlohe, von den blendend hellen Felsufern bis zum verdämmernden Horizont, wo Goldnebel über der See verdampfen .... Dann überwältigt die Fischer der Schlaf, aus dem sie erst erwachen, wenn der Abendwind im Takelwerk pfeift und das Segel an den dünnen Mast klatscht. Aus der Tiefe heben sie das schwere Netz und auf dem durchnäßten Verdeck zappeln die erhaschten Opfer. Dann geht es heimwärts, vielleicht an einer »Hexenhöhle« vorüber, wo die Fischer Kreuze schlagen, und hinüber zur einsamen Bucht, wo die Raa vom dünnen Maste fällt und das einförmige Tagwerk seinen Abschluß erhält.

Wir sind um die Punta della Planca herum und haben höhere Uferberge vor uns. Zwischen ihnen und einer Insel mit schroffen Steilküsten, deren Fuß das Silber der Brandung säumt, zieht eine Kette von Riffen, die eine weitläufige Bucht förmlich absperren. Es ist aber keine Bucht, sondern ein langgestreckter Meerescanal, der zwischen dem Festlande und der Insel Bua seine Ausdehnung nimmt. Der Canal ist an einer Stelle

so schmal, daß sich mit Benützung eines Inselchens eine Verbindung von Land zu Land herstellen ließ. Die Brücke von der Insel Bua zum Eiland ist aus Stein, jene vom Eiland zum Festland hinüber aus Holz. Das Eiland selber aber trägt eine ganze Stadt — Trau. — das vielgepriesene

Diokletian-Palast in Spalato.

Trogir der Slawen, eine der merkwürdigsten Städte Dalmatiens. Von außen sowohl wie im Innern macht sie ganz und gar den Eindruck von einer venetianischen Stadt aus dem Mittelalter. Der alte Hafenthurm, die venetianischen Thorgebäuden am Stadtthore, das Rathhaus, die Loggia, der Palazzo Cippico, vor Allem aber die vielen Kirchen, darunter als wahres Prachtstück die ehemalige Kathedrale: das alles versetzt der Stadt

ein romantiſches, feudal-mittelalterliches Gepräge, wie man es in Dalmatien — Raguſa vielleicht ausgenommen — nirgends ſonſtwo wiederfindet.

Die alte Kathedrale iſt die ſchönſte in Dalmatien. Sie überraſcht durch ihren einheitlichen architektoniſchen Charakter, was bei Kirchenbauten in dieſem Lande eben nicht allzu häufig vorzukommen pflegt. Rechnet man einige Annexe ab, ſo erſcheint das Ganze wie aus einem Guſſe entſtanden. Auffällig iſt zunächſt die ſtylvolle, durch ihre Proportionen und ganze architektoniſche Gliederung angenehm wirkende Vorhalle. Darüber zeigt ſich, an der Giebelwand des Mittelſchiffes, ein koloſſales gothiſches Radfenſter.

Obſthändlerin in Sebenico.

Digitized by Google

Durch ein Prachtthor mit Ornamenten und Figuren-Reliefs tritt man in das Innere des Domes. Er ist eine dreischiffige Basilica mit Pfeilerstellungen in zwei Reihen — vier in jeder Reihe — die das Hauptschiff von den Nebenschiffen scheiden. Der Hochaltar in der Hauptapsis ist ein Ciborienaltar. Ein achteckiger Aufbau überragt ihn. Die achtflächige, von der gleichen Zahl Säulen getragene Kanzel ist ein wahres Prachtstück aus schönstem Marmor. Mehr noch als sie fesseln die alten aus Holz geschnitzten gothischen Chorstühle. Eine eigene Kapelle im Dom, deren Hauptschmuck lebensgroße Apostelstatuen sind, birgt in ihrem Marmoraltar den Leichnam des heil. Johannes Ursinus, der in der Mitte des XI. Jahrhunderts Bischof von Trau war und dessen Leichnam an der Stelle, wo er nun begraben liegt, ein Jahrhundert später (1151) aufgefunden wurde.

Ein Gang durch die Stadt ist äußerst lohnend und nicht minder ein weiterer Spaziergang über die Drehbrücke auf die Insel Bua hinüber mit ihren grünen Geländen. Von einer der flachen Höhen genießt man einen zauberhaften Rundblick über den vorliegenden schmalen Meeresarm, die altersgraue, rings vom Meere umfluthete Stadt und das pflanzengrüne Festlandsgestade, über welches der riffige, tiefer unten von Terrassen besetzte, auf der Kammhöhe aber vollständig nackte Monte Carban emporsteigt .... Auf dem jenseitigen Hange der Insel Bua, hoch über dem Steilsturze und der Brandung emporragend, klebt das Kloster Madonna di Prednitz. Von diesem einsamen Plätzchen aus übersieht man bereits das weite Hafenrund von Spalato, das Wahrzeichen der Stadt: den Glockenthurm, und die ganze Landschaft von Salona, mit dem zerklüfteten Monte Mossor im Hintergrunde.

In Trau verlassen wir den Dampfer und legen die Wegstrecke von hier längs der Küste der »Castelli« bis Salona im Wagen zurück. Das letzte Wegstück endlich, vom Ruinengebiete der alten Römerstadt bis Spalato, wird sich zu einer kurzen Fußwanderung von hohem Genusse gestalten. Der Strand der »Castelli« ist ganz besonders reizvoll. Kein anderer Punkt Dalmatiens, selbst das lachende, blüthenduftige Gestade Gravosas, weist eine ähnliche Ueppigkeit der Vegetation auf, wie der Küstenstreif unter dem steil aufsteigenden Cabaner-Gebirge. Ihren Namen hat diese Küstenstrecke von sieben Trutzburgen, welche venetianische Adelige zum Schutze gegen

Türkennoth aufrichten mußten. Sie erhielten dafür die Ländereien an der Riviera. An Stelle der Caſtelle ſind Ortſchaften getreten, die wie eine helle Schnur das grüne Gelände ſäumen und weſentlich zur Belebung dieſes letzteren beitragen. An der öſtlichen Lehne zieht nun auch die Bahn nach Sebenico hinauf (und von Perkowič-Slivno nach Derniſch), wohin man von Spalato aus in circa fünf Fahrſtunden gelangt. Die Strecke iſt einundneunzig Kilometer lang, und ergaben ſich bei deren Herſtellung ſtellenweiſe große Schwierigkeiten. Tunnelbauten waren unerläßlich, um vom Geſtade auf die Hochebene der Zagorje (jenſeits, das iſt: nördlich des Cabaner-Gebirges) zu gelangen.

Sieht man von der Fahrſtraße in das grüne Gewoge der Riviera, ſo glaubt man, vor ſich ein Gartenland ohne Ende zu haben, einen Strom üppiger Kronen, der unter ſteil aufſteigenden Felswänden nach Oſten hin fluthet. Wenn die Mittagsgluth die weißen Kalkwände röthet, ſind die Farbentöne im Schatten der Oliven- und Mandelbäume wunderbar mild. Selbſt das immergrüne Geranke und die hellen Reben, die ſich von Wipfel zu Wipfel ſpannen, ſind in einen Duft von zartgewebten Silbertönen getaucht. Nur die Feigenbäume, die ab und zu die Felsrunſen hinanklettern, werfen breite Schattenflächen in den warmen Localton der Kalkwände .... Wir kommen an Caſtell Nuovo und Caſtell Vecchio vorüber und gelangen in der Folge nach Caſtell Vitturi und Caſtell Gambio. Ueberall waltet der Zauber des Südens zwiſchen Meer und Himmel, auf den Felshöhen und im Gartengrün. Alle unſere Sinne ſind angeſpannt, um die geheimnißvollen Töne in der Atmoſphäre, den Duft der Blumen, die Lichtfluthen der Ferne aufzunehmen. Es iſt ein Zauber, wie er ſonſt nur in den Lorbeerhainen von Ithaka, oder im pflanzengrünen Meſſeniſchen Golf zu walten pflegt .... Endlich kommt auch etwas Staffage in das Landſchaftsbild. Wir ſtoßen auf eine Karawane, die ſich bei Sutſchurac im Schatten einer Baumgruppe gütlich thut. Die Männer ſehen verwittert und ernſt aus. Der herbe Küſtenwein rinnt faſt unabläſſig durch ihre Gurgeln. Man hat einen ganzen Schlauch von dem Rücken eines Eſels herabgenommen und dem ſeltſamen Behältniß an paſſender Stelle zur Ader gelaſſen. Nun rinnt es hurtig in die Holzſchalen und ſelbſt die buntgekleideten Weiber langen

by Google

raſch zu. Ja, es hat den Anſchein, daß ſie gegen das Feuer des Küſtengewächſes zum mindeſten ſo gefeit ſind, wie ihre Genoſſen vom ſtarken Geſchlechte. So halb und halb im Weinduſel begriffen, erinnern ſie an die »luſtigen Weiber« in jenem ſerbiſchen Volksliede, in welchem es heißt:

Die Traube lockt unter grünem Blatt;
Der Wein macht durſtige Kehlen glatt.
Drei Weiber ſitzen im Gartenhaus
Und leeren behaglich die Becher aus.
Gluckgluck! Gluckgluck! Gluckgluck!

Die Eine vertrinkt ihr Schleierlein,
Die Zweit' einen Ring vom Golde fein,
Die Dritte trinket noch zwei-, dreimal,
Vertrinket ſogar ihren Ehegemahl.
Gluckgluck! Gluckgluck! Gluckgluck!

Die Erſte ſpricht mit frohem Sinn:
Fahr' hin, o Schleierchen, fahr' nur hin!
Ich hab' eine Schweſter, die webt und ſtickt,
Und mir ein zartes Schleierchen ſchickt.
Gluckgluck! Gluckgluck! Gluckgluck!

Die Andere ſpricht mit heiterem Sinn:
Nehmt auch den Ring, den goldenen, hin.
Ich hab' einen Bruder, der Goldſchmied iſt,
Der ſchmiedet mir ſchönere in kurzer Friſt.
Gluckgluck! Gluckgluck! Gluckgluck!

Die Dritte ruft mit leichtem Sinn:
Bringt auch der ſaubere Gemahl Gewinn!
Blüht mir das Wänglein nur friſch und roth,
So hat's mit ſolch' einem Herrn nicht Noth.
Gluckgluck! Gluckgluck! Gluckgluck! . . . .

Wir ziehen weiter, nach Salona hinüber, das zum Greifen nahe herantritt. Das Dorf vor uns, das auf den Wellen zu ſchwimmen ſcheint, iſt Vranica — ſeiner Bauart halber auch »Piccolo Venezia« genannt. Dort ſoll ſich einſt ein römiſches See-Arſenal befunden haben. Der grüne Kranz von Laubkronen dahinter rahmt das Seebild ſehr vortheilhaft ein. Am liebſten würde man am Nordweſtende der Bucht aus dem Wagen ſteigen und mittelſt Kahn das ſtille Gewäſſer durchſchiffen, um das Köſtliche einer ſolchen Augenblicksfahrt mit allem Raffinement durchzuempfinden . . . .

Salona ſelber, von dem nur wüſter Trümmerſturz auf die Nachwelt gekommen iſt, betreten wir knapp bei Vranica. Wir ſteigen eine Anhöhe empor, zwiſchen Mauerwerk und Hecken, wo einige Häuſer am Wege ſtehen und halbnackte Kinder im Schutte wühlen. Sie verſäumen nicht uns entgegenzulaufen, um allerlei werthloſe Scherben, Moſaikſtiftchen, Thonlämpchen oder einzelne Münzen uns anzubieten. Wir nehmen Einiges gegen geringes Entgelt und ſtehen endlich vereinſamt inmitten der todſtillen Welt der römiſchen Trümmerſtätte.

Ehe wir uns in die Schilderung derſelben einlaſſen, erſcheint es uns geboten, weiter auszuholen und eine knappe hiſtoriſche Skizze von Dalmatien und ſeinem Hinterlande zu entwerfen. Daß gerade Salona uns hierzu die beſte Gelegenheit giebt, braucht kaum beſonders erwähnt zu werden. Die Ereigniſſe und Geſtalten, welche mit dieſem Lande verwebt ſind, reichen übrigens noch beträchtlich über das Römerthum hinauf. Aus der Geſchichte Macedoniens wiſſen wir, daß die unter einem Könige vereinigten Duodez-Herrſchaften Illyriens mehr und mehr in die Völkerſchickſale der Balkan-Halbinſel eingriffen. Unter dem erſten Könige der Illyrier, Bardyllis, hatte das Reich bereits ſeine größte Ausdehnung erreicht. Es umfaßte nicht nur das eigentliche Stammland, das walddichte Bosnien, und das dazu gehörige heutige kroatiſche Litorale, ſondern auch Iſtrien im Norden, und Albanien nebſt Theilen von Macedonien, die die Barbaren erobert hatten, im Süden. Aber ſchon Philipp II., König von Macedonien, trat der ſeinem Reiche drohenden Gefahr mit aller Energie entgegen. Vielleicht waren es auch die böſen Erinnerungen, die der König von ſeiner Gefangenſchaft her hatte, da er noch als Geißel am illyriſchen Königshofe weilte, die hier beſtimmend mitwirkten. Thatſächlich gelang es ihm, das große illyriſche Reich in zwei Theile auseinander zu reißen, indem er am Drin eine Grenzlinie ſchuf, welche die in Philipps Beſitz übergegangene Illyrica Graeca von der nördlichen Illyrica Barbara ſchied.

Der Uebergang eines Theiles von Illyrien an Macedonien war auch ſonſt von bedeutender Tragweite. Man lernte hierbei die vorzüglichen kriegeriſchen Eigenſchaften der Illyrier kennen, Eigenſchaften, die ſpäter Alexander den Großen beſtimmten, illyriſche Hilfstruppen ſeinem Heere beizugeben,

und man wird nicht fehl gehen, wenn man in der todesmuthigen und verwegenen Art, mit der einzelne Heerhaufen auf dem nachmaligen Eroberungszuge Alexanders in Aſien dieſem ſein großes Werk gründen und erhalten halfen, den Beleg in der illyriſchen Abkunft dieſer Tapferen erblickt. Wie die alten Schriftſteller die Illyrier ſchildern, ſo finden wir heute noch die Völkerſtämme im Weſten der Balkanhalbinſel. Ihre äußere Erſcheinung war eine ſtattliche: leichtfüßig und behende gingen ſie in den Kampf, in welchem ſie allemal große Unerſchrockenheit an den Tag legten. Auch die Tugend der Gaſtfreundſchaft iſt den Epigonen geblieben, und mit Stolz dürfen ſich dieſe jenes Glaucias erinnern, der den Knaben Pyrrhus vor dem ſiegreichen Kaſſander ſchützte und ihm ein Aſyl an ſeinem Hofe gewährte.

Lange ſollte übrigens die illyriſche Herrlichkeit keineswegs dauern. Als König Argon geſtorben, und deſſen Sohn ſich noch im Alter der Unmündigkeit befand, übernahm die Königin Teuta die proviſoriſche Herrſchaft. Unter ihrem etwas zügelloſen Regimente bildete ſich jenes illyriſche Piratenthum aus, das den Römern den erſten und beſten Anlaß geben ſollte, ſich in Händel mit den Illyriern zu mengen. Zwar der Geſandte, den man an den Hof der Königin Teuta nach Skadra (Skutari) entſendet hatte, wurde hinterliſtig ermordet. Umſo wirkungsvoller war ein anderes Mittel: ein tüchtiges Heer und eine ſtarke Flotte, welche den mangelhaft organiſirten Freibeutern eheſtens heimleuchteten und ſchließlich die Königin zwangen, die harten Bedingungen ihrer Bezwinger anzunehmen. In Folge dieſer letzteren verlor Illyrien nicht nur bedeutend an Gebiet, ſondern es mußte nebenher in das Verhältniß eines von Rom abhängigen Tributärſtaates treten. Von Dauer war übrigens der römiſche Druck nicht, ſchon deshalb nicht, weil die puniſchen Kriege dem Weltreiche ſo erheblich zu ſchaffen machten, daß ſie an die Aufrechterhaltung ſo zweifelhaft werthvoller Prärogativen, gleich jenen an den illyriſchen Küſten, überhaupt gar nicht denken mochten.

Die Piraterie kam wieder in Schwang und nun ward die heutige Inſel Leſina (damals Pharos) Mittelpunkt derſelben. Intereſſant und für die Schaukelpolitik des macedoniſchen Reiches äußerſt bezeichnend iſt die Thatſache, daß König Philipp, der die Machterweiterung Roms ſicherlich

mit ſcheelen Blicken verfolgt haben dürfte, ſich dadurch übertölpeln ließ, daß Rom mit Illyrien ein Freundſchaftsbündniß gegen Macedonien ſchloß. Zwar der letzte illyriſche König Genthios verſuchte der gefährlichen Löwenfreundſchaft ſich zu entledigen und mit dem König Perſeus von Macedonien gemeinſame Sache zu machen; dieſer Abfall gereichte aber Beiden zum Verderben. In einem Feldzuge von nur dreißig Tagen ging zuerſt Illyrien und hierauf Macedonien in römiſchen Beſitz über (168 v. Chr.).

Es wäre ein großer Irrthum, wollte man annehmen, daß die Römer thatſächlich ſo raſch zu wirklichen Gebietern in jenen Ländern ſich emporgeſchwungen hätten. Schon die geringen Streitkräfte, welche der Conſul Aemilius Paulus (zwei Legionen) zur Beſitzergreifung des betreffenden Gebietes zur Verfügung hatte, beweiſen, daß es ſich hier unmöglich um alles Land zwiſchen Save und Drin handeln konnte. In der That hatten die Römer nur an einzelnen Küſtenſtrecken und im weſtlichen Theile des heutigen Bosnien feſten Fuß gefaßt, nicht aber in den entlegeneren Gauen, wo die wilden Skordisker hauſten, am allerwenigſten aber in den Felſengebirgen der heutigen Herzegowina und Montenegros. Hier beſtand zu jener Zeit eine Art Freiſtaat der ſogenannten »Dalmater«, die, in ihrer Gebirgswildniß unnahbar, trotzig jede römiſche Ingerenz zurückwieſen. Hierzu kam noch, daß die römiſchen Seecolonien und die zu ihnen gehörigen Küſtengaue von jenen Gebirgsſtämmen von Zeit zu Zeit ſchwer heimgeſucht wurden. Auch iſt bekannt, daß es den Römern keineswegs gelang, die Dalmater im Handumdrehen zu bezwingen.

Auch hierin liegt ein Fingerzeig für die heutigen Verhältniſſe, denn auch in den letzten Jahrhunderten waren die Aufſtände in Bosnien lange nicht ſo blutig und andauernd, wie jene in der Herzegowina und in den an ſie grenzenden Gebieten .... Das erſte Heer der Römer hatte entſchieden Unglück. Ein zweites drang zwar in das feindliche Gebiet ein und zerſtörte deſſen Hauptſtadt Delminium, was zur Folge hatte, daß die Dalmater ſich als beſiegt erklärten. Aus ſtrategiſchen Gründen aber mußten die Römer alsbald das Land räumen. Das war das Signal zu einer neuen Erhebung, der ſich diesmal auch die nördlichen Skordisker anſchloſſen. Im Jahre 159 v. Chr. hatten die Dalmater-Kriege begonnen und erſt 119 gelang es

itized by Google

dem Feldherrn L. Metellus im Lande der Dalmater gründlich aufzuräumen. Weniger glücklich war das Heer, welches gegen die Skordisker ausgezogen war, die erst nach wiederholten Kriegszügen zu Paaren getrieben werden konnten.

Daß Roms Regiment in den eroberten Gebieten kein dauerndes war, ist begreiflich. Viel störender als die internen Verhältnisse waren für das römische Culturwerk, dessen Spuren wir allerorts in Bautenresten antreffen, die späteren Völkerzüge. In der Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. durchziehen die Gothen die illyrische Halbinsel. Unter Augustus endlich findet eine Theilung des westlichen Illyrien in zwei Provinzen statt. Die nördliche — Liburnien — umfaßte das Küstenland von der heutigen Kerka bis zur Arsa in Istrien, der Grenzlinie Italiens; die südliche — Dalmatien — das Gebiet zwischen Kerka und Drin und dem oberen Mösien (Serbien).

Nachdem Constantin in den Besitz dieser Provinzen getreten, erhielten dieselben auch einen Bischof. Diese Gründung ist äußerst wichtig behufs Beurtheilung der späteren confessionellen Gruppirungen. Von diesem Zeitpunkte an datirt nämlich der mächtige Einfluß des päpstlichen Stuhles über die Völker der westlichen Hälfte Illyriens während der byzantinischen Herrschaft. In Ost-Illyrien ging dieser Einfluß mit dem Schisma des Cäsaropapismus zwar verloren, doch wirkte er in West-Illyrien, tief in die staatlichen Verhältnisse der späteren südslavischen Reiche einschneidend, bis zur osmanischen Invasion fort. Von Quaden, Sarmaten und Gothen verheert und bedrückt, fand endlich, wie bekannt, unter Arcadius und Honorius die Theilung des römischen Reiches statt (395). Dadurch fiel West-Illyrien mit Dalmatien definitiv in die politische und kirchliche Machtsphäre Roms, während das Gebiet der schismatischen Christen dem neuen Herrschaftssitze Constantinopel zufiel.... »Drei verhängnißvolle Städte — sagt Fallmerayer — giebt es auf der Erde, drei Weltreiche, an die sich alle Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom, Constantinopel; das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen Christenthums. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, bleibt es dem magischen Schimmer der drei heiligen Städte unterthan. Alle

Geſchichte iſt ſeit achtzehn Aeonen nur Reſultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche dieſe eine göttliche Urkraft (das Chriſtenthum) von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensproceß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Inſichverharren auf der anderen. Sinnbild des erſten iſt die ewige Roma, mit dem ganzen dahinterliegenden Occident, Sinnbild des anderen Conſtantinopel mit dem erſtarrten Morgenlande« ....

Zu Beginn des VII. Jahrhunderts tauchen neue Völker, darunter die ſlaviſchen Chrobaten und Sorben (Serben), in Illyrien auf. Die Avaren hatten nämlich zur Zeit der Regierung des Kaiſers Heraklius die nordweſtlichen Provinzen des byzantiniſchen Reiches heimgeſucht und ſo kam es, daß Heraklius außerhalb des Reiches nach Verbündeten ſuchte, um die Gefahr zu paralyſiren. Die Chrobaten oder Kroaten kamen wahrſcheinlich von der Nordſeite der Karpathen, die Sorben aber, die nur ein Jahrzehnt ſpäter ihren Stammverwandten nachfolgten, aus der Lauſitz. Während nun die Kroaten in ihren neuen Landſitzen in langwierige Kämpfe mit den Avaren verwickelt wurden, durchwanderten die ſerbiſchen Stämme mehrmals die weſtliche Hälfte der Balkan-Halbinſel — wie es heißt, waren ſie nicht ſonderlich zufrieden mit den ihnen angewieſenen Ländereien — um ſchließlich ſüdlich des neuen Kroatenlandes (alſo in der heutigen Herzegowina) ſitzen zu bleiben. Im Gegenſatze zu den Kroaten nahmen die Serben die Untugenden ihrer Vorfahren — der illyriſchen Dalmater — an und bedrückten die romaniſirten Küſtenbewohner.

So trat Venedig an die Stelle Roms, bei gleicher Lage der äußeren Verhältniſſe .... Freilich waren die Süd-Serben nicht lange in der Lage, ihre eigenen Wege zu gehen; aber es iſt bezeichnend, daß der kriegeriſche Geiſt dieſes Stammes, ſei es nun entweder durch den Einfluß autochthoner Elemente, oder aus eigener Kraft, ſofort bei Beginn ſeiner ethniſchen Exiſtenz zur Geltung kam. Die Kroaten hingegen hatten die, den alten illyriſchen Stämmen nichts nachgebenden Avaren vollſtändig aufgeſogen. Dadurch wird auch die Behauptung hinfällig, welche in den heutigen Morlaken Nachkommen der Avaren erkennen will .... Wie ſich die Dinge in dem Kampfe zwiſchen dem romaniſchen und ſlaviſchen Elemente ſchließlich anließen, haben wir im vorangehenden Capitel ausgeführt.

Google

Salona, schon im Jahre 117 v. Chr. berühmt durch den Widerstand, den es den Römern entgegensetzte, als der Consul L. Metellus hier überwinterte, und nachmals von den Avaren vollständig zerstört (640 n. Chr.), ist nun die hervorragendste historische Stätte Dalmatiens .... Wer übrigens meinen sollte, daß Salona der römischen Epoche allein angehört, der wird zu seiner Ueberraschung erfahren, daß an der Stelle dieser classischen Stadt einst ein uraltes Emporium stand, dessen Traditionen bis in das hellenische Heroenzeitalter hinaufreichen. Apollonius von Rhodus versetzt an die Stelle von Salona Illenis, gegründet von Illo, einem Sohne des Herakles, wie es heißt im XIII. Jahrhundert v. Chr. Erwähnung geschieht dieser Stadt auch während des Argonautenzuges, indem berichtet wird, daß Jason nach seiner Rückkehr von Kolchis über Istrien in Illenis gastliche Aufnahme gefunden und ihr als Anerkennung hierfür einen der Dreifüße verehrte, die er aus dem Tempel des Apollo entwendet hatte. Gelegentlich des Trojanischen Krieges stellte die Stadt siebzig Galeeren den griechischen Heerführern zur Verfügung.

Das Salona, welches die Avaren im VII. Jahrhundert zerstörten, präsentirt sich in seinen Trümmern als ein langgestrecktes, in der Richtung von Ost nach West gezogenes Rechteck, im Süden von einem Flüßchen, im Norden von einem Graben, der am Abhange des Gebirges hinläuft, begrenzt. Der Ruinencomplex ist durch eine Mauer, die durch die Mitte desselben läuft, in zwei, nahezu gleiche Abschnitte getheilt. Die Länge der Ruinenstätte beträgt etwa zwei, die Breite ein Kilometer. Um sie zu umgehen, dürften ungefähr fünf Viertelstunden nöthig sein. Die ganze Umfangslinie besteht aus Befestigungswerken, welche, wie nachweislich, aus vier verschiedenen Epochen herrühren. Die ursprüngliche, viel ältere Ringmauer ist auf der einen Seite mit Pilastern versehen, welche dazu dienten, einerseits die Mauern zu verstärken, andererseits die Vertheidigungslinie zu erweitern, und zwar durch die Brücken und Schwibbögen, welche von Stützpfeiler zu Stützpfeiler sich spannten. Später erhielt Salona eine doppelte Mauer, dann Thürme und schließlich Bastionen.

Schon im Jahre 1847 legte der damalige Museal-custos von Spalato, Dr. Fr. Carrara, achtundachtzig solcher Thürme bloß, nach deren Anlage

die ganze fortificirte Umfaſſungslinie leicht feſtgeſetzt werden konnte. Gleichzeitig mit der Feſtſtellung der Umfaſſungsmauer gelangte man auf die Lage der vier großen Stadtthore. Das wichtigſte, wenn auch unter allen das am meiſten zerſtörte, iſt das öſtliche — Porta Andertia — in der Richtung nach Cliſſa, dem alten Andertium. Das zweite Thor, deſſen Lage bis dahin nur vermuthet werden konnte, zeigt noch deutliche Ueberreſte der doppelten Flügel für die innere und äußere Pforte. Die zwei achteckigen Vertheidigungsthürme, welche es ſchirmten, ſind verſchwunden. Von dieſer Stelle ſieht man auf den vollkommen kahlen, maſſigen Moſſor hinüber. Seine reichgeformten Steilhänge ſchwimmen in rauchgrauem Dunſt.

Die Ausgrabungen, welche in der Folge durch Carrara und Lanza bewirkt wurden, führten zu ſehr beachtenswerthen Reſultaten. Vorerſt wurde ein Privatbad bloßgelegt, ein Bau von octogonaler Grundfläche, mit ſechs Säulenſockeln, vier Thürhöhlungen, fünf Niſchen und dem Becken in der Mitte, das Ganze von höchſter Pracht, aber mit manchem Stylgebrechen behaftet. Von dem Amphitheater im nordweſtlichen Theile des Ruinenfeldes entdeckte Carrara zwei ſeiner Ellipſen, die äußere und mittlere. Vom Podium wurden nur einzelne Stellen bloßgelegt; dagegen wurden vom Trümmerſturze befreit: an der Curve der mittleren Umfaſſung neun Bogen ganz und ſechszehn ſtückweiſe, ferner ein unterirdiſcher Gang, der in einer Länge von 126 Fuß fortläuft. Alle dieſe Ueberreſte, beſonders jene der Mauern, ſind in argem Verfall, da man von dem Baumateriale, welches die Ruinen Salonas darboten, im XVI. Jahrhundert einen großen Theil des Glockenthurmes in Spalato, einige Kirchen in Trau, ſpäter mehrere Paläſte in Venedig, die Stadtmauer von Spalato und alle Wohnhäuſer des heutigen Salona erbaute. Die Materialverſchleppung war alſo eine geradezu koloſſale.

Die gelegentlich der Ausgrabungen gemachten antiken Funde ſind in den Räumlichkeiten des Localmuſeums zu Spalato aufgeſtellt, dem zuletzt Profeſſor Dr. Glavinić vorſtand. Letzterer, ein liebenswürdiger Cicerone allen Jenen, welche in den ſchmuckloſen Räumen des Muſeums die zahlreichen Objecte: Inſchriftentafeln, Stelen, Sculpturfragmente, Moſaiken, Marmortrümmer, Säulenſtücke, Urnen, Haus- und Wirthſchaftsgeräthe aus Metall, Glas, Terracotta und Elfenbein, Schaukäſten mit Münzen u. ſ. f.

Google

beſichtigen wollen, hat ſich ſeine Aufgabe ganz beſonders angelegen ſein laſſen .... Schon einige Jahre vorher entdeckte man, nicht ſonderlich tief unter der Erdoberfläche, Reſte einer vermuthlich ſehr ausgedehnten Nekropole. Zwei prachtvolle Sarkophage, ein chriſtlicher und ein heidniſcher, welch' letzterer wegen ſeiner Sculpturen en relief der »Hippolyt-Sarkophag« genannt wird, waren bei dieſem Anlaſſe die bedeutſamſten Funde. Gelegentlich des Beſuches der Ruinenſtätte ſeitens des Verfaſſers hatte man gerade acht große, aber ſchmuckloſe Sandſtein-Sarkophage bloßgelegt. Die Erde ſchien noch zu dampfen, denn ſie war erſt wenige Stunden vorher ausgehoben worden. Die Leute ſelber waren aber, obwohl erſt jetzt das Vesperglöcklein aus dem nahen Salona herübertönte, ſchon vor geraumer Zeit verſchwunden. Sie hatten, trotz des erlaſſenen Verbotes, die vorhandenen Sprünge in den rieſigen und plumpen Steinſärgen benützt, um die Seitenwände zu zertrümmern und nach — »Schätzen« zu ſtöbern.

Man kann nicht behaupten, daß der Geſammteindruck von der Ruinenſtätte Salonas beſonders effectvoll ſei. In ein üppig grünes Culturfeld hineinverſetzt, müßten dieſe Mauerrippen und dieſe Schutthügel, die Bogenzacken, Thurmbaſamente und das ganze Blockgeäder der verſchiedenen Häuſerfluchten, ungleich mehr Wirkung machen, als hier im dalmatiniſchen Karſtterrain, wo an Steinanhäufungen eben kein Mangel iſt. Immerhin wird dieſe denkwürdige Stätte den Beſucher befriedigen, aus dem einfachen Grunde, da heute in Europa weitläufige Ruinenfelder — Italien und Griechenland abgerechnet — nicht allzu häufig zu finden ſind .... Von beſonderer Schönheit iſt der weitere landſchaftliche Rahmen. Im Oſten liegt der ſtarre Moſſor, bei Sonnenuntergang wie in eine Purpurwolke getaucht, in Folge des intenſiven Lichtſcheines, der weſtwärts die Adria übergießt. Dieſer Lichteffect hält übrigens nur wenige Augenblicke an. Kaum iſt die Sonne hinunter, ſo verglühen die Lichtbüſchel auf den höchſten Zacken und in die Runſen und Schluchten legen ſich blaue Schatten, welche nach und nach auch die Hänge überziehen und das ganze Gebirge geſpenſtiſch dunkel auf die Olivenhaine des Jaderthales niederſchatten laſſen.

In ſolchen Dämmerſtunden wird die Wanderung hinüber nach Spalato zu einem unvergleichlichen Genuß. Man ſchreitet von der Stelle der

»Nekropole« (der Fundſtätte jener Sarkophage) auf einem Felswege, der mitten durch das Ruinenfeld läuft, zur Jaderbrücke hinab .... Nichts als Steine und Trümmer auf beiden Seiten. Stellenweiſe ragen Mauerrippen von beträchtlicher Dicke auf. An ihnen wuchert Buſchwerk empor und legt ſich wohl auch über die zerzackten und zerbröckelten Kammflächen. Daneben ſtehen großblättrige Feigen- oder feinäſtige Oelbäume. Auf eine dieſer breiten Mauern, die einſt möglicherweiſe einem herrlichen Palaſt angehört haben könnten, klettern wir noch zu guter Letzt hinauf, um einen Abſchiedsblick auf die verſunkene Römerſtadt, in der die Avaren ſo furchtbar gehauſt, zu werfen .... Feierliche Abendruhe brütet ringsum. Im Geklüft kriechen Nebelſtreifen — andere Erlkönige — und in den Olivenzweigen flüſtert es ſeltſam. Der laue Wind, der vom nahen Vranica herüberſtreicht, bringt uns die Töne eines ausklingenden Liedes.

Dann ziehen wir bewegt unſeres Weges. Die hereinbrechende Nacht iſt klar und mild; kein Wölkchen trübt den Himmel, kein Dunſtſchleier das Gefilde zwiſchen Salona und dem Meere und die dahinter liegende Landſchaft der Caſtelli. Ab und zu blicken weiße Steinblöcke wie modernde Todtenſchädel aus grünen Beeten; halbverſiegte Lachen gleichen zerbrochenen Spiegeln, die regungslos das Dämmerlicht wiedergeben. In muldenartigen Vertiefungen ſtehen Oleanderbüſche im feuchten Dunſt und hie und da erbebt im leiſen Kuſſe des Meerwindes die Krone einer Pinie, die vom ſteilen Hange lechzend zur kühlen Einfriedung ſich herabbeugt .... Solche Detailbilder ſtören keineswegs den nachhaltigen großen Eindruck von Salonas Größe und Bedeutung. Sie halten uns an die Scholle feſt und verhindern Abſchweifungen, zu welchen die Reflexion uns verleitet. In Betrachtung dieſer verſchollenen Welt verſunken, begreift man Schiller's herrliche Worte: »Der Menſch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick, aber die Weltgeſchichte rollt der Zufall« .... In dieſen Gefilden aber war es die rohe Gewalt, die die Ordnung der Dinge auf den Kopf ſtellte .... »Wenn wir Gutes thun — ſagt Burke — ſind wir gewöhnlich kalt, matt und träge, und vor allen Dingen in Angſt, zu ſehr recht zu thun. Aber die Werke der Bosheit und Ungerechtigkeit gehen auf eine ganz andere Weiſe vor ſich. Sie werden

mit kühner Meiſterhand ausgeführt, denn es belebt ſie der Geiſt der ungeſtümen Leidenſchaften, welche, ſo oft wir bedrücken und verfolgen, unſere ganze Thatkraft wachrufen« . . . .

Im Hafen von Trau.

Mit derlei Gedanken beſchäftigt ſtehen wir unverſehens vor einem Kirchlein, knapp am Wege, der von dem Dorfe Salona nach Spalato führt. Es iſt die Stelle, wo nach der Legende die Träger der ſterblichen Reſte des Sanct Doimo, erſten Biſchofs von Salona, auf ihrem Begräbnißgange geruht. Von hier überſieht man gegen Oſten ein breites Thal mit Buſchwerk und Laubkronen, Rebendächern und aufgemauerten Gartenterraſſen, auf denen Feigen und Oliven üppig gedeihen. Bis dort hinaus ſoll einſt das ſtolze Salona gereicht haben. In Ruinen liegendes Gebäu, ſowie die zertrümmerten Bogengänge eines Aquäducts bezeichnen jene Stelle . . . . Wenn der aufſteigende Mond ſein fahles Licht auf die Bogenzacken wirft, gedenken wir jener anderen herrlichen Bauwerke — in der römiſchen Campagna. Da fällt der Vergleich mit Salona allerdings etwas mager aus . . . . Dort, in der Campagna ſind die monumentalen Waſſerleitungen ein wahrhaft claſſiſcher Schmuck. Die Bogengänge verlieren ſich in ſchwüler Ferne und ſie erhöhen die weihevolle Stimmung, die an dem zaubervollen Bilde haftet. Das Farbenſpiel und die Linienharmonie dieſes in claſſiſcher Ruhe daliegenden Stückes Erde allein geben unvergleichlichen landſchaftlichen Genuß. Und dazu der herrliche Rahmen: links das Sabinergebirge mit ſeiner lichtblauen

Abdachung. an der zwei weiße Flecke ſchimmern — Tivoli und Paleſtrina — rechts die feingeſchwungene Contour des Albanergebirges und dazwiſchen die Campagna ſelber, in einen Farbenzauber getaucht und überſtrahlt von den unvergleichlichen Beleuchtungseffecten der ſie umziehenden Höhen!

Doch wohin ſchweifen wir ab! Wir ſind nicht in Rom, wenn auch auf dem Boden römiſcher Geſchichte. Schon haben wir Spalato erreicht, die erſten Lichter, flimmernde Gaſſen, und wandern nun zum Hafen hinüber, wo uns mit einem Schlage modernes Leben umgiebt. Aber ſelbſt hier bleibt es bei den alten Eindrücken. Faſt die halbe Hafenfronte wird

Sarkophag aus den Ruinen von Salona

von der hohen braunen Mauerflucht eingenommen, welche einſt die Meerſeite des rieſigen Diocletianiſchen Palaſtes bildete .... In der That, hinter dieſer Façade des Palaſtes verbirgt ſich halb Spalato und ſein Periſtyl iſt zum Domplatze geworden. Der »Dom« aber, in welchem nun Weihrauchwolken emporquirlen, war einſt ein Haustempel, in welchem der grauſamſte Chriſtenſchlächter Stärkung bei den capitoliniſchen Göttern ſuchte.

Am frühen Morgen des nächſten Tages beſuchen wir zunächſt dieſes Denkmal. Es empfängt im Innern wenig Licht; überall brüten dunkle Schatten und gegen das weitausladende Kranzgeſimſe werden ſie derart kräftig, daß die Reliefdarſtellungen am Fries kaum mehr zu erkennen ſind. Umſo überraſchender iſt der Geſammteindruck des Bauwerkes von Außen:

die roſtbraunen Mauern, die reizenden Durchblicke in Säulengänge und unter Wölbungen, zumal in der Richtung nach dem Rundgange, der einſt den achteckigen Tempel umgab, und von dem noch mehrere korinthiſche Säulen mit Gebälkreſten ſtehen. Vor dem Tempeleingange kauert eine Sphinx, aus ſchwarzem Granit, deren Angeſicht verſtümmelt iſt und deren Leib einen Sprung zeigt, den ihm ein vom Blitze getroffenes Thurmſtück im Sturze beigebracht hat. An derſelben Stelle befand ſich in früherer Zeit eine zweite Sphinx aus geblichem Granit, ohne Kopf, mit verſtümmeltem Hinterleib und mit einem kleinen Schild mit Hieroglyphen auf der Bruſt. Sie bildet nun eines der koſtbarſten Stücke des Muſeums von Spalato. Die ſchwarze Sphinx, die keine Tatzen, ſondern Hände hat, bewacht den Aufgang zum alten Tempel.

Treten wir ein. Der octogonalen Grundform entſprechend, ragen zunächſt acht mächtige Säulen aus rothem Granit empor, über dieſen acht in kleineren Dimenſionen gehaltene Säulen, als Geſimsträger, aus grünem Marmor. Der früher erwähnte Fries — der ſogenannte »Dianen-Fries« — iſt oberhalb der Rundgalerie, die zwiſchen den Granitſäulen läuft, angebracht und zeigt, nebſt dem Kopfe der Diana und zwei Masken im Mittelſtücke, Jagdſcenen in reichſter Abwechslung, welche die Runde füllen. Nicht minder prächtig nehmen ſich die Säulenbalуſtraden, die Altäre und vollends die Kanzel aus, deren feine Ornamentirung den Marmor ſcheinbar ſeiner Schwere entkleidet.

Tritt man hierauf wieder ins Freie, um den Bau in ſeiner Geſammtheit zu bewundern, ſo würde man in erſter Linie wünſchen, daß die einengenden Schranken, welche die Gebäude des Domplatzes rings um das herrliche antike Bauwerk ziehen, fielen, um für dieſes ſelber Licht und Luft zu ſchaffen. Dabei käme freilich auch der ungemein zierliche Glockenthurm — ein Werk aus dem Mittelalter — zu voller Wirkung, die nie zum Vortheile des Tempels ausfallen kann, den man ſich ohne dieſen Zubau denken muß, um ſeine Anmuth und Würde ganz zu erfaſſen.

Der Palaſt des Diocletian datirt — ſoweit ſeine Vollendung in Betracht kommt — aus dem Anfange des IV. Jahrhunderts. Er iſt ſelbſt in ſeinen Reſten eines der bedeutendſten Römerwerke, welche auf die Nachwelt gekommen

ſind, und jedenfalls das intereſſanteſte im Bereiche des alten Illyrien. Seiner Anlage nach war das Rieſenwerk ein Rechteck, mit einer Schmalſeite am Meere, alſo im Süden, mit der anderen landeinwärts. Die beiden Langſeiten blickten nach Oſten und Weſten. Auf der dem Meere zugewandten Seite erhob ſich eine, von fünfzig Säulen doriſcher Ordnung, welche zwanzig Fuß erhöht über dem Erdboden auf maſſiven Quadergewölben in Abſtand von je ſieben Fuß ſtanden, getragene Säulenhalle. Von der Zahl dieſer Säulen ſind noch vier Fünftel — nämlich vierzig Stück — vorhanden und wir gewahren dieſelben heute in die nachmals aufgeführte Stadtmauer verbaut. Flankirt wurde die Südfronte durch zwei viereckige Thürme, und ähnliche Thürme befanden ſich auch an den anderen zwei Ecken der rieſigen Fronten, von denen die nördliche und öſtliche noch erhalten ſind. Dort — auf der Nordſeite — hat man das eine der vier Eingangsthore vor ſich. Es iſt die Porta Aurea. Sie liegt ziemlich tief unter dem Niveau des Bodens und zeigt oberhalb des Thorſturzes einen durchbrochenen Rundbogen, daneben und höher oben auf der Stirnwand Niſchen mit einem Bogenfries darüber. Der Fries ruhte auf dünnen Säulchen und dieſe auf Conſolen (in der Höhe des Thorbogens), die noch vorhanden ſind. Das Ganze macht einen ſehr vortheilhaften Eindruck und wirkt namentlich durch das altersgraue Ausſehen des Mauerwerkes und den braunen Roſtton desſelben ungemein maleriſch.

Von der Porta Aurea führte eine breite Straße bis zur Mitte des Palaſtes und mündete an der Kreuzungsſtelle mit der vom Oſt- zum Weſtthore gehenden Straße in den, in der ſüdlichen Hälfte der Anlage gelegenen Haupthof, der als ein Vorhof der eigentlichen kaiſerlichen Wohnung zu betrachten iſt. Nach Ueberſchreitung desſelben trat man durch eine Giebelpforte mit Säulen in das mit einer Kuppel überdeckte Veſtibulum, dem ſich die Gemächerreihe der Südſeite mit der großen Loggia unmittelbar anſchloß. Der Vorhof oder Periſtyl iſt der heutige Domplatz. Auf der Oſt- und Weſtſeite ſtehen noch die korinthiſchen Säulen mit der bogengeſtützten Aufmauerung des Porticus, der das Periſtyl umgab. Gegenüber im Süden hat man die Façade des Veſtibulums vor ſich. Dieſelbe weiſt mit dem bogenförmigen Gebälke über der mittleren Thoröffnung auf ſpätrömiſche

Zeit, und die Formen der Profilirung wie die theils ſkizzenhafte, theils derb naturaliſtiſche Behandlung des Reliefornaments läßt über die Zeit der Entſtehung des Monuments keinen Zweifel offen. Dagegen tritt auch jetzt noch, in der ganzen Anlage ſowohl wie in der techniſchen Ausführung ſämmtlicher Theile des Palaſtes, der große monumentale Sinn der Römer in überzeugender Weiſe zu Tage.

Das Veſtibulum war eine Rotunde mit halbrunden, offenbar zur Aufnahme von Statuen beſtimmten Niſchen. Das daran ſtoßende Atrium, ſowie die von dem letzteren links gelegene Kaiſerwohnung iſt zerſtört, von den auf der entgegengeſetzten Seite liegenden Bädern beſtehen nur mehr Bruchſtücke .... Was den mehrfach erwähnten romaniſchen Glockenthurm anbelangt, wäre zunächſt zu bemerken, daß derſelbe zwiſchen der öſtlichen Säulenreihe des Domplatzes und dem Dome ſelbſt, auf den Fundamenten der offenbar zu dieſem Zwecke zerſtörten Vorhalle und Freitreppe des letzteren ſteht. Der Thurm, als ſchön gegliederter romaniſcher Bau errichtet, iſt an und für ſich ein Bauwerk erſten Ranges, aber durch die ungünſtige Wahl ſeiner Stellung fielen ihm nicht blos viele Theile des römiſchen Baues zum Opfer, ſondern er hemmte auch den vollen Eintritt des Lichtes durch das einzige Fenſter des Kuppelraumes. Die weitere Folge des Thurmbaues war, daß man, um genügendes Licht in den Dom zu bringen, die Umfaſſungsmauern an mehreren Stellen durchbrach und dabei ſelbſt den figuralen Fries nicht verſchonte. Die Beſtandtheile des Thurmes bilden die untere Thurmhalle und vier Stockwerke, jedes höhere kleiner als das tiefere, und der ſpäter aufgeſetzte Thurmhelm. Horizontale Geſimſe trennen die Stockwerke von einander; die unteren mit ihren Arcaden ſind einfacher, in den oberen beiden wechſeln reichlich Doppelfenſter, Arcaden und der Rundbogenfries ab. Als Schmuck dienen viele mittelalterliche Basreliefs, zahlreiche antike Säulenſchäfte u. ſ. w.

Neben dem alten Tempel feſſelt namentlich der ſogenannte »Aesculaptempel«, das jetzige Baptiſterium der Kirche. Man ſteigt über drei Stufen zu ihm hinan und hat ein Prachtthor vor ſich mit reichſtem Ornamentſchmucke. Von dieſem Bauwerke hat ſich nur die Cella vollſtändig erhalten. Sie beſteht aus einem Tonnengewölbe, das auf einem mächtigen Geſimſe

Digitized by Google

aufruht. Vor dem Tempel — der möglicherweiſe auch das Mauſoleum Diocletians geweſen ſein könnte — ſteht ein prächtiger antiker Sarkophag mit der Jagd des Meleager .... Nimmt man Alles zuſammen, ſo iſt es unzweifelhaft, daß der Domplatz von Spalato, mit ſeinen reizvollen Durchblicken nach drei Seiten desſelben, auch heute noch, trotz der mannigfachen Zerſtörungen, ebenſo in kunſthiſtoriſcher wie in maleriſcher Beziehung einer der intereſſanteſten Punkte an dem Geſtade der Adria iſt. »Hier hat nicht blos die antike — meint ein Fachmann, der Architekt Alois Hauſer — es haben auch alle ſpäteren Bauperioden werthvolle Monumente hinterlaſſen, welche mit ihren verſchiedenen Formen und durch die unbeſchreiblich reizende,

Mädchen von Spalato.

d by Google

halb zufällige Gruppirung derſelben wie zu einem großen Accorde zuſammenklingen.« Unſer Bild (S. 280) giebt den Einblick an einer Stelle des Domplatzes, nach der Seite des Tempels hin; durch die Bogenhallen wird der Periſtyl des Kuppelbaues auf hohem Podium, links die Ecke des Glockenthurmes ſichtbar und im Vordergrunde die Sphinx aus ſchwarzem Baſalt.

Das moderne Spalato iſt weitaus die comfortabelſte Stadt Dalmatiens. Zwar die Altſtadt, welche noch allenthalben von den Mauern des ehemaligen Diocletianiſchen Palaſtes eingeſchnürt wird, beſitzt ein winkeliges Gaſſennetz, in welchem man Licht und Luft empfindlich genug vermißt. Klettergänge über Treppengaſſen aber werden Einem erſpart, da Spalato in der vollkommen flachen Küſtenebene liegt. Weitaus freundlicher iſt die in weſtlicher Richtung hinausdrängende Neuſtadt mit verſchiedenen prächtigen Neubauten und dem breiten Aufſtieg von der Riva herauf. Wer dieſe Straße herabwandelt, hat das Meer vor ſich und im Hintergrunde die grüne Inſel Solta, wo »Milch und Honig fleußt.« Zwiſchen der Küſte, Solta und der Inſel Brazza dehnt ſich der faſt ſeeartig geſchloſſene Meeresabſchnitt von Spalato — ein kornblumenblaues Becken mit weißen Segeln darauf, mit den drei Eingangspforten Canale di Spalato (zwiſchen Bua und Solta), Porta di Spalato (zwiſchen Solta und Brazza) und Canale della Brazza (zwiſchen dieſer Inſel und dem Feſtlande).

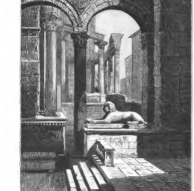
Vor dem breiten Hafenquai liegt in der Regel eine große Zahl von Küſtenfahrern vertäut. Keine Stadt in Dalmatien hat eine auch nur annähernd ſo geräumige Riva, wie Spalato. Wenn ſich die Mittagsſonne auf die breite, mit der Langſeite nach Süden gerichtete Quaiſtraße legt, und im Schatten der Butiken und Häuſer braune, nacktbeinige Facchini herumlungern, glaubt man ſich in eine ſüditalieniſche Stadt verſetzt. Die hellen Sonnenflecken auf dem gelben Pflaſter, das Maſtengewirr davor und die braunen Schattentöne an der Häuſerflucht, deren ſchönſte Zierde der roſtbraune Mauerreſt des Diocletianiſchen Palaſtes iſt: das Alles iſt ungemein farbig, an eine apuliſche Hafenſtadt gemahnend. Hoch auf dem Grate der Mauer wuchert grünes Buſchunkraut und darüber ragen die kahlen Fronten einiger Häuſer mit braunen Fenſterläden und vortretenden Geſimſen zwiſchen den Stockwerken.

Digitized by Google

Beſonders effectvoll iſt die Hafenfronte Spalatos von der See aus. Wir laſſen uns hinausſteuern und blicken nach einigen hundert Ruderſchlägen zurück. Die lange Häuſerzeile ſchwimmt förmlich in weißem, intenſivem Licht. Ueber die dunklen Dächer ragt der braune Campanile mit ſeinen drei Stockwerken und dem Thurmhelm: eine Hochwarte der herrlichſten Art. Im Hintergrunde iſt das Bild von hohen Gebirgen abgeſchloſſen, rechts von den Zackenhöhen des Moſſor, der in graue Schleier gehüllt erſcheint, links von dem faſt horizontal verlaufenden Felsgrate des Monte Carban. In der Einſattlung dazwiſchen liegt das Geierneſt Cliſſa auf iſolirter Höhe, einſt eine wichtige Paßſperre, die ſchon zur Zeit Salonas von den Römern als ſolche benützt wurde, heute ohne militäriſchen Belang, wenngleich noch immer beſetzt und armirt. Der Weg — eine prächtige Serpentinenſtraße — der ſich dort hinaufwindet, führt zunächſt nach Sinj hinüber und dann über das Grenzgebirge in die nordweſtliche Herzegowina, wo das handelsthätige Städtchen Livno erſte Station iſt .... Vom Steilhange des Moſſor reichen ſpärlich bewachſene Hänge weit ins Meer hinaus und nehmen kleine Buchten zwiſchen ſich, in deren geräumigſter das Städtchen Almiſſa liegt. Wir werden es ſpäter beſuchen. Als öſtlicher Eckpfeiler des Spalatiner Hafens figurirt die Höhe mit dem Fort Grippi; als weſtlicher die Uferhöhe mit dem Kloſter Paludi, von wo ſich gleichfalls ein herrlicher Rundblick über Stadt und Umgebung darbietet ....

Ehe wir Spalato verlaſſen und unſere Reiſe ſüdwärts fortſetzen, machen wir der nahen Inſel Brazza einen Beſuch; der Ausflug wird uns Gewinn bringen, denn wir haben bisher noch keine der dalmatiniſchen Inſeln durchwandert. Ohne Beſchwerlichkeiten wird es indeß nicht abgehen, da das Innere der Inſel gebirgig und ſtreckenweiſe ganz und gar pfadlos iſt. Wir ſteigen in Spalato zu Schiff und laufen nach zweiſtündiger Seefahrt den Hafen von Milnà an, wo wir ans Land ſteigen. Es iſt ein helles, freundliches, und wie es den Anſchein hat auch äußerſt rühriges Städtchen, von grünen Uferhöhen umrahmt, die den Ort faſt wohnlich geſtalten. Landeinwärts wird die Landſchaft allerdings etwas urwüchſiger, das Gebirge höher, die Vegetation auf weite Strecken ſpärlicher. Durch die größte Thalſenkung der Inſel führt ein Weg nach Nereſi, das faſt im Herzen derſelben gelegen

Digitized by Google



iſt. Wenn Sciroccoluft unter dieſem Himmelsſtriche brütet, dann kann das Thal ſo heiß und ſchwül ſein, wie irgend eines in Meſſenien, auf Ithaka oder Korfu. Die grellen Lichtreflexe werden nur durch die lichten Haine von Oelbäumen oder Feigen, oder durch die Rebendächer gemildert, die an den Abhängen kleben. Im Frühling lagern förmliche Dunſtnebel in der Tiefe. Alles iſt ſonndurchtränkt und glüht in bacchantiſcher Ueppigkeit. Im Schatten einzelner Mandelbäume läßt ſich's gut ruhen, auf den Abhängen da oder dort unter dem breiteren aber ſchütteren Dache der Pinie wohl auch ein Stündchen verträumen.

Reſte des „Jupiter-Tempels" in Spalato.

Digitized by Google

Nereſi war einſt die Hauptſtadt der Inſel und trägt noch Spuren ſeiner beſſeren Vergangenheit. Heute iſt es ein kleiner Stapelplatz für die ſehr ergiebige Weincultur. In einer Taverne, wo wir raſten, ſetzt man uns zu dem trefflichen Cievoli von Almiſſa, feurigen Inſelwein — den ſüßen Bugava vor, der uns noch mehr als die ſciroccale Schwüle durchwärmt. Dann geht es wieder hinaus, diesmal über die Höhen nördlich von Nereſi. Die Gegend iſt ſtellenweiſe üppig, der Kletterpfad aber kann namentlich dann unerquicklich werden, wenn die Luft bleiern auf Höhen und Tiefen lagert. Um ſo erquickender iſt's oben, wo man zugleich nach beiden Ufern, dem nördlichen und ſüdlichen, oder vielmehr ſüdweſtlichen, hinabblickt. Das ſteilere Südufer iſt durch einen zweiten höheren Bergrücken verdeckt, der faſt bis zur Höhe von zweitauſend Fuß anſteigt. Wir ſteigen von unſerem Mulo und treten unter das Dach einiger Steineichen, wo auch ein grüner Raſenfleck. Die Stille ringsum, die Einſamkeit, der Abgang jeder Art von Niederlaſſung und Staffage macht dieſes Landſchaftsbild doppelt genußreich. Der Hafenort, der vor uns am nördlichen Inſelſaume verdämmert, iſt San Pietro — eine in Gehöfte und Häuſergruppen aufgelöſte Niederlaſſung auf flachem Geſtade. Auf einer Landzunge, die ſich in die See hinausſchiebt, liegt ein Kirchlein mit hellſchimmerndem Thurme. In der Bucht iſt das

Wohnhaus auf Brazza.

Meer faſt purpurroth geſprengelt und hat am Geſtade einen Silberkranz von Stein und Kies vor ſich. Weiter draußen leuchtet der Canal von Brazza tiefblau und die glatte Spiegelfläche erſcheint augenblicklich durch kein einziges Segel unterbrochen. Wie eine blank polirte Tafel aus Lapis Lazuli liegt ſie zu unſeren Füßen.

Nun ſteigen wir, längs eines Mauerzaunes, über den ſich verkrüppelte Pinien, Oelbüſche und zerzauſte Aeſte der Steineichen legen, auf holprigem Pfade tiefer und tiefer hinab. Der Einfluß des nahen Feſtlandes macht ſich durch einen friſchen Windhauch geltend, der die Schwüle erheblich abſchwächt. Der Hang wird immer grüner und im Herbſte mögen die funkelnden Trauben im lichten Blattwerke der Rebendächer einen herrlichen Anblick gewähren. Auf ſteiniger Halde weiden einige ſchmutzig-braune Ziegen und der verwahrloſte Hirte macht den Eindruck, als wäre er direct aus Arcadien hierher verpflanzt worden. Nur die ſchmutzig-weiße Fuſtanella fehlt, um die Täuſchung zu vervollſtändigen. Die vielgefeierten, durch deutſche Poeten zu ungerechtfertigter Popularität gelangten »arcadiſchen Schäfer« ſind nämlich ganz dieſelben verwahrloſten und rohen Geſellen, wie man ſie anderwärts unter den Hirten der illyriſchen Halbinſel vorfindet. Ja, wir werden dem Ziegenhirten Brazzas ſicher den Vorzug geben, da die milde Luft, der Anblick des Meeres und manches Andere hier kein rauhes Geſchlecht aufkommen läßt.

Es mag überraſchen — aber ſelbſt in dem vielverläſterten Dalmatien ſchwillt die Seele in ſpontaner Begeiſterung. Die Bitterniß drängt ſich freilich überall dazwiſchen, die große Paſſion eines durch Jahrhunderte niedergedrückten und mißhandelten Volkes. Man iſt entzückt und wird gleichzeitig traurig geſtimmt, wenn man rings in der herrlichen Natur die Dürftigkeit der Menſchen, ihr freudloſes Leben, ihre Uncultur und tägliche Noth ſieht .... Zu ſolchen Bildern findet ſich leicht ein paſſender Stoßſeufzer .... Wie ſingt doch Leopardi? ....

»O natura cortese,
Son questi i doni tuoi,
Questi i diletti sono
Che tu porgi ai mortali. Uscir di pena
È di diletto fra noi

Pene tu spargi a larga mano; il duolo
Spontaneo sorge: e di piacer, quel tanto
Che per mostro e miracolo talvolta
Nasce d'affanno, è gran guadagno. Umana
Prole cara agli eterni! Assai felice
Se respirar ti lice
D'alcun dolor; beata
Se te d'ogni dolor morte risana.«

Es iſt ein weltſchmerzlicher Erguß, der nur durch den milden Rhythmus des italieniſchen Idioms etwas von ſeiner erſchrecklichen Kälte verliert. Im Deutſchen klingt dieſe verzweifelte Anklage viel härter:

»Wie biſt du mild geartet,
Natur! Sind dies die Gaben,
Die Freuden, die du beutſt? Dem Schmerz entrinnen,
Iſt uns ſchon Luſt. Die Leiden
Streuſt du mit voller Hand; es nah'n die Schmerzen
Uns ungeſucht, und jenes Körnchen Freude,
Das noch wie durch ein Wunder uns bisweilen
Hervorwächſt aus dem Leide,
Schon gilt's als herrlicher Gewinn. Wie theuer
Sind wir dem Ewigen — beglückt hinlänglich,
Wenn uns vergönnt iſt, einmal aufzuathmen
Vom Schmerz, und hochbegnadet,
Wenn uns von aller Qual der Tod entladet« ....

So ſchlimm iſt's nun in unſerem Bereiche freilich nicht. Der Schäfer neben uns, deſſen große dunkle Augen ſo freundlich leuchten, iſt mit ſeinem Schickſale ſicher zufrieden. Seine Welt iſt das Land um ihn, das funkelnde Meer in der Tiefe, der roſige Himmel in der Höhe — eine Welt, mit der ſich manch' lebensmüdes Weltkind zufrieden geben würde, wenn es hier oben auf der Küſtenhöhe der Inſel Brazza ein trauliches Heim fände. Welch' zarter Duft, welch' erquickende Farbenharmonie! Man ſchmelze alle Farbenpracht der venetianiſchen Meiſter, der Tintoretto, Tizian, Paolo Veroneſe, Baſſano, Giovanni und Gentile Bellini zuſammen und die künſtliche Herrlichkeit wird nur ein matter Abklatſch der Farbengluth in der Natur ſein, wie ſie dieſes Land und dieſes Meer ausathmet. Farbenpinſel iſt hier die Sonne, welche Feuergarben und Regenbogenlichter über Höhen und Tiefen gießt. Es iſt kein Schauen — es iſt ein Schwelgen, ein unvergleichliches Genießen. —

In San Pietro angekommen, laſſen wir den Ort ſelber unbeſucht und verfolgen den Küſtenweg nach Pučišće hinüber. Das iſt ein mühſam Klettern; bald hart am Geſtade, wo die Wellen melodiſch murmeln, bald über Terraſſen hinweg, zwiſchen trockenen Mauern, über die Olivenkronen zuſammenſchlagen. Das ſchönſte iſt der ſchmale Meerescanal mit den blauen dalmatiniſchen Bergen im Hintergrunde. Vor den Häuſern, die am Strande liegen, ſieht man ſelten eine Barke. Wir paſſiren eines dieſer Häuſer und ſehen es uns etwas genauer an. Zwiſchen Olivendickicht gelegen, bemerken wir das Gebäude erſt in dem Augenblicke, da wir dicht vor dem Eingangsthore ſtehen. Eigentlich iſt es eine ganze Gruppe von Gebäuden, aus jenen gelblich-weißen Klaub- und Bruchſteinen aufgeführt, die auch zur Erbauung von Salona und des Diocletianiſchen Palaſtes verwendet wurden. Bei Pučišće befindet ſich ein Steinbruch, der ſeinerzeit das Material zu jenen Bauten abgegeben hat .... Das Haus, vor welchem wir ſtille halten, zeigt eine in der Tiefe eines roh gepflaſterten Hofes gelegene Hauptfronte mit Freitreppe zum erſten Stocke hinauf, dann links, im Winkel angebaut, ein Wirthſchaftsgebäude, rechts kleine Stallungen. Vor den Eingang legt ſich eine niedere trockene Mauer. Von Außen ſind die Gebäude durch Strebepfeiler verſtärkt. Es ſieht hier nicht ſehr wohnlich aus, wenn auch das

Almiſſa.

Digitized by Google

Anweſen den Eindruck von Solidität macht und ein wahrer Palaſt im Vergleiche zu den Morlaken-Hütten auf den dürren Scopcen iſt.

Bei Pučišće erreichen wir die Küſte und vertauſchen unſer Reitthier mit der Segelbarke. Wir waren einen ganzen Tag von Früh bis Abends unterwegs und haben kein Verlangen nach weiteren Touren nach den öſtlichen und ſüdlichen Theilen der Inſel .... Wohl aber lockt uns das gegenüberliegende Geſtade, wo ſich das in früheren Zeiten berüchtigte Piratenneſt Almiſſa in einer Bucht verbirgt, die rings von hohen Felswänden eingefaßt iſt. Bei friſchem Südoſt ſind wir in einer halben Stunde über den Canal und laufen in den kleinen Hafen ein. Ein Kranz grüner Kronen hart unter dem Steilſturze der Felswand, auf deſſen Zackenrande die Trümmer eines alten Schloſſes hängen, belebt das einförmige Bild. Gleichwohl hat die Scenerie etwas Düſteres, und die Phantaſie hat wenig Mühe ſich dieſen Küſtenſchlupfwinkel mit Piraten bevölkert zu denken, wie es in jenen Tagen der Fall war, da tief unten an der Narenta dieſes ehrenwerthe Gelichter ungeſtraft ſein ſauberes Geſchäft betreiben konnte. Vielleicht iſt es gerade der Eindruck von ſolcher Wildheit, welcher zum Verweilen einladet, und fürwahr, wer ſich im Bereiche von Almiſſa etwas genauer umſieht, der wird mit ſeiner Zeit nicht zu Schaden kommen. Dort wo die Četina zwiſchen mächtigen Felswänden zum Meere ſtrömt, geht es in eine Steinwildniß hinauf, die nicht verfehlen wird, auf den Wanderer mächtigen Eindruck zu machen. Noch ehe man Duare, das einzige Dorf in dieſer Thalenge, erreicht, ſieht man die Četina im Caskadenſturz niedergehen. Das iſt die »Mala Gubavizza«. Ein mindeſtens viermal größerer Fall — die »Velika Gubavizza« — ſtürzt oberhalb des genannten Dorfes, zwiſchen thurmhohen Felſen, ſchäumend und donnernd in den ſteinigen Grund herab. Die nackten Berghöhen, der Silberſturz des Kataraktes, die blaue Himmelsdecke darüber, ſowie die menſchenleere Einſamkeit geſtalten dieſen Punkt zu einem der romantiſchſten in Dalmatien.

Das Gebiet zwiſchen der Četina und der Černovica (bei Spalato) bildete in früherer Zeit einen kleinen Freiſtaat mit oligarchiſchem Regimente, und ſo unbedeutend das Territorium war, wußte es gleichwohl durch Jahrhunderte jede fremde Beeinfluſſung abzuwehren. Die Uranfänge dieſes Frei-

Google

ſtaates — Poglizza genannt — gehen bis in das XI. Jahrhundert zurück. Seine eigentliche Conſtituirung erfolgte nachweisbar im Jahre 1235. Das erſte Statut wurde 1298 vom Könige Stephan Nemanjić, Herrſcher von Rascien, Dalmatien und Bosnien, beſtätigt und Schutz zugeſagt. Mitte des XV. Jahrhunderts begab ſich die Poglizza freiwillig unter Venedigs Schutz, unter welchem ſie bis zur franzöſiſchen Occupation verblieb. Damals lehnten ſich die Bewohner gegen die von den neuen Herren eingeführte Conſcription auf, was zu bewaffnetem Einſchreiten der Franzoſen führte. Nach harter Züchtigung der Empörer wurde dem kleinen Freiſtaate für immer ein Ende bereitet.... Der letzte Groß-Knez Zović entfloh mit dem Kiſtchen, das die Urkunden des Ländchens enthielt, nach Petersburg, wo er ſtarb.

Digitized by Google

Von Spalato nach Raguſa.

Die Fahrt geht im Angeſichte des Moſſor und an Almiſſa vorüber durch den engen Canal zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel Brazza nach Makarska. Eine kleine Haſenbucht, die auffällig belebt iſt, nimmt uns auf. Die Stadt legt ſich um das Halbrund der Bucht und hat kahle, hohe Berge im Hintergrunde. Der grüne Rahmen, der bei Almiſſa das düſtere Küſtenbild einigermaßen mildert, fehlt hier. Die Bevölkerung iſt aber weitaus reger und der Handel immerhin beachtenswerth. In früheren Zeiten war Makarska

Digitized by Google

ein Piratenneſt, doch iſt von mittelalterlicher Romantik nichts in Erinnerung geblieben. Dagegen nennt die Stadt mehrere ihrer Söhne, die in verſchiedenen Wiſſenszweigen eine Rolle ſpielten. Für den Reiſenden hat der Ort übrigens wenig Reiz, und auch ein längerer Aufenthalt lockt nicht, da die Stadt keine directe Wegverbindung mit dem Hinterlande hat. Das ziemlich hohe Biokovo-Gebirge iſt nur auf Saumwegen, und zwar ſolchen der elendeſten Gattung, zu überſchreiten.

Wenn wir dennoch in Makarska ans Land ſteigen, ſo geſchieht es aus dem Grunde, um das »Primorje« — den Küſtenſtrich zwiſchen der genannten Stadt und dem innerſten Winkel des Canale della Narenta — etwas genauer in Augenſchein zu nehmen, als es auf einer Tour zu Schiffe möglich wäre .... Das erſte Wegſtück von Makarska bis San Antonio, hart am Meere, läßt ſich mit Leichtigkeit zurücklegen, dann aber heißt es einen entſetzlichen Steilpfad bis zur Höhe San Elio hinauf überwinden, von wo der Klettergang zwiſchen Felsblöcken über Stradinovac nach Raščiane niedergeht. Das Reiſen im Innern von Dalmatien war ſeit jeher ein mühſam Wandern. Es iſt und bleibt eine Strapaze, welcher die Mehrzahl von Jenen, die in den großen Küſtenſtädten vorgeſprochen haben, ſich entſchlagen zu müſſen glauben. Und dennoch werden nur Demjenigen die urwüchſigen Reize dieſes Landes erſchloſſen, der ſich ab und zu von den lärmenden Hafenplätzen verabſchiedet und ſeinen Weg landeinwärts ſucht.

Von Genüſſen, wie ſie etwa Reiſende aus epikuräiſcher Schule träumen, iſt dann allerdings keine Rede mehr. Die wilde Karſtlandſchaft wird ſtreckenweiſe zur completten Felswüſte, in der alles Leben erſtirbt und nur der einförmige Geſang der Hirten, die mit ihren Ziegen auf zackigen Höhen oder bebuſchten Terraſſen weilen, die Grabesſtille unterbricht. Die Glöcklein von verlaufenem Kleinvieh haben in dieſer Einſamkeit eine wunderbare Anziehungskraft. Als ob ſie die Nähe eines Eremiten-Heims ankündigten, ziehen ſie den irrenden Wanderer an, der weltvergeſſen, und wohl auch ſchweißtriefend die Geröllſchluchten auf- und niederklettert .... Plötzlich unterbricht ein greller Schrei die Todtenſtille. Der Pfadfinder wirft den Kopf in die Höhe, wo in ſonnenheller Ferne ein prächtiger Steinadler ſeine Kreiſe zieht, ſcharf begrenzt über einer trichterförmigen Vertiefung im

Boden. Wir klettern die Kraterböſchung hinan, um von ihrem Rande plötzlich auf ein grünes Oaſenbild hinabzublicken. Das iſt die »Dolina«, wo ſchüttere Steinhäuſer ſtehen und trockene Mauern den kargen Beſitz des dalmatiniſchen »Häuslers« einfrieden.

Bewegung und Leben herrſcht übrigens auch auf einer ſolchen Oaſe nicht. Die Erwachſenen der Bewohnerſchaft ſieht man an den Abhängen in unausgeſetzter mühevoller Arbeit begriffen, um dem Felsboden jeden Quadratſchuh Erde abzuringen und gegen Sturm und Niederſchläge zu ſchützen. Die Kinder dagegen verweilen faſt jederzeit daheim, meiſt unbewacht. Sie ſonnen ſich in Geſellſchaft etlicher abgemagerter Köter auf den Flieſen des Hütteneinganges, oder tummeln ſich auf den Düngerhaufen, die neben der Hütte liegen und von dürren Hühnern durchſtöbert werden. Etliche Oelbäume beſchatten das armſelige Anweſen und da und dort rankt ſich ein Feigenbaum am Gemäuer empor. Beſonders feſſelnd iſt eine ſolche dalmatiniſche Steinwildniß in einer warmen Vollmondnacht.

Auf der Poſtſtraße von Raškiane nach Vergorac und darüber hinaus bis zur Narenta-Mündung geſtaltet ſich die Tour unerträglich monoton. Sie erfordert mindeſtens ſieben Stunden — und das in einem Vehikel der primitivſten Art. Bei dem Dorfe Novoſela verlaſſen wir die öden, menſchenleeren Diſtricte, um unvermittelt den Ausblick auf die weitläufige Niederung der Narenta zu genießen. Rechter Hand verbleibt die Straße bis knapp vor dem Narenta-Ufer am Gebirgshange; links (das iſt öſtlich) durchmißt aber der Blick die ſtundenweite Ebene des Norino-Baches, der auf der Höhe des dalmatiniſch-herzegowiniſchen Grenzgebirges entſpringt. Dort liegt das Dorf Vido, auf der Stelle des einſt glanzreichen Narona. Es iſt entſchieden ein Irrthum, wenn man gewiſſe hiſtoriſche und topographiſche Beziehungen zwiſchen der alten Stadt und dem heutigen Norino, der Stelle, wo ſich der gleichnamige Bach in die Narenta ergießt, zu ſuchen beſtrebt iſt. Wo ſich heute die flache, faſt im Meeresniveau liegende Norino-Ebene dehnt, muß im Alterthume die See gefluthet haben, und zwar bis zum Höhenrande hinüber, wo heute Vido liegt. Daß die vollſtändig glatte Ebene ſtellenweiſe von riffartigen Felſen unterbrochen iſt, giebt ein Argument mehr zu obiger Annahme ab;

Google

denn sie gleichen vollkommen denjenigen, welche die Küsten und die Inseln Dalmatiens oft in großer Anzahl umgürten.

Norino, oder correcter Torre di Norino, war aber in früherer Zeit nichts weiter als ein Thurm, den die Venetianer zum Schutze ihres Besitzes an diesem Küstentheile Dalmatiens aufgeführt hatten; eine Gründungszeit, die auch für das Fort Opus gilt, das stromabwärts an jener Stelle gelegen ist, wo die Narenta in ihre Delta-Arme sich spaltet. Dagegen stimmt es nicht, wenn von mancher Seite behauptet wird, die alte Castellruine von Opus rühre von einem bosnischen Könige aus dem Jahre 1370 her. Es wird sich hier wohl nur um das Vorwerk irgend eines herzegowinischen Bans handeln, denn der erste König, der den bosnischen Thron einnahm: Stephan Twartko Kotromanowitsch, wurde erst 1376 im Kloster Miloschewo zum Könige von Bosnien, Rascien und der »Primorje« (dem Theile Dalmatiens zwischen der Četina und der Narenta) gekrönt.

Wer von Vergorac her der Narenta-Mündung sich nähert, der genießt eigentlich keinen vollständigen Ueberblick über das eigenthümliche Wasserland. Anders, wenn man von Neum, der früheren Enclave von Klek, herüberkommt. Zwischen dem ungemein ausgedehnten Binsenwald, der die Delta-Insel bedeckt, sieht man den trüben Fluß in seiner ganzen Ausdehnung bis zu jenem Punkte, wo er aus dem Felsendefilé an der dalmatinischen Grenze hervorbricht. Dort liegt das freundliche Städtchen Metkowič mit seiner schönen griechischen Kirche und einer sehr rührigen Bewohnerschaft, die bisher lebhaften Handel mit dem Hinterlande, namentlich mit Mostar trieb. Gleichwohl war Metkowič vordem ein stiller abgelegener Ort, in den erst mit der Occupation der dalmatinischen Hinterländer durch die Oesterreicher einiges Leben einzog.

Wir verlassen diesen wenig anheimelnden Winkel Dalmatiens, um interessantere Localitäten zu besuchen. Alsbald nimmt uns der Meerescanal zwischen dem narentinischen Litorale und der hochbergigen Halbinsel Sabbioncello auf. Der felsige bleiche Monte Vipera sieht wie ein eherner Wächter aus dem Innern des Landes herüber. Die ganze Bergkette, welche sich in nordwestlicher Richtung mählich abstuft, nimmt sich hart und schroff aus, ganz so wie das gegenüberliegende Küstengebirge zwischen Almissa und

Makarska und darüber hinaus. Ehe die Nordweſtſpitze der Halbinſel erreicht wird, gewahrt man eine Kloſterkirche auf breiter Küſtenſtufe. Einige ſchwarze Cypreſſen ſtehen herum, und geben ſo ein Bild von jenen vielen Kirchen im ſüdlicheren Meere, die meiſt an die Stelle antiker Tempel getreten ſind. Die Griechen zumal liebten ſolche von weitem ſichtbare Tempel auf erhöhtem Geſtade. Sie waren gewöhnlich die erſten Bauten, die ſie vom Meere aus bei Annäherung ans Land erblickten. Es muß alſo das Bedürfniß groß geweſen ſein, nach längerem Fernebleiben vom Feſtlande zuerſt mit den Unſterblichen in Relation zu treten. Solche Heiligthümer gaben überdies Schutz in der Sturmnoth. Auch der ſchiffbrüchige Odyſſeus rettete ſich aus dem Wogenſchwall, nachdem Athene die empörte See beruhigt hatte.

Vor der Nordweſtſpitze Sabbioncellos liegt ein Felſeneiland im Meere »flach wie ein Schild«, um uns eines homeriſchen Vergleichnißbildes zu bedienen. Die See legt ſich weich herum und leuchtet im herrlichſten Blau mit dunkleren Nüancen, wo die Ufer ſie begrenzen. Wir haben drei ſolcher Geſtade vor uns: rechter Hand das Feſtland mit ſeinen grauen, in der Ferne verſchwimmenden Felsbergen; links den niederen Strand von Curzola, der einſt waldreichen »ſchwarzen« Inſel; gerade vor dem Buge die Oſtſpitze von Leſina. Dorthin geht unſer Curs, zunächſt der Nordküſte entlang. Der Canal zwiſchen dieſer Inſel und Brazza verengt ſich zuſehends und wird auf der Höhe von Bol am engſten. Das Geſtade iſt vielfach durchbuchtet, wie ausgefreſſen vom Meere. Klippenhänge ſäumen es. Nicht eine einzige Ortſchaft unterbricht die Einöde und wir würden eine ſehr unvortheilhafte Meinung von dem Eilande gewinnen, wollten wir dieſe Vereinſamung als charakteriſtiſches Merkmal auffaſſen.

Wenn die letzten Uferfelſen im Norden umſchifft ſind, öffnet ſich gegen Südoſt eine ſchöne, geräumige Bucht — ein förmlicher Golf — mit der Stadt Cittavecchia (Starigrad) im innerſten Winkel. Der Anblick iſt überraſchend, wenn auch die Stadt wenig bietet. Man denkt unwillkürlich an die illyriſchen Piraten, und an ihre Epigonen, die räuberiſchen Narentiner, denen dieſer Schlupfwinkel vorzügliche Dienſte geleiſtet haben mag. Wäre der Golf ſeeſeits — wie es beiſpielsweiſe bei der Hafenſtadt Leſina am Weſtgeſtade der Fall iſt — durch einige Klippeneilande abgeſchloſſen,

by Google

ſo gäbe die ſo umgeſchaffene topographiſche Situation eine vollſtändige Copie des Hafens von Navarino in Meſſenien, ſeinerzeit, wie bekannt, gleichfalls einer der verrufenſten Piratenſchlupfwinkel des Peloponnes.... In der Umgebung der Stadt werden mancherlei antike Gegenſtände gefunden, ſelbſt griechiſche, ein Beweis, daß Cittavecchias Vergangenheit bis ins graue Alterthum hinaufreicht. Wir dürfen uns an ſeiner Stelle eine jener griechiſchen (korinthiſchen) Handelscolonien denken, an denen es vor Alters an den illyriſchen Küſten keinen Mangel gab.

Eine ſolche, noch zur Zeit Roms anſehnliche Handelscolonie war auch Pharia — heute Leſina — an der Weſtſpitze der Inſel. Von Ungarn, Venetianern und Türken zu Zeiten hart bedrängt, hat es gleichwohl das ältere Cittavecchia überflügelt und iſt heute die natürliche Hauptſtadt der Inſel. Was ſie ganz beſonders auszeichnet, iſt ihr landſchaftlicher Rahmen. Hat man das Weſtcap (Cap Pellegrino) umſchifft, ſo lenkt das Schiff in einen ſchmalen Canal, der dadurch gebildet wird, daß der Inſel eine ganze Schnur von Klippeneilanden vorgelagert iſt. Es ſind die Inſeln Spalmadore; nur die größte — San Clemente — iſt bewohnt. Wie niedere ſchwarze Rücken ragen ſie aus der ſtahlblauen Fluth. Linker Hand öffnen ſich mehrere, zum Theile grün umrahmte Buchten, zuletzt der Hafen Leſina ſelber, mit der weißen Fronte ſtattlicher Häuſer am Meeresſaume und ſtattlichen Fortificationen auf Hügelſpitzen dahinter. Knapp vor dem Eingange zum Hafen liegt eine Felsklippe, flach wie eine Schildkröte, mit einer Strandbatterie darauf.... Das Uferbild präſentirt ſich im wärmſten Farbenduft, wie ein griechiſches Inſelſtädtchen. Dadurch wird Leſina zu einer der maleriſchſten Uferortſchaften Dalmatiens. Im Innern iſt freilich nicht Alles ſo romantiſch-duftig, ſo idylliſch-anmuthig. Am vortheilhafteſten präſentirt ſich noch die Seefronte, mit dem alten Dockgebäude (eine Art Dock nämlich, mit darauf geſetztem Stockwerke), der offenen, frei nach dem Meere ſehenden Loggia, zu der Sammicheli die Pläne gemacht, und dem Glockenthurme, der übrigens ein Bauwerk aus jüngerer Zeit iſt. Oberhalb der Stadt ſieht man zwei Forts: Fort Spagnuolo gerade über der Loggia (wenn man ſeinen Standpunkt mitten im Hafen hat) und auf einem höheren Berge dahinter im Nordoſten das Fort San Nicolò, einſt Fort Napoleon, ein Trutzbau aus

Digitized by Google

der Zeit der franzöſiſchen Occupation. Das ältere Fort Spagnuolo war ein Werk ſpaniſcher Ingenieure, aufgeführt in der Mitte des XIV. Jahrhunderts, alſo zur Zeit König Ludwigs des Großen von Ungarn. Es flog durch Blitzſchlag im Jahre 1579 in die Luft. Kaum hundert Jahre ſpäter (1671) beſchoſſen es türkiſche Piraten, ohne etwas zu erreichen. Dafür ſteckten ſie die Stadt in Brand und damals muß ſie bereits das heutige Ausſehen gehabt haben, denn Dockgebäude und Loggia waren ſchon erbaut. Sie ſcheinen in jenem Brande gar nicht oder nur wenig gelitten zu haben.

Die Stadt legt ſich um einen Theil des Hafenrundes und hat nach Süden hin eine ſchöne Strandpromenade mit einem hübſchen Franziskanerkloſter als Ziel. An dieſem Geſtade giebt es ein genußreiches Wandern, zumal des Abends, wenn weſtwärts die Sonne niederſinkt und die Roſengluth über die Spalmadore-Klippen herüberflammt. Eine Palme ſteht am Wege — der erſte Bote des Südens. Sie ſteht hier noch vereinſamt, wie jene anderen Exemplare in den Villagärten und auf der Kloſterterraſſe von San Giacomo bei Raguſa. Selbſt Korfu hat nur einige wenige dieſer Repräſentanten des ſubtropiſchen Klimas. Da der Hafen Leſinas und die Stadt ſelber gegen jeden noch ſo rauhen Nordwind geſchützt ſind, und auch vom Scirocco verhältnißmäßig wenig zu leiden haben, erkannten Fachmänner ſchon vor längerer Zeit in dieſen Eigenſchaften die Grundbedingungen zu einem klimatiſchen Curorte. Der Grazer Naturforſcher Oscar Schmidt ſcheint auf die vorzügliche Lage Leſinas zu dem vorſtehenden Zwecke zuerſt aufmerkſam gemacht zu haben. Profeſſor Franz Unger aber hat die Idee zuerſt verwirklicht, indem er eine Curgeſellſchaft ins Leben rief. So wurde die alte Loggia zum Curgebäude und der Anfang war gemacht. Es ſcheint aber, daß es an der nothwendigen Energie gebrach, um über den erſten Anlauf hinauszukommen. Vollends gefehlt hat es bisher an der unerläßlichen Reclame. Das zaubervollſte Paradies bedarf einer ſolchen, um in weiteren Kreiſen bekannt zu werden. Man denke nur, welchen geringen Comfort beiſpielsweiſe Korfu noch in verhältnißmäßig naher Zeit den fremden Beſuchern bot, und wie trotz alledem, einfach auf die anpreiſenden Schilderungen hin, der Zug Heilbedürftiger und auch Nicht-Heilbedürftiger nach der Phäaken-Inſel drängte. Das war bereits der Fall, als es noch

ed by Google

keinen Schienenweg bis Brindisi gab, der nachmals die Seereise bis auf Stunden abkürzte. Korfu lag also geraume Zeit viel entlegener, war auf weit langwierigerem Wege zu erreichen, als es bei Lesina heute der Fall ist .... Lesina aber ist das dalmatinische Korfu — ein wahres Asyl für Leidende, zumal für Brustleidende — eine Insel, wie es längs dem ganzen Litorale keine zweite giebt, die ihr an landschaftlichem Reiz und Milde der Luft nahe käme.

Im Angesichte von Lesina liegt eine andere interessante Insel dieser Gewässer — Lissa — ein massiges, seiner Form nach fast rectangonales

Makarska.

Eiland mit zwei guten Häfen: San Giorgio an der Nordküste, Comisa an der Westküste. Dem Reisenden bietet Lissa an sich wenig. Sicher ward auch dieses Eiland einst von griechischen Kaufleuten colonisirt, denn solche vorgeschobene Posten in vielbefahrenen Meeren entgingen dem Scharfblicke jener Handelsleute selten. Aber ohne Kampf mit den räuberischen Illyriern ging es nicht ab und schon zur Zeit der römisch-illyrischen Kriege bildete Lissa (damals Issa) eine wichtige Flottenstation, und die Bedeutung als solche vererbte sich bis auf unsere Zeit. Als die Franzosen Dalmatien occupirt hatten, gingen in den Häfen der Insel englische Geschwader vor Anker und im Jahre 1811 ward von ihnen die französische Flotte, welche die Blockade gewaltsam aufheben wollte, total geschlagen.

Im Jahre 1866 waren dieſe Gewäſſer, wie man weiß, Schauplatz einer modernen, vorwiegend mit Panzerſchiffen geführten Seeſchlacht. Sie wurde in dem Raume zwiſchen Liſſa, Leſina und Solta ausgefochten und endete, wie allgemein bekannt, mit dem Rückzuge der italieniſchen Flotte, die neben dem allgemeinen Mißerfolg auch noch den Verluſt von zwei Schiffen zu beklagen hatte. Der glorreiche Seeſieg des Admirals Tegetthoff ſoll denn auch in dieſen Blättern einen intereſſanten und auch ſonſt bedeutſamen Nachtrag zu jenen Schilderungen bilden, welche wir andernorts über die öſterreichiſche Kriegsmarine, ſpeciell über den Kriegshafen Pola, dem Leſer entrollt haben. Auch ſonſt iſt uns dieſe Epiſode willkommen. Die ſtille See, welche dem Reiſenden als ein Bild heiteren Friedens erſcheint, ihn mannigfaltig anregt, ſeiner Gedankenarbeit einen herrlichen Untergrund giebt, auf dem ſich die trauten Bilder der Reflexion faſt ſchemenhaft bewegen: dieſe ſtille See wird plötzlich durch hochdramatiſche Scenen lebendig. Zwar hallt kein Geſchützdonner über die Fluth und kein Pulverdampf hüllt Land und Gewäſſer in undurchdringliche Schleier. Um ſo willkommener iſt uns ein leichter Seegang mit Wogenſchlag und grauem Dunſt in der Ferne. So und noch ärger war's damals, an jenem denkwürdigen 20. Juli 1866.

Fiſcherbarken.

»Es heult der Wind — die See in wilden Wogen
Liegt ſchaumbedeckt in ihrer Höllenpracht,
Der Himmel iſt mit Sturmgewölk umzogen — — —«

Digitized by Google

..... »Am Schlachttage Morgens war der Himmel in dichte Wolken gehüllt, das Wetter stürmisch und die aus Südost hochgehende See ließ Zweifel aufkommen, ob ein Kampf möglich sein würde« .... Tegetthoff war Tags zuvor mit der ganzen Flotte, die auf der Rhede von Fasana sich gesammelt und unter Cap Compare drei Schlachtdivisionen formirt hatte, in See gegangen. Es handelte sich darum, Lissa, das von der italienischen Flotte arg bedrängt wurde, zu entsetzen. Die Aufgabe, welche der jungen österreichischen Marine bevorstand, war schwerwiegend genug, um den Admiral Tegetthoff vollauf zu beschäftigen. Während der Nachtfahrt vom 19. zum 20. Juli arbeitete jener ununterbrochen, »um noch einmal alle Chancen zu studiren, welche der Ausfall eines Treffens mit der überlegenen italienischen Seemacht bieten könnte.« Die Vorsicht des Admirals ging so weit, alle seine Commandanten mit dessen Absichten vollständig vertraut zu machen, damit selbst dann keine Störung in der Gefechtsführung und eventuellen Rückzugs-Disposition eintrete, wenn der Admiral mit Tod abgehen sollte.

Am 20. Morgens nahm der Seegang derart zu, daß die kleineren Panzerschiffe ihre Stückpforten schließen mußten. »Es regnete stramm. Zum Glücke brach eine heftige Bö aus Nordwest theilweise die See und bei allmählicher Annäherung gegen Lissa, welches gegen die See aus südlicher Richtung Deckung bietet, nahmen die Seen nach und nach ab. Gegen elf Uhr hellte das Wetter auf. Man gewahrte auch sofort die Insel Lissa und vor ihr im Halbkreise die italienische Flotte, in zwei Gruppen getrennt, welche, wie es schien, sich zu vereinigen suchten. Nach den späteren Aussagen von Gefangenen waren um diese Zeit die Holzschiffe der Italiener unter Comisa, um die Landungstruppen wieder einzuschiffen, denn der Admiral Persano wußte bereits von der Annäherung der österreichischen Flotte.«

Das Stärkeverhältniß der beiden, nun schlachtbereiten Flotten war folgendes: die Oesterreicher hatten im Ganzen 27 Schiffe mit 526 Kanonen und 7492 Mann zur Disposition; die Italiener 34 Schiffe mit 656 Kanonen und 10.706 Mann. Das Uebergewicht auf Seite der letzteren machte sich namentlich durch die Zahl der Geschütze (um 130 mehr als auf öster-

reichischer Seite) und durch die größere Anzahl von Panzerschiffen — 12 gegen 7 — geltend. Der Ausfall von fast 3300 Mann auf österreichischer Seite kommt bei dem Charakter des Rencontres als Seeschlacht weniger in Betracht. Auch dem Kaliber der Geschütze nach waren die Italiener im Vortheile .... Trotz alledem gab Tegetthoff, dem es offenbar um die moralische Wirkung einer energischen Initiative zu thun war, fast unmittelbar nach dem Eintreffen vor Lissa, das Signal zum Angriff. Es ging vom Admiralschiff aus und lautete: »Klarschiff zum Gefecht, Formation: Angriffswinkel in drei Divisionen,« und für die Panzerschiffe nebenbei: »Den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen« .... Es war ein frenetischer, tausendstimmiger Jubel, der von den Schiffen über die wogende See hallte, als diese Angriffsdisposition bekannt wurde. Auch die Italiener gingen sofort zum Angriff über, aber nicht in Keilform mit der Anordnung in Treffen, sondern in der »Kielwasserlinie«.

Voran steuerten die Panzerschiffe, acht Fregatten und eine größere Anzahl kleiner Schiffe blieben zurück und bildeten — in nicht zu großer Entfernung — eine Art Reserve-Abtheilung. Unmittelbar vor Beginn des Kampfes hatte sich der Admiral Persano, der für seine Person das Centrum commandirte, vom »Ré d'Italia« auf den »Affondatore«, ein starkes Widderschiff, verfügt. Die Vorhut des italienischen Angriffsgeschwaders befehligte Admiral Vacca, die Nachhut Commodore Ribotty. An der Spitze der ganzen feindlichen Schiffslinie befand sich das Panzerschiff »Principe di Carignano«, welches eine Viertelstunde nach dem Angriffssignal Tegetthoffs den ersten Schuß abgab.

Mittlerweile war das österreichische Geschwader — an der Spitze der »Ferdinand Max« mit Admiral Tegetthoff an Bord — mit voller Dampfkraft an die feindliche Linie herangerückt und hatte diese hinter dem dritten Schiffe durchbrochen. Das war das Signal zum allgemeinen »Breitseitengefecht«. Eine Diversion der hinteren Gruppe der italienischen Schiffe gegen die österreichischen Holzschiffe veranlaßte Tegetthoff nördlich abzufallen, um den Fregatten Luft zu machen .... Ueber den weiteren Verlauf der Schlacht lassen wir einer fachmännischen Stimme Raum, welche denselben wie folgt schildert ....

Die Italiener hatten es zuvörderst auf das Linienschiff »Kaiser« abgesehen; vier Panzerschiffe, unter denen der Widder »Affondatore«, umringten es und gaben eine glatte Lage nach der anderen ab, die vom »Kaiser« erwidert wurden. Bei dieser Gelegenheit gelang es dem »Affondatore« dem Linienschiffe zwei 150-pfündige Hohlgeschosse beizubringen; eines derselben demontirte zwei Geschütze und setzte deren Bemannung außer Gefecht, das andere beschädigte die Mannschaft am Steuer. Der »Ré di Portugallo« versuchte endlich den »Kaiser« zu rammen; der Versuch mißlang jedoch, Dank dem wunderbar schönen Manöver des Commodore von Petz, welcher schließlich, als er sah, daß kein anderer Ausweg übrig blieb, mit dem Linienschiff gegen das Heck des »Ré di Portugallo« rannte und sich so eine Gasse bahnte. Dabei verlor der »Kaiser« aber das Galjon, das Bugspriet brach und der ganze Fockmast stürzte rücklings auf den Kamin. Der Maschinenrauch ohne Schlot machte sofort auf Deck eine furchtbare Wolke, so daß es aussah, als ob das Schiff brenne. Um das Deck zu klaren, damit der gefallene Fockmast sammt seinem ganzen Geschirr, das zum Theile über den zermalmten Rauchfang hingeworfen lag, nicht in Brand geriethe, war der »Kaiser« gezwungen sich aus dem Gefechte zu entfernen. Den Rückzug benützte der »Affondatore« zu wiederholten Versuchen, das Linienschiff zu rammen, wurde aber von dem schwerverwundeten Schiffe dreimal mit concentrirten Breitseiten zurückgeschlagen, wobei ihm einer seiner Drehthürme so verkeilt wurde, daß dieser sich nicht mehr rühren konnte. Darauf fuhr der »Kaiser« langsam dem Hafen von Lissa zu. Der »Ré di Portugallo« ging dann zwischen mehreren österreichischen Schiffen hindurch, welche ihm sein Vordertheil zusammenschossen und seine Bemastung arg beschädigten. Vacca hatte das Signal: »Formate prontamente una linea di fila senza soggezione di posto« geheißt. Nachdem der »Affondatore« seine beiden Projectile dem Linienschiffe beigebracht hatte und nach mehrmaligen Rammversuchen den Angriff auf den »Kaiser« aufgab, dampfte er durch die österreichischen Holzschiffe, welche dem Stoße auswichen, während sie ihm Breitseiten versetzten, zog sich dann unter Schutz des Pulverrauches aus dem Melée und nahm Richtung gegen die italienischen Holzschiffe, am Top die Signale: »Attaccate il nemico« und »Doppiate la retroguardia nemica« ....

Indeſſen tobte das Geſchützfeuer unabläſſig fort. Breitſeite auf Breitſeite brüllte durch die Luft, die See war bedeckt von dem Pulverrauche der 1182 Kanonen, die Schiffe bewegten ſich beſtändig mit voller Maſchinenkraft und warfen aus ihren Schloten koloſſale Rauchſäulen empor, ſo daß der Schauplatz zuweilen ganz bedeckt und verdüſtert war, und man, trotzdem beide Flotten die kleine Flaggengala geheißt hatten, Feind und Freund kaum unterſcheiden konnte. Admiral Tegetthoff rammte Alles, was er grau angemalt ſah. Es ließ ſich auch am Ende nichts Paſſenderes thun; die ſchweren Panzerſchiffe gingen mit ganzer Kraft, ſich Seite an Seite legend oder rammend, wenn es anging. Zuweilen waren ſie einander ſo nahe, daß die Vorderladungsgeſchütze nicht geladen werden konnten, und das Kaliber der Hinterlader war zu ſchwach, um von irgend einem Nutzen gegen die Panzerplatten zu ſein. Die Italiener feuerten übrigens einigemale mit Kartätſchen und Shrapnels gegen Panzerplatten, zuweilen ſogar mit blinden Kartuſchen; die Verwirrung ſcheint in der That bei ihnen allgemein geweſen zu ſein. Der »Ferdinand Max« rannte mehrere Male gegen italieniſche Schiffe und brachte ihnen mehr oder minder Schaden bei; einmal ſtreifte er ſeinen Gegner, ſo daß beide Schiffe einander paſſirten. Bei dieſer Gelegenheit ſah der Steuermann Kerkowitſch eine große italieniſche Flagge über Deck wehen; er ergriff deren Ende und belegte es. Ein Ruck und das rieſige Banner blieb als Trophäe zurück.

Die italieniſchen Holzſchiffe lagen während deſſen unter der Küſte von Liſſa und ſendeten von da aus den öſterreichiſchen Schiffen ihre Breitſeiten zu; es gelang ihnen endlich, mit vereinten Kräften, einem der öſterreichiſchen Kanonenboote den Flaggenknopf herunterzuſchießen. Der »Affondatore« fuhr immer in großem Bogen herum und verſuchte zu rammen, was ja ſein eigentlicher Beruf war; allein man merkte ſtets die Abſicht und wich ihm aus. Die Italiener ſuchten übrigens, ſtatt in die Diviſion der Holzſchiffe zu brechen, beſtändig die öſterreichiſchen Panzerſchiffe, um dieſe zuvörderſt abzuthun, wurden aber von ihnen auf die eindringlichſte Art gemaßregelt. Die kleinen öſterreichiſchen Kanonenboote tummelten ſich mitten im Kampfgewühl herum, brachten einen guten Schuß an, wo ſie konnten, und neckten die ſchwerfälligen italieniſchen Ungeheuer. Sah ein

zed by Google

großes Schiff ein kleines in Gefahr, so eilte es schnell herbei und nahm den ungleichen Kampf auf.

Doch dies konnte nicht immer so fortdauern. Die italienische Uebermacht hätte doch endlich einen Vorsprung gewinnen müssen. Da begegneten das österreichische Admiralschiff »Ferdinand Max« und das Panzerschiff »Ré d'Italia« einander. Als der Commandant des »Ferdinand Max« die graue Breitseite in einer ihm passenden Richtung sah, vollführte er ein kühnes und exactes Manöver, um das feindliche Schiff anzurennen. Zwei Auswege standen dem »Ré d'Italia« offen: ein wenig seitwärts zu wenden und damit den Curs mit dem des herankommenden Schiffes fast parallel zu machen, indem er so den Anprall abschwächte; oder sich geradezu gegen den »Ferdinand Max« zu wenden und zu versuchen, wer am besten den Stoß beizubringen vermöge. Der »Ré d'Italia« wählte jedoch keinen dieser beiden Auswege, sondern zögerte, stoppte und versuchte sich zu retten, indem er rückwärts ging. Der Maschinist des »Ferdinand Max« setzte vollen Dampf an und hielt sich bereit, rückwärts gehen zu machen. Das Schiff schoß mit einer Fahrt von $11\frac{1}{2}$ Knoten durch das Wasser und rannte sein Vordertheil in der Gegend des Fockmastes gerade in die Flanke des Feindes. Der ganze Bau ächzte und krachte, der Stoß war so gewaltig, daß beide Schiffe sich hoben; der »Ré d'Italia« lehnte sich hinüber, die starke Eisenhülle wendete sich ab und der Bauch hob sich gegen den Angreifer, welcher seinen Bug über ihn schob und dann wieder herunterkam, durch Platten, Planken und Spanten krachend. Der Italiener hatte eine furchtbare Bresche von 132·41 Quadratfuß, wie man später am »Ferdinand Max« genau abmessen konnte, dessen Eisenbug, soweit er in den »Ré d'Italia« eingedrungen war, sich von Farbe entblößt und blank polirt zeigte. Das verletzte Schiff legte sich einen Augenblick auf die Seite, so daß man jeden Mann auf Deck sehen konnte. Man sah die Leute händeringend aus den Luken auf das Deck und in die Takelung eilen. Auf dem »Ferdinand Max« spürte man den Anprall nicht so stark, wie man vermuthet hatte; nur einzelne Personen in den unteren Räumen, die auf den Stoß nicht vorbereitet waren, stürzten zu Boden. Allein das Werk war gethan und als der »Ferdinand Max« langsam zurückging, stürzte das Wasser in die Bresche und vollendete

das furchtbare Werk. Entſetzt blickten die öſterreichiſchen Seeofficiere auf das, was ſie gethan. Aber es war keine Zeit zum Aufſchub; in wenigen Minuten behaupteten Eiſen und Waſſer ihre Natur und der »Ré d'Italia« verſank unter dem Angſt- und Hilfegeſchrei ſeiner Bemannung. Eine Minute lang herrſchte Schweigen, der Kanonendonner verſtummte, als das Waſſer das Schiff anfüllte und hinter ihm drein in die Leere rauſchte, welche es zurückgelaſſen hatte; das Waſſer wirbelte einige Augenblicke auf und dann war Alles vorbei. Jedermann blickte betäubt in die Tiefe, bis ſich die Oberfläche mit ertrinkenden Menſchen bedeckte, deren Hilfegeſchrei das Ohr zerriß. Der Admiral Tegetthoff befahl die Boote zu ſtreichen und die Maſchine zu ſtoppen und die »Eliſabeth« eilte zur Hilfe herbei; aber einige Boote waren zerſchoſſen und von beiden Seiten kamen zwei italieniſche Panzerſchiffe heran, um den Angriff zu erneuern. Menſchlichkeit mußte da der Selbſterhaltung weichen; die Italiener verhinderten ſo die Rettung ihrer eigenen Leute. Die »Eliſabeth«, welche gethan hatte, was ſie nur thun konnte, entkam mit genauer Noth dem Anprall, indem ſie rückwärts ging; die beiden Widder verfehlten ſie und wären beinahe in einander gerannt. Die Italiener konnten nicht Viele retten, denn ihre Schiffe gingen, hoffentlich ohne es zu wiſſen, über den Platz, wo die Unglücklichen mit ihrem Geſchicke rangen, und man nahm keine Boote wahr, welche zu ihrer Hilfe geſtrichen worden wären.

Die momentane Waffenruhe nach dem Sinken des »Ré d'Italia« war bald vorüber und die Schlacht tobte ärger als zuvor. Da kam der Brand an Bord des »Paleſtro« zum vollen Ausbruche und er verließ das Melée, Curs Nordweſt. Seine Genoſſen, vorausſetzend, daß ſeine Maſchine nicht geſtoppt werden könne, umgaben ihn und verfolgten denſelben Curs. Sie hatten genug .... Damit war die Schlacht ſo gut wie beendet. Die Italiener nahmen Curs gegen Ancona. Admiral Tegetthoff formirte wieder ſeine alte Ordnung und ſignaliſirte: »Dritte Diviſion in Schlachtlinie abfallen nach Liſſa; erſte und zweite Diviſion allgemein Jagd auf den Feind!« Darauf nahm er ebenfalls Curs nach Nordweſt, jedoch zwiſchen dem Lande und dem Feinde. Einmal glaubte man, daß die italieniſchen Schiffe neuerdings eine Linie bildeten, allein ſie ſchienen wirklich genug zu haben, während

Google

Admiral Tegetthoff ſeinen Zweck, Liſſa zu entſetzen, erreicht hatte. Um 2 Uhr 15 Minuten wurde das Klarſchiff abgeblaſen. Die Kanonenboote gingen nach Liſſa, die erſte und zweite Diviſion blieben noch zwei Stunden in See, um die abfahrende italieniſche Flotte zu beobachten. Um 2 Uhr 30 Minuten ſah man plötzlich eine Rieſenſäule von Rauch aus dem brennenden »Paleſtro« ſenkrecht in die Luft ſchießen; zehn Secunden ſpäter erfolgte ein Donnerſchlag: das italieniſche Panzerſchiff war in die Luft geflogen! Darauf liefen auch die erſte und zweite Diviſion in den Hafen von Liſſa ein, wo ſie das Linienſchiff »Kaiſer« zwar ſtark beſchädigt, aber vollkommen ſeetüchtig fanden. Es hatte 22 Todte und 82 Verwundete, während die übrigen

Fiſcherbarken.

Digitized by Google

Schiffe im Ganzen nur 11 Todte und 42 Verwundete zählten .... Am 21. Juli wurden die Todten begraben. Um 9 Uhr Abends ging das Geſchwader in See und lief am nächſten Tage in Pola ein, wo es mit Jubel empfangen wurde .... Der Verluſt der Italiener an Todten und Verwundeten war, Angeſichts der beiden Schiffskataſtrophen (die Mannſchaft des »Paleſtro« wollte das Schiff nicht verlaſſen und flog mit ihm in die Luft) ſehr bedeutend. Perſano wurde angeklagt und vom Senate am 15. April 1867 zur Amtsentſetzung verurtheilt. —

Unſere erſte Station auf der Fahrt von Liſſa nach den ſüddalmatiniſchen Geſtaden iſt die kleine Inſel Lagoſta. Ein Odyſſee-Commentator hat ſie für das Ogygia des Homer erklärt. Nach dieſer Annahme finden wir alſo ſchon in der nördlichen Hälfte des Adria-Beckens eine »odyſſeeiſche Landſchaft« vor. Die Annahme ſelber dürfen wir aber nicht ganz kritiklos hinnehmen, denn wenn ſich ſolche Auslegungen einmal im großen Publikum feſtgeſetzt haben, ſind ſie ſchwer auszurotten .... Man kennt die Geſchichte mit dem irrenden Dulder Odyſſeus und der Göttin Kalypſo. Nach der gefährlichen Paſſage zwiſchen der Skylla und Charybdis erreicht das Schiff der Irrenden die Inſel Trinakria, alſo Sicilien. Dort weideten die Rinder des Helios. Hütet euch, dieſe zu verletzen! hatte Teireſias gerathen und hatte Kirke wiederholt. Dennoch vergriffen ſich die Gefährten des Odyſſeus, als dieſer ſchlief, an der göttlichen Herde. Als dann das Schiff bei günſtigem Winde weiter nach Süden fährt (der Südſturm hatte vier Monate gedauert und die Reiſe verhindert), ſchlug auf Helios' Klagen der Blitzſtrahl des Zeus in daſſelbe und Alles geht zu Grunde, bis auf Odyſſeus. Dieſer, an einen Balken des Schiffes ſich klammernd, wird durch die Charybdis zurückgetrieben und während der Strudel den Balken verſchlingt, bleibt Odyſſeus an einem großen Feigenbaume darüber hängen, um den Zeitpunkt abzuwarten, bis die Tiefe den Balken wieder hervorwirbelt .... Die Wiederholung dieſer ganzen odyſſeeiſchen Scene iſt für unſere weiteren Auseinanderſetzungen abſolut nothwendig. Der Text giebt nämlich klar zu verſtehen, daß der ſchiffbrüchige Odyſſeus durch die Charybdis, die er kurz zuvor mit ſeinem Schiffe glücklich paſſirt, zurückgetrieben wurde. Die Irrfahrt auf dem Balken ging alſo in das Tyrrheniſche Meer hinaus, dorthin alſo, wo der göttliche Dulder die

Abenteuer mit dem Kyklopen, den Läſtrygonen, der Kirke, den Sirenen u. ſ. w. beſtanden hatte. Man mußte alſo auch die Inſel der Kalypſo in dieſem Meere ſuchen, und wenn nicht in ihm ſelber, ſo doch weiter im Weſten, alſo in der Nähe von Spanien. In dieſem Falle wäre alſo eine der Balearen anzunehmen. Als Odyſſeus durch Vermittlung des Hermes von der Kalypſo freigelaſſen wird und nach vier Tagen ſein Floß gezimmert hat, um in See zu gehen, heißt es weiter:

»Und nun ſetzt' er ſich hin ans Ruder, und ſteuerte künſtlich
Ueber die Fluth. Ihm ſchloß kein Schlummer die wachſamen Augen,
Auf die Pleiaden gerichtet, und auf Bootes, der langſam
Untergeht, und den Bären, den And're den Wagen benennen,
Welcher im Kreiſe ſich dreht, den Blick nach Orion gewendet,
Und allein von Allen ſich nimmer im Ocean badet.
Denn beim Scheiden befahl ihm die hehre Göttin Kalypſo:
Daß er auf ſeiner Fahrt ihn immer zur Linken behielte«....

Nach dieſer Orientirung konnte die Fahrt nur von Weſten nach Oſten ſtattfinden. Dies würde die Lage von Ogygia im Weſten von Scheria (wohin die Fahrt bekanntlich ging) vorausſetzen. Lagoſta liegt aber im Nordweſten, mitten in der Adria, und Odyſſeus würde diesfalls den Orientirungsſtern im Rücken gehabt haben.... Neben Lagoſta wird von den meiſten Commentatoren der Odyſſee das kleine Eiland Fano bei Korfu mit Ogygia identificirt. Auch das iſt nicht möglich, ſchon aus räumlichen Gründen, denn Fano liegt nur wenige Seemeilen von Korfu, und Odyſſeus würde alſo das Ziel ſeiner »Reiſe« von Anbeginn her vor Augen gehabt haben, was ebenſo unſinnig als textwidrig iſt; denn

»Aber des Tages ſaß er auf Felſen und ſandigen Hügeln,
Und zerquälte ſein Herz mit Weinen und Seufzern und Jammern
Und durchſchaute mit Thränen die große Wüſte des Meeres.«

Von Land war alſo bei dieſem Ausblicke keine Rede. Ueberdies iſt die Dauer der Reiſe genau angegeben.

»Siebzehn Tage befuhr er die ungeheuren Gewäſſer.
Am achtzehnten erſchienen die fernen ſchattigen Berge
Von dem phäakiſchen Lande, denn dieſes lag ihm am nächſten;
Dunkel erſchienen ſie ihm, wie ein Schild, im Nebel des Meeres.«

Von Fano aus dauert die Ueberfahrt bei günſtigem Winde keine zwei Stunden! Andererſeits hätte Odyſſeus, falls Ogygia im weſtlichen Mittelmeer

zu suchen, andere Gestade in Sicht bekommen (Sicilien, das südliche Italien), während im Gedichte nur vom »phäakischen Lande« die Rede ist — »denn dieses lag ihm am nächsten« .... Um die Verwirrung zu vervollständigen, können wir nichts Besseres thun, als jene dramatische Scene herbeizuziehen, die sich kurz vor Scheria, durch das Eingreifen eines Gottes abspielt. Poseidon, der eben zeitgemäß vom Opfer der Aethiopen heimkehrt, erblickt den Irrenden von den Bergen der Solymer aus. Diese Berge liegen aber in Lykien, also im südwestlichen Kleinasien. Allerdings könnte man von einem homerischen Gott voraussetzen, daß bei ihm die Entfernungen nichts zur Sache thun, und in diesem Falle auch der Ausblick von Lykien bis Scheria möglich ist. Die Nutzanwendung hierbei ist aber eine andere: die ogygische Insel ist einfach deshalb nirgends zu finden, weil sie eine Phantasieschöpfung Homers ist, so gut, wie das Phäakenland selber. Es ist von anderer Seite höchst schlagend nachgewiesen worden, daß der Dichter alle historischen Plätze als bekannt voraussetzt und sie nur flüchtig andeutet, während er die fabelhaften Localitäten seiner Dichtung sehr ausführlich beschreibt. Dies allein giebt der Vermuthung Raum, daß er beispielsweise das Phäakenland nicht selber gesehen und die ogygische Insel, wie die der Sirenen, des Aeolus, der Kirke — für die Zwecke des Gedichtes erfunden habe.

Die Beschreibung der Insel der Kalypso ist ziemlich weitläufig. Odysseus steigt ans Land und wandelt fort bis zur Grotte der Göttin, die er singend und emsig bei der Wirkarbeit findet.

»Rings um die Grotte wuchs ein Hain voll grünender Bäume,
Pappelweiden und Erlen und düftereicher Cypressen.
Unter dem Laube wohnten die breitgefiederten Vögel,
Eulen und Habichte und breitzüngichte Wasserkrähen,
Welche die Küste des Meeres mit gierigem Blicke bestreiften.
Um die gewölbete Grotte des Felsens breitet' ein Weinstock
Seine schattenden Ranken, behängt mit purpurnen Trauben.
Und vier Quellen ergossen ihr silberblinkendes Wasser,
Eine nahe der andern, und schlängelten hierhin und dorthin.
Wiesen grünten umher, mit Klee bewachsen und Epich.
Selbst ein unsterblicher Gott verweilte, wenn er vorbeiging,
Voll Verwunderung dort, und freute sich herzlich des Anblicks.«

Und als später Hermes im Namen des Zeus von der Kalypso die Freilassung des Schiffbrüchigen verlangt, führt sie ihn

»An der Insel Gestade voll schattender Bäume,
Pappelweiden und Erlen und wolkenberührender Tannen.«

Auf Fano ist von solcher Vegetation keine Spur. Es ist ein dürrer nackter Fels mit einigen Sträuchern und duftenden Kräutern. Zwar eine Höhle ist vorhanden, aber ihre Existenz berechtigt noch nicht, sie für die Grotte der Kalypso zu erklären. Auf den Inseln der Adria, des Jonischen und Aegäischen Meeres ist an solchen Grotten kein Mangel. Auch Lagosta hat eine Grotte und eine schönere noch findet man auf dem Scoglio Ravnik bei Lissa. Auch der Glaube der Fanoten, daß in ihrer Höhle ein Schatz verborgen liege, den zu »entheben und die wachehaltende Göttin zu entzaubern« ihre einzige Hoffnung sei, entscheidet nichts, da jenes Eiland offenbar erst auf das ältere Bild des Homer hin für die Insel der Kalypso erklärt wurde. Wenn es noch eines weiteren Beweises bedürfte, daß der Dichter eine viel entlegenere, wenn nicht vollends eine Fabelinsel vor Augen hatte, so würden wir einen solchen abermals im Texte finden. Die betreffende Stelle im Gedicht deutet auf eine Insel unweit der Herkules-Säulen, denn

»Rauh ist die Insel von Wald und der Göttinnen eine bewohnt sie:
Atlas' Tochter, des Allerforschenden, welcher des Meeres
Tiefen umher durchschaut und selbst die erhabenen Säulen
Aufhebt, welche die Erd' und wölbenden Himmel sondern.«

So haben wir den homerischen Zauber, den man unberechtigt um die dalmatinische Insel Lagosta gewoben, zerstört, ohne deshalb dem Genusse des Gedichtes Eintrag zu thun .... Bedarf es denn überhaupt eines Commentares zu allen Theilen der Odyssee? Waren die Versuche in dieser Richtung nicht meistentheils Ausflüsse kritischer Haarspalterei, die ohne Kunstverständniß durchaus für die Schilderungen und Scenen Homers der bemalten Tapete bedurfte? Man wird doch nicht behaupten wollen, daß der Dichter beispielsweise an die einäugigen Riesen geglaubt, mit denen er Sicilien bevölkert, oder an die Insel des Aeolus und das Abenteuer mit dem Schlauch voll gebundener Winde. So hat man beispielsweise — immer durch kritisches Bedürfniß — das Land der Lästrygonen an die Küste von Gaëta verlegt. Dort giebt es aber keine »himmelanstrebenden Felsen«, sondern Orangengärten. Weil das Gebirge im Südwesten der Pontinischen Sümpfe ein »kirkeisches

Cap« hat — erklärte man, daß dasſelbe vor Alters eine Inſel geweſen: jenes Aenäa, auf dem die Zauberin Kirke hauſte. Bekanntlich gab es zu Pergamon eine ganze Schule von Homer-Auslegern, und ihr Haupt, Krates, erklärte rundweg, daß die »göttliche Geographie« des Dichters nichts zu wünſchen übrig laſſe. Man brauche gegebenen Falls die unklaren, fabelhaften Stellen einfach nur — allegoriſch zu deuten, und der Schlüſſel ſei gefunden! . . . .

Genug der gelehrten Kritik. Wenn Lagoſta nicht mit dem Ogygia des Homer ſich identificiren läßt, ſo bleibt es gleichwohl eine reizende Inſel, ein Bild, das weder an Formen noch an Farben den vielgerühmten »odyſſeeiſchen Landſchaften« im Joniſchen Meere nachſteht. Die Inſel iſt nicht ſchöner, und auch nicht weniger ſchön, als beiſpielsweiſe Ithaka, von dem doch ſo viel Aufhebens gemacht wird. Die dalmatiniſchen Inſeln haben überhaupt vieles mit den griechiſchen gemein. Bei Einigen wäre eine Verwechslung nur zu leicht möglich. Ganz abgeſehen von dem gleichen geologiſchen Bau all' dieſer Eilande, bedingen die gleichen klimatiſchen Verhältniſſe auch übereinſtimmende Vegetationsbilder. Bleichgrüne Olivenhaine, Gruppen von zerzauſten, krummäſtigen Pinien, hochragende Pappeln und üppiges Lorbeerdickicht findet man an den adriatiſchen Geſtaden geradeſo wie an den ägäiſchen. Die Localfarben ſind ohnedies dieſelben. So könnte denn auch Lagoſta — oder Leſina, oder das ſüdlicher liegende Meleda — ein echt griechiſches Inſelbild abgeben, von einem Meere umfluthet, das hier zu Zeiten denſelben matten Perlmutterglanz hat, wie die Joniſche See, das ebenſo azurblau aufleuchtet, wie die Fluth, die das »heilige Delos«, oder das weingeſegnete Thera beſpült . . . .

Was an Lagoſta beſonders auffällt, iſt der Kranz von zerfreſſenen Klippen, die es im Oſten und Weſten umſchirmen. Die Inſel iſt maſſig und hat keine Thaleinſenkungen. Ein Bergklotz von 600 Fuß Höhe ragt aus dem Meere auf. Die größte Bucht, welche das Eiland überhaupt beſitzt, iſt im Süden eingeſchnitten — der Porto Roſſo — und dort ſteht, auf einer der beiden Halbinſeln, welche das kleine Becken zangenartig umklammern, ein ſtattlicher Leuchtthurm mit einer Lichtweite von 25 Seemeilen. Da Liſſa und Lagoſta die am meiſten gegen die Mitte des Adria-

Beckens vorgeschobenen Inseln Dalmatiens sind, so mußten auf beiden Leuchtfeuer eingerichtet werden.

Wer, von homerischem Zauber ergriffen, dieses einsame Inselchen mit Ogygia identificirt hat, mag dies sicher in einer jener unvergleichlichen Dämmerstunden verbrochen haben, welche in diesen Gewässern die Sinne förmlich betäuben. Wie purpurn die kleinen Buchten erglühen, wenn bei Sonnenuntergang die Felsufer ihre breiten Schatten werfen! Im Hintergrunde glänzt das Meer, als wäre es flüssiges Silber. Goldige Dünste umschweben das Eiland und der gelbe Fels wird zu leuchtendem Karfunkel. Einiges Grün belebt die Hänge — aber keine Ortschaft, kein Haus, wenn man von Westen her, von Lissa, heransteuert. Die Phantasie mag also immerhin die »hehre Göttin Kalypso« auf dies Eiland zaubern; sie bedient sich in diesem Falle nur einer greifbaren »historischen Staffage«, um die Einsamkeit zu beleben, dem Bilde einen Zauber zu verleihen, der über den rein landschaftlichen noch um Beträchtliches hinausragt. Die Berechtigung hierzu ist zum mindesten so groß, wie jene andere, welche die homerische Topographie in allen Stücken der Wirklichkeit anzupassen, oder sie vollends, wie jene weisen pergamenischen Kritikaster, zu allegorisiren versucht hat ....

Fischerbarke.

Nördlich von Lagosta stoßen wir auf die Insel Curzola — das Corcyra nigra der Alten — ein Land, das einst von dunklen herrlichen Nadelwäldern erfüllt war, von denen seit der venetianischen Mißwirthschaft leider keine Spur mehr vorhanden ist. Auch Curzola bietet dem Reisenden wenig Interessantes, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß die Gestade dieses hochrückigen, massigen Eilandes manch' reizende Bucht mit einsamen

Fischerdörfchen besitzen, das Innere nicht baar aller landschaftlichen Reize ist .... Wen welchem Reisenden aber wollte man verlangen, daß er jede der balmatinischen Inseln nach Kreuz und Quer durchwandere? Die Gewissenhaftigkeit müßte freilich einen derartigen Vorgang beanspruchen. Wenn wir indeß hiervon Umgang nehmen, so geschieht es schon aus rein literarästhetischen Rücksichten. Nichts wäre auf die Dauer monotoner, ermüdender,

Corfu.

als eine Reihe von stereotypen Beschreibungen aller dalmatinischen Inseln. Zweck dieses Werkes ist ja offenbar, den Leser in erster Linie anzuregen, ihn zu bestimmen an der Hand dieser Schilderungen eine Tour nach den dalmatinischen Gestaden zu unternehmen, sich von dem Zutreffenden alles Mitgetheilten zu überzeugen und das Fehlende je nach Muthe und Laune entsprechend zu ergänzen. Eine alle geographischen Momente in sich schließende Beschreibung müßte durch die Türre des einschlägigen Materials eher abstoßen, denn anziehen.

Diesem Programme gemäß haben wir uns bestrebt, gerade in Bezug auf die vielen dalmatinischen Inseln, möglichst viel Abwechslung in die Schilderungen zu bringen. Wir haben eines der vielen Eilande besucht und durchwandert. Das war mit Brazza der Fall. Eine andere Insel — Lesina — lernten wir während einer Küstenfahrt kennen. Bei Lissa ergab sich Gelegenheit von dem eigentlichen Gegenstande weitläufiger abzuschweifen und das dramatisch bewegte Bild der denkwürdigen Seeschlacht vom Jahre 1866 zu entrollen. Lagosta vollends führte uns bis in die Mythennebel der Antike zurück und der freundliche Leser wird gestehen, daß auch diese Abschweifung ihm Zerstreuung und Anregung gebracht hat. So folgte ein Bild dem anderen, jedes folgende abweichend von dem vorhergehenden, jedes zur geeigneten Zeit.

Was nun sollen wir von Curzola vorbringen? Wir haben manch' liebliches Bild in Erinnerung. Einiges Nachsinnen, die Zuhilfenahme eines Skizzenbuches, genügt vollkommen, um die großartige dalmatinische Wandeldecoration mit neuen Farben auszustatten .... Die vortheilhafteste Ansicht, welche die Insel bietet, ist die nördliche, also das der Insel Lesina zugekehrte Gestade. Der östliche Theil von Curzola tritt hart an die Halbinsel Sabbioncello heran, so daß zwischen beiden nur ein schmaler Meerescanal freibleibt. In diesem Canal kann eine Seefahrt in früher Morgenstunde wahrhaft herzerquickend werden. Der Verfasser hat eine solche Fahrt noch lebhaft in Erinnerung .... Es sind die Stunden unmittelbar nach Sonnenaufgang. Das volle Licht fluthet wie ein Feuerstrom in den Canal herein, beide Gestade in rosige Gluth tauchend, in der die weißen Häuschen hell leuchten. Die Schluchten des Monte Vipera sind mit rauchgrauen Schatten gefüllt, die höchsten Spitzen von fahlgelbem Nebel umhüllt. Milchweiß, stellenweise perlmutterfarbig, ist das Meer. Es ist fast immer von Schiffen belebt, denn alle Küstenfahrer, die ihren Curs aus den norddalmatinischen Gewässern nach jenen Süddalmatiens nehmen, passiren diesen Canal.

Doch bringen wir Ordnung in die Bilderreihe. Wir haben das Westende der Insel passirt und steuern längs des Hügelgeländes von Blatta. Die Höhen tragen noch immer grünen Schmuck, wie vor Alters, da auf ihnen Fichten und andere Nadelhölzer rauschten. Nun sind es bleiche Oliven-

haine, Myrten, einige Lorbeer und Pinien. Die Küſte iſt wenig gegliedert. Nur hin und wieder öffnet ſich eine oder die andere Bucht, wie bei Račiſche, wo eine kleine Ortſchaft das Beckenrund im Hintergrunde ſäumt. Umſo mannigfaltiger iſt die Küſtenſcenerie linker Hand — im Norden — wo die Steilküſte der Halbinſel Sabbioncello aufragt. Zunächſt tritt uns das Kloſter San Giovanni — auf dem gleichnamigen Vorgebirge gelegen — in den Blick. Die ſchlanken Cypreſſen, welche es umſtellen, nehmen ſich wie ſchwarze dünne Campanilen aus. Dahinter ſchwimmt eine Felshöhe im Purpur des Morgenlichts. Auch Baumſchmuck, wenn auch ſpärlich, iſt vorhanden. Wo die Küſte abtaucht, greifen Felsrippen in die See. Sie ſind kahl, grauweiß und haben den Silberſchaum der Brandung zu Füßen. Das Geſammtbild iſt vorwiegend heiter und ladet zum Beſuche ein .... In der That mag ſich's auf der Terraſſe von San Giovanni gut weilen laſſen. Man hat das reichgegliederte Meer vor ſich, rechter Hand die hohen Berge des Feſtlandes, links die grünen Höhen von Curzola, im Angeſichte die Inſel Leſina. Auch Liſſa, wie ein Felsklotz mitten aus der See auftauchend und in den Nebeln der Ferne verſchwimmend, tritt noch in den Rahmen des Bildes ein.

In der Folge gelangen wir tiefer in den Canal hinein. Gerade vor dem Buge liegt der graue Häuſercomplex der Stadt Curzola. Ein Kirchthurm ragt hoch darüber. Vorwiegend ſchön aber iſt hier das Geſtade von Sabbioncello. Gleich hinter San Giovanni, das heißt öſtlich, gewahrt man eine Reihe von Ortſchaften, die, über den Strand erhöht, auf Uferterraſſen liegen. Buchten greifen da und dort ins Feſtland ein. Die ganze Uferſcenerie zeigt vier Farbengürtel, die ſich, faſt ohne alle Zwiſchennüancen, aneinanderreihen: das blaue Meer, der graue Steilſturz der Küſte, das grüne Gelände, auf welchem die Ortſchaften kleben- und die gelbweißen Berge des Hintergrundes. Die ſchwarzen Cypreſſen, deren man einige gleich links unten am Strande und höher oben bei dem Orte Kučiſchte ſieht, geben dem Bilde einen italieniſch-heiteren Anſtrich. Ebenſo maleriſch liegt La Madonna del Roſario, die Kirche knapp am Meeresrande. Es folgt eine Häuſerflucht knapp am Meere und das Dorf Zukovac, wo eine zur Küſte parallel laufende Straße mählich nach einem Uferſporn aufſteigt, der von einer Kirche mit danebenſtehenden, hochragenden Cypreſſen gekrönt iſt.

Heißes Licht liegt auf dem Monte Vipera, dessen Felsrunsen nun in lichtblauem Duft schwimmen.

Wir haben uns in diese Gestadescenerie so liebevoll versenkt, so viel Gefallen an deren mannigfachen Formen und Farben gefunden, daß wir erst in dem Augenblicke aus unserer Betäubung erwachen, da der Dampfer auf der Rhede von Curzola stillehält. Die Stadt macht einen altersgrauen, also keineswegs heiteren Eindruck. Sie ist — ihr weiterer Bereich einbegriffen — der reine Gegensatz zu dem eben genossenen Bilde. Mauern und uralte Schutzthürme sind im Verfall. Im Jahre 1571 füllte sich der Meeresarm vor der Stadt mit den flinken Schiffen des türkischen Piraten Ulun-Ali. Die Venetianer hatten Stadt und Insel aufgegeben und so blieben die Bewohner auf ihre eigene Kraft und Energie angewiesen. In der That gelang es ihnen damals die Gefahr abzuwenden; nach einiger Zeit aber fanden sich die Venetianer ein, um die Insel dauernd unter den ziemlich eigennützigen Schutz des Flügellöwen zu stellen.

Im Osten von Curzola öffnet sich der Porto Pidocchio mit grünem Uferrahmen. Dorthin ist der schönste Spaziergang im Bereiche der Stadt. Cypressen säumen einen Seitenpfad, der zu einem Kirchlein führt, hinter welchem man auf eine Gruppe von Scoglien blickt, deren größte — Petraja — seit ältester Zeit von Steinbrechern durchwühlt und zerspalten worden ist und noch immer wird. Solcher Scoglien giebt es noch mehrere im eigentlichen Schifffahrtscanal: dunkle Punkte in hellblauer Fluth. Jenseits derselben, also an der Küste von Sabbioncello, fällt eine weiße Häuserzeile knapp ober dem Saume des Meeres auf. Es ist das Städtchen Orebić. Wenn die Sonne mit ganzer Licht- und Wärme-Intensität auf den Ort und die kahlen Berge dahinter sich legt, scheint ersterer, infolge einer optischen Täuschung, gleichsam über dem Wasser zu schweben.

Einen ähnlichen Eindruck gewinnt man von diesem Küstenplätzchen, wenn man die Fahrt zu Schiffe fortsetzt. Das Gestade tritt aber hierbei viel näher heran und die Täuschung wird nur unvollständig. Hat man jene früher erwähnten Felsenriffe hinter sich, so bekommt man rechter Hand offene See. Die Uferscenerie wird mit einem Schlage freier, luftiger. Auch Sabbioncellos Berge thürmen sich nicht mehr so spitz, schroff und felsig auf. Der Monte

Suchino hat abgerundete, weiche Gipfelhöhen, die nur ab und zu von einem spitzen Kegel überragt sind. Ein solcher Kegelberg ist der Postupa, eine gelblichweiße Spitze, die aus dem Hintergrunde herüberschaut. Das unmittelbar vor uns liegende Gestade zeigt auf steilen Felsabstürzen Häusergruppen im Gartengrün und höher hinauf Olivenvegetation. Die Abhänge mit ihren grünen Flecken nehmen sich wie getigert aus. Helle Straßenbänder winden sich die höheren, sanfteren Abhänge empor. Ganz unerwartet öffnet sich an dieser ziemlich ungegliederten Küste eine weitläufige Bucht — Valle Giuliana — mit mannigfach geformten Bergen im Hintergrunde. Der breite, nicht all' zu hohe Scheitel des Monte Czarovichi legt sich im Süden quer vor. Er ist ein Miniaturbild des Aetna, wenn man des letzteren Gestalt vom Aussichtspunkte bei Taormina in Betracht zieht. Selbstverständlich ist der Czarovichi ein unansehnlicher Knirps, dem nur seine Form und die öde Umgebung die Ehre eines Vergleiches mit dem berühmten sicilianischen Bergriesen verschaffen. Seeseits — gegen die Giuliana-Bucht hin — endet das Gebirge mit einem steilen Vorgebirge — Punta Lunga. Dieses Cap ist in der That in die Länge gestreckt, wie der Leib einer Sphinx. Ein Höcker vorne, wo der Steilsturz beginnt, vervollständigt das Bild, denn das ist der Kopf der ruhenden Sphinx.

Gegenüber dieser Uferpartie, langgestreckt in die schäumende See gebettet, liegt die Insel Meleda, in deren nördlichsten Hafen, Porto Palazzo, wir über einige niedrige Scoglien hineinsehen. Hier, wo die See in dem engen Hafenbecken wie flüssiges Erz regungslos zwischen Felsengen eingezwängt ist, liegen die kärglichen Reste eines antiken Baues. Archäologen werden ihn möglicherweise für den Palast jenes Oppianus erklären, den der Kaiser Septimius Severus hierher in die Verbannung schickte. Der Sohn des Verbannten, wie man weiß ein hervorragender Dichter, erwirkte durch ein poetisches Opus, welches sich mit dem etwas undankbaren Stoffe der — Fischerei befaßte und den Beifall des Kaisers fand, die Freilassung jenes Oppianus.

Im Uebrigen ist Meleda, namentlich in physikalischer Beziehung, eine der merkwürdigsten Inseln Dalmatiens. Es ist vulkanischer Boden, auf welchem man hier wandelt. Die Gestade sind vielfach durchbuchtet, ja scheerenartig

durchrissen, das Innere voll von trichter- oder kesselförmigen Einsenkungen. In der Mitte der Zwanziger Jahre unseres Säculums wurde die Insel von gewaltigen, von donnerähnlichen Detonationen begleiteten Erdbeben heimgesucht. Was diese Naturerscheinungen und ihre späteren Wiederholungen anbetrifft, so ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß der ganze Küstensaum von der Halbinsel Sabbioncello an, einschließlich der Insel Meleda und der südlicher liegenden Inselchen und Scoglien, der jonisch-griechischen vulkanischen Zone angehören, deren Feuerherd unter den Kykladen (Santorin) liegen dürfte. Meleda ist ein ausgesprochen vulkanisches Gebilde; dafür spricht vor Allem seine geognostische Zusammensetzung. Trachyte und vulkanische Erden durchsetzen das Kalkgefüge und zeitweise athmen die Risse und Spalten beklemmende Dämpfe aus. Im Innern der Insel sind weite Strecken unbewohnt. Die einsamen Pfade führen über mannigfach geformte Höhenrücken und verlieren sich in Pinienhainen .... Wenn aber das Festland drüben bebt, dann quirlen hier und da auf Meleda Gase aus den Felsfugen und das Schwanken des Bodens ist auch hier auf der ganzen Insel, von der Punta Laskovska im Westen bis zur Punta Gruj im Osten fühlbar.

Der Hauptort der Insel, Babinopolie, liegt im Innern. Seine Umgebung sind Terrassen mit Baumbeständen. Cypressen ragen zwischen den Häusern. Die Küste im Norden ist vielfach durchbuchtet. Weit interessanter aber gestaltet sich in dem engen Canal zwischen Meleda und dem Festlande die Küste des letzteren. Ueberall springen klotzige Halbinseln vor und nehmen kahle Inseln und klippige Scoglien zwischen sich. An letzteren treiben die Wellen ihr Spiel. Es ist interessant zu beobachten, welche Erfolge das Element in seiner nach Jahrtausenden zählenden unablässigen Arbeit erzielte. Man sieht Felseilande, in welche das Wogenspiel förmliche Kathedralen eingerissen hat. Pfeiler ragen auf und tragen eine gigantische Decke. Ueberall giebt es Nischen mit senkrecht aufstehenden Wänden. Manche dieser Scoglien — und wir haben hierbei nicht nur die eben in Frage stehenden vor Augen — sind wahre Kunstgebilde. Selbst in luftiger Höhe ist das mürbe Gestein durchwühlt und zerbröckelt, gespalten, übereinandergethürmt, grausig überhängend und doch wieder zu zierlichen Bogen zusammengekeilt, von Nadeln

und Zinnen überragt: wahre Zauberburgen von gewaltigen Dimenſionen. Die ſchönſten dieſer Gebilde der Meeresbrandung, der Boraſtürme und der Verwitterung erinnern an jenes Wunderwerk der Natur auf der Inſel Capri — den »Arco naturale« — mit ſeinem unvergleichlichen Durchblicke auf die Küſte von Salerno und die Sireneninſeln, mit ſeinem gewaltigen Felsknauf zu oberſt, an dem das Sonnenlicht herabfließt, um an den Schattenflächen der Felsmaſſen in Goldfunken zu zerſtieben. Kein Baumeiſter der Welt vermöchte an ſolcher Stelle, ſchwindelnd über grauſigen Abgründen, ſeine Bogen zu ſpannen. Wie durch ein großartiges Tempelfenſter blicken wir in den Farbenzauber des Hintergrundes der Inſel.

Auch an den dalmatiniſchen Felſen giebt es ſolchen Zauber zu genießen .... Wir kommen, auf der Höhe der Oſtſpitze von Meleda angelangt, zur ſogenannten »falſchen Bocche« (Bocche false), wo die Felſen ein prächtiges Seethor bilden. In der ſommerlichen Hitze iſt dieſe Landſchaft, oder vielmehr dieſes Seebild, von ergreifender Schönheit. Tiefe Stille brütet im Umkreiſe, nur ab und zu von den leiſen vielſtimmigen Tönen unterbrochen, welche die Wellen hervorrufen und die von den leichten Briſen auf weichen Schwingen in die Ferne getragen werden. Es iſt eine Muſik, ſo traumhaft, wie das ganze Bild, das unſere Seele einnimmt .... Hat man die Bocche falſe hinter ſich, ſo überraſcht das weite, herrlich umrahmte Seebecken, welches uns aufnimmt. Von ihm geht ein fjordartiger Meereskanal in nordweſtlicher Richtung ab. Das iſt der Canale di Stagno, ſo genannt nach der gleichnamigen Stadt, welche im innerſten Ende dieſes »Waſſerdarmes« liegt. Stagno ſelber iſt eine kleine, befeſtigte Stadt in einer ſumpfigen Gegend. Die Stadt iſt wegen ihrer Salinen bekannt. Wichtiger als ſie iſt die kleine Ortſchaft Stagno piccolo, am gleichnamigen Canal, jenſeits des Iſthmus, mittelſt welchem die Halbinſel Sabbioncello am Feſtlande hängt. Dieſer Iſthmus iſt nur 4500 Meter breit und zur Anlage eines Canals geeignet. Die Idee, die Halbinſel vom Hinterlande abzutrennen und ſo den Küſtenfahrern den beträchtlichen Umweg um erſtere herum zu erſparen, hat wiederholt die Projectantenwelt beſchäftigt, konnte aber bisher nicht realiſirt werden. Bei Stagno piccolo — und das macht den Ort eben wichtig — befinden ſich ergiebige Auſternbänke.

Um unsere Route nach Stidrien fortzusetzen, müssen wir den Canale di Stagno zurück und in die kleinen Meeresarme hinein, welche sich zwischen den Festlande und den ihm vorgelagerten Eilanden winden. Dieser Rückweg, der im Großen und Ganzen so reizenden balmatinischen Küstenfahrt, ist

Der Bürgermeisterpalaft zu Ragusa.

besonders genußreich. Die Eilande heißen: Jaklan, Giupana, Mezza (oder Lopud), Calamotta, sind ziemlich unwirthlich, erheben aber malerisch das Malerische an diesen Küstenbilde durch die reizenden Durchblicke, die sie ab und zu — wo der Zwischenraum von Insel zu Insel freibleibt — nach den hohen See hinaus gestatten. Jaklan ist unbewohnt. Dagegen trägt der waldgrüne Rücken von Giupana drei Ortschaften. Einen dieser Dörfer (Luka)

Digitized by Google

mit hochragendem Kirchthurm und in Terraſſen, zwiſchen Gartengrün übereinander ſtehenden Gebäuden, gewahrt man ſchon aus der Ferne, es verſchwindet aber wieder, wenn man um die Nordweſtſpitze der Inſel herum iſt und auf die Höhe der Bucht von Slano gelangt. Die Stadt dieſes Namens liegt im Hintergrunde eines kleinen aber vorzüglichen Hafens.

771
J. E. Petrovits gez.

Raguſäer Laſtträger.

Die Inſel Giupana hat ſteile Felsufer. Nur oben iſt einige Vegetation. Das Gleiche gilt von der nächſten Inſel — Calamotta mit ihren drei Dörfern. Zwiſchen Giupana und Calamotta liegt Mezzo mit einem hohen Kegelberge. Dazu kommen noch einige Scoglien, welche gleichfalls dazu beitragen, die Scenerie zu beleben. In der That nichts Schöneres, als dieſer ſtete Wechſel von Höhen und Tiefen, von ſonnigen kleinen Buchten und

Inselortschaften, von hellblauen Meeresarmen mit den darauf schwebenden Segeln und den nackten Höhen im Innern des Festlandes. Der Dampfer gleitet wie auf einem Lustteiche dahin. Alle Farben sind von südlicher Wärme und während einer Sommerfahrt kann hier die Hitze so intensiv sein, wie an irgend einer Küstenstrecke Apuliens oder Calabriens. An das erstere Apulien dürfen wir um so eher erinnern, da zwischen seinen Küstenpunkten und dem hiesigen dalmatinischen Festlande zu Zeiten ein lebhafter Verkehr herrscht. Dieser Verkehr war besonders in früherer Zeit, da Ragusa als Republik blühte und seine eigene Handelsflotte besaß, deren Flagge weit über die Adria hinaus — bis Aegypten und Syrien — bekannt war, von großer Bedeutung.

Darüber indeß später. Schon sind wir im Bereiche des zaubervollsten Punktes von Dalmatien. Die Farben werden wärmer, die Vegetation üppiger, die Uferhänge freundlicher und belebter. Auf der Höhe von Cannosa treten wir in den Uferpark ein, der — allerdings mit zuweilen bedauernswerthen Lücken — das ganze Litorale von Ragusa gürtet. Dort, bei Cannosa schatten herrliche Platanen, die zu den Berühmtheiten dieser Baumgattung gehören. Sie sind ebenso imposant wie jene anderen, von denen in allen Reisebüchern die Rede ist: die Platane von Vostizza, dem alten Aegion in Achaia, deren Stamm, eine Elle vom Boden, über 40 Fuß im Umfange mißt; die Platane von Stanchio, auf der Insel Kos, 30 bis 35 Fuß im Umfange, und ringsum gestützt und getragen von antiken Marmor- und Granitsäulen; die Platanen von Bujukdere, am Bosporus, unter denen Gottfried von Bouillon auf seinem Marsche nach Palästina geruht haben soll.

Die Platanen von Cannosa besuche man auf dem üblichen Landwege von Gravosa (beziehungsweise Ragusa) aus. Der Weg an sich ist lohnend, da er längs des Gestades führt und dem Reisenden während der ganzen Dauer der Wagenfahrt den lieblichen Anblick der kleinen Inselchen, die wir soeben zurückgelegt haben, gestattet .... Mehr noch als die Palmen Ragusas, sind diese Platanen Mahner an den nahen Orient. Das Griechenthum ganz besonders tritt uns in diesen Baumrepräsentanten nahe. Wir gedenken des Theophrast, der von einer Platane in der Nähe der Wasser-

leitung im Lyceum bei Athen berichtet, die, obgleich noch jung, doch ſchon Wurzeln von 33 Ellen Länge getrieben hatte. Pauſanias ſah mit eigenen Augen bei Pharä in Achaia am Fluſſe Peiros Platanen von ſolcher Größe, daß man in der Höhlung der Stämme einen Schmaus halten konnte, und bei Kapſyä in Arkadien die hohe und herrliche »Menelaïs«, das heißt, die Platane des Menelaus, die dieſer Held ſelber, wie die Umwohner ſagten, vor ſeiner Abfahrt nach Troja gepflanzt hatte ....

Unterdeſſen hat der Dampfer die Einfahrt der unvergleichlich ſchönen Bucht von Gravoſa erreicht. Gleich hinter dem befeſtigten Felſeneilande Daza (oder Daxa) ſehen wir links in das romantiſche Ombla-Thal hinein, wo wir ſpäter noch anfahren werden. Ombla- und Gravoſa-Bucht ſcheinen zwei Schweſterbecken zu ſein, ſo ähnlich ſind ſie ſich ihrer Form nach. Reizender, anmuthiger aber iſt jedenfalls das Hafenbecken von Gravoſa. Man könnte ſich nach Griechenland verſetzt fühlen. Nur eine Tempelruine an einem der beiden Vorgebirge, welche die Einfahrt markiren, fehlt, um die Täuſchung zu vervollſtändigen. Solche Lichtfülle, ſolch' warme Localtinten findet man auf Aegina und Salamis, oder im Kykladen-Archipel, namentlich auf Santoni. Der ſchönſte Schmuck Gravoſas iſt der Pinienhain auf der Höhe von Babinkuk, der Halbinſel, welche ſüdwärts die Bucht begrenzt. Rings an den Ufern ſtehen Cypreſſen, wie man ſie in ſchöneren Exemplaren nirgend ſonſtwo in Dalmatien findet. Die Häuſer Gravoſas bilden eine helle Schnur am Meeresſaume und werfen lange weiße Reflexlichter in die Tiefe des Waſſers. Dadurch erſcheinen ſie vom Lande wie abgetrennt und über der See ſchwebend. Das Gelände dahinter iſt grün, ebenſo in der ſonnigen, runden Bucht, die ſich rechter Hand in die Halbinſel drängt. Dort ragen aus dem Gartengrün anmuthige Landhäuschen, wahre Aſyle für Europa-müde. Das Oſtende der Bucht iſt flach. Hier ſetzt die Küſtenſtraße an, die nach dem eine halbe Stunde entfernten Raguſa führt, einer der herrlichſten Spaziergänge an den Adria-Geſtaden.

Wir verlaſſen das Schiff und wandern zu Fuß das gelbe Straßenband hinan. Wagen ſtehen bereit, aber wir verſchmähen ſie; jedes leichtfertige Dahineilen iſt verlorener Genuß. Anfangs ſteigt die Straße ſteil an und der Ausblick iſt nicht von Belang. Linker Hand ſchwimmen die Felshänge in

einem Meere von Licht. Verfallene Landhäuschen erinnern uns an die Zeit der Montenegriner-Gräuel zur Zeit der französischen Occupation. Höher oben am Küstenhange stehen die ersten bewohnten Landhäuschen. Ihre hellen Fronten schmerzen das Auge, denn auch auf sie wirft sich die Sonne mit aller Gluth .... Dann aber gewinnen wir die Höhe und ein Wunder entfaltet sich unseren Blicken. Die Straße tritt hart an die Küstenhöhe, welche hier ungemein steil und in schwindelnde Tiefe abstürzt. Gleich rechts senkt sich ein zweiter Weg zum Kirchlein und Friedhof von Monte Vierno hinab, wo schütterer Pinienwald über karstisches Land schattet. Das Kirchlein erscheint wie verloren in der Einsamkeit. Die Friedhofsstimmung kann aber nicht aufkommen, wenn wir uns an die hohe Brustwehr der Chaussee lehnen und in die Tiefe blicken. Bleicher Fels gürtet die See. Ihre Brandung ist helles Silber, ihr glatter Spiegel geschmolzenes Lapis Lazuli, die Bucht zu Füßen eine Turkisschale. Am Felshang kriechen Aloën und Cactus, violette Schatten liegen in den Felsrunsen. Gäbe es noch einiges Gartengrün hier mit Orangenhainen, dann könnte man sich an die Gestade von Sorrent versetzt wähnen. Endlos scheint das Meer, unbegrenzt selbst am Horizont, denn dort schwimmt der Dunst des Wassers mit dem der Luft in einen Farbton zusammen. Man vermag nicht zu unterscheiden, wo das eine Element aufhört und das andere beginnt. Selbst die weißen Segel auf dem Meere draußen blenden das Auge.

Mögen Andere Italiens Uferlandschaften preisen, oder von griechischen Gestaden träumen: wir erfüllen eine Pflicht, die gleichen Farben für die Uferscenerie bei Gravosa (»Bella Vista«) auf die Palette zu nehmen. Hic Rhodus, hic salta! Auch hier ist Neapel. An der nördlichen Felswand, welche die Straße begrenzt, hängen Aloën von ungeheuren Dimensionen. Nur an den heißen Küsten Messeniens und auf Korfu sieht man ähnliche Riesen. Ihre grauen Blätterstämme sind meist schenkeldick, an der Wurzel oft noch darüber. Klafterhoch ragen darüber die Blüthenstengel empor. Obwohl in Backofengluth getaucht, lechzen sie noch mehr nach Luft und Wärme .... Im weiteren Verlaufe senkt sich die Straße nach abwärts und bald nimmt uns die Villen-Vorstadt Pille auf. Hier ist das wahre Pflanzen-Eden. Garten schließt sich an Garten, mit metallenen Gittern und

lebendigen Zäunen. Da lodert's im Purpurkelche der Granatblüthe, dampft der Rosmarin betäubenden Duft aus und kniſtert der Funkenregen von der Briſe aufgewirbelten Goldſtaubes. Im leiſen Seewinde bebt die befiederte Krone einer Palme, die von einem mattfarbigen Schleier umhüllt zu ſein ſcheint.

Sicher war es hier auch in früheren Jahrhunderten ſo ſchön, als Raguſa noch eine blühende Stadt war und mit feurigem Drange der Kunſt und Poeſie huldigte. Hier, in den Zaubergärten von Pille mögen die raguſäiſchen Dichter Begeiſterung geſchöpft haben. In der That hat die Dichterſchule des ſlaviſchen Dubrownik hier geblüht und iſt wieder verwelkt, als einzigen Zauber die Erinnerung zurücklaſſend. Dieſe Dichterſchule war ein Bund von Schöngeiſtern, wie ſo manch' Hochgeprieſener in anderen Himmelsſtrichen; die dichteriſche Weihe von gleich hohem Adel, wie jene in Deutſchland, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſeelenverwandte Männer in dem kleinen Weimar zuſammengeführt hatte. Der Einfluß Venedigs konnte ſich in Raguſa auch in geiſtiger Beziehung nie geltend machen; es hat ſeinen eigenartigen nationalen Geiſt zu bewahren gewußt. Zahlreich ſind die poetiſchen Werke, die Lieder, welche damals ans Licht der Welt traten. Gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts, wo jenſeits der Alpen ein realiſtiſches, kaltes Geſchlecht gedieh, ertönte hier, an der Schwelle des Orients, Canavelli's Leier und verkündete den Zauber der poetiſchen Ideale. Allen voran glänzte Hieronymus Cavagin, der Verfaſſer jener inhaltreichen dalmatiniſchen Familienchronik. Später blieb es nicht mehr allein der kleine enge Kreis der Familie, denen die Dichter ihre Motive und Stoffe entnahmen. Es kam das nationale Leben an die Reihe, das in patriotiſchen Geſängen verherrlicht wurde. Gundulić (Gondola) dichtete das Epos »Osman«, in welchem die Thaten des Prinzen Ladislaus, Sohnes des Königs Sigismund III., verherrlicht wurden. Neben ihm glänzte namentlich Gjorgić, der raguſäiſche »Arioſt«, und Palmotić, den man mit Petrarca verglich.

Wo die Straße ihr Ende findet, breitet ſich ein von größeren Gebäuden umſtellter und mit ſchattigen Bäumen bepflanzter Platz aus .... Wir ſind in Raguſa, das heißt hart an ſeinem Weſt-Thore. Der Platz erweitert

sich zu einer Terrasse, die seeseits von einer Escarpmauer über eine kleine, klippenbesäete Bucht emporgehoben wird. Rechts steht auf hohem Uferfels (ein wahres Gibralter im kleinen) das alte venetianische Fort San Lorenzo, links tritt eine massige Eckbastion der Stadtmauer zum Greifen nahe heran. Wer also an der Brüstung jener Terrassenmauer steht, blickt wie durch einen Riesen-Pylon auf das Meer hinaus, das dieser Art auf beiden Seiten, wie von einem künstlichen Rahmen begrenzt erscheint. Das Seebild bedarf aber der Staffage und die findet sich, wenn ab und zu Fischerbarken oder Quersegelschiffe vorübergleiten. Man hat dann den Eindruck, als schwebten diese Fahrzeuge gleichsam an dem Objectivfelde eines gewaltigen Fernrohres vorüber.

Der Platz vor der Porta Pille ist der Rendezvousplatz der eleganten Welt, der Officiere und Beamten. Wer also bei seiner Ankunft in Ragusa auf dem Platze gerade zu einem Promenadeconcerte zurecht kommt, lernt das ragusäische Leben früher kennen, als die Stadt selber. Auch befinden sich die einzigen Hôtels, über welche Ragusa verfügt, vor dem Pille-Thore: Mitrovitsch's »Hôtel Miramar«, hart an der Straße, und »Al Boschetto« rechts am Rande der Terrasse. Schief gegenüber, die Rückfronte dem Stadtgraben zugewendet, befindet sich das besuchteste Café. Unter Bäumen und um einen kleinen Springbrunnen herum stehen die Tische und Stühle. Es ist ein trauliches Plätzchen. Während die vollen Accorde der Militärmusik in die Weite rauschen, kann man sich, unbekümmert um das Drängen und Schwätzen der Menge, ganz dem genußvollen Anblicke des Meeres hingeben. Zudem ist in die Brustwehr der Terrassenmauer eine Stufe — als Bank zu benützen — eingeschnitten. Man entbehrt also, wie man sieht, nicht der nothwendigen Bequemlichkeit .... In den Abendstunden ist es hier ganz besonders schön. Die Brandung schlägt leise in die Felsbucht herein und der aufspritzende Gischt wird zum Silberstaub, der die Felsblöcke überschüttet. Der dunkle Pylonenflügel links — die Stadtbastion — zeichnet sich klotzig auf dem tiefblauen Himmel ab. Das Wellenspiel aber wird in solch' einsamer Stunde zu einer Art von Musik, zu einem Chor von Geisterstimmen ....

Einer solchen Stunde gedenkt der Verfasser. Er war gerade aus den griechischen Gewässern gekommen und das Gehirn war voll der lebendigsten,

farbigſten Eindrücke. Unvergleichliche Erinnerungen wurden wach, ſchmeichelten die Sinne, ergötzten die Seele. War's doch dasſelbe Meer, derſelbe bleiche Schimmer des Mondes, dasſelbe melodiſche Sauſen der Brandung, wie dort fern im Süden beim »Fels der Sappho« auf Leukadien. Ohne ſelber den Schauer der Todesnoth zu fühlen, ſchlichen ſich abermals die ergreifenden Strophen in die Seele, welche dort, im Joniſchen Meere, das leukadiſche Vorgebirge poetiſch verklärt hatten: »Sapphos letzter Geſang« von Leopardi ....

»Du ſtille Nacht und du, verſchämter Strahl
Des Mondes, der zum Untergang ſich neiget,
Und du, der aufgeht über'm Walde dort,
Des Tages Herold, wie entzückte mich
Einſt euer Anblick, als noch die Erinnyen,
Als das Verhängniß mir noch unbekannt!
Solch' Schauſpiel ekelt den Verzweifelnden.
Nur dann belebt mich ungewohnte Luſt noch,
Wenn Regenſchauer durch den Aether jagen,
Auf den erſchreckten Fluren Wolken Staubes
Der Südwind hoch aufwirbelt, wie die Wagen,
Zeus' ſchwerer Wagen, über meinem Haupte
Donnernd hinrollt, die finſt're Luft durchſchneidend.
Mich freut's, durch Schluchten und durch tiefe Thäler
Im Sturm zu wandern, ſcheuer Herden Flucht
Zu ſchau'n, mich freut des wilden Stromes Toben,
Wenn ſiegreich ſeine Wellen
Hoch über die zerriſſ'nen Ufer ſchwellen.«

Und nun erſt der rhythmiſche Klang des Italieniſchen in den letzten fünf Verſen:

»Noi per le balze e le profonde valli
Natar giova tra' nembi, e noi la vasta
Fuga de' greggi sbigottiti, o d'alto
Fiume alla dubbia sponda
Il suono e la vittrice ira dell' onda« ....

Betreten wir nun die Stadt. Es geht über die Zugbrücke des Pille-Thores und durch dieſes im Zickzack auf einer von hohen Mauern und dem Wachhauſe eingeſchloſſenen Rampe hinab. Der erſte Anblick iſt überraſchend. Eine ſaubere, breite und wohlgepflaſterte Straße nimmt uns auf. Sie wird rechts und links von Paläſten und palaſtartigen Gebäuden geſäumt und endet im Hintergrunde mit einem zweiten Thorgebäude. Darüber ragt ein Uhrthurm. Die Paläſte gleichen ſich einer dem andern zum Verwechſeln.

Nicht einmal einzelne bauliche Details machen ſie beſonders kenntlich. Natürlich macht die Straße ſelber dadurch einen monotonen, unmaleriſchen Eindruck; aber dieſe Anlage wurde aus praktiſchen Gründen von der Regierung der Republik Raguſa nach dem großen Erdbeben im Jahre 1667 verfügt, um bei Wiedereintritt eines ſolchen Naturereigniſſes den Schaden zu vermindern. Die einzelnen Paläſte ſtehen nämlich iſolirt und an ihnen vorbei führen die Seitengaſſen nach den beiden Stadthälften im Norden und Süden, welche Bergviertel ſind und in Terraſſen anſteigen. Nur die rechtsſeitige, das iſt: ſüdliche Stadthälfte, iſt noch eine kurze Strecke weit eben und von horizontalen Gäßchen durchädert. Zur linksſeitigen Stadthälfte ſteigt man ſofort von der Hauptgaſſe, Rampengäßchen und ſpäter Treppenſteige bis zum Mauerring empor, der ganz Raguſa umklammert.

Der Brunnen beim Pille-Thore.

Dieſe merkwürdige Anlage — wie in einem Keſſel eingezwängt — wird einem erſt klar, wenn man Urſprung und Entwicklung der Stadt in

Digitized by Google

Typen aus Ragusa.

Digitized by Google

Betracht zieht .... Als die Avaren im Jahre 639 n. Chr. Epidaurus (im Südosten von Ragusa) zerstört hatten, flüchteten die Bewohner, welche der Vernichtung entgangen waren, nach dem Orte, welcher das heutige Ragusa einnimmt. Derselbe bot vor der Besiedlung ein wesentlich anderes Bild. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt sich dehnt, erstreckte sich ein dicht mit Eichen bestandener Bergrücken, der bei der heutigen Porta Pille mit dem Festlande zusammenhing, rechts von der See, links aber von einem schmalen langgestreckten Canal bespült war. Auf diesem Bergrücken erhob sich die erste Niederlassung — Dubrownik, so benannt nach dem Eichenhaine, den die Flüchtlinge angetroffen hatten. Daß der Ort bald befestigt wurde, ist wahrscheinlich, obwohl er von Natur aus sehr geschützt war. In einer noch späteren Zeit, da der Ort sich rasch entwickelte und empfindlicher Raummangel eintrat, mußte, um Platz für die erweiterte Stadt zu gewinnen, der erwähnte Canal, der gleichzeitig als Hafen diente, zugeschüttet werden. So entstand die »große Straße« — der Stradone — und die Stadt konnte sich nun auch bergwärts ausdehnen. Es folgte der weite, die ganze neue Anlage umschließende Mauerring und eine Reihe von einzelnen Bollwerken: San Lorenzo im Norden, Ravelino und Molo im Süden. Alle

Herzegowinerinnen

dieſe Fortificationen rühren aus dem XIV., XV. und XVI. Jahrhundert her, und ſie ſind überhaupt die älteſten von den vorhandenen. Sie ſind ſehr gut erhalten, ſolid aufgeführt und machen aus einiger Entfernung, namentlich aber von der See aus betrachtet, einen äußerſt ſtattlichen Eindruck. Man glaubt gerne, daß dieſe hoch auf der Felsſtufe der Küſte und längs des Abhanges des Monte Sergio ziehenden Wallmauern und Baſtionen im Mittelalter und ſelbſt in ſpäterer Zeit noch jedem Angriffe erfolgreich trotzen konnten. Sicher war es in der Zeit der Bedrängniß für Ragusa, wie für ſo manche ihr in Geſchichte und Charakter verwandte Stadt, von Vortheil, daß ſie hinter widerſtandskräftigen Mauern ihr kleines Gemeinweſen entwickeln konnte. Alles, materielle Intereſſen und geiſtige Thätigkeit, blieb auf einen kleinen Raum beſchränkt, entwickelte ſich, ohne an räumlicher Erweiterung gewinnen zu können, ſozuſagen nach oben und unten und vereinigte ſchließlich alle Geſellſchaftsclaſſen zu einem Bunde mit gleichen Strebungen, gleichen Intereſſen und gemeinſamen Vortheilen. Ein ſchaffensfreudiger, heiterer Geiſt durchtränkte das geſammte Leben, beeinflußte die ganze Bewohnerſchaft. Sie ward ſchließlich zu einer einzigen großen Familie, die ſpeciell in Ragusa, ſelbſt in der Zeit der höchſten Blüthe, nie über 35.000 Bewohner zählte. Der Landbeſitz der Republik, Alles in Allem höchſtens 25 Quadratmeilen, kam hierbei kaum in Betracht .... Doch hierüber ſpäter.

Im Bereiche des Stradone erſtreckt ſich derjenige Theil der Stadt, der architektoniſch einigermaßen bemerkenswerth iſt. Auch ſind die hervorragenden Gebäude faſt die einzigen, welche jene Erdbeben-Kataſtrophe überdauert haben. Das heutige Ragusa iſt alſo eine ſehr junge Stadt, in ihren baulichen Details etwas nüchtern, in der Geſammtanlage, in Folge Beibehaltung des von Alters vorhandenen Raumes, nach modernen Begriffen unbequem und unwohnlich und im Innern ohne romantiſchen Reiz. Nur die auffallende Sauberkeit, das ſelbſt unter dem Volke zur zweiten Natur gewordene Reinlichkeitsbedürfniß, verſöhnen uns mit den Thatſachen und machen uns Ragusa zur ſympathiſchſten Stadt Dalmatiens. Das junge Alter derſelben hat auch ihren Charakter gründlich verändert. Das alte Ragusa war eine ſlaviſche Stadt, auch in architektoniſcher Beziehung — das

moderne Raguſa iſt eine typiſch italieniſche Kleinſtadt. Solche Paläſte, wie man ſie längs des Stradone findet, beſitzt mehr oder weniger jede Stadt auf der italieniſchen Halbinſel drüben. Auch die Verödung in denſelben iſt hierbei ein charakteriſtiſches Merkmal. Sie ſtimmt mit dem Zuſtande, in welchem ſich die heutige Adelsgeneration befindet, die wenig beſitzt und aus den Stürmen der Zeit wenig mehr als alte Namen von gutem Klange und die Erinnerungen an eine glanzvolle, ruhmreiche Zeit gerettet hat. Als Stadt und Gebiet definitiv den Ländern der habsburgiſchen Krone einverleibt wurden, mußte die kaiſerliche Regierung, da ſie das frühere Verhältniß zwiſchen Adel und Volk nicht aufrecht erhalten konnte und wollte, den verkürzten Edelleuten und ihren Familien mit Gratificationen und Penſionen beiſpringen, um ſie vor Entbehrungen der allergewöhnlichſten Art zu ſchützen .... Trotz aller Armuth, die ſich bis auf den Tag erhalten hat, ſteht die Hälfte der Stradone-Paläſte leer; ſie an andere Parteien zu vermiethen, würde einem raguſäiſchen Patricier von alter Geſinnungstüchtigkeit nie in den Sinn kommen. Zeugen einer anderen Zeit verwittern die ſtolzen Bauten, wie jene anderen in der Lagunenſtadt, deren geiſtige und materielle Decadenz nur ein Bild in vergrößertem Maßſtabe abgiebt. Auch in dieſem Sinne hat ſich die alte Rivalität zu einem Austauſch von gleichartigen Erinnerungen geſtaltet.

Wenn wir den Stradone ſeiner ganzen Länge nach zurückgelegt haben, ſtehen wir auf einem kleinen Platz, der ſenkrecht an jenen anſtößt. Auf dieſem Platze ſteht das alte Rectorenpalais, deſſen Unterbau das große Erdbeben überdauert hat; der erſte Stock ſtürzte damals zuſammen. Der Palaſt, zu dem im Jahre 1388 der Grundſtein gelegt wurde, bedurfte zu ſeiner Erbauung drei Dutzend Jahre. In der jetzigen Form gehört er der italieniſchen Spätrenaiſſance an. In der Hauptfaçade befindet ſich eine von Säulen getragene Vorhalle mit Steinſitzen, welche einſt die Senatoren bei Feſtlichkeiten einnahmen. Ober dem Hauptthore öffnet ſich eine Spitzbogenniſche; auch das Thor iſt von einem Spitzbogen überſpannt. Durch dasſelbe gelangt man in den inneren, von Säulengängen umzogenen Hof mit breiten Freitreppen. In ihm ſteht ein faſt zwei Klafter hoher Sandſteinpfeiler, auf welchem innerhalb eines flachen Rahmens mit Spitzbogenaufſatz

eine Rolandsfigur mit Schild, aber ohne Helm, in Hautrelief ausgemeißelt ist. Die Figur ist sechs Fuß hoch. Die Arbeit stammt aus dem XV. Jahrhundert; der Pfeiler aber stand als Flaggenstock vor der Biaggio-Kirche, wo ihn im Jahre 1825 ein Sturm (Erdbeben?) umgestürzt hat.

Der Rectorenpalast ist der wahre Repräsentant des alten Ragusa. Wenn wir seine Räumlichkeiten, seine Hallen durchwandern, sein reichhaltiges Archiv durchstöbern, ergeben sich uns unzählige Fühlungspunkte mit der Vergangenheit. Sind doch von diesem verwitterten Palast jener Geist, jene Ordnung und Gesetzlichkeit ausgegangen, die das räumlich so beschränkte Gemeinwesen nicht nur im Bereiche der Adria, sondern weit darüber hinaus, bis in den Orient hinein und in abendländischen Gauen berühmt gemacht haben. Schon im XI. Jahrhundert hatten serbische Einwanderer, die zu Macht und Ansehen gelangt waren, dem italienischen Patricierthum das Slavische als Amtssprache aufgedrungen. Verwaltung und Verfassung aber trugen ein rein italienisches Gepräge, denn der ältere Adel war italienischen Ursprunges und in der Regierungsmaschinerie gab Venedig, das sich sonst keineswegs der Zuneigung Ragusas erfreute, das Vorbild ab. Der Regierungsapparat bestand im Wesentlichen aus dem »Großen Rathe«, in welchem jeder Adelige, wenn er das zwanzigste Lebensjahr überschritten, Zutritt hatte und sein Name im Adelsbuch (Specchio) eingetragen war. Der große Rath bildete die Legislative. Die Gesetzprüfung lag in den Händen des Senats, einer Körperschaft mit beschränkter Mitgliederzahl (45), die aus dem Großen Rath hervorging. Jeder Senator mußte das vierzigste Lebensjahr erreicht haben. Aus dem Senate ging die Executivbehörde — der »Kleine Rath« — hervor, den sieben active und fünf Ersatzmitglieder bildeten, und dem ein Rettore vorstand. Die Rettorenwürde ist übrigens späteren Datums; ursprünglich hieß das Haupt der Executive, das auch die oberste Regierungsgewalt repräsentirte und die Republik nach Innen und Außen vertrat: Priore, später dann Conte. Als die Rettorenwürde eingeführt war, führten die ländlichen Districtsverwalter, deren es elf gab, den Contetitel. Diese Conti waren bezahlte Beamte, während der Adel unentgeltlich an den Regierungsgeschäften sich betheiligte. Ursprünglich auf ein Jahr zur obersten Regierungsgewalt berufen, wurden in Folge eines verrätherischen

Versuches, die Würde erblich zu machen (XII. Jahrhundert), die Rectoren von Monat zu Monat neu gewählt. Die Gesetze waren so streng, daß beispielsweise der Rector während seiner Amtsdauer den Palast außerdienstlich nie verlassen durfte. Bei Dienstanlässen wurde der Auszug des Staatsoberhauptes mit großem Pompe begangen: Der Rector im prachtvollen Staatskleide nach Art der byzantinischen Kaiser, als Suite in Purpur gekleidete Palastdiener (Sburi), zwölf an der Zahl, dann der vollzählige kleine Rath und sämmtliche Kämmerlinge.

In der socialen Stufenleiter ging den Adeligen die Geistlichkeit voran. Sie bildete die erste Kaste. Alle Domherren mußten Nobili sein und der Bischof selber wurde vom Senate ernannt. Die sociale Stellung der Geistlichkeit in der Republik Ragusa bildete die beste Gewähr für deren geistige Bedeutung und gesellschaftlichen Einfluß. Poesie und Wissenschaften fanden in ihrem Schoße warme Pflege, wie denn auch die Jesuiten manchen hervorragenden Dichter und Schriftsteller zu den Ihrigen zählten .... Die zweite Kaste bildete der Adel, die dritte die Citadini; die letzteren waren Bürger, welche sich um den Staat in irgend einer Weise verdient gemacht hatten oder mit Adelsfamilien verwandt waren. Die Citadini wurden auf Staatskosten auf fremden Universitäten erzogen und ihren Söhnen stand das Zollwesen und das Notariat offen. Als nach der furchtbaren Pest im Jahre 1526 die ragusäische Bevölkerung förmlich decimirt wurde und fast hundert Adelsgeschlechter ausgestorben waren, mußten die Citadini den Stock für neu zu creirende Patricierfamilien abgeben. Daraus erklärt sich auch der Widerspruch, der darin liegt, daß in einem Luxusgesetze, welches aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts rührt und sich mit den Toiletten, der Lebensweise ꝛc. der adeligen Frauen beschäftigt, auch Namen von Citadini-Frauen (Lazzarini und Antonini) genannt werden .... Als vierte Kaste figurirten die Kaufleute, Handwerker und Seefahrer, also gerade die Gesellschaftsclassen, denen die Republik vorwiegend ihren Reichthum verdankte. Die fünfte Kaste endlich bildete der Bauernstand. Der Bauer hatte keinen eigenen Grund und Boden, wohl aber sein eigenes Haus. Für die ihm zur Bearbeitung zugewiesenen Ländereien mußte er Naturalien-Abgaben leisten, welche allerdings nicht sehr drückend waren. Schlimmer stand es

um das Recht der Bauern (Contadini), die ja im Grunde nichts anderes als Leibeigene der tonangebenden Herren in Ragusa — also der herrschenden und regierenden Kaste — waren. Sicher waren Bedrückungen selten, da bei dem humanen Geiste, dem intimen Verhältniß des Gemeinwesens zum Familienleben und dem beschränkten Lebenshorizonte, das Kastenwesen nicht so schroffe Formen wie anderwärts annehmen konnte. Eines der drückenden Gesetze war beispielsweise, daß die Citadini die Trottoirs des Stradone nicht betreten durften, da es den Nobili vorbehalten war.

Auffallend ist, daß Ragusa selbst in der Zeit seiner höchsten Blüthe, in der seine Handelsschiffe alle Meere durchsteuerten und an allen wichtigen Punkten des Orients Factoreien etablirt waren, kein Militär besaß. Die gesammte Streitmacht dieses Miniaturstaates, dessen Existenz Feinde auf allen Seiten bedrohten (namentlich Venedig und die Türkei), bestand in hundert Mann Stadtwache. Ihre Abkömmlinge sind die heutigen ragusäischen Lastträger, wahre Prachtgestalten mit angeborener militärischer Tournüre und reicher türkischer Tracht, die sie namentlich bei festlichen Anlässen gerne zur Schau tragen. Auch ihre moralischen Qualitäten sind über alles Lob erhaben. Mit einem entgegenkommenden, freundlichen Benehmen verbinden sie Ehrenhaftigkeit und Verlässlichkeit und nicht zuletzt ein ausgesprochenes Selbstbewußtsein, als wären die alten Traditionen der Republik nicht schon längst verblasst. Jedenfalls geben diese Leute einen lebenden Beweis ab, daß eine staatliche Erziehung, die lange angehalten hat und bei aller Humanität mit peinlicher Strenge besorgt wurde, selbst auf spätere Generationen noch sich vererben kann. Diese Lastträger sind durchwegs Slaven — und welch' himmelweiter Abstand besteht nicht zwischen ihnen und den nur wenige Meilen weiter wohnenden rohen und verthierten Herzegowinern! Daß hier nur die Erziehung den Unterschied bewirkt, bedarf wohl kaum eines Beweises. Wie das alte ragusäische Geistesleben dem Südslaventhum zur Ehre gereicht und uns Achtung abzwingt, so verschafft uns andererseits das wohlerzogene, ruhige und arbeitsame ragusäische Volk die Ueberzeugung, daß es heute in Dalmatien in dieser Beziehung wesentlich anders aussehen könnte, als man zu beobachten Gelegenheit hat. Man stelle nur die drei Repräsentanten nebeneinander, um den unglaublichen Abstand zu begreifen: den

von der venetianiſchen Regierung mißachteten, exploitirten und bedrückten Norddalmatiner (die heutigen Morlaken), den durch Jahrhunderte ſich ſelbſt überlaſſenen und in Folge deſſen in Wildheit, Kampf und Rohheit aufgewachſenen Boccheſen, und den Raguſäer Bauer! Die Gegenſätze könnten nicht draſtiſcher erſonnen werden.

Den Untergang der Republik führte die napoleoniſche Aera herbei. Es war im Jahre 1806, als die Franzoſen im Lande erſchienen. General Lauriſton beſetzte Raguſa, um bald hierauf von den Ruſſen und Montenegrinern zu Land und von der engliſchen Flotte unter Admiral Holle zur See angegriffen und verjagt zu werden. Damals verlor Raguſa ſeine ganze Handelsflotte, 340 Schiffe. Ueberdies wurde gelegentlich dieſer Affaire die Stadt bombardirt, während die Montenegriner die Villen zwiſchen Pille und Gravoſa plünderten und niederbrannten. Bis 1814 dem »illyriſchen Königreiche« angehörend, ging Raguſa in jenem Jahre neuerdings in Oeſterreichs Hände über. Seitdem iſt zum mindeſten kein Rückſchritt wahrzunehmen.

Der Rectorenpalaſt hat uns zu einer ſehr weitläufigen Abſchweifung verleitet. Da wir ſie nun hinter uns haben, wollen wir unſeren Rundgang durch die Stadt fortſetzen. Von dem Platze, den jener ſchmückt, gehen wir zur »Dogana« hinüber, einem ſtattlichen, knapp neben dem inneren Ploce-Thore liegenden Bau aus dem XVI. Jahrhundert. Er iſt im Renaiſſanceſtyl aufgeführt, hat eine Vorhalle mit Arcaden, im erſten Stockwerke große venetianiſche Fenſter und darüber in der Mitte, unterhalb des verzierten Dachgeſimſes, in einer Niſche das Stadtwappen. Schöner und wirkungsvoller als die Façade iſt die gegen den Hof hinausgehende Fronte mit den im Erdgeſchoſſe von Rundbogen, im erſten Stockwerke von Spitzbogen in doppelter Zahl gebildeten Arcaden.

Die Kirchengebäude Raguſas ſind wenig intereſſant. Die Domkirche, im Style der Spätrenaiſſance 1713 erbaut, beſitzt eine reichausgeſtattete Schatzkammer, die San Biaggio-Kirche — gleichfalls um 1713 erbaut — eine Statue des heiligen Blaſius — Patrons der Stadt — aus vergoldetem Silber. Mehr Beachtung verdient die am weſtlichen Ende des Stradone, unweit des Pille-Thores, gelegene Franziskanerkirche mit ihrem pflanzen-

grünen Kloſterhofe und dem prächtigen Kreuzgange. Letzterer beſteht aus Pfeilerarcaden mit doppelten Säulenſtellungen zwiſchen je einem Pfeilerpaare. Auf den Capitälen der ziemlich dünnen Säulen ſitzen kleine Kleeblattbogen auf; der übrige Raum in den Pfeilerwölbungen iſt mit Roſetten (Kleeblatt- und Sternform abwechſelnd) gefüllt. Ober dem Kreuzgange läuft eine flache ſchmuckloſe Terraſſe, auf welchem die Kloſterbrüder zu luſtwandeln pflegen. Der Hof hat einen traulichen Winkel: ein Gärtchen mit exotiſchen Pflanzen, deren Dickicht an einer Stelle ſogar in den Arcadengang hinein und an den Pfeilern emporwuchert .... Eine zweite ähnliche Kloſterkirche iſt die der Dominikaner in der Nähe des Ploce-Thores. Wir werden ſie ſpäter beſuchen, da wir augenblicklich noch in der Stadt Umſchau halten müſſen.

Das Schloß auf der Inſel Lacroma.

Dies geſchieht am beſten, wenn man von der Franziskanerkirche aus an dem hübſchen Röhrbrunnen, der daneben liegt, vorüber ſchreitet und ſich in die Gäßchen verliert, welche vom Stradone ſüdwärts abgehen. Sie

Digitized by Google

Der Stradone in Ragusa. 22

Digitized by Google

verlaufen eine ziemliche Strecke horizontal, ſteigen aber ſpäter an und gehen in Treppenſteige über, deren einer mit mehr denn hundert Stufen nach dem höchſten Punkte der Stadt führt. Dort erhebt ſich eine Kaſerne, faſt knapp neben dem ungemein hohen Steilſturze der Küſte, der von dem alten Wallzug gekrönt wird. Wenn der Scirocco das davorliegende Meer aufwühlt und ungeheuere Wogen gegen die Felswand anſtürmen, erreicht der Giſcht häufig ſogar die Mauerhöhe. In den Verpflegsmagazinen ſieht man in dem Felsboden abgeteufte Schachte, die zu Getreidebehältern dienen. Sie wurden von den Franzoſen angelegt und können ungeheuere Mengen von Getreide aufnehmen. Unweit der Kaſerne und auf derſelben Höhe mit ihr liegt das alte Jeſuitenkloſter mit einer Prachttreppe, die zu ihm emporführt. Jetzt wird dieſer ſchöne, auf das Meer hinausblickende Bau als Militärſpital benutzt . . . .

Von der Höhe geht es wieder hinab auf den bereits früher beſuchten Platz, wo ſich ein ſchmales finſteres Gäßchen nach dem Fort Molo hin öffnet. Es iſt der verwahrloſeſte Winkel von Raguſa. Unweit einer, bei Officieren und Beamten in hohem Anſehen ſtehenden Speiſe- und Weinſtube, welche den wenig claſſiſchen Namen »zum Beſenſtiel« führt, giebt es faſt nur in Ruinen liegendes Gebäu. Die vielgerühmte raguſäiſche Reinlichkeit ſucht man hier vergebens . . . . Wir drücken uns daher ſo raſch wie möglich fort. Unweit des Rectorenpalaſtes gelangen wir auf den Marktplatz mit ſeinem bewegten, lauten Treiben und den maleriſchen Staffagen, und betreten dahinter eine, zum Stradone parallel laufende Gaſſe, in welcher Handwerkerbuden, Garküchen, Weinſtuben u. dgl. in bunter Abwechslung aneinanderſchließen. Eine Quergaſſe bringt uns wieder auf den Stradone, dieſen Retter in der Noth, der uns Licht und Luft zuführt, wenn wir beides etwa allzulange in den zahlreichen, meiſt finſtern Gaſſen (weil von hohen Häuſern eingeſchloſſen) entbehrt haben ſollten. Wir ſteigen noch eines der Gäßchen empor, welche die nördliche Stadthälfte durchädern, gelangen in der Folge auf eine holperige zum Stradone parallel laufende größere Längengaſſe, die uns wieder auf den Platz vor der Dogana hinabführt.

Dort öffnet ſich das Ploce-Thor, unter dem wir nun hindurchſchreiten. Ein ähnlicher, aber viel längerer, von hohen Mauern eingeſchloſſener Weg,

wie wir ihn hinter dem Pille-Thor gefunden, nimmt uns auf. Wir kommen zunächſt zum Dominikanerkloſter. Sein Styl iſt kein einheitlicher. Gothiſche und romaniſche Formen ſind in demſelben vermengt. Von dem älteren Bau iſt nur ein Portal vorhanden. Die Kirche hat intereſſante, werthvolle Gemälde, das Kloſter eine ſtattliche Bibliothek .... Hat man das äußere Ploce-Thor hinter ſich, ſo ſteht man im Freien. Die Scenerie iſt eine weſentlich andere, als vor dem Pille-Thore. Rechts vom Wege, der von hier der Küſte entlang zieht, liegen die Räumlichkeiten des alten Cholera-Lazarethes, links ſteigt die felſige Küſte zum »türkiſchen Bazar«, wo ein hübſcher Brunnen, empor. Den Namen hat der höchſt unanſehnliche, von trockenen Mauern umfriedete, im Hintergrunde von einem ebenerdigen, rohen Steinbau abgeſchloſſene Raum von den herzegowiniſchen Pferde- und Eſelkarawanen, welche hier ihr Lager beziehen. Liebhaber von verwahrloſten, maleriſch zerzauſten Geſtalten, wildblickenden Geſellen, mit von Waffen ſtrotzenden Gürteln, von orientaliſch bunter Lebendigkeit, lärmendem Durcheinander, fanden in früheren Jahren in dieſem »Bazar« oder »Karawanſerei« die ergiebigſte Ausbeute. Ob dies auch

Die Ombla-Quelle.

Digitized by Google

heute noch der Fall, bleibt andern Beſuchern zu conſtatiren vorbehalten. Was übrigens den Platz vor dem Ploce-Thore beſonders beſuchenswerth macht, das iſt weder der Türkenbazar, noch das alte Lazareth, ſondern die höchſt maleriſche Umgebung. Die Küſte, von Rieſenaloën überſäet, glüht im weißen Lichte der Sonne, die ſich mit ganzer Intenſität in dieſen Küſtenwinkel hineinlegt. Vor ihm ſchwimmt im hellblauen, von Silberſtreifen überzogenen Meere eines der herrlichſten Eilande Dalmatiens — Lacroma. Dorthin zieht es uns mit Zaubergewalt. Wir lenken durch das Ploce-Thor zurück, um den kleinen Stadthafen aufzuſuchen, der in dem Winkel zwiſchen den Forts Molo und Ravelino liegt. Dort beſteigen wir eine Barke und laſſen uns nach dem Eilande hinüberrudern .... Nichts Schöneres, Erquickenderes als dieſe Fahrt zwiſchen dem Felsſturz der Feſtlandsküſte und dem grünen Gelände der Inſel. Wir kommen an einer Stelle vorüber, wo ein bleiches Steinkreuz aus grünem Gebüſch hervorflimmert. Es iſt dem

Die Aesculapgrotte.

Digitized by Google

Andenken jener Unglücklichen geweiht, die 1859 auf der Segelbrigg »Triton« ihren Tod fanden. Das Schiff flog nämlich in Folge einer Pulverexplosion unweit der Stelle, wo wir das Kreuz sehen, in die Luft .... Nach einer Viertelstunde Fahrt lenkt das Boot in den kleinen Hafen der Insel und wir steigen ans Land.

Das ganze Eiland ist ein einziger, unvergleichlich schöner Park. Mag man nun den Riesweg entlang nach dem alten Klostergebäude, welches der unglückliche Kaiser Maximilian von Mexiko eine Zeit hindurch bewohnte, wandeln, oder den Schatten des herrlichen Olivenhaines in der Nordhälfte aufsuchen, oder eine Stunde unter den Pinien am Südende der Insel verträumen: überall empfindet man den Zauber romantischer Einsamkeit, der der Seele so wohlthut. Lacroma prangt im Schmucke einer südlichen, wahrhaft subtropischen Vegetation. Den Rahmen hierzu giebt die goldig bethaute See und die Azurdecke des Firmaments. Balsamische Luft umfächelt unsere Stirne. Die Natur gleicht hier einem starken Triebe, der sich im heißen Sehnen nach Erquickung verzehrt. Wir schreiten vorwärts unter platten Pinienkronen, an Oleanderbüschen vorüber, rasten bei dünnstämmigen Palmen oder Cactusdickicht. Zuletzt halten wir auf einer exponirten Felskuppe, welche lichter Lorbeer umrahmt. Vor uns liegt das Meer mit seinen auszitternden Wellenringen auf der endlosen Fläche – fern am Horizont von weichen Dunstschleiern verhüllt.... Es ist ein herrlicher, unvergleichlicher Anblick!

Wir biegen ab und treten vor das »Schloß«. Von Haus aus ist es, wie bereits erwähnt, ein Kloster. Richard Löwenherz soll es auf Grund eines Gelübdes gegründet haben, nachdem er, aus dem gelobten Lande als Irrender heimkehrend, aus Sturmnoth und Schiffbruch an diesem Strande Rettung fand. Der ursprünglichen Bestimmung des Gebäudes entsprechend, ist das Innere unansehnlich. Die Wohnräume bestehen fast nur aus kleinen zellenartigen Kammern. Um so schöner und traulicher ist der Platz vor dem Gebäude, die Terrasse, die bis zum Meeresufer herantritt, und auf welcher der Blüthenzauber mit der Rosengluth der Abenddämmerung die Seligkeit des Paradieses ahnen lassen ....

Von dieser Terrasse steigen wir durch den Olivenhain empor, der den Abhang des Nordhügels schmückt. Dort ragt aus dem bleichen Grün

ein ſtattliches Fort (Royal) auf, in deſſen Nähe man auf die im gelben Dunſt liegende Stadt mit ihren Baſtionen und Wallmauern blickt. Alle Farben ſind weich abgetönt. Selbſt der Golf von Neapel hat keine discreteren Nüancen in ſeinem Gewoge von violetten, purpurnen und goldigen Farbenflecken, wie dieſes Fels- und Pflanzengeſtade am Fuße des Monte Sergio. Am ſchönſten iſt dieſes Bild, wenn die Sonne niedergeht, der ganze Horizont in Feuerflammen aufzugehen ſcheint und der helle Wiederſchein Stadt, Küſte und Inſel wie in goldenen Schleier hüllt ....

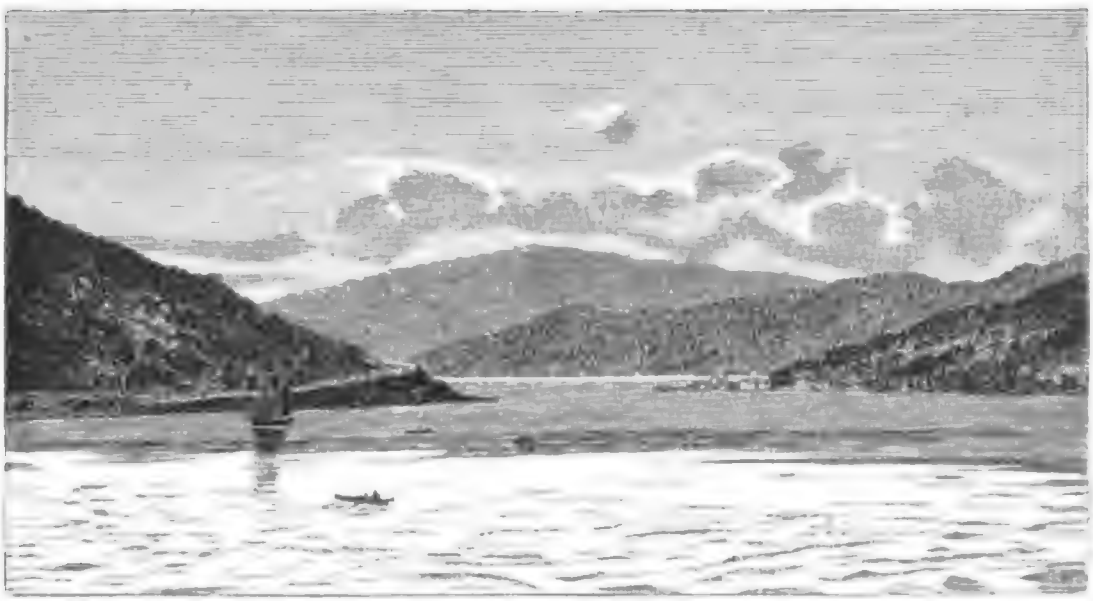
Leider muß auch dieſer Zauber ſein Ende finden. Wir kehren zur Barke zurück. Aber nicht nach dem kleinen Stadthafen geht unſer Weg; wir laſſen um das Nordende Lacromas herumrudern und in die offene See hinausſteuern. Man umfährt hierbei die ganze Stadt und hat die hohen weißgrauen Mauern immer knapp neben ſich, rechter Hand. So kommt man vorerſt zu jener Bucht, in deren Hintergrunde die Terraſſenmauer des Pille-Platzes aufragt und paſſirt hierauf den Fels von San Lorenzo. Am Fuße desſelben, wo Felsſtücke aufgethürmt ſind, zieht die Brandung einen ſilberhellen Schaumgürtel. In der Folge treten die Felſen weiter zurück und man gelangt an die Stelle, wo das Meer in jene Felsbucht hineindrängt, an deren oberem Rande wir zuerſt ſtille hielten und in andächtige Bewunderung des Land- und Seebildes verſanken. Es war auf dem Spaziergange von Gravoſa herauf. Jetzt ſehen wir auch den Friedhof und das Kirchlein von Monte Vierno. Die Halbinſel von Gravoſa ſteigt immer höher empor. Schon ſehen wir den Klippenkranz an ihrem Nordweſtende. Drüben, auf der Höhe von Babinkuk, ſpielen die Abendlichter in den Pinienkronen, die dort dicht gedrängt ſtehen. Noch einige Ruderſchläge und die Bucht von Gravoſa nimmt uns auf.

Von ihr aus ſetzen wir unſere Kahnfahrt nach dem ſtillen Omblathale fort. Der Fluß, nach welchem es ſeinen Namen hat, iſt eine Merkwürdigkeit Dalmatiens. Er tritt nämlich als mächtiges Gewäſſer aus der Küſtenwand und treibt ſogleich Mühlen. Wahrſcheinlich iſt die Ombla der Abfluß der Trebintſchitza, welche oben im Karſtgebiet der Herzegowina an einer beſtimmten Stelle im Erdboden verſchwindet. Römiſche Dichter haben dieſen Fluß, der zu jener Zeit Orion hieß, geprieſen, wie ſeinen berühmteren

by Google

Nebenbuhler, den Timavus .... Die Uferhänge dieses nur zwei Seemeilen langen Flusses sind mit Villen, Ruinen und Kirchen besetzt, am Gestade selbst liegen Fischerdörfer. Wahrhaft südlich üppig aber ist die Vegetation, offenbar in Folge des Einflusses des frischen Quell- und Flußwassers. Die Luft ist von bezaubernder Durchsichtigkeit, so daß jedes Detail scharf umrissen zur Geltung kommt.

Den Rückweg nach Ragusa nimmt man am besten zu Land, und zwar längs der alten Wasserleitung. Man kommt hierbei hoch auf den Abhang des Monte Sergio hinauf, hat das stattliche Fort Imperial über sich, die Villenvorstadt Pille zu Füßen, und genießt eine ganze Stunde hindurch den Ausblick auf das Meer, das vor Sonnenuntergang perlmutterfarbig glänzt. Knapp vor der Stadtmauer steigt man auf den Pille-Platz herab und schließt so einen der reizvollsten Ausflüge, den die Gestade der Adria bieten. Sehr lohnend ist auch der Spaziergang vom Ploce-Thore aus längs der Küste nach dem ehemaligen Kloster San Giacomo, wo man im Palmenschatten ruhen kann. Vor dem Beschauer liegt die dunkle Insel Lacroma und dahinter verschwimmen die Contouren der Stadt (siehe das Vollbild). Von Giacomo geht es in die liebliche Bucht von Breno und von hier nach Ragusa vecchia, der Stätte von Epidaurus. Von dieser einst blühenden griechischen Colonie, die in römischen Besitz gelangte und schließlich von den Horden der Avaren gänzlich zerstört wurde, sind nur wenige Ruinenbrocken übrig geblieben .... In der Nähe von Ragusa vecchia befindet sich die schönste Grotte Dalmatiens, die Aesculapgrotte (im Berge Sniesnizza). Sie besteht aus mehreren Räumen und hat schöne Tropfsteinbildungen ....



Die „Catene“ in der Bocche di Cattaro.

Die Bocche di Cattaro.

An der Riva von Caſtelnuovo.

Die Seefahrt von Raguſa nach Cattaro, das heißt bis zum Eingang der wegen ihrer großartigen landſchaftlichen Scenerien weitberühmten Bucht, währt nur wenige Stunden. Soweit die offene Seeküſte in Betracht kommt, giebt es wenig Abwechslung. Nur die kurze Strecke zwiſchen Raguſa und Raguſa vecchia beſitzt einigen Reiz. Der Dampfer fährt im Angeſichte der Seeſeite Raguſas vorüber, läßt Lacroma links liegen und gelangt alsbald auf die Höhe der Brenobucht. Dahinter öffnet ſich die größere Bucht von Raguſa vecchia. Einige Scoglien — die »Pettini« — liegen davor. Auf dem größten dieſer Felseilande ſchimmert ein Kirchlein. In der Folge ſteigt die Küſte etwas höher an und ſind die Hänge ab

Digitized by Google

und zu mit Olivengebüsch und hochragenden Cypressen geschmückt. Nur die Berge im Hintergrunde — zumal der stattliche Monte Cassione — sind nackte Felsgipfel, die röthlichgelb in der Nachmittagssonne glühen.

Das Meer in der Nähe der Bocche ist bei schlechtem Wetter bewegter, als irgend ein anderer Seeabschnitt an den Küsten von Dalmatien. Selbst Dampfer haben mit den heranrollenden Scirocco-wellen hartnäckig zu kämpfen, um das Einfahrtsthor bei Punta d'Ostro zu gewinnen. Dann aber, sobald man in die inneren Becken eintritt, ist alles Ungemach überstanden; ruhig liegt die See vor unseren Blicken ausgebreitet, in mildem Blau leuchtend wo sie von niederen Höhen (wie um Castelnuovo) begrenzt wird, grün in den pflanzenüppigen Winkeln, sattblau, ja stellenweise fast schwarz in den innersten Baien und Buchten. Die Färbung rührt von den dunkelgrauen Felshöhen her, die die großartige Seescenerie zwischen Risano, Perasto und Cattaro bilden .... Ist die See vor der Bocche ruhig, was in den Sommermonaten fast immer der Fall zu sein pflegt, dann schmälert nichts den Genuß, der mit der Fahrt längs des südlichen Theiles von Dalmatien verbunden ist. Für uns, die wir nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren haben, erwächst freilich die Nothwendigkeit, den landschaftlichen Schilderungen einige Bemerkungen rein geographischer Natur vorauszusenden ....

Die geradlinige Küstenbasis von Dalmatien misst 50 geographische Meilen, die absolute Küstenentwicklung aber nicht weniger als 75 geographische Meilen. Das sehr ansehnliche Plus in letzterer Richtung fällt auf die unzähligen Buchten, Baien, Häfen und Golfe, die in das dinarische Litorale eingerissen sind, und ihr dieser Art das Aussehen der skandinavischen Scheerenküste geben. Der Vergleich ist aber nicht zutreffend: denn während hier die See in die norwegische Steilküste sich tief eingefressen hat und meilenlange Fjorde bildet, an deren Wurzeln die nordische Gletscher- und Eiswelt oft dicht bis an die Stirne der Meerescanäle tritt, sind es in Dalmatien fast durchwegs weichgeformte, von unansehnlichen Höhen eingerahmte Buchten, von einem landschaftlichen Typus, der, namentlich durch die zahlreich vorgelagerten Inseln, mehr an den Süden, als an den Norden, das heißt an Griechenland und den kykladischen Archipelagus, denn an norwegische Gestade erinnert ....

Selbſt die größte jener Einbuchtungen, die geſchloſſene Beckenreihe der ſogenannten Bocche die Cattaro, die ſich ſchon durch den landſchaftlichen Rahmen von allen übrigen dalmatiniſchen Buchten weſentlich unterſcheidet, hat nichts nordiſch Starres. Wer vollends mit dieſer Buchtenreihe die Vorſtellung von fjordenartigen Meeresdefiléen verbinden würde, ginge gewaltig irre. Weit eher gemahnen dieſe gewaltigen Bergeszinnen an eine mitteleuropäiſche Hochgebirgslandſchaft, in welche vier oder fünf große Seen eingeſenkt ſind, die durch ſchmale Canäle miteinander in Verbindung ſtehen. In der That wurden die Cattareſer Buchten des öftern mit dem Vierwaldſtätter-See verglichen, ein Vergleich, der allerdings das Mißliche in ſich ſchließt, daß er mit dem weit geringfügigeren Vergleichsbilde an das mit dieſem in eine Parallele zu ſtellende weit großartigere Original aufdringlich herantritt. Man kann mit keinem Tanagra-Thonfigürchen an einen Sculptur-Koloß aus dem Trümmerſturz von Olympia, behufs Gewinnung eines gemeinſamen Maßſtabes, herantreten. Im Vergleiche zu den Seen der Urkantone iſt die Bocche mit ihren Abäſtungen von Buchten und Baien eine ſtolze Schöne gegenüber einem koketten Mädchen.

Die Bocche di Cattaro iſt die einzige Einbuchtung an der dalmatiniſchen Küſte, welche tief (vier Meilen) in das Feſtland einſchneidet. Eine Fahrt zu Schiff vermittelt keine richtige Vorſtellung; denn in dieſem Wechſel von flachen Ufern und ſteilaufragenden Vorgebirgen, von pflanzengrünen Geſtaden und grandioſen Felsabſtürzen, von lieblichen Fernblicken und beängſtigender Abgeſchloſſenheit, läßt ſich nie und nimmer ein Geſammtbild gewinnen. Das Schiff beſchreibt eine vielfach gewundene Schlangenlinie, die Bergcouliſſen verſchieben ſich alle Augenblicke und von einer Orientirung nach den Weltgegenden iſt keine Rede. Hier theilt der Kiel ein azurnes Seebecken, in deſſen Tiefe ſich gelblichweiße Felshöhen von geringer Höhe ſpiegeln; ein Kranz immergrüner Vegetation ſchmückt die Strandlinie. Ein See Ober-Italiens iſt nicht farbenſatter, wie die große Cattareſer Bucht Kumbor, die ſich in die ſonnigen Baien von Topla und Kartoli ausäſtet .... Eine Strecke weiter ſteuert das Schiff durch einen ſchmalen Seepaß und nun öffnen ſich plötzlich nach zwei Weltrichtungen andere Golfe, nach Norden und Süden, von wildgeformten Felshöhen umrahmt, an denen hier ein ſchütterer

Wald klebt, dort dunkle Steilstürze tausend Fuß in die See abstürzen. Ein von Runsen und Rissen durchfurchter Bergklotz legt sich quer vor den Ausblick, als sollte er jene schmale Einfahrt beschirmen. Zwei Inselchen liegen davor mit weißen Sanctuarien und ein Dorf klebt am Fuße des Steilsturzes. Das milde Graublau der äußeren Buchten findet man hier, tief im Inneren der Bocche, nicht. Die Berghänge sind dunkelgrau, mitunter fahl blauschwarz, dann wieder heller, die höchsten Zinnenklippen leuchtend, wie aufflammende Fackeln. Die Buchten werden schmäler und schmäler und Cattaro selbst liegt eigentlich in keinem Golfe, sondern in einem sackartigen Aste des Buchtengewirres.

Nehmen wir zunächst eine Karte zur Hand und halten wir uns das topographische Bild vor Augen. Von den sechs Einbuchtungen, welche man im Cattareser Gebiete zählt, öffnet sich eine einzige seeseits, während die übrigen in das Land hineingreifen; für uns kommen natürlich nur die letzteren in Betracht. Die nach der See hin offene, ganz in sich allein abgeschlossene Bucht, ist jene von Traste, an die von Nordosten her, auf der anderen Landseite, die Bai von Kartoli so nahe herantritt, daß ein schmaler Isthmus von nur einer halben Wegstunde Breitenausdehnung entsteht. An diesem Isthmus wurzelt die große Halbinsel Kartole-Traste, die sich zwischen die Cattareser Buchten und das Meer schiebt, und zwar in der Richtung von Südost nach Nordwest. Eine ähnliche Halbinsel drängt von Nordwesten herein und tritt hart an die eben erwähnte heran. Nur eine schmale Landzunge greift noch tiefer herab, so daß sie südöstlich übergreift und mit dem Seegestade der südlichen Halbinsel in einen Parallelismus tritt.

Durch dieses zangenartige Aneinanderrücken zweier Halbinseln entsteht ein System von Canälen und Buchten, welche die Einfahrt in die Bocche bilden. Dazu treten noch zwei Scoglien (Felseilande), die dicht vor der Einfahrt liegen. Die südlichste Spitze der nördlichen Halbinsel ist Punta d'Ostro. Zwischen ihr und dem Scoglio della Madonna de Zanica öffnet sich die erste Einfahrt (1700 Meter breit), zwischen diesem Scoglio und dem Schwestereilande Zanica die zweite (900 Meter) und zwischen Zanica und dem gegenüberliegenden Festlande endlich die dritte (90 Meter breit).

Nur die zwei erſteren Einfahrten haben tiefes Waſſer; die Tiefe der Bocche iſt faſt überall 30 bis 60 Meter und ſie wäre einer der beſten und geſuchteſten Seehäfen, wenn das Ein- und Auslaufen der Schiffe zu allen Jahreszeiten gleich günſtig wäre. Haben wir dieſe Einfahrten hinter uns, ſo befinden wir uns in der erſten jener fünf Cattareſer Buchten: in jener von Punta d'Oſtro. Man paſſirt eine kurze Meerenge und hat nun die zweite, viel weitläufigere Bucht vor ſich. Noch iſt hier nichts von der rauhen Natur der montenegriniſchen Gebirgswelt zu verſpüren.

Von einem üppigen, immergrünen Garten umrahmt, grüßt zunächſt vom nahen Geſtade das Städtchen Caſtelnuovo, mit ſeiner hochragenden venetianiſchen Citadelle und der hellen Häuſergruppe, welche den Abhang emporſteigt. Nach Nordweſten greift die Bai von Topla aus und beſpült das Geſtade der Sutorina, deſſen Thalfläche zwiſchen zwei Bergzügen weit hinauf zu verfolgen iſt. Die Höhen, obwohl mitunter ſchroff und karſtig zerriſſen, ſind mäßig, und die Felſen ſchwimmen im bleichen Lichte, das zwiſchen den Thälern hindurchwogt. Auf hellblauem Seeſpiegel ziehen weiße Segel, ein Bild des Friedens und der Ruhe, das man an dieſem Geſtade nimmer vermuthen würde.

Die Citadelle zu Häupten von Caſtelnuovo iſt das »Fort Spagnuolo«, ein Bau aus dem Jahre 1538. Das Fort wurde zu Ehren der Spanier ſo genannt, welche damals Verbündete der Venetianer im Kampfe gegen die Türken waren. Das Landfort (Torte di terra) iſt älteren Datums. Es ſteht auf grüner Höhe, rechts, wenn man die Fahrt fortſetzt. In demſelben Gartengrün ſchimmern die Mauern des Kloſters Savina, überragt von der Felſenkrone eines Vorberges, des wildzerklüfteten, vollkommen kahlen Monte Dobraſtitza. An ſeinem Fuße ſpiegelt ſich als lange, ſchimmernde Häuſerzeile, mit Bäumen dazwiſchen und darüber liegenden Culturen in immer höher emporſteigenden Terraſſen, Meljine, einer der freundlichſten Orte in der Bocche. Leider iſt die Fahrt durch die einzelnen Becken der letzteren, wie erwähnt, mit ſo vielfachem landſchaftlichen Scenenwechſel verbunden, daß es ſelbſt dem aufmerkſamſten Beobachter nicht möglich wird, alle Details feſtzuhalten.

Zudem iſt es mit dem Entrollen von großartigen Küſtenſcenerien eine mißliche Sache. Der Reiſende, welcher beiſpielsweiſe zum erſtenmale mit

der Bocche di Cattaro Bekanntſchaft macht, wird kaum die Abſicht haben, den unmittelbaren Anblick der herrlichen Uferſcenerien durch Nachhilfe mit Lectüre — und wäre ſie die farbigſte, geiſtreichſte Beſchreibung — ſich verkümmern zu wollen. In der That wäre dies nur eine Verkümmerung. Solche Landſchaften genießt man nur nach der Natur. Höchſtens daß nachträglich ein gelungenes Bild die Erinnerung an das Geſehene wieder auffriſcht, Daten und Erläuterungen, Selbſtgeſehenes dem Gedächtniſſe dauernd einprägen. Was wir demnach in den folgenden Seiten mittheilen, ſind einfach nur die perſönlichen Eindrücke, welche der Verfaſſer ſeinerzeit mit peinlicher Feſthaltung an allem Detail zu Papier gebracht hat. Vielleicht ſind die Notizen Demjenigen von Nutzen, der entweder nicht Luſt hatte, ſolche während der erſten Fahrt zu machen, oder dem es überhaupt an Zeit gebrach, auf den erſten und einzigen Genuß Detailſtudien folgen zu laſſen ....

Hinter Meljine ſchwenkt der Dampfer um die Punta Kombur herum. Wir treten alſo in das zweite Becken der Bocche ein. Um die Verwirrung nicht noch größer zu machen, erſuchen wir den Leſer, daran feſtzuhalten, daß ſein Blick während der ganzen Fahrt bis Cattaro immer als nach links gerichtet angenommen wird. Die rechtsſeitigen Uferſcenerien werden dann ſpäter folgen. Dadurch erhalten die Mittheilungen zwar eine »bädeckerhafte« Knappheit, doch iſt dieſe hier einzig am Platze .... Am Südoſtgeſtade der Halbinſel Kombur erblicken wir eine ganze Reihe von Dörfern, die theils knapp am Geſtade, theils auf den dicht bewachſenen Bergabdachungen liegen. Am maleriſchſten zeigt ſich Boa ſich mit ſeiner rieſigen Cypreſſe an der Riva, und dann La Bianca, mit der Kirche San Domenica auf dem Hügelabhang dahinter. Die Küſte ſteigt in Terraſſen an und ebenſo terraſſirt ſind die Culturen. Auf einzelnen Hügeln liegen größere Gebäude. Das ganze Geſtade wird vom Monte Desiviglie überragt, hinter deſſen öſtlichſter Schulter bereits die nackten blaugrauen Berge der Krivoscie herüberſehen.

Dorthin aber geht unſere Fahrt nicht. Wir erreichen die engſte Stelle innerhalb der Cattareſer Becken, die ſogenannte »Catene« (ſiehe die Titelvignette dieſes Abſchnittes), wo vor Zeiten der ſchmale Einfahrtscanal mittelſt einer Kette geſperrt wurde. Daher der Name. Rechts ſehen wir

das alte verfallene Sperrſchloß. Aus ſeinem baufälligen Gemäuer wuchert Geſtrüpp. Knapp hinter dieſer Enge öffnen ſich die beiden letzten Buchten: links jene von Riſano, rechts die von Cattaro. Der Ort an der Spitze der Halbinſel zwiſchen beiden Buchten mit den zwei Inſelchen davor iſt Perasto, mit der alten Bergfeſte Santa Croce. Die Häuſer liegen ſtellenweiſe im Grünen und dahinter ſteigen Terraſſen mit Culturen an, bis zuletzt die ungemein ſteilen, felſigen und wild zerriſſenen Abhänge des Monte Glogowac folgen.

Dem Blick (immer links gerichtet) entrollt ſich nun die großartige Bergſcenerie des innerſten Beckens, des Hafens von Cattaro. Es erſcheint zwiſchen zwei gewaltigen Küſtengebirgen wie eingezwängt. Dieſer Theil der Bocche iſt daher kein eigentliches Becken, ſondern ein langgeſtreckter Canal. Immer höher thürmen ſich die Berge vor uns auf. Wir paſſiren die Bucht von Orahovac und kommen auf die Höhe von Dobrota. Auch hier giebt ein grüner Vegetationsgürtel die Folie zu dem weißen Städtchen, deſſen Häuſer ſich in der davorliegenden See ſpiegeln. Sie iſt hier faſt blaugrün, an den Uferrändern ſogar blauſchwarz. Keine Welle trübt die glatte Fläche, welche das Ausſehen von geſchmolzenem Erz hat. Die Stille iſt eine feierliche, faſt ergreifende. Gleichwohl iſt der leiſeſte Ton vernehmbar, denn die hohen kahlen Felswände fangen jedes Geräuſch wie ein natürliches großes Schallbecken auf. Zeitweiſe erdröhnt ein Schuß und vergrollt im fernen Geklüft. Wir ſehen die Rauchwolken aus einem Kahn aufquirlen und eine Strecke weiter eine zu Tode getroffene Wildente auf der Oberfläche des Waſſers zappeln. Einzelne kleine Segelbarken mit weißer Schwinge durchfurchen den ſtillen Canal. Schon ſteuern wir in Sicht von Cattaro und erblicken auf dem Uferquai (Marina) die neugierige Menge, denen in der Einförmigkeit ihrer Exiſtenz die Ankunft eines Dampfers ein Ereigniß iſt.

Der erſte Anblick von Cattaro hat unzweifelhaft etwas Ueberraſchendes an ſich. Die Stadt liegt auf einem ſchmalen Uferſtreifen, der außer einigen Cypreſſen kaum einen grünen Fleck zeigt, zuſammengedrängt, hart unter zwei felſigen Bergrieſen, wie zwiſchen zwei majeſtätiſchen Thorpfeilern. Der eine links iſt der Monte Sella, der andere, auf der rechten Seite, der

Wettergnach. Von dem letzteren ragt übrigens nur der Gipfel in das Bild hinein. Um ihn zu ſehen, muß man zur gegenüberliegenden Küſte hinüber und auf ihr eine Strecke emporſteigen .... Knapp ober Cattaro ſteigen die Mauern des Forts San Giovanni in Zickzack-Linien die Felsabſtürze und Abgründe empor und ſind von einem Reduit, beziehungsweiſe dem eigentlichen Fort gekrönt. Die Befeſtigungen datiren aus dem Jahre 1667. Rechts des Forts San Giovanni iſt eine tiefe Schlucht in den ſteilen Küſtenhang eingeriſſen; links windet ſich in unzähligen Serpentinen der alte Saumweg

Barke in der Brandung.

zur montenegriniſchen Grenze hinauf. Die Felshöhen darüber haben eine faſt ſchwärzliche Färbung und machen einen troſtloſen Eindruck.

Cattaro hieß unter den Römern Ascrivium, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die römiſche Colonie auf dem Boden einer älteren Anſiedelung erſtand. Dagegen iſt es erwieſen, das Risano, das in der nördlichen Seitenbucht der Bocche liegt, viel älteren Urſprunges iſt, als das römiſche Ascrivium .... Auf die Geſchichte der Stadt kommen wir ſpäter zu ſprechen. Wir treten ans Land. Ein mit Bäumen bepflanzter Quai nimmt uns auf. Maleriſche Staffagen beleben ihn. Das Thor, welches uns zunächſt liegt, iſt die Porta Marina, ein finſteres Loch, wie man ſie in den alten Kleinſtädten der Levante anzutreffen pflegt. Wenn wir es hinter uns haben, ſtecken wir bald tief in dem Gaſſengewirre des »weißen Kotor«,

Castelmuovo.

wie die Bocchesen und Montenegriner diesen eher düsteren, als freundlichen Ort nennen. Der einzige Vorzug der Stadt ist, daß sie ein gutes Pflaster besitzt und verhältnißmäßig rein gehalten wird. Reinlichkeit ist überhaupt ein Vorzug aller größeren dalmatinischen Städte. Wir haben diese Erfahrung sowohl in Zara, wie in Spalato und Ragusa gemacht. Hier wiederholt sich diese Erscheinung und berührt umso angenehmer, als Cattaro im Großen und Ganzen die nüchternste, die am wenigsten interessante Stadt des dalmatinischen Litorales ist. Unter den Gebäuden gewährt der Dom durch die Sculpturen und Gemälde in der dem heil. Trifon geweihten Kapelle das meiste Interesse. Der Heilige ist Schutzpatron der Stadt und ihm zu Ehren findet alle Jahre ein Nationalfest mit Aufzügen, Gewehrsalven, Tänzen und Schmäusen statt.

Wir müssen noch erwähnen, daß Cattaro von Mauern umgürtet ist und außer dem erwähnten Seethore noch weitere zwei Landthore besitzt: die Porta Fiumera im Norden und die Porta Gordicchio im Süden. Beide Thore haben ihren Namen von zwei Flüßchen, welche dem Gebirgshange knapp neben der Stadt entquellen. Die Fiumera (auch Scurda) genannt, treibt innerhalb des Stadtbezirkes einige Mühlen und verrinnt im Meere; der Gordicchio kommt aus einer Höhle hervor, verliert sich aber, ohne zu Tage zu treten, in einem Schlunde und mündet dann am Ende des Canals von Cattaro unter dem Meere aus, wie man an dem Aufquellen desselben deutlich wahrnehmen kann .... Diese zwei Schlundbäche, sowie die Glinta, die am Ende der Bucht von Orahovac ins Meer stürzt, entstammen offenbar einem und demselben unterirdischen Wasserbecken, das durch andere Flüßchen, welche im montenegrinischen Hochlande versickern, gespeist wird. Wir haben eine ähnliche hydrographische Eigenthümlichkeit ausführlicher im Abschnitte »der Quarnero« besprochen, so daß wir von einem näheren Eingehen in dieselbe an dieser Stelle absehen können .... In dem Raume vor der Porta Fiumera wird der Montenegriner Markt abgehalten. Wir gedenken noch jenes gewaltigen Felsens, welcher oberhalb des Forts San Giovanni hängt und der an das lebende Gestein durch starke Eisenklammern festgehalten wird, damit er nicht auf die Stadt herabfalle. Etwas höher öffnet sich eine unzugängliche Grotte

In ihr gewahrt man einen herrlichen Orangenbaum, der alljährlich reichlich Früchte ansetzt.

Die ziemlich complicirte Configuration der Bocche macht es absolut nothwendig, daß der Besucher ein Standquartier sich erwähle, von dem aus er die Ausflüge (meist zur See) nach allen Windrichtungen unternehmen kann. Detailstudien solcher Art haben den Vortheil, daß man hierbei die mannigfachste Abwechslung genießt, nie ermüdet, immer wieder neue Eindrücke erhält. Natürlich ist Cattaro der geeignetste Punkt in diesem Sinne. Zwar ist Cattaro nicht central gelegen, allein es bietet verhältnißmäßig den meisten Comfort und als Lloydstation auch Gelegenheit, sich bei einem weiteren Ausfluge des Dampfschiffes zu bedienen. Bemerken möchten wir freilich, daß jede Excursion zur See viel Zeit in Anspruch nimmt .... Indeß, was thut's? Kann man die Stunden eines heiteren Frühlings- oder Herbsttages (der Sommer ist in der Bocche zuweilen von wahrhaft afrikanischer Intensität, der Winter zu kalt) besser verbringen, als in einem ruhig dahingleitenden Kahne, an dem die schönsten Landschaften gleich einer Wandeldecoration ohne Ende vorübergleiten?

Diese Kahnfahrten sind das Beste, was die Bocche zu bieten vermag. Landtouren sind beschwerlich, überdies räumlich beschränkt. Nur in die wilde Krivoscie hinauf geht es stundenlang auf beschwerlichen Bergsteigen; wir glauben aber kaum, daß es viele Besucher Cattaros und seiner Seebecken gelüsten dürfte, die Großartigkeit bocchesischer Landschaften gerade an jenem Punkte zu genießen .... Besteigen wir also an der Marina von Cattaro das bereitstehende Boot. Das erste Ziel ist bald gefunden. Gleich bei unserer Ankunft und ersten Promenade längs des Hafenquais weideten wir unsere Augen an der reizenden, der Stadt gegenüberliegenden Uferlandschaft. Dorthin lassen wir rudern und zwar nicht direct hinüber, sondern von der Marina aus hart an der Küste vorbei. Es geht also zuerst südwärts, im Bogen, parallel zur »Girata del Canale«, an Scagliari und La Fontanella vorüber. Es ist ein wahrer Garten, der uns entgegenwinkt. Die Häuser liegen im Grünen und zu beiden Seiten des Zickzackweges, der sich zum Passe emporschlängelt, wo die beiden Forts San Trinità und Goražda die Verbindung zwischen Cattaro und Budua sperren. Dicht vor uns erhebt

ſich die Vermać-Höhe, gleichfalls von einem Fort gekrönt. Der Berg iſt ſo kahl wie ein Mondgebirge, der Abhang von tiefen Riſſen durchfurcht. Dennoch giebt er ein prächtiges, großartiges Bild ab, wenn die Morgenſonne ſeinen Scheitel vergoldet, indeß in der Tiefe der Bucht noch tiefe Schatten brüten. So, in Lichtwellen ſchwimmend, gleicht der Vermać ganz dem wilden »Keraunien«, dem albaneſiſchen Küſtengebirge ſüdlich von Avlona. Auch der Wechſel in der Farbe des Felſens vom blendenden Weißgrau bis zum düſteren Blaugrau, je nachdem die Sonne über die Höhe ihr volles Licht ausgießt, oder Wolkenſchatten darüber brüten, erinnert an jenen grotesken ſüdalbaneſiſchen Fels- und Uferwall.

Wir haben zeitlich Morgens unſere Kahnfahrt angetreten und ſteuern ſo noch im Schatten der Canalenge. Von den Höhen aber thauen bereits roſige Lichter herab. Sie treffen zuerſt die Terraſſen von Mula, dem freundlichen Dorfe gegenüber von Cattaro. Die Häuſerreihe am Ufer ſcheint wie abgetrennt vom Erdboden über dem tiefgrünen Waſſer zu ſchweben. Dunkelgrüne Gärten, voll der ſchönſten Feigen- und Granatbäume, füllen den Hintergrund aus. Auf den Terraſſen ſchatten Rebendächer. Sie haben ab und zu einen Kranz von Olivengebüſch oder Oleander. Im Felſengefüge wurzeln und blühen Aloën, an anderen Orten glühen die Oleanderſtauden mit ihrer Blüthenfülle wie brennende Dornbüſche. Ueber das Ganze iſt ein zarter Duft — ein mildes Rauchblau mit roſigen Schattirungen — gewoben, der das Uferbild förmlich verklärt .... Eine Strecke weiter an der Küſte (immer nordwärts in der Richtung) ſteigen die Weingärten und Culturterraſſen noch höher hinauf. Die Häuſer, die dort, zum Theile am Ufer, anderentheils zu oberſt des Hügelgeländes liegen, gehören zum Dorfe Perzagno. Weiße Spiegelung der Häuſerfronte und grüne Winkel ſind auch hier dem Bilde eigenthümlich. Selbſt das ſteile, wild zerklüftete Gebirge im Hintergrunde hat ſo mannigfachen Farben- und Formenwechſel, daß kein Detail dem Auge des aufmerkſamen Beobachters zu entgehen vermag. Beſonders maleriſch nimmt ſich in Perzagno die Kirche Madonna di Goſpa auf der Höhe des Ufers aus. Ein hell leuchtender Fußſteig windet ſich im Zickzack den grünen Hang hinauf. Senkrecht, wie der weiße Kirchthurm, ſteigt hart an der Ringmauer eine düſtere einſame Cypreſſe empor. Hinter

der Kirche iſt in das Gebirge eine Mulde eingeſenkt, die ſich wie ein rieſiges Schallbecken um jene wölbt. Jeder Glockenton, der von jener Höhe ausgeht, verhallt mit verſtärktem Klange.

Perzagno ſelber iſt auf den Raum einer kleinen Halbinſel zuſammengedrängt. Auf der äußerſten flachen Spitze ſchattet ein laubdichter ſtattlicher Baum. Wir ſteuern knapp an ihm vorüber und wenden ſo um die Landſpitze. Die Küſte, die bis hierher von Süd nach Nord verlief, wendet ſich nun nach Nordweſten. Am Wendungspunkte zurückblickend, ſehen wir zum letztenmale Cattaro und die, die Felſen hinankletternden Zickzack-Linien der Fortificationen von San Giovanni. Die Bucht hat an Ausdehnung beträchtlich zugenommen. Wir ſehen nach einigen Ruderſchlägen bereits Peraſto und über die davorliegenden beiden Eilande hinweg in die von ſtarren Felsſtirnen abgeſchloſſene Bucht von Riſano. Den äußerſten Hintergrund bilden grauweiße Felshörner von überwältigender Großartigkeit .... Man weiß nicht, wohin man zuerſt den Blick werfen ſoll. Uns zunächſt, an der Küſte, liegt Stolivo, ein Dörfchen mit zwei Kirchen, von denen die eine hoch am grünen Abhange, die andere knapp am Meere liegt. Darüber zieht die felſige Kammlinie des Monte San Elia. Die Uferhänge ſind übrigens hier bis hoch hinauf mit grünen Gartenflecken getigert. Stellenweiſe ſieht man einzelne Baumkronen auf den höchſten runden Kuppen, gleichſam dunkle Kugeln auf hellem Grunde. Gegen die Catene hin werden auch die Culturterraſſen breiter und ausgedehnter; ſie nehmen, mit geringen Unterbrechungen, faſt den ganzen Abhang ein.

Endlich gelangen wir in den Engpaß der »Catene«. Hart unter dem alten Sperrſchloß laſſen wir den Kahn zwiſchen den Felſen halten, um uns die merkwürdige Configuration der Bocche an dieſer Stelle dem Gedächtniß einzuprägen. Drei Landzungen treten hart zu einander und bilden ſo drei Waſſerthore, die in ebenſoviele Becken führen .... Der Vierwaldſtätter See, den man mit ſo großer Vorliebe dem Cattareſer Becken zur Seite ſtellt, hat nirgends einen ſolchen Punkt aufzuweiſen. Bei den ſogenannten »Naſen« öffnen ſich nur zwei Becken; am Nordende des Alpnacher Sees dehnt ſich vorerſt das unter dem Namen »der Trichter« bekannte Mittelbecken aus. Von ihm gehen allerdings vier Seearme (jener von Küßnacht

nach Norden, Luzern nach Nordwesten, Alpnach nach Süden und der Urner See nach Osten) ab, die Mündungen dieser Becken sind aber gleichzeitig ihre breitesten Stellen. Nach hinten zu enden alle Seen in Zipfel .... In der Bocche ist aber gerade das Entgegengesetzte der Fall: die Beckenenden sind ungemein schmal, die Becken selber weit gefaltet, jedes von dreieckiger Grundform. Dadurch erhält jedes Becken — dort nämlich, wo die Basis des Dreieckes ist — zwei weitere Winkel. Am ausgeprägtesten ist dieses Detail in dem Becken von Risano. Von unserem Standplatze unter dem alten Schloß der Catene sehen wir direct in jenes Becken hinein. Im äußersten nördlichen Hintergrunde liegt der Seezipfel von Risano, südwestlich hiervon jener von Morinje.

Wir steuern in dieses großartigste aller Cattareser Becken und kommen zuerst zu den zwei Inseln, die vor Perasto liegen: San Giorgio und Maria dello Scarpello; die erstere trägt ein ehemaliges Kloster, die letztere eine vielbesuchte Marien-Wallfahrtskirche. Diese Eilande machen einen sehr anmuthigen Eindruck, der begreiflicher Weise im schroffsten Gegensatz zu der wilden Felsenwelt im ganzen Umkreise steht. Nach wenigen Ruderschlägen stehen wir mitten im Becken. Vor, neben und hinter uns thürmen sich die grauen nackten Bergmassen auf. Risano selber nimmt sich wie in die Küstenfelsen eingezwängt aus. Von hier führt der Hauptweg in jenen Abschnitt der Bocche hinauf, der in letzterer Zeit zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist. Es ist das Hochland der Krivoscie mit seinen beschwerlichen Pfaden, seinen Schroffen und Abgründen, Bergriesen und einsamen Weiden, verkümmernden Waldparcellen und unbotmäßigen Bewohnern. Dort liegen die in letzter Zeit vielgenannten Ortschaften Lebenice, Knezlac, Han, Dragalj, Ubli u. s. w. Es ist selbstverständlich, daß die wenig erbaulichen Vorfälle, welche die Krivoscie berüchtigt gemacht haben, den Genuß der großartigen Scenerie sehr verkümmern. Zum Glücke hat der Verfasser eine andere, vergangene Zeit in Erinnerung, wo ein Ritt von Risano nach Lebenice hinauf keine beengende Stimmung hervorrief. Es war fast sechs Jahre nach der ersten Insurrection. Auf dem Rückwege fiel die Nacht ein, eine herrliche Vollmondnacht. Als die volle Scheibe über das montenegrinische Grenzgebirge emporgestiegen war, leuchtete es magisch in den hundert und

hundert Schlünden. Gleich phosphorescirenden Klippen erbleichten die zahllosen Gipfel dieses unentwirrbaren Chaos von Pfeilern und Spitzen. Wie im Zauberbanne lag das ganze Land. Man verspürte kein Leben, sah keinen Baum, kein Pflänzchen und ahnte dennoch tausendfältiges Weben, die Thätigkeit geheimnißvoller Kräfte. Des Mondes Silber floß durch die Geröllschluchten wie mit Cascadensturz. Der Wechsel von Licht und Schatten vervollständigte die Täuschung, als regte sich jeder Stein, als bewegte sich das Trümmerchaos da und dort. Und doch war alles so schauerlich todt

Perasto in der Bocche di Cattaro.

und ausgestorben. Eine Landschaft des Mondes durch das Teleskop gesehen, unterscheidet sich wenig von jener rings im Bereiche der Bucht von Risano. Nur der leise vibrirende Spiegel der zu Füßen liegenden »Seeaugen« zog die Phantasie wieder zur Erde zurück; und dann auch die Lichter, welche zwischen den weißen Pünktchen in der Tiefe — den Häusern der Uferortschaften — röthlich hervorflimmerten.

Risano ist der älteste Ort in der Bocche; seine Gründung fällt wahrscheinlich noch in eine Zeit, die jenseits des III. Jahrhunderts liegt. Die Römer nannten den Ort Rhizinium, und die Cattareser Buchten Sinus Rhizonicus. Nähere Bekanntschaft mit Beiden machten die Römer in den Kriegen gegen die Illyrier, speciell gegen die illyrischen Piraten — also um die Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. Die reichgegliederte und durch-

Die Bucht von Cattaro.

buchtete, höher hinauf auch von Inseln gedeckte Küste Süd- und Mittel-Dalmatiens bot den schnellfahrenden illyrischen Seeräubern unzählige Schlupfwinkel. Auch die Könige, wie Pleuratos I. und sein Sohn Agron, verschmähten das saubere Geschäft nicht. Sie waren eben rechte und echte Piratenkönige.... Am schlimmsten aber gestalteten sich die Verhältnisse unter der Königin Teuta. Sie scheint für Risano große Vorliebe gehabt zu haben, denn so oft die Römer sie bedrängten, flüchtete sie mit ihren Schiffen in diesen innersten Schlupfwinkel der Bocche.

Teuta hatte nach Agrons Tode für ihren unmündigen Sohn Pinnes die Herrschaft angetreten und den Seeraub in großartiger Weise betrieben.... »Mit ganzen Flotten beschifften die Illyrier auf Geheiß der Königin nun das Adriatische Meer ohne politisches Ziel und als einzigen Zweck den Raub; denn, sagt Polybius, die Illyrier bewiesen sich nicht als Feinde eines oder des anderen Staates, sondern als Feinde sämmtlicher Staaten. Solchem Treiben gegenüber konnte das immer mächtiger werdende Rom nicht lange thatenlos bleiben, umsomehr, als auch die griechischen Pflanzstätten an der Ost- und Westküste, welche seit langer Zeit römische Bundesgenossen waren, durch die Illyrier arg geschädigt wurden und wiederholt um Hilfe gebeten hatten. Die Römer ordneten zwei Gesandte an die Königin Teuta nach Skodra (Scutari) ab, um Klage zu führen, eigentlich aber, um den Stand der illyrischen Angelegenheiten und Hilfsmittel auszuforschen. Der eine dieser Gesandten gab seinem römischen Bewußtsein in einem Wortwechsel mit der Königin, welche er in vollen Zurüstungen zu neuen Unter-

Kriegsschiffer.

nehmungen angetroffen hatte, allzu kräftigen Ausdruck, und das verletzte Weib rächte ſich, indem ſie ihn auf ſeiner Heimreiſe ermorden ließ. (Mommſen führt König Agron ſtatt Teuta in dieſer Begebenheit handelnd auf, dem Berichte des Polybius widerſprechend, doch ohne Angabe ſeiner beſſeren Quelle.)

Wir haben an anderer Stelle über den Verlauf der Kriege zwiſchen den Römern und Illyriern berichtet. Das einzige Detail, das für uns nachträglich von Intereſſe iſt, betrifft den Verlauf des Kampfes mit der Königin Teuta, die vorwiegend im Bereiche der heutigen Bocche mit ihrer Flotte operirt zu haben ſcheint. Sicher iſt, daß ihr einſtiger vertrauteſter Rathgeber, Demetrios, Herr der griechiſchen Colonie auf Pharos (Leſina), hauptſächlich ihre ſchließliche Demüthigung herbeigeführt. Teuta war genöthigt, ſich den Frieden gegen die Annahme der härteſten Bedingungen zu erkaufen .... Nicht nur behielt Demetrios, welchen Rom zum Bundesgenoſſen annahm, zum Lohn für ſeinen Verrath einen beträchtlichen Theil der Küſte und des Hinterlandes, die Illyrier mußten alle griechiſchen Städte – die Partiner in Epidamnos, die Ardyäer an der Küſte, die Atintanen im nördlichen Epiros – aus ihrer Botmäßigkeit freigeben, ſich verpflichten, einen jährlichen Tribut an Rom zu zahlen, nie mehr mit bewaffneten Fahrzeugen und nicht mit mehr als zwei unbewaffneten Schiffen zuſammen über Liſſus (Aleſſio, Leich in Nordalbanien) hinaus in See zu gehen .... Natürlich verhinderte dies Alles nicht, daß die Illyrier gelegentlich wieder rückfällig wurden. Es geſchah, als Rom bald hierauf in andere Kriegshändel verwickelt wurde. Demetrios, der Verräther an Teuta, wurde nun zum Verräther an Rom und ſchloß mit dem Macedonier König ein Bündniß. Es kam abermals zum Kriege, dem aber Teuta aus dem Wege ging. Wenigſtens gewinnt man dieſe Anſicht dadurch, daß Teuta ihrem noch immer unmündigen Sohn Pinnes Skerdilaidas zum Vormunde gab. Dieſer letztere war es auch, der, nachdem Demetrios von Pharos nach Macedonien entflohen war, mit den ſiegreichen Römern neuerdings Frieden ſchloß .... Das Ueberraſchendſte hierbei iſt, daß dieſer Skerdilaidas mit Rom ein Bündniß gegen Macedonien ſchloß.

Wir laſſen uns wieder aus der Bucht von Risano zu den Catenen hinüberſteuern. Dort verlaſſen wir die beiden inneriten Becken der Bocche

(Cattaro und Risano) und treten in das große Mittelbecken, welches von den Halbinseln Kombur, Teodo-San Elia und Lustiza eingeschlossen wird .... Ein italienischer See könnte nicht heiterer, farbiger sein. Märchenglanz liegt auf dem ganzen Bilde. Alle Farben sind weich gestimmt, das Meer von einem zarten Hellblau, schimmert wie ein ausgespanntes riesiges Seidentuch. Die Abhänge sind allerorts in einen grünen Mantel gehüllt, der stellenweise südlich üppig wuchert und zum längeren Verweilen einladet. Besonders schön ist die rückwärtige, das heißt westliche Seite des Elias-Berges, den wir vorher bei Perzagno zur Linken hatten. Hier im Westen wiederholt sich fast genau dasselbe landschaftliche Detail: reichgeformte Bergabdachungen mit hoch hinauf steigenden Terrassen, Baumgruppen und einzelnen Bäumen, gleich dunklen Kugeln auf den obersten Hängen klebend; unten frisches Gartengrün mit weißschimmernden Häusern dazwischen. So ist's zunächst bei Lepetane. Das nächste Uferdorf, Teodo, ist in einen Winkel der Küste eingezwängt und hat als Fortsetzung einen steilen Felsklotz mit einem alten Thurm an der Spitze. Tiefe Schatten- und blendende Lichtflecken machen diesen Punkt zu dem reizendsten des ganzen Mittelbeckens. Es ist etwas von den Formen und Farben an ihm, die für die Uferortschaften des Lugano-Sees charakteristisch sind. Die bocchesischen Schiffsherren und Schiffer haben große Vorliebe für solche Punkte und es fehlt nicht an Landhäuschen, wo die Vielgereisten und an Erfahrungen Ergrauten ihre letzten Lebenstage in idyllischer Abgeschiedenheit verbringen. Ihre Sehnsucht nach diesen Gestaden ist auch während der Wanderjahre immer groß. Selbst der Wunsch, am heimatlichen Strande zur ewigen Ruhe bestattet zu werden, ist bei Schiffern und Fischern ein natürlicher. Wir erinnern hierbei an das schöne Lied »Il Marinaro«, in welchem es heißt:

Capitano, ti scongiuro,
Non depor nel cimitero
Il mio corpo, o nella chiesa
Del vicino monastero.

Ma ti prego a seppelirmi
Nella sabbia in riva al mar
Perch' io senta i lieti gridi
Quando torno il marinar.

Addio tutti, o voi compagni,
Capitano, addio, addio!
Giù si chiudono i miei occhi,
Già s'annebbia il guardo mio.

Addio dolce cantilena,
»Su, su l'ancora« al salpar,
E tu pure assai più dolce
»Giù, giù l'ancora« al tornar ....

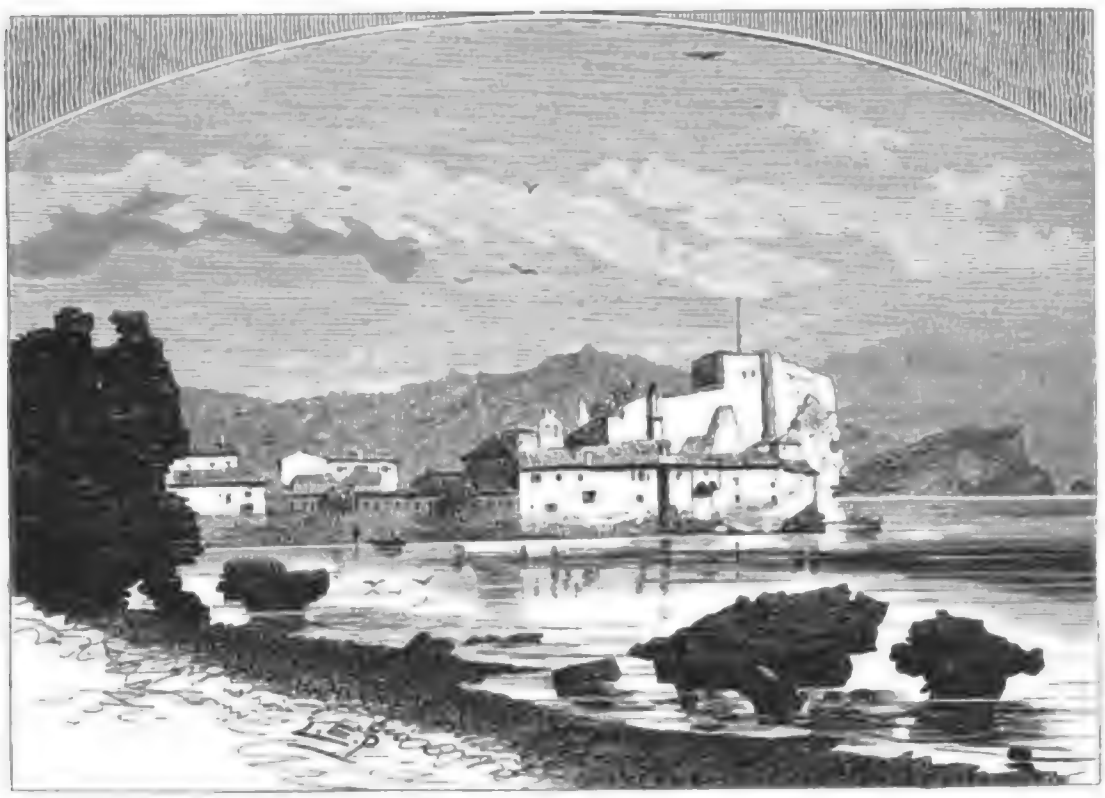
Wir laſſen nun unſere Augen auch nach rechts ſchweifen, wo uns bekannte Geſtade liegen. Wir haben ſie auf unſerer Fahrt von Caſtelnuovo ab gleich zu Beginn dieſes Abſchnittes kennen gelernt. Es iſt das Gelände von Boaſich und die Landſpitze von Kombur. Dann aber ſchwenkt der Kahn in das innerſte Ende des Mittelbeckens. Dort iſt das Geſtade flach und runde Hügel faſſen es ein. Wir haben hier das Nordende der Landſchaft »Župa«, die ſich bis nach Budua hinab erſtreckt, vor uns. Zwei Eilande ſchwimmen in der blaugrünen Fluth: San Marco und Otok; hinter ihnen greift eine kleine Bai in das Feſtland ein, die Bai von Kertole. Wo ſie endet, erſtreckt ſich ein ſchmaler niederer Iſthmus bis zur offenen See hinüber, das heißt zur Bai von Traſte, dem erſten, noch außerhalb der eigentlichen Bocche liegenden Becken. An dieſem Iſthmus wurzelt die breite aber wenig hohe Halbinſel Luſtiza, die »Schwelle« des Cattareſer Seengebietes. Längs dieſer Halbinſel geht es faſt genau nach Weſten, in der Richtung nach Caſtelnuovo. Bei Porto Roſe erreichen wir den äußerſten Landpunkt. Wir haben nun das ganze Becken von Caſtelnuovo vor uns, die tief eingeſchnittene ſonnige Bai von Topla, die Rhede von Meljine, gerade zur Linken die Uferhöhe der Sutórina mit der Punta Kobila, hinter der ſich das gleichnamige Hafenrund öffnet. Auch die nördliche Hälfte der ſchmalen Landzunge, auf welcher das Fort von Punta d'Oſtro liegt, ragt noch in den Rahmen des Bildes herein. Das Fort ſelber, ſowie das Seethor, durch welches es in die Adria hinausgeht, gewahren wir erſt, wenn der Kahn das Becken quert, um Caſtelnuovo zu erreichen.

Wir ſind mit unſerer Rundfahrt durch die verſchiedenen Becken der Bocche di Cattaro zu Ende. Es war im Ganzen eine Strecke von 45 Kilometer, welche wir zurückgelegt. Mit den auf Riſano und die Catene fallenden

Kolo. (Dalmatinischer Reigentanz.)

Ruhepauſen waren wir alſo 15 Stunden unterwegs, etwa von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr Abends. Die beiden Ruderer haben in ihrer Arbeit abgewechſelt, wir ſelber als müßiger Paſſagier, genoſſen andere Abwechslung. Im Gegentheile, jede Stunde brachte neuen Genuß, jede Wegſtrecke neue Abwechslung, neue Eindrücke.

An ſogenannten »landſchaftlichen Stimmungen« hat es nicht gefehlt. Wir ſahen die Bucht von Cattaro in fahlen Morgendunſt getaucht, tief



Budua.

unten kräftige Schatten und dämmerige Halbtöne, oben auf dem Vermac funkelndes Sonnengold. Im Becken von Riſano hatten wir Mittag. Glühende Felſen ringsum, grell von den Lichtwellen der Sonne überfluthet, ein dampfendes Meer, ſchwüle Luft und matter Himmel. Das Mittelbecken von Teodo endlich brachte uns unvergleichlich ſchöne Abendſtimmung: duftige Schleier auf den Höhen, helles Meer mit breiten Lichtflecken darauf, discrete Halbtöne in den Buchten, graublauen Himmel mit »Schäfchen«, deren Franſen von lauterem Gold troffen .... Konnten ſich die Sinne noch Schöneres, Erquickenderes wünſchen? War nicht eine Scenerie

zaubervoller als die andere, jedes Bild ein traumhaftes Werden und Verſchwinden, wie Zauberſpuk? ....

Gewiß, und deshalb wollen wir in Caſtelnuovo – dieſem Pflanzenparadieſe der Bocche — der wohlverdienten Ruhe uns hingeben. Die balſamiſche, von Blüthenduft geſchwängerte Luft erquickt unſeren Schlummer. Dieſe Luft iſt das Beſte, was Caſtelnuovo bietet. Der Ort ſelber iſt winkelig und beengt, ein echtes altes Slavenbollwerk. Er wurde vom erſten bosniſchen Könige Stephan Twartko I. Kotromanowiich im Jahre 1373 angelegt, und war einſt die Hauptſtadt des Herzogthums Saba, welches hier begann, an der Cetina endete und tief ins innere Land ging. Stephan Kozača, der Lehensträger des Hauſes Humska, entzog ſich der bosniſchen Lehenshoheit, ſtellte ſich unter jene des Kaiſers Friedrich IV. (1440) und errichtete das genannte Herzogthum, die heutige Herzegowina. Im Jahre 1538 wurde Caſtelnuovo von den Venetianern erobert, doch verblieb es von 1539 bis 1687 unter türkiſcher Herrſchaft.

Von Caſtelnuovo aus vollführen wir die kurze Dampferfahrt nach Budua. Der Landweg von Cattaro aus dürfte nicht Jedermanns Sache ſein. Auch iſt die Tour arm an landſchaftlichen Reizen. Der Seeweg zieht, nachdem man Punta d'Oſtro hinter ſich hat, hart an der Küſte, an der Bai von Traſte vorüber bis zur Punta Platamone. Hier ändert das Schiff ſeinen ſüdöſtlichen Curs in einen öſtlichen. Drei Buchten öffnen ſich linker Hand (alſo nach Norden hin) den Blicken; in der dritten liegt Budua. Der Ort iſt ſehr alt und beſtand ſchon in römiſcher Zeit. Damals hieß er Buta. Das Städtchen, welches enge, finſtere, winkelige Gaſſen hat, liegt auf einer Landzunge, iſt von Mauern umzogen und hat an ſeinem Ende ſeeſeits ein felſiges Vorgebirge mit einer Defenſionskaſerne. Auf der Landſeite ſind die Ufer des Iſthmus ſo niedrig, daß dieſer letztere bei hohem Seegange von den Wellen überfluthet wird. Maleriſch geſtaltet ſich die Bucht, die ſich von der Stadt aus nach Oſten und Süden ausbreitet. Die Küſte ſteigt rings mit ſanften Abdachungen empor und iſt im Norden von den Bergen der »Maina« überragt. Die maleriſche Wirkung wird noch erhöht durch den ſüdöſtlich von Budua in der Mitte der Bucht gelegenen, gegen die offene See in ſteilen Felſen abſtürzenden Scoglio San Nicolò.

Das Küſtenland, welches ſich von Budua ab bis zur Südſpitze von Dalmatien erſtreckt, iſt die Landſchaft Paſtrowich (Paſtrovichio) mit dem befeſtigten Oertchen San Stephano als Hauptort. Südlicher liegt das Dorf Caſtel Laſtua mit den Ruinen eines Bergſchloſſes. Am Oſtſtrande ſind hier zum Schutze der Grenze kleine Forts erbaut: im Norden Spiridione, etwas ſüdlicher Kopa?, am ſüdlichſten Presjeka. Oberhalb Budua, in der Landſchaft Braič, liegt das Fort Kosma?. Zu erwähnen wäre noch ein verfallener Thurm, unweit der früheren »Triplice confine«, Torre Boscowich, ſo genannt nach dem bekannten dalmatiniſchen Aſtronomen und Mathematiker.

Was das kleine Landgebiet zwiſchen Cattaro und Caſtel Laſtua in ſeiner Totalität anbelangt, müſſen wir noch etwelche Bemerkungen hinzufügen. Die ſchroffe und mächtige Gebirgsmauer von Montenegro läuft in ihrer Hauptrichtung von Nordweſten nach Südoſten gewiſſermaßen parallel mit der adriatiſchen Küſte, zieht ſich bei der Bucht von Cattaro etwas ins Innere zurück und verläuft dann von dieſem Punkte aus, unter einem ſpitzen Winkel zur Küſte geneigt, längs dieſer und endet an der Landſpitze von Dubizza. Hierdurch entſteht ein längliches und ſehr ſchmales Dreieck, das im Norden und Oſten von der erwähnten Bergkette, im Weſten von der Meeresküſte begrenzt wird .... Harte Kämpfe koſtete es den Venetianern, dieſes Gebiet, in welchem ſich die Türken feſtgeſetzt hatten, dieſen zu entreißen. Es umfaßt ungefähr 30 Quadratmeilen und zählt 40.000 Bewohner, die zwar aus verſchiedenen kleinen Volksſtämmen mit beſonderen Namen beſtehen, in Sitten und Gebräuchen aber viel Gemeinſames haben. Es ſind durchwegs Slaven oder ſlaviſirte Albaneſen. Auch hat es Fälle gegeben, und zwar noch in neuerer Zeit, wo dieſe Volksſtämme als ein politiſcher Körper ſich fühlten und gemeinſame Acte vornahmen, ſo z. B. in der Zwiſchenzeit nach dem Abzuge der Franzoſen und vor der Wiederherſtellung der öſterreichiſchen Herrſchaft, als ſchon damals die Ruſſen unter Mitwirkung der Montenegriner ſich hier feſtzuſetzen verſuchten. Die Župa insbeſondere bildet durch ihre Größe und Fruchtbarkeit gewiſſermaßen das Hauptglied von »Oeſterreichiſch-Albanien« .... Die Bewohner derſelben waren von jeher ein ſehr kriegeriſcher, auf ſeine Unabhängigkeit eiferſüchtiger und ſehr widerſpänſtiger Stamm, der beſondere Privilegien beanſpruchte und ſie auch zu behaupten wußte. Ein

beſonders widerhaariges Völkchen ſind die Paſtrovichianer, ein tapferer aber halbwilder Slavenſtamm, den benachbarten Montenegrinern in Ausſehen und Charakter zum Verwechſeln ähnlich. Ihre Kampfluſt und Neigung zur Selbſthilfe befriedigten die Paſtrowichianer bis auf den Tag in blutigen Fehden mit ihren Glaubens- und Racengenoſſen, den Montenegrinern. Ihre Seelenzahl iſt nicht genau ermittelt, doch ſollen ſie 1000 Gewehre

Laſtua.

»ins Feld ſtellen«. Für Oeſterreich iſt dieſe Stellung bisher nicht geſchehen, doch iſt auch hier die Sachlage neuerdings eine etwas beſſere geworden.

Wir haben an anderer Stelle erwähnt, daß die Gründung von Cattaro noch vor römiſcher Zeit ſtattgefunden haben dürfte. Die weiteren hiſtoriſchen Schickſale der Stadt und ihres näheren und weiteren Gebietes faſſen wir im Folgenden kurz zuſammen. Im V. Jahrhundert wurde Cattaro, wie ganz Dalmatien, von den Gothen erobert, welche aber von Kaiſer Juſtinian wieder verjagt wurden. Im VII. Jahrhundert occupirten zwar Serben und Kroaten einen Theil Dalmatiens, Cattaro aber und die dalmatiniſchen Seeſtädte verblieben unter byzantiniſcher Oberhoheit. Im Jahre 867 ſoll

Die Marina von Cattaro.

Cattaro, nebſt den Städten Riſano und Budua, von den Saracenen zerſtört worden ſein.... In der Folge ſcheint die Stadt nebſt ihrem engeren Gebiete eine kleine Republik geweſen zu ſein, und zwar unter dem Schutze der Könige von Serbien und Rascien; doch iſt es immerhin auffallend, daß noch vor der Mitte bis zur Neige des XII. Jahrhunderts die byzantiniſchen Kaiſer ihre Herrſchaft über jenes Gebiet ausübten. Die ſlaviſche Oberhoheit läßt ſich erſt für ſpätere Zeit mit Sicherheit beſtimmen, und zwar iſt der erſte Fall in dieſer Richtung für das Jahr 1204 zu verzeichnen, wo Cattaro gegen beſondere Privilegien unter den Schutz des Königs Stephan von Rascien ſich begab und unter demſelben bis zum Erlöſchen der ſerbiſchen Dynaſtie verblieb. Nach dem Tode des Königs Uroſch von Serbien begaben ſich die Cattareſer unter den Schutz der Könige von Ungarn und ſchloſſen mit Ludwig ein Bündniß, worauf die Venetianer ſich ins Mittel legten und die Stadt arg verwüſteten.

Obgleich ſie nun unter dem Schutze Ungarns ſtand, ward ſie doch von Sigismunds Witwe, der Königin Eliſabeth, an Twartko, König von Bosnien, abgetreten, erhielt aber ihre Unabhängigkeit wieder, bis ſie 1403 am 23. April unter die Herrſchaft Venedigs ſich begab, und zwar unter den Bedingungen, daß die beſtehende Landesverfaſſung nicht abgeändert, die Beamten und die öffentlichen Gebäude von den Einkünften der Republik erhalten würden; auch ſollte Venedig Cattaro an keine andere Macht abtreten, auch dann nicht, wenn es nicht die Macht hätte, die Stadt zu behaupten.

Dieſes Verhältniß dauerte ziemlich lange, nämlich bis zum 22. April 1797, wo ſich die Republik dem Hauſe Habsburg das erſtemal, am 19. Juni 1814 das zweitemal ergab. Unter Venedig gab es keine Conſcription und keine Zehenten; die Jugend ſtellte ſich freiwillig zum Kriegsdienſte. Die allgemein herrſchende Autonomie ging ſo weit, daß faſt jede Gemeinde ihre beſonderen Privilegien hatte. Natürlich haben die Bocheſen derlei nicht vergeſſen, und wenn auch die Verhältniſſe ſich weſentlich geändert und die Zeit um acht Decennien vorwärts gerückt iſt, weiß man gleichwohl, daß in Sachen der Privilegien das hiſtoriſche Recht ſtärker zu ſein pflegt, als die Staatsraiſon oder der Patriotismus. Zur Zeit Venedigs regierten in Cattaro die Nobili, und dieſe hielten es aus naheliegenden Gründen mit dem venetianiſchen

Conte und seinen drei ihm zugetheilten Patriciern. Der venetianische Extra-Ordinarius mischte sich nie in die internen Angelegenheiten der Verwaltung und fällte nur bei besonders schweren Verbrechen das Urtheil. Auch ist bemerkenswerth, daß die Republik von Cattaro keine Einkünfte bezog, und die einzige Abgabe nur in den Taxen bestand, welche die Schiffspatente, die aber nur alle drei Jahre erneuert wurden, abwarfen. Ein Irrthum aber ist es, wenn behauptet wird, die Krivoscianer hätten sich ihre Unabhängigkeit von den Türken erkämpft, wo es doch in Wahrheit die Venetianer waren, die das Joch brachen.

In der Bocche ist es überhaupt eine mißliche Sache, in Staats- und Verwaltungsfragen von älteren Besitzverhältnissen auszugehen. In solchen Fällen ist das Chaos, die Confusion, das Unsinnige unvermeidlich. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Perasto eroberten die Venetianer 1420, und es blieb bis 1797 ununterbrochen unter der Republik. Budua und der Landstrich Pastrovich fielen zwar gleichfalls 1420 den Venetianern zu, standen aber vorher zeitweilig unter ungarischer und serbischer Herrschaft. Im Jahre 1797 nahmen sie vollends die Montenegriner in Besitz, räumten sie aber beim Erscheinen der Oesterreicher unter General Rukavina im August desselben Jahres wieder. Gehen wir weiter. Castelnuovo wurde, wie wir bereits mitgetheilt haben, erst im Jahre 1538 von den Venetianern erobert, sie verloren es aber sofort wieder an die Türken, die es anderthalb Jahrhunderte (bis 1687) beherrschten. Die Župa — die vier Grafschaften — unterwarf sich 1647 den Venetianern, Risano erst 1649. Das Kloster Stanjewich in der Gemeinde Pobori (bekannt durch den verrätherischen Ueberfall im Jahre 1869) wurde von den Venetianern erbaut und stand nie auf montenegrinischem Boden, wohl aber überließen es jene im Jahre 1717 dem Vladika von Montenegro. Als dieser aber von den Türken nichts mehr zu fürchten hatte, kehrte er nach Cettinje zurück und das Kloster wurde wieder von den Venetianern übernommen. Oesterreich gelangte erst 1841 in dessen Besitz, indem es dasselbe von Montenegro abkaufte, zugleich mit der Landschaft Pastrovich. Hier liegt auf dem Rücken des Goli-Vrch jene Planina, welche wegen ihrer Hutweiden immer das streitige Object zwischen den österreichischen Unterthanen und Montenegrinern gebildet hatte.

Wenn wir uns zum Schluſſe Rechenſchaft darüber abgeben ſollen, welchen Geſammteindruck die Bocche di Cattaro auf einen aufmerkſamen Beobachter zu machen geeignet iſt, ſo wird uns dieſelbe nicht ſonderlich ſchwer. Einen entſchieden mächtigen Eindruck macht das Land ſelber auf alle Fälle. Alles Nebenſächliche aber ruft ſehr gemiſchte Gefühle hervor. Am beſten iſt es noch mit den kleinen Landſchaftsbildern beſtellt, von denen

Mädchen aus Paſtrovich.

wir weiter oben förmliche Ketten dem Leſer entrollt haben. Aber nicht in Allem waltet der idylliſche Zug vor. Das macht ſich nur von der See aus ſo; näher zugeſehen, einige Stunden im Kreiſe der Einwohner verbracht, drücken unſere gute Stimmung weſentlich herab. Das iſt gleich in Cattaro ſelber der Fall. Felſen und Befeſtigungen können den lieblichſten Ort zum Gefängniß machen. Nur wo der Menſch mildernd eingreift, kann das Starre, das Beängſtigende an einer ſolchen Situation paralyſirt werden. Auch Korfu beiſpielsweiſe hat ſeine Felſen und Forts; aber zu ihren Füßen grünen

und duften üppige Gärten, glänzt das Meer, wandeln frohe Menſchen, welche vom Zauber des Phäakenglückes befangen ſind, ohne es zu wiſſen.... Wer wollte ſolches von den finſteren Geſellen behaupten, welche man draußen vor der Porta Fiumera am Montenegriner Markt ſieht? Ein zähes, tapferes Geſchlecht mögen dieſe Hochländer ſein, ſympathiſch kann ſie uns kein ſerbiſches Heldenlied, keine Türkenromanze, keine Liebesidylle machen. Da iſt Alles hart, kalt, froſtig. Die Menſchen ſcheinen aus demſelben Material gemeißelt zu ſein, das ihre Hochberge erfüllt und über den Seen der Bocche herabdräut. Steinern, oder doch wie verſteinert ſind auch die Weiber, denen wir gegenübertreten. Im Knäuel gedrängt ſitzen ſie neben ihren Holzbündeln, welche ſie aus einer Entfernung von ſechs oder acht Stunden herbeigeſchleppt haben. Sie nehmen keinen Antheil an den Geſchäften ihrer Männer und ſenken den Blick zur Erde. Wer die ſklaviſche Unterwürfigkeit des Weibes gegenüber dem Manne perſonificirt ſehen will, der nehme ſich eine Montenegrinerin zum Modell.

Dennoch iſt das Leben und Treiben auf dieſem Marktplatze zu Zeiten farbig und intereſſant. Man ſieht prächtige Geſtalten, ſehnig, hager, aber ſtarknochig, mit ſcharfgeſchnittenen Geſichtern. Neben dem weißen Waffenrock des Montenegriners ſieht man das dunkle Kleid der Cattareſer und Dobrotaner, die maleriſche Tracht der Riſanoten. Einen unheimlichen Eindruck machen die Krivoscianer, denen die dürren Glieder in den defecten Kleidern zu ſchlottern ſcheinen. Und dennoch ſind ſie kräftiger als irgend ein benachbarter Stamm des illyriſchen Feſtlandes, ſo ſchlecht ihre Nahrung, ſo primitiv ihre ganzen Lebensverhältniſſe ſind. Das Klettern durch Felsſchluchten und über Hochberge, im Sonnenbrande und bei Winterſtürmen, hat ihre Muskeln ſtahlhart, ihre Lungen wetterfeſt gemacht. Der geſündeſte Menſch iſt gegenüber dieſen Naturkindern, deren ganze Nahrung in einigen Zwiebeln, Polenta, Obſt, Käſe und Waſſer beſteht, ein Schwächling. Er wäre keine fünf Minuten lang im Stande mit dieſen auf gefährlichem Klettergange über Stock und Stein Schritt zu halten.

Auffallend iſt nur die ſchlechte Geſichtsfarbe unter allen dieſen Typenrepräſentanten in der Bocche. Hinter dem braunen Incarnat ſcheint ſich häufig Blutleere zu verrathen. Doch iſt das offenbar Täuſchung. Bei den

Weibern contraſtirt das tiefdunkle Auge mit dem braungelben Geſicht. Schön ſind nur die ganz jungen Mädchen. Ein in die Länge geſtrecktes ſchmales Geſichtsoval zeichnet ſie aus. In ihm glühen zwei Flammenaugen wie ſchwarze Diamanten. Die Naſe iſt feingeſchnitten, gleichfalls in die Länge gezogen, das Kinn rund, der Hals wohlgeformt und dünn, mitunter zu dünn. Der bekannte Maler J. Czermak hat den Typus der jungen Montenegrinerin ſehr idealiſirt. Immerhin geben ſeine Bilder auch Demjenigen, der nicht in der Lage iſt, ſich nach dem einen oder anderen Modelle umzuſehen, einen annähernd richtigen Begriff von dem ſogenannten montenegriniſchen Schönheitsideal.

Der gebildete Officier oder Beamte — ein Fremder hält es in der Bocche keine vierzehn Tage lang aus — betrachtet den Aufenthalt in Cattaro als ein förmliches Exil. Nachdem der erſte Rauſch von der großartigen Landſchaftsſcenerie verraucht iſt, macht ſich eine tiefe Verſtimmung, dann Verzweiflung, ſchließlich dumpfe Reſignation geltend. Das Garniſonsleben freilich ſchafft ſich ſeine eigene Welt und der öſterreichiſche Soldatenhumor hilft über die deſperateſten Situationen hinweg. In den Forts und Blockhäuſern aber findet auch der Humor ſein Ende. Dort vermag, trotz geiſtiger Beſchäftigung und verſtändiger Fügung in das Unvermeidliche, häufig nur der edle Rebenſaft Stärkung und Lebensmuth zu geben.

Ein wahrer Kerker iſt Cattaro. Sogar die Sonne fehlt dieſem Neſte, denn die paar Stunden, während welcher ſie in den engen Keſſel hinablodert, daß die Steine wie Metallplatten glühen, kommen nicht in Betracht. In den Nachtſtunden aber iſt Cattaro ein wahres Grab. Nicht ein Athemzug von Leben macht ſich bemerkbar. Ueber dem ſchmutzigen Häuſercomplex brütet Todtenſtille, die nur ab und zu durch das Gebell eines Hundes unterbrochen wird .... So iſt's in den kleinen Küſtenſtädten des Orients, wo nach Sonnenuntergang die Thorwachen die ſchweren Flügel in die Schlöſſer fallen laſſen und alles Leben erſtirbt .... Wie ein Schatten ſchleicht der verſpätete Wanderer an den braunen Häuſerfronten vorüber. Matte Oellämpchen flackern da und dort; ſie machen aber das Bild wo möglich noch düſterer. In vielen Seitengaſſen gähnt ſchwarze Nacht. Jedes Geräuſch berührt Einen unangenehm .... Anders freilich geſtaltet ſich ein

ſolches cattareſiſches Nachtbild, wenn der volle Mond über die weißen Zacken Montenegros emporſteigt und eine bleiche Lichtfluth in die Tiefe ſendet. Welch' ein Zauber, welch' eine berückende Phantasmagorie! Man fühlt ſich tauſend Meilen weit weg, mitten in ein Wunderland der arabiſchen Märchendichter verſetzt. Alles ſchwimmt in Silberwellen und durch die Cypreſſenwipfel rinnt es wie Funkenregen. Das Meer liegt wie gefroren

Am Geſtade bei Caſtel Laſtua.

vor uns, regungslos, ohne Ton, ohne ſichtbares Pulſen. Geiſterhaft ragt der hohe Vermac zum ſchwarzblauen Sternenhimmel empor. Durch ſeine Runſen kriechen ſchwarze Schatten, die runden, mondbeſchienenen Vorſprünge aber ſcheinen zu phosphoresciren. Man ſieht jede Furche, jeden Abſatz, jede Blockanhäufung .... Knapp neben uns aber hat die Poeſie ihr Ende. Hier kriecht ein dunkler Schatten längs der Mauer — eine halb verhungerte Ratze; der borſtige Rücken des ſchwarzen Thieres giebt eine Silhouette, die aus der Hölle bezogen ſein könnte .... Vorbei! .... Ein Glockenſchlag, der Ton

einer leiſen Stimme, der ſchwere Schritt der Rondeſoldaten, der erſterbende Klang einer Mandoline: das iſt Cattaro bei Nacht ....

Auch die hiſtoriſche Vergangenheit des Ortes kann uns denſelben nicht ſehr ſympathiſch machen. An den Felſen, die ihn umklammern, iſt zu Zeiten

Montenegriniſches Mädchen.

entſetzlich viel Blut gefloſſen. Ohne Kampf gab es in der Bocche durch Jahrhunderte kein Leben. Das Volk war zu Kampf und Fehde geboren und kannte keine andere Zerſtreuung, und dies ſozuſagen bis auf den Tag. Wenn der äußere Feind fehlt, dann kehren die verzweifelten, wilden Geſellen die Mordwaffen gegen einander, Bruder gegen Bruder. Eines ſtrittigen Weideplatzes halber kann noch heute das Blut von Verwandten

und alten Kriegsgenoſſen fließen. Der Fehde aber folgt das Geſpenſt der Blutrache auf dem Fuß, die ganze Geſchlechter ausmordet. Dazu geſellt ſich ein unheimlicher, finſterer Aberglaube, der in den unweſentlichſten Vorfallenheiten Vorbedeutungen, den Keim der Urſachen zu großen Wirkungen, wittert.

So geſtaltet ſich die Exiſtenz dieſes Volkes zu einem Kampfe ums Daſein in ſeiner traurigſten Form. Es iſt eine Paſſionsgeſchichte, wie man ſie ſonſt nur bei Völkern in fernen Erdtheilen wiederfindet. Freilich, der Bocheſe ſelber will von einer Leidensexiſtenz nichts wiſſen, und dünkt ſich beſſer als irgend einer ſeinesgleichen, ſeinen Herrn vielleicht mit einbegriffen. Zu dem Elend geſellt ſich alſo noch weiter die Stupidität, der Hochmuth, der Trotz, der wilde Unabhängigkeitsdrang .... Wir gedenken bei dieſem Anlaſſe eines Ausſpruches Dickens' (in »Martin Chuzzlewit«), der uns hier ſehr am Platze zu ſein ſcheint. Er lautet: »Geht, ihr Prediger des zufriedenen, ehrlichen Stolzes ins Bergwerk, in die Mühle, die Schmiede, in die ſchmutzigen Tiefen der tiefſten Unwiſſenheit und den tiefſten Abgrund der Menſchenvernachläſſigung und ſagt dann: kann eine hoffnungsvolle Pflanze gedeihen in einer Luft, die ſo verderbt und ſo faul iſt, daß ſie die helle Fackel der Seele auslöſcht, ſo ſchnell als ſie entzündet worden? Und ihr Phariſäer des neunzehnten Jahrhunderts des Chriſtenthums, die ihr mit wohlklingenden Worten die menſchliche Natur anruft, ſeht doch erſt, daß ſie wirklich erſt menſchlich ſei. Habet Acht, daß ſie nicht, *während ihr ſchlaft und während Generationen ſchlafen, ins Beſtialiſche verwandelt werde*« ....

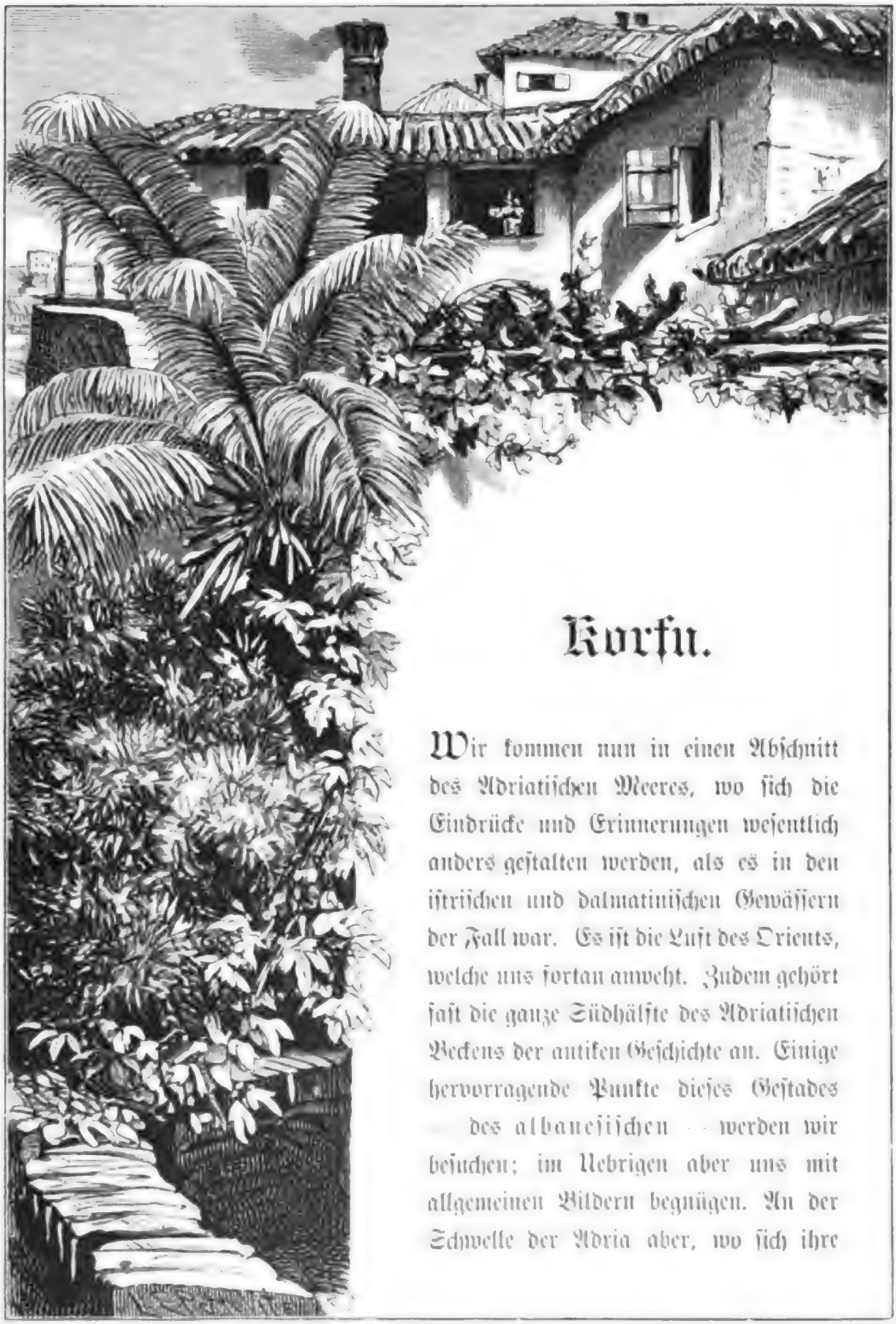
Nun wäre freilich einzuwenden, daß die wilde Natur der Bocche nichts weniger denn ein Kerker iſt. Aber an politiſcher und ſocialer Erziehung fehlt es dem Volke gleichwohl. Wir haben in einem anderen Abſchnitte (Zara) geſehen, wie ſehr die venetianiſche Regierung die nordbalmatiniſchen Slaven vernachläſſigte — und haben in einem weiteren Abſchnitte (Raguſa) das entgegengeſetzte ſtaatliche Verfahren wahrgenommen: einen ſtrengen aber fürſorglichen Eingriff der Staatsgewalt in die geſellſchaftlichen Zuſtände. In der Bocche war dergleichen — auch unter Oeſterreich — nie zu verſpüren .... »Die katholiſirenden Tendenzen haben nicht blos die Vernachläſſigung des griechiſch-orientaliſchen Clerus und damit

auch zugleich die geiſtige und ſittliche Verwahrloſung des Volkes nach ſich gezogen, ſondern ſie bahnten unter Einem dem Einfluſſe Rußlands den breiten Weg nach Süddalmatien. Dieſer Einfluß datirt von geraumer Zeit her; man begegnete demſelben namentlich vermittelſt der Jngerenz des montenegriniſchen Vladika in Süddalmatien und er iſt bis zur Stunde wirkſam geblieben. Die einheimiſche Regierung that für die Griechiſch-Orientaliſchen wenig oder gar nichts; dafür war der »weiße Czar« um ſo ſplendider. So wurde beiſpielsweiſe in den Vierziger-Jahren unſeres Säculums das verfallene griechiſch-orientaliſche Kloſter Prasquizza, ſüdlich von Budua, mit ruſſiſchem Gelde aufgebaut und die dortigen Mönche mit je 300 Rubeln jährlich dotirt. Solche Stiftungen giebt es in Dalmatien, in der Herzegowina ꝛc. die Menge .... Kommt man in Riſano oder in anderen beſſeren Orten der Bocche in ein anſtändiges Haus, dann bemerkt man in der Regel an den Wänden des Fremdenzimmers eine beträchtliche Anzahl von Porträts in fremden Uniformen. Fragt man nach den Originalen, dann heißt es in der Regel: »Mein Oheim, ruſſiſcher Staatsrath« — »mein Großvater, ruſſiſcher Major« u. ſ. w. Der arme Pope wird nicht verſchweigen, daß ſeine größeren Söhne »im Seminar oder im Gymnaſium in Rußland« ſind u. ſ. w.«

Sehr ergötzlich iſt, was gelegentlich des letzten Aufſtandes in der Krivoscie ein Correſpondent in Bezug auf die geiſtige und ſittliche Rohheit der dortigen »beſſer geſinnten« Bewohner erzählt. Es war während des Aufſtandes im Jahre 1869. Das am Golfe von Riſano gelegene Dorf Morinje war treu geblieben, ja, die Bewohner des Ortes unterſtützten ſogar mit der Waffe in der Hand die kaiſerlichen Truppen gegen die Aufſtändiſchen. Man hatte dies hauptſächlich dem Einfluſſe des Pfarrers zu danken, der als »gebildeter« Mann galt, denn er erfreute ſich der Kenntniß des Leſens und Schreibens. Eines Tages erſchien derſelbe an der Spitze einer Deputation in Cattaro und begehrte im Hauptquartier den commandirenden General, Grafen Auersperg, zu ſprechen. Der leutſelige General empfing die Deputation ſofort aufs freundlichſte. Der Pope fungirte als Sprecher und hielt in der einen Hand ein großes rothgeblümtes Taſchentuch, in welchem etwas verborgen war. Mit der den Südſlaven eigenen Emphaſe

erzählte nun der biedere Seelſorger, wie die Leute aus Morinje am Tage vorher einen erfolgreichen und blutigen Kampf gegen die Krivoſcianer beſtanden hätten. Er ſelber ſei aber gekommen, um dem General die in dieſem Kampfe gemachten Trophäen zu überreichen. Und hierbei breitete der Pope das rothgeblümte Taſchentuch auf dem nächſten Tiſche aus. Der General war ſichtlich betroffen und trat einen Schritt zurück. Die Trophäen beſtanden nämlich in einer Anzahl von — abgeſchnittenen Naſen. Die ganze Situation gebot dem General, daß er zu dem ſeltſamen Spiele gute Miene machte. Ja noch mehr, er war gewiſſermaßen gezwungen, nicht allein die Treue und Tapferkeit der »Junaci« (Helden) von Morinje in freundlicher Weiſe zu beloben, ſondern ihnen überdies für ihr Verhalten eine Prämie aus der Dispoſitionscaſſe anzuweiſen .... Der Fall iſt zu bezeichnend. Um es mit dem legal gebliebenen Theile der Bevölkerung nicht zu verderben, mußte ein Vorgang gut geheißen und belohnt werden, der weit eher Anlaß zur ſtrengen Ahndung gab. Man patroniſirte auf dieſe Weiſe eine Barbarei, die außer auf dem Balkan, nur noch unter den roheſten Völkern des Erdballes im Schwange iſt.

Digitized by Google



Korfu.

Wir kommen nun in einen Abſchnitt des Adriatiſchen Meeres, wo ſich die Eindrücke und Erinnerungen weſentlich anders geſtalten werden, als es in den iſtriſchen und dalmatiniſchen Gewäſſern der Fall war. Es iſt die Luft des Orients, welche uns fortan anweht. Zudem gehört faſt die ganze Südhälfte des Adriatiſchen Beckens der antiken Geſchichte an. Einige hervorragende Punkte dieſes Geſtades — des albaneſiſchen — werden wir beſuchen; im Uebrigen aber uns mit allgemeinen Bildern begnügen. An der Schwelle der Adria aber, wo ſich ihre

Fluthen mit denen des Joniſchen Meeres vermählen, ſoll uns das unvergleichliche Korfu länger in Bann halten; die freiwillige Gefangenſchaft wird ſicher von Nutzen ſein. Dort iſt ohnedies alles verklärt vom Zauber der Mythe und wenn auch die alten Phäaken längſt zu matten Schattenbildern verblaßt ſind, finden wir auf dem »Scheria« des Homer gleichwohl noch Vieles, was uns die ſchönſten Stellen der Odyſſee in Erinnerung bringt. Noch ſchatten dort die »Gärten des Alkinoos«, des Phäakenkönigs, duften Orangen und Jasmin, und murmelt der Potamos-Bach, bei dem einſt Nauſikaa's Angſtruf ertönte, als ſie des verwahrloſten »Dulders« Odyſſeus anſichtig wurde.

In Budua beſteigen wir den Lloyddampfer der »albaneſiſchen Linie«, der uns vorläufig bis Korfu bringen ſoll. Es iſt diesmal durchwegs eine »Küſtenfahrt«, denn im Innern von Albanien haben wir nichts zu ſuchen. Sicher iſt für den Hiſtoriker und Culturforſcher das Geſtade ſelber weitaus intereſſanter als das entlegene Feſtland. Dort ſind es die Erinnerungen an verſchollene Städteherrlichkeit — hier, im Innern, hat man mit der nichts weniger denn ergötzenden Wirklichkeit zu thun. Die Küſte iſt und bleibt eine Domäne des Luſtreiſenden, des Alterthumsfreundes und Künſtlers — das Innere die des geographiſchen Specialforſchers, des Ethnographen und modernen Politikers. Der Politik gehen wir aber ſcheu aus dem Wege; ſie würde uns unzweifelhaft das Concept verderben .... Zwar drängt ſich uns alsbald ein politiſches Moment auf, wenn wir die Felſen von Laſtua, das öde Geſtade bei Spizza, das aus einem Rahmen von Hochbergen und Waldgrün hervortretende Antivari hinter uns haben, und im Angeſichte von Dulcigno vorüberſteuern. Aus der Zeitgeſchichte kennt man dieſes alte Piratenneſt weit beſſer, als alle vergangenen Ruhmestage, welche ſich an Apollonia und Durazzo knüpfen. Ein wichtiger Küſtenort war Dulcigno nie, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Handelsthätigkeit der Dulcignoten zu Zeiten beſonderer Blüthe ſich erfreute. Hauptgeſchäft aber blieb durch Jahrhunderte der Seeraub, und es bedurfte der Energie eines Sulejman Paſcha, der gelegentlich die Flotte der Dulcignoten im Hafen bei Alt-Dulcigno Val di noce überraſchte und hiebei ein halbes Tauſend Schiffe in Brand ſteckte. Die Reſte jenes Alt-Dulcigno liegen an der Hafen-

bucht, welche ſich eine Strecke nordweſtlich der heutigen Anſiedlung öffnet. Am Rande dieſer Bucht, die einſtmals den Klipperſchiffen der Dulcignoten als Sammelſtelle diente, erheben ſich einzelne ärmliche Hütten, im Ganzen etwa ein Dutzend.

Hinter Dulcigno, das heißt ſüdwärts hievon, weicht die albaneſiſche Küſte weit nach Oſten zurück. Das Geſtade ſelber wird flach und ſumpfig, zumal im Bereiche des Drin-Fluſſes, den der gleichnamige Golf aufnimmt. Nur bei Aleſſio ragen niedere Berge mit Felszacken und verkrüppelten, windzerzauſten Pinien auf. Sie ſind die Zierde dieſes Küſtenſtriches und kein ſchöneres Bild läßt ſich erſinnen, als die zerklüfteten Felstafeln ober der blauen See, wahre Reflectoren des Sonnenlichtes, das in breiten Bändern auf den Kalkhängen liegt. Die Pinien ſind die dunklen Flecken daran. Manche ſchatten wie rieſige Schirme. Andere drängen ſich zu ſchwachem Kronendickicht zuſammen, deſſen Contour ſich ſcharf von dem tiefblauen Himmel des Hintergrundes abhebt .... Die Pinie iſt überhaupt dieſem Küſtenſtriche charakteriſtiſch, und nichts ſcheint uns natürlicher, als die Wahl dieſes Baumes als Staffage zu einem Adria-Gemälde, wie es beiſpielsweiſe Auguſt Schäffer in ſeinem prächtigen Stimmungsbilde »Abend an der Adria« gethan. Die tiefe Bläue des Meeres, der ockergelbe Strand mit den wogenden Lichtwellen darauf, knapp ausgehend von den breiten Schatten, die einige koloſſale Piniendächer nach abwärts werfen, darüber azurnes Firmament mit grellweißen Haufenwolken und weichgeſtimmte Halbtöne im Hintergrunde: ſo wird das Kunſtwerk zur greifbaren Wahrheit und entzückt das Auge, das erinnerungsfreudig in dem Farbengewoge ſchwelgt.

Nach einiger Zeit treten die albaneſiſchen Ufer wieder weiter nach Weſten vor. Ein Vorgebirge nördlich von Durazzo — rings von Lagunenſtrecken umgeben — nimmt ſich faſt wie eine Felsinſel aus. Es iſt das Cap Rodoni, der ſüdliche Eckpfeiler des Drin-Golfes. Durazzo ſelber liegt an der inneren Rundung einer Bai, die nord- und oſtwärts ins Feſtland eingreift. Der erſte Anblick dieſer arg heruntergekommenen Stadt wirkt ernüchternd, ja, faſt deprimirend auf den Beſucher. Von allem antiken Glanze, von allen hehren Erinnerungen ſind nur einige Steinblöcke übrig geblieben. Nicht einmal die Localität iſt die gleiche, denn das berühmte Dyrrhachium

lag etwas nördlicher, dort, wo heute Sumpf- und Marſchland iſt — oder vielmehr dahinter, denn dieſes letztere dürfte vor Zeiten noch Meeresboden, das heißt der Hafen der antiken Stadt geweſen ſein .... Sie war bekanntlich die glanzreichſte des alten Illyrien. Die Reſte, die man heute ſieht und die ziemlich ausgedehnt ſind, geben einen Begriff von der Größe des Emporiums, in welchem ein immerwährendes Völkergewühl herrſchte. Die Stadt war

Gegend bei Spigja.

der Ausgangspunkt der Via Egnatia, der großen Ueberlandſtraße, welche von hier aus die ganze Hämus-Halbinſel bis Theſſalonich quer durchzog und über Philippi, Trajanapolis und Hadrianopolis (Adrianopel) nach Byzanz lief. Mit Benützung der Via Appia konnte man einſchließlich des Seeweges von Brundiſium (Brindiſi) bis zur illyriſchen Küſte in circa vier Tagen von Rom nach Dyrrhachium gelangen. Kein Wunder alſo, daß hier der Orient und Occident ihre Reichthümer tauſchten, daß die ſüdlichen und öſtlichen Völker hier zuſammenſtrömten und die prächtigen Gaſſen vom

Digitized by Google

Kriegslärme der römischen Legionen wiederhallten. Im Hafen schaukelte permanent ein Wald von Masten, denn Dyrrhachium war die bedeutendste Handelsstadt des näheren Orients. Roms Glanz, Macht und Größe fanden in jener Stadt eine getreue Copie. Zahlreiche Berühmtheiten der Siebenhügelstadt besuchten sie, wie es auch bekannt ist, daß Cicero auf kurze Zeit hierher exilirt wurde. Das Exil dürfte ihn unter so bewandten Umständen kaum schwer gedrückt haben. Von Roms Koryphäen, die das Kriegshand-

Albanesisches Gestade.

werk nach Dyrrhachium führte, seien nur die drei berühmtesten: Cäsar, Pompejus und Augustus genannt. Justinian verschönerte die altberühmte Stadt, und die Gothenkönigin Amalasuntha, Tochter des großen Theodorich, bewohnte in ihr einen prächtigen Palast .... Dann aber brach das Unheil allmählich herein. Mitte des VI. Jahrhunderts beginnt die slavische Bedrängniß, kurz hierauf die bulgarische, im XI. Jahrhundert die normannische. Bei Durazzo (wie es nun hieß) schlug Robert Guiscard 1082 den griechischen Kaiser Alexius. Wie eine andere Entscheidungsschlacht, in deutschen Gefilden, fiel sie auf den 18. October .... »Zahllos wie Heuschrecken« bedeckte die

Armee des Paläologos die Ebene nördlich von der Stadt. Die Ritter des Herzogs Robert hatten ſich die Nacht über durch den Empfang der heiligen Sacramente in der Kirche des heil. Theodor dazu vorbereitet. Robert commandirte das Centrum, ſein Sohn Bohemund den Flügel, der ſich gegen die Berge lehnte (alſo wohl den rechten), und der Graf Ami den linken, der gegen das Meer zu ſtand. Die Herzogin Sigel-Gaitha ſelber führte eine Schaar der Normannen. Bohemunds Tapferkeit, die er in dieſem einen Kampfe entwickelte, wäre genügend, ſeine ganze poetiſche Berühmtheit zu rechtfertigen. Die Byzantiner ließen 6000 Todte zurück und flohen. Ihre Armee, die fünfmal ſtärker war, war vom Hügel und der Kirche des heil. Nikolaos herabgekommen, alſo von Norden, dem Meere entlang und immer mit Anlehnung an dasſelbe, an die dort befindliche Flotte und durch die Plänkler der Fremdengarde auch in fortwährender Verbindung mit der Feſtung Durazzo ſelber geſtanden. Der Kaiſer perſönlich führte die Vorhut. Seine Tochter Anna Komnena giebt der türkiſchen Hilfstruppe die Schuld der Niederlage. Sie lag aber wahrſcheinlich in der unwiderſtehlichen Kampfesweiſe der Normannen. Es war eine jener im Alterthume nicht ſeltenen Schlachten, wo nur durch die individuelle Tapferkeit aller Einzelnen der Sieg entſchieden wurde, und das wohl allein ſind Heldenkämpfe zu nennen, würdig wie die von Troja beſungen zu werden. Dieſe anderthalbjährige Belagerung von Durazzo wartet noch ihres Homeros. Fähig und würdig ſeines Liedes iſt ſie .... Nun iſt der Ort verſumpft und verſeucht, eine echte und rechte Türkenſtadt, die nicht eines halbſtündigen Beſuches werth iſt.

Was dieſes Geſtade trotz aller Vereinſamung intereſſant macht, das ſind die Formen und Farben in den Landſchaften. Man ſehe beiſpielsweiſe – von Durazzo abgewendet – nach Südoſt, dorthin, wo zwiſchen zwei Bergrücken, von denen der ſeeſeits ganz iſolirt iſt, die weite Ebene von Kavaja ſich öffnet. Das tiefe Blau des Meeres verſchwimmt im Blaugrün des Geſtades, dahinter folgt ein unbeſchreiblich durchſichtiges Rauchblau, nach dem Hintergrunde in immer zartere Nuance übergehend. Dort, wo noch immer Ebene, ſcheint der Horizont unbegrenzt. Es iſt ein zweites, zwiſchen Bergen eingezwängtes Meer. Segel darauf ſind die weißen Minarete der Ortſchaften. Auf den Bergen kleben grüne Waldflecken. Man bekommt

dieſe Ebene wieder zu Geſicht, wenn der ſeeſeits liegende Bergrücken (Monte Bičerid) umſchifft iſt. Ein anſehnlicher Fluß wälzt dort ſeine Fluthen in die See. Es iſt der Skumbi (oder Schkumbi), unter den Ethnographen gekannt als Grenzſcheide zwiſchen den ghegiſchen und toskiſchen Albaneſen. Von hier ab, bis zur Vojuſſa im Süden, iſt das Küſtengebiet vollſtändig eben. Man ſieht allerorts Lagunen, Sumpf- und Schilffelder. Die Berggüge des Hintergrundes löſen ſich faſt in Dunſt auf. Zwiſchen Skumbi und Semeni, oder ſüdlicher bei der Vojuſſa, muß ſich irgendwo jene Scene zwiſchen Cäſar und ſeinen Bootsleuten zugetragen haben: die Sturmnoth und des Gewaltigen Zuruf an den Steuermann des ſchwanken Nahnes: »Du trägſt Cäſar und Cäſar's Glück — ſteuere guten Muths!« .... Die Gegend iſt vollkommen einſam. Wo zwiſchen den Strandſeen feſtes Land ſich dehnt, unterbricht grüner Buſchwald das graue Flachland. Möven ſchweben darüber und ihr weißes Gefieder glänzt durch den Dunſt, der ſich goldig färbt, wenn drüben im Weſten die Sonne unter den Horizont taucht. Der bergerfüllte Hintergrund iſt von unbeſtimmter Umrahmung. Ab und zu taucht ein Felsklotz auf und verſchwindet wieder im ziehenden Gewölk, das ſo grau wie der Himmel und der Fels iſt.

Die Küſtenſcenerie ändert ſich mit einem Schlage, wenn man das Delta der Vojuſſa hinter ſich hat und in den kleinen Golf von Valona einfährt. Unmittelbar auf der Höhe der Einfahrt ſieht man linker Hand am nördlichſten Vorſprunge eines niederen Hügelzuges ein unanſehnliches Kloſter hängen. Es heißt Pollonia (oder Polena), erinnert alſo an Apollonia, von dem wir wiſſen, daß es eine Gründung der Korinther war. Hier traf den ſorgloſen Auguſtus, der mit Apollodorus von Pergamos griechiſche Rhetorik trieb, die Schreckensbotſchaft von dem tragiſchen Ende ſeines Adoptivvaters am Fuße der Säule des Pompejus. Auf Apollonia bezieht ſich auch eine Stelle bei Plutarch. Sie betrifft Sulla, der ſich in der Stadt geraume Zeit aufhielt .... Als derſelbe im Begriffe war ſeine Armee nach Italien überzuſetzen, »entſtand in ihm die Beſorgniß, ſie möchten, ſobald ſie dahin gelangten, ſich in ihre Städte zerſtreuen. Und er wollte noch hinüberfahren gegen 15 feindliche Feldherren, die an der Spitze von 270.000 Mann ſtanden. Allein aus eigenem Antriebe leiſteten die Truppen den Eid bei ihm

zu bleiben und ſoviel an ihnen ſei, Italien keinen Schaden zuzufügen. Sie thaten noch mehr. Da ſie ſahen, daß er Geld brauchte, brachten ſie ihm freiwillig Geſchenke dar, ein Jeder nach ſeinem Können. Sulla nahm dieſes Opfer nicht an, lobte aber ihren guten Willen, ermunterte ſie zu fernerem Eifer und fuhr dann hinüber. Die Gottheit gab ihm aber die deutlichſten Anzeichen glücklichen Erfolges.«

Von dieſem Apollonia iſt eine einzige Säule übrig geblieben. Das Geſtade, wo die Stadt geſtanden, tritt weit zurück und die weitläufige Bucht von Valona nimmt uns auf. Vom Meere aus ſieht man nur die Minarete des kleinen Türkenſtädtchens. Avlona beſaß nie ähnliche Berühmtheit wie Apollonia, war aber im Mittelalter, zumal während der Normannenkriege eine vielgenannte und ſelbſt bedeutende Stadt. Die große Bucht mit ihrer ſchützenden Gebirgsumrahmung gewährte den Schiffen Robert Guiscard's häufig Zuflucht. So wurde Avlona im XI. und XII. Jahrhundert Ausgangspunkt jener beiden großen Expeditionen, welche Robert und Bohemund gegen das byzantiniſche Reich durchführten. So günſtig ſich aber der Hafen als Flottenſtation erwies, ſo gefährlich wurde den normanniſchen Heerhaufen das umliegende wilde Gebirgsterrain, in welchem ſich verwegene illyriſche (albaneſiſche) Freiſchaaren tummelten. Von ihrer Kampfweiſe, die ſich meiſt in kühnen Ueberfällen ausprägte, hatten die Invaſionstruppen ungemein viel zu leiden .... Dieſes Gebiet — das Chimara-Gebirge — iſt mit dem claſſiſchen »Keraunien« identiſch, der Unterwelt der Alten, mit dem »donnergetroffenen« akrokeraunischen Anſatz, der mit dem Feſtlande die Bucht von Avlona einſchließt. Vom Hafen aus, den ein Kranz von bleichgrünen Olivenwäldern ſchmückt, überſieht man nur den geringſten Theil der wilden Keraunien. Valona ſelber liegt im Grün jener Olivenhaine und von den Höhen ſehen einige Derwiſchklöſter aus dem Baumgewoge hervor. Man hat, um zur Stadt zu gelangen, vom flachen Geſtade aus eine Strecke von zwanzig Kilometer nordwärts zurückzulegen. Die Ebene iſt ſtellenweiſe ſogar ſumpfig und geht nach Nordweſten in einen größeren Strandſee — die Lagune von Valona — über, an deren Rande zwei kleine Klöſter liegen. Längs dieſer Lagune geht es zum Pollonia-Kloſter, das ungefähr vier Stunden nördlich von Avlona liegt. Erquickender iſt der Weg am Oſtrande

des Golfes, das heißt im Süden der Stadt. Er geht hart unter dem Berghange und ſtellenweiſe im Schatten der Oelbäume. Man gelangt ſo in circa drei Stunden an das innerſte Ende des Golfrundes, in die Ebene des Ducali-Thales. Rechter Hand (im Weſten) zieht der Felswall der Akrokeraunia, im Südoſten ſteigen die Keraunien empor. An ihren Felszinnen ſind düſtere Sagen haften geblieben. Wenn die heutigen Chimarioten einen faſt 6000 Fuß hohen Gipfel den »Monte Tartari« nennen, ſo iſt dies nichts anderes, als der moderne Ausdruck für eine uralte Vorſtellung. Der Acheron — einer der beiden Flüſſe, welche nach helleniſcher Vorſtellung den Tartarus umſtrömten — iſt räumlich ohnedies nicht weit entfernt. Er »rieſelt« noch immer »wie Seufzer der Sterbenden« in der Suli-Wildniß im ſüdlichen Epirus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felſen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfig tief ein ſchweres leeres
Qualerpreßtes Ach.

Jenſeits, am offenen Geſtade, wo die Wogen des Scirocco ſturmes oft mit furchtbarer Gewalt an dieſe »eiſerne« Küſte, wie Murray ſie nennt, anbonnern, öffnen ſich zwei Höhlen, welche offenbar die Fluth in die Kalkwand eingefreſſen hat. Sie mögen jene Pforten zur Unterwelt geweſen ſein.

Ferne, wo tief ſich eröffnet der Abgrund über dem Erdreich,
Den die eiſerne Pforte verſchließt und die eherne Schwelle
So weit unter dem Aïs, wie über der Erd' iſt der Himmel.

In urälteſter Zeit ſtand auf dieſem Gebirge ein Tempel der rachedürſtenden Eumeniden. Er iſt längſt vom Erdboden verſchwunden. Nur die finſtere Tartaruspforte iſt noch da und zuweilen ſchleudert Zeus ſeine Donnerkeile in die Felspanzer des Küſtengebirges. Namentlich großartig präſentirt ſich dieſes letztere, wenn man die Bucht von Avlona verlaſſen hat und dem Felsgeſtade entlang nach Südoſt ſteuert. Ungegliedert wie eine Mauer ſteigt es aus dem Meere empor. Meiſt ragt die höchſte Spitze der Keraunien in breitlagerndes Gewölk hinein .... Wenn die See an dieſer inſel- und hafenloſen Felsmauer tobt und die Blitze die hoch oben ziehenden Wolkenbänke durchzucken, das Rollen des Donners mit dem der wilden Brandung ſich vereint: dann fällt es nicht ſchwer, den Sprung von einigen Jahr-

tauſenden aus der greifbaren Wirklichkeit zurück in die urälteſte Heroen- und Sagenzeit zu machen.

Die Nordweſtſpitze der Akrokeraunien — das Cap Glosſa — bildet den öſtlichen Eingangspfeiler an der Schwelle des Adriatiſchen Meeres zum Joniſchen Meere. Der weſtliche iſt das Vorgebirge nördlich von Otranto. Nach dieſem letzteren führt die, in der Luftlinie zehn deutſche Meilen breite, Meeresſtraße den Namen. Streng genommen müßte alſo unſere Küſtenfahrt bei Avlona ihr Ende finden und an der italieniſchen Küſte drüben ihre Fortſetzung erhalten. So ſtrenge wollen wir uns aber in dieſem Falle an die geographiſche Grenzlinie, die ohnedies nur eine ideale iſt, keineswegs halten. Nur wenige Stunden von Avlona entfernt und ſozuſagen am ſüdlichen Ende der »Straße von Otranto« gelegen, laden die lieblichen Geſtade von Korfu zu längerem Verweilen. Hier, in Korfu, laufen ohnedies die Dampferlinien, welche das Adriabecken nach allen Richtungen durchqueren, wie die Sonnenſtrahlen in einem Brennglaſe zuſammen.

Steuern wir alſo die kurze Strecke ins Joniſche Meer hinaus. Es geht im Angeſichte der Keraunien längs der Küſte in ſüdöſtlicher Richtung. Eine einzige Zwiſchenſtation liegt auf unſerem Wege: Santi Quaranta. Bucht und Häuſergruppe liegen bereits im engeren Bereiche von Korfu. Der ſtattliche Monte Salvatore am Nordende der Inſel liegt zum Greifen nahe. Es iſt eine dunkle, nicht allzu hohe Bergmaſſe mit Doppelgipfel und tief eingeriſſenen Runſen, die mit dunkelblauen Schatten gefüllt ſind ....

Und welch' eigenthümlicher Scenenwechſel hat ſich am albaneſiſchen Geſtade vollzogen! Das epiroteſiſche Küſtengebirge iſt förmlich verſchwunden und nur niedere Strandhügel ſäumen das Vorland, hinter welchem in ſtundenweiter Ferne, wie in blaſſe Schleier gehüllt, die Höhen des Drynosbeckens emportauchen. An dieſem Geſtade liegt — nur zwei Stunden ſüdlich des Hafens von Santi Quaranta — Butrinto, deſſen Vergangenheit bis ins trojaniſche Zeitalter hinaufreicht. Virgil ſingt:

> Schnell verſinken vor uns der Phäakier luftige Hügel,
> Und wir gleiten vorbei an Epirus' Geſtaden und laufen
> In den chaoniſchen Port, und betreten das hohe Buthrotum.

Nach Neptolemus Tod fiel einiger Theil des Gebietes
Endlich dem Helenus zu, der die Felder chaonische nannte,
Und Chaonia allen Bezirk nach dem trojischen Chavon,
Auch hier Pergamus baut' und ein ilisches Schloß auf den Anhöh'n.

Mag dieses »ilische Schloß« auch der Mythe angehören: Trümmer des einst weitberühmten Buthroton sind noch immer vorhanden. Dennoch ist es zweifelhaft ob dieses je eine große Stadt gewesen. Dagegen spricht vor Allem der fühlbare Raummangel. Es ist ein ganz schmaler Streifen Landes, der von Santi Quaranta abgeht und an seinem südlichen Ende sich keulenartig erweitert. Dieses so gekennzeichnete Land wird auf drei Seiten von Gewässern umschlossen: im Westen vom Meere, im Osten von einem See (dem von Butrinto), im Süden endlich von dem Schifffahrtscanal, der uns in das Binnengewässer bringt. Der Keulenkopf selber ist von Meeresbuchten durchfressen, nicht sehr hoch und auch nicht massig.... Trotz alledem giebt die Localität eine der prächtigsten classischen Stätten ab. Man steuert durch den schilfbewachsenen Schlammfluß, der die Verbindung zwischen Meer und See herstellt, in fast geisterstiller Einsamkeit. Wäre nicht das Wassergeflügel, und hin und wieder die Staffage eines albanesischen Hirten, so wäre man verleitet, an einen bösen Spuk zu glauben, an das Werk eines Dämons, der dieses Land im Bann hält. Es gab übrigens vor Alters zwei Niederlassungen an dieser Stelle: die ältere und älteste nördlich des Schlammflusses, und die jüngere – eine Schöpfung der Venetianer — südlich desselben. Von beiden Niederlassungen sind nur einzelne Fragmente vorhanden: ein Thurm da, ein Thurm dort und Reste von Wallmauern — Alles von Schlinggewächsen, Feigengebüsch, Lianen und stachlichtem Gewächs wild überwuchert und durchwuchert. Kaum daß der Fuß durch diese Wildniß sich seinen Weg zu bahnen vermag. Wo die Akropole des römischen und byzantinischen Buthroton stand, und wo sich noch cyklopische Grundmauern vorfinden, taucht heute die Burghöhe mit ihren verwitterten Mauerzügen in eine Bucht des stillen, schilfbekränzten Sees ab. Nur animalisches Leben regt sich in dieser Wasserwüste; der Mensch hat sich im Laufe der Zeit aus ihr zurückgezogen, während die spärliche Vegetation in der Fieber- und Sumpfluft abstarb. Der See ist ungemein schlammig und der Tummelplatz zahlloser Pelikane und Wildenten. Hin

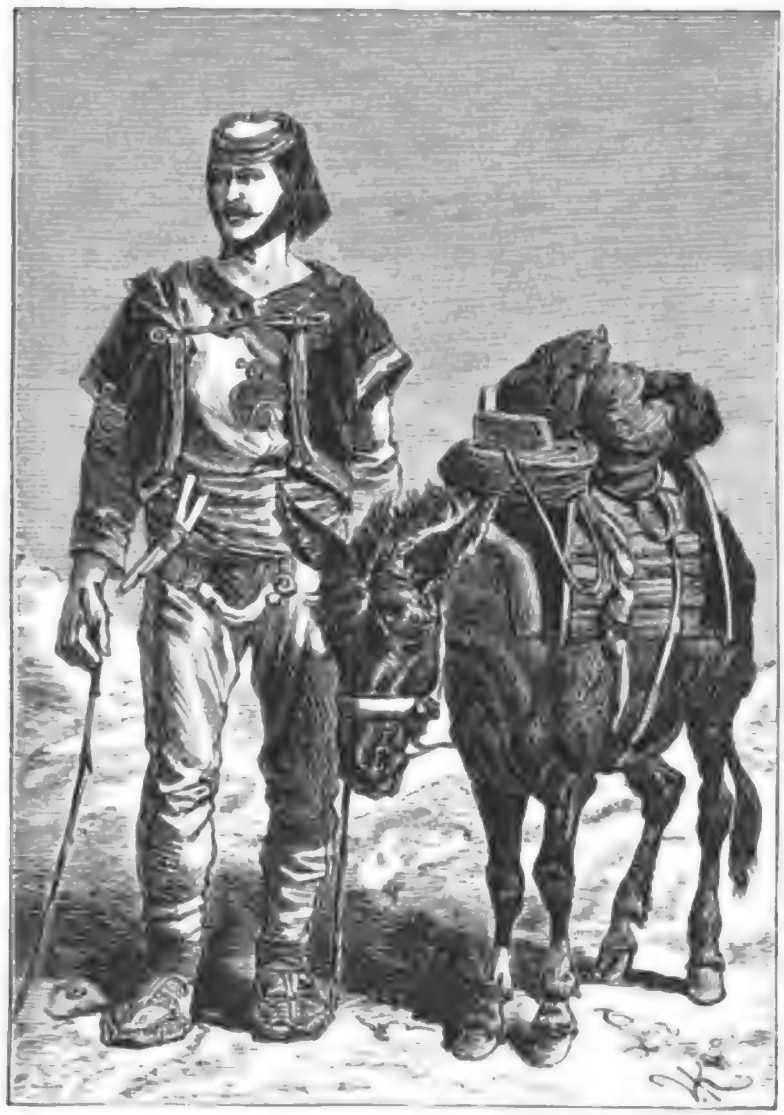
und wieder ſieht man im Rohr die ſchwarze Körpermaſſe eines Büffels, der, wie ſein Geſchlechtsgenoſſe in den pontiniſchen Sümpfen, ſeinen harten riſſigen Körper ſtundenlang in der ſchlammigen Fluth anquellen läßt.

Es war nicht immer ſo ſtille in und um Buthroton. In der Römer-

Albaneſin aus Durazzo.

zeit war dieſe Küſtenwarte eine Station auf der großen Militärſtraße, welche von Avlona ab längs des epirotiſchen Geſtades bis hierher und von hier ab durch die griechiſchen Nordprovinzen bis Athen einerſeits, und bis Theſſalonich andererſeits führte. Es war, beiläufig erwähnt, der ſüdlichſte Küſtenpunkt, den Cäſar in Epirus betreten hatte. Sicher war Buthroton ſchon damals mehr ſeiner Lage wegen von Bedeutung, als durch Ausdehnung

und Bewohnerzahl. Nachdem es in byzantiniſchen Beſitz übergegangen war, blieb es faſt unaufhörlich weſtlichen Feinden ausgeſetzt, von denen ſich zuerſt die Normannen einfanden. Robert Guiscard und Bohemund hatten ſich hier, wie am mittelalbaneſiſchen Geſtade, feſtgeſetzt. Bei dem bald hierauf erfolgten



Albaneſe aus Durazzo.

Angriffe auf Korfu ließen die Normannen 10.000 Leichen — Opfer des Sumpffiebers — am Schilfgeſtade von Butrinto zurück; der Reſt aber bezwang, nachdem Verrath mitgeſpielt hatte, die Venetianer auf Korfu. Das Normannenthum war aber nur eine Epiſode und in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gelangte Butrinto in dauernden Beſitz der Venetianer. So ward es zum Zankapfel der Republik und des Großſultans. Zweimal

erſchienen die Osmanen mit großer Heeresmacht vor dem feſten Platze, 1470 und 1502; beim zweiten Angriffe fiel er ſogar in die Hände des Feindes. Der Beſitz war aber nicht von Dauer. In den folgenden Jahrhunderten hatte Butrinto manch heftigen Angriff abzuwehren und Venedig machte die größten Anſtrengungen, um es zu behaupten. Erſt im Frieden von Campo Formio ging es endgiltig an die Türken verloren. Seitdem iſt der See verſumpft, der Fluß verſchlammt, die Fortificationen, die ſo viel Blut fließen ſahen, fielen in Trümmer und Todesſchatten brüteten über den Rohrfeldern. Glanz und Thatendrang gingen verſchollen und an ihre Stelle traten Schmutz, Verfall und Peſtilenz ....

Zwiſchen Butrinto und dem nordöſtlichen Theile von Korfu, den der Monte Salvatore ausfüllt, windet ſich ein nur zwei Seemeilen breiter Meerescanal. Hat das Schiff ihn durchſteuert, ſo tritt gerade im Süden die Stadt Korfu in das Bild ein. Es iſt ein leuchtender Streifen, der auf der blauen See aufruht, dahinter ragen dunkle Berge und vervollſtändigt ein grünes Gelände den weiteren Rahmen .... Das albaneſiſche Feſtland gegenüber iſt der reine Gegenſatz: nackte Berge, im Vordergrunde unanſehnlich, gegen Oſten aber immer mächtiger anſteigend, bis die letzten hochaufragenden Felshörner in den Wolken verſchwimmen. Hier alſo graue Bergwildniß, mannigfach den Formen nach, aber eintönig in der Farbe; dort ein bergiges in weiche Linien geſchwelltes Eiland, aber von einem Farbenzauber überthaut, der es zu jener Wunderinſel geſtaltet, als welche uns das Land der Phäaken vorſchwebt. Auffallend an dem, noch immer im röthlichen Dunſte der Ferne ſchwimmenden Städtebilde iſt ein maſſiges, nach Oſten vorſpringendes Vorgebirge — eine veritable Küſtenwarte. Kommt man näher, ſo trennt ſich der Uferklotz in zwei Felshäupter, welche von Wallmauern umgürtet ſind. Dazwiſchen zieht — wie ein verbindender Grat — anderes Mauerwerk. Dieſe Uferhöhe — die Citadelle — bleibt in einiger Entfernung links liegen, wenn wir in den Hafen von Korfu einfahren.

Wir haben das romantiſchſte, zauberhafteſte Stück Land auf unſeren Adria-Fahrten erreicht. In der That könnte ſich der Reiſende kein ſchöneres Ziel wünſchen. Er iſt hier mit einem Fuße im Occident, mit dem anderen im Orient. An den Erſteren gemahnen Behaglichkeit, Sauberkeit, europäiſche

Bauten, ſtattliche Fortificationen -- an den Letzteren die Mannigfaltigkeit an Farben, die babyloniſche Sprachenverwirrung, der leuchtende Himmel und der Reichthum an Typen, aus welchen ſich die Bewohnerſchaft zuſammenſetzt .... Der erſte Punkt, den der Fremde auf Korfu kennen lernt, iſt die Spianata, der grüne Platz mit ſeinen ſchattigen Ulmen und Cypreſſen und dem duftenden Roſendickicht im Norden, wo der engliſche, im antiken Style aufgeführte Regierungspalaſt die Anlagen abſchließt. Dieſer Platz erweiſt ſich für den Beſucher, welcher zum erſtenmale ſeinen Fuß auf den Boden von Korfu ſetzt, vortheilhaft genug. Von Norden nach Süden fortſchreitend bleibt die unterſte Häuſerzeile der Stadt zu ſeiner Rechten. Links liegt ein Theil des Hafens, weiter die Felshöhe mit der Citadelle, deren dunkle Cypreſſen die ernſten Linien der fortificatoriſchen Anlagen vortheilhaft durchſchneiden, zuletzt kommt die Terraſſe, von der aus man in den ſüdlichen, leider etwas vereinſamten Hafen der Stadt, in jenen von Caſtrades hinabblickt. Wenn der nördliche Hafen durch das laute Leben, welches ſich in ihm drängt, den Beſucher anregt, ſo zieht ihn die ſtille Bucht von Caſtrades nicht minder an. Die herrliche Via Marina ſäumt das weſtliche Geſtade. Daran ſtoßen die Vorſtädte Molino Veneto und Caſtrades und folgen die Höhen von Kardakio mit der königlichen Villa, die, wie das ganze Geſtade längs der Via Marina, im üppigſten Gartengrün begraben liegt. Ganz unvergleichlich ſchön iſt das Meer, wenn man es vom Südende der Spianata überblickt: ein leuchtendes Hellblau mit weißen Segeln darauf, die bei mäßiger Tramontana das Felscap der Citadellenhöhe anlaviren. In der Ferne dämmern die Küſtenhöhen des Epirus und purpurnes Helldunkel füllt die entlegenen Buchten des Feſtlandes aus.

Die Citadelle -- gewöhnlich Fortezza vecchia genannt -- hängt nur durch eine Brücke mit dem Feſtlande zuſammen. Das felſige Vorgebirge wurde zur Inſel, als die Venetianer durch den ſchmalen Iſthmus einen Canal führten, und auf dieſe Weiſe gleichzeitig die beiden Häfen der Stadt miteinander verbanden. Von außen zeigt die Felshöhe unerſteigliche Abſtürze. Kein Sterblicher vermöchte dieſe ſchroffen Wände, an die die Brandung des Meeres anſchlägt, zu erklimmen. Die fortificatoriſchen Anlagen auf den Scheiteln der beiden Felszacken machen die Uferhöhe vollends uneinnehmbar.

Im Innern der Citadelle iſt auffallend viel Raum vorhanden. Erſt wenn man ihn geſehen, begreift man, daß zu Zeiten die ganze Stadt in dieſen Mauerpanzer eingezwängt werden konnte; denn die offene Unterſtadt war gegen Corſaren, Saracenen und Türken kaum zu vertheidigen. Dennoch ſind die Fortificationen keine vierthalb Jahrhunderte alt. Sie haben aber ihre Geſchichte. Wer auf ſeinem Citadellengange das Standbild unten auf der Spianata ſich in Erinnerung bringt — das des Marſchalls Schulenburg — der wird daran gemahnt, daß dieſer Held es war, welcher die Feſtung gegen die anſtürmenden Türkenſchaaren erfolgreich hielt und die drohende Gefahr abwendete.... Aus dem ſchlichten deutſchen Schulenburg haben die Korfioten einen »Scalimborgo« gemacht. So wenigſtens lautet der Name auf dem Denkmale, welches im Jahre 1717 der dankbare Senat der Republik Venedig dem Marſchall ſetzen ließ.... Die neueren Anlagen im Innern der Citadelle und manches an den Befeſtigungswerken rührt von den Engländern her, die, wie man weiß, über die »Vereinigten Staaten der Joniſchen Inſeln« vom Jahre 1815 bis 1863 das Protectorat ausübten.

Wer Korfu zum erſtenmale beſucht, wird gut thun, vor jedem anderen Stadtgange von der Spianata aus — wo ohnedies die größeren Hôtels liegen — die Citadellenhöhe zu beſteigen. Faſt die ganze Inſel — jedenfalls ihre ſchönſten Partien — liegen vor ſeinen Blicken. Es iſt eine Reliefkarte im großen Maßſtabe, ein Panorama, wie keine griechiſche Inſel eines ähnlichen ſich rühmen kann. Vor ſich im Norden hat man das ockergelbe Inſelchen Vido, das den Hafen von Korfu nordwärts deckt und in der engliſchen Occupationszeit mit Befeſtigungen verſehen war; weiter nach Nordweſten hin öffnet ſich die weitläufige Bucht von Govino mit dem ſtattlichen Monte Salvatore im Hintergrunde. Landeinwärts überblickt man die ganze Stadt, die Vorſtadt Manduchio, die Wege, welche ins Innere der Inſel führen, einzelne Dörfer auf dem flachen Lande und die weichgeformten Berge und Hügel der Landſchaft zwiſchen der Stadt und dem hochragenden Monte Decca im Südweſten. Am ſchönſten aber iſt das Geſtade im Süden: Caſtrades mit der Via Marina, die Gärten auf den Stätten des alten Korkyra — und wie die Odyſſee-Commentatoren meinen, auch jene der Stadt des Phäakenkönigs Alkinoos — die flachen Ufer des Binnenhafens

von Kalichiopulo, zu deſſen verſumpftem Ufer der Bach Creſſida — wohin mitunter die Scene zwiſchen Nauſikaa und Odyſſeus verlegt wird — hinabrieſelt. Den weiteren Rahmen bilden die Olivenhaine von Gaſtura und die Orangengärten von Benizze .... All' dieſe Geſtade ſpiegeln ſich in einem Meere wieder, deſſen beſtrickenden Glanz kaum der Pinſel, geſchweige die Feder wiederzugeben vermöchte. Ehe wir noch mit dem heutigen Korfu, das uns doch näher als jede antike Erinnerung liegt, bekannt geworden ſind, bevölkern ſich dieſe unvergleichlich lieblichen Geſtade und Landſchaften mit dem Fabelweſen der Sage, mit den Heroengeſtalten der älteſten Geſchichte. Der ganze phäakiſche Zauber iſt mit einem Schlage erwacht. In den Gärten von Caſtrades wird es lebendig und im Trümmerwerk der Paläopolis ſpuken am helllichten Tage Geſpenſter. Wir ſtehen am Südrande der Citadellenhöhe, dort, wo in den Felsrunſen Cactusdickicht wie in erſtarrten Cascaden in die Tiefe ſich ſenkt, und haben die »Stadt des Alkinoos« vor uns, von

Mauern umringt — an jeglicher Seit' einen trefflichen Hafen
Und die Einfahrt ſchmal.

Dieſe beiden Häfen ſind: der von Caſtrades im Oſten, der von Kalichiopulo im Weſten. Auf dem Iſthmus zwiſchen beiden ſoll die Stadt geſtanden haben. Kein Beweis erhärtet dieſe Annahme; aber die Sage hat die Stätte, wo der »göttliche Dulder« bei den Phäaken gaſtfreundliche Aufnahme fand, für immerwährende Zeiten geheiligt. Wir werden ſpäter dort ankehren und uns mit dieſem Gegenſtande eingehender beſchäftigen. Mit einem letzten Blick auf das in den wärmſten Farben prangende See- und Landſchaftsbild, verlaſſen wir die Citadelle und kehren zurück auf die Spianata, wo die elegante Welt von Korfu luſtwandelt und heitere Kinder ſich tummeln. Unſer Weg führt nordwärts durch die Gaſſe Nikephoros zum Hafen hinüber. Die genannte Gaſſe iſt die Hauptader der Stadt, und wie nirgend anderwärts drängt ſich hier, wo der Orient und der Occident ihre Erzeugniſſe tauſchen, das haſtige Leben des Südens. Freilich darf man weder an die Gaſſe, noch an das in ihr herrſchende Leben den gleichen Maßſtab wie bei den großen Emporien des Oſtens legen; denn Korfu iſt an ſich eine kleine, erſt in der Entwicklung begriffene Stadt von höchſtens 25.000 Bewohnern. Am bunteſten iſt das Treiben in der Nikephorosgaſſe

unweit des Hafenthores. Dort ſchließen zahlreiche Buden aneinander, angefüllt mit dem Waarenkram des Morgen- und Abendlandes, drängen ſich Kaufluſtige und Hauſirer, Fremde und Einheimiſche, hochſtämmige Montenegriner, welche Korfu als ein »anderes Paris« bewundern, und wildblickende Albaneſen, denen nichts zu imponiren vermag; ſpitzbübiſche Malteſer, feilſchende Italiener, neugierige Touriſten aus deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Gauen, Schiffscapitäne, griechiſche Officiere, Damen der europäiſchen Conſulate, maleriſch verwahrloſte griechiſche Taglöhnerinnen von der epirotiſchen Küſte .... Das wäre alſo der Orient, mit all ſeinen bunten Farben und zweifelhaften Gerüchen! Die Provenienz der letzteren iſt bald ausgeforſcht. Die verlockenden Düfte entſtammen den zahlreichen Garküchen, in denen Fiſche ſchmoren und Lauch dünſtet, Fleiſchtöpfe brodeln und kleine Vögel in Pfannen praſſeln. Daneben giebt es Berge von Orangen, Miſpeln, Oliven u. ſ. w.

Wir kommen aus dieſem Gewühl auf den Wall der Hafenbefeſtigung hinaus und genießen wieder den Anblick des Meeres. Der Hafen ſelber iſt, der Bedeutung Korfus als Handelsplatz entſprechend, mit Dampfern und Querſegelſchiffen belebt, der vielen Küſtenfahrer nicht zu gedenken. Wenn das ſchwüle Südoſtwetter über die weite Fläche des Mittelmeeres herauſtobt und ſeinen Weg weiter nach Nordweſt durch das Seethor der Otrantoſtraße ſucht, giebt es in ganz Korfu kein geſchützteres Plätzchen als dieſe Wallpromenade — die Straße Arſenioy — am Hafen.

Von hier aus hat man den herrlichſten Ausblick über die kleine Inſel Vido, über den Canal von Korfu hinweg bis zu den grauen albaneſiſchen Bergen. Die Keraunien liegen in rauchgrauem Dunſt und nur die höchſten Scheitel glühen im Sonnenlicht. Linker Hand wölbt ſich die ſchöne Bucht von Govino mit Ipſo im Hintergrunde und dem ſtattlichen Monte Salvatore als abſchließende Couliſſe darüber. In den Morgenſtunden legt ſich die Sonne mit voller Intenſität in dieſe Bucht. Dann durchfurcht ſie kein Schifferkahn und die Waſſerfläche glänzt wie eine blank polirte Stahlplatte .... Zu der idylliſchen Verödung und Stille des kleinen Beckens harmonirt die ſtadtſeits liegende Häuſerfronte. Dieſe Gebäudezeile iſt von allem öffentlichen Verkehr abgeſchloſſen. Sie

macht einen überwiegend vornehmen Eindruck, erinnert aber mehr an Italien, denn an Griechenland.

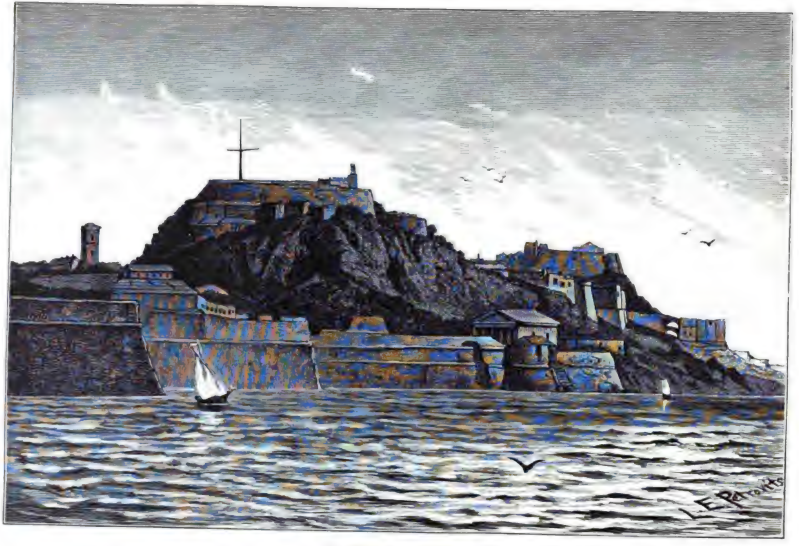
An dieſen Häuſern vorbei geht es wieder in die Nikephorosſtraße und von dort die Dikaſterionſtraße hinauf, wo das Leben — namentlich in den Abendſtunden — ſich faſt noch lärmender, bewegter und bunter anläßt, als in jener Hauptverkehrsader der Stadt. Welche Fülle der köſtlichſten Genrebilder! Hunderte von ſchreienden, feilſchenden und handelnden Leuten drängen ſich den finſteren Gebäudefronten entlang. Das Gewühl gemahnt an Neapel, und iſt auch ſo bunt wie dort, keineswegs aber ſo großartig, ſo betäubend. Man darf nicht vergeſſen, daß Korfu eine kleine Stadt iſt, deren Verhältniſſe mit einem anderen Maßſtabe gemeſſen ſein wollen, wie die übrigen großen Seehandelsplätze des Südens. Am lebhafteſten geht es in der Dikaſterionſtraße des Abends zu, wenn Fiſcher und Feldarbeiter nach des Tages Mühen nach den Garküchen drängen, in deren dunſtigen Räumen, bei mattem Oellampenlichte dem beſcheidenen Korfuoten die höchſten Genüſſe des Lebens in Form von gebratenen Sardellen, Lauchſuppe und unqualificirbaren Brühen winken. Dann ſchwimmt dieſe Straße in Oeldunſt und Speiſegerüchen. Die Beleuchtung reicht gerade hin, um Einzelnes auszunehmen. Halb ſchlendernd, halb vorwärts geſchoben, erreichen wir den kleinen Platz, auf welchem die altehrwürdige, verwitterte Kirche Santa Maria Annunziata ſteht. Wir ſind hier in der Eugeniniſtraße, durch die es einerſeits wieder zur Spianata hinabgeht, andererſeits hinüber zur Porta Reale, dem Landthore der Stadt.

Wir treten unter den Thorbogen, der wie ein Triumphthor frei aufragt, da die Verbindungsmauern, durch die er früher mit den Wällen zuſammenhing, längſt zuſammengebrochen ſind. Das Gedränge unter dieſem Bogen erklärt ſich durch den Zuſammenlauf von mehreren Straßen, die vom Lande herüberführen. Rechts hat man die Höhe, welche einſt vom Fort Abram gekrönt war. Daneben die Vorſtadt Manduchio und die »Fortezza Nuova«, die nicht mehr in Benützung ſteht. Man ſteigt durch die verödeten Räume bis zum Wallgange empor und überblickt den ehemaligen Zug des Fortificationsringes bis zur anderen Küſtenwarte hinüber — der Citadelle — von der weiter oben die Rede war. Dieſer Wallring,

der die Stadt einzwängte, beſteht nicht mehr; er iſt da und dort unterbrochen und die Engländer ſelber machten den Anfang, als ſie die Befeſtigungswerke, welche im Süden der Stadt ans Ufer herantraten, durchbrachen und die prachtvolle Via Marina anlegten.

Griechiſche Küſtenfahrer.

Auf dieſe Via Marina wollen wir uns nun verſetzt denken. Es iſt in den erſten Morgenſtunden, die Sonne kaum über den albaneſiſchen Bergen empor. Die Felszinnen glühen noch in jenem Goldroth, welches dem Sonnenaufgange voraus zu gehen pflegt. Die Küſten des gegenüberliegenden Feſtlandes liegen noch im Schatten, aber das Meer davor glitzert bereits von den erſten Goldfunken, welche die Sonne darauf wirft. Meer



Die Citadelle von Korfu.

und Geſtade haben noch eine unausgeſprochene graue Färbung, wie beiſpielsweiſe ein Waldthal in den Alpen, wenn das Sonnenlicht noch nicht in dasſelbe eingedrungen. Aber ſelbſt dieſe ſcheinbar todte graue Farbennuance hat eine Wärme, die man nur im Süden kennt .... An der Böſchung (dem Damme), welche die Via Marina über das Meer emporhebt, gurgelt die leiſe Brandung. Wir erreichen Caſtrades, eine Vorſtadt von Korfu, eigentlich aber eine Villenſtadt. Weiße Häuschen mit rothen Dächern und grünen Läden blinken aus üppigſtem Grün. Ueberall Gärten, ſchattige Plätzchen, friſche Wieſen, graugrünes Olivenlaub, helle Orangenkronen und ſelbſt vereinzelte Palmen. Die ganze Landſchaft liegt frei vor uns und wir ſchwelgen in dem Lichte und den Farben, mit welchen das Bild durchtränkt iſt. Keine ſchönere Gartenoaſe als dieſer Platz ſüdlich von Korfu zwiſchen dem Meeresufer und dem Fruchtland, das ſich weſtwärts bis zu den Ufern des Binnenbeckens von Kalichiopulo erſtreckt. Jene Bucht von Caſtrades und der letztgenannte See ſchnüren das Land zu einem Iſthmus zuſammen, an welchem eine ſüdwärts geſtreckte, im Anbeginne flache, ſpäter aber bergig emporſteigende und zuletzt mit einem ſteilen Vorgebirge nach Süden abfallende Halbinſel wurzelt. Iſthmus und Theile der Halbinſel bezeichnen den Raum, auf welchem einſt Korkyra, die glänzende, weitberühmte korinthiſche Colonienſtadt ſtand, die Uferhöhe mit dem Steilſturze die Lage der Akropolis. Noch findet man da und dort, in Gärten

Grieche von Korfu.

und zwiſchen Buſchwerk, Reſte der von Thukydides eingehend beſchriebenen Stadt. Ihre Burg, ihre Paläſte und Marmortempel, das Arſenal, das Forum und Theater, die Säulenhallen und Bäder und vieles Andere: das Alles iſt ſpurlos verſchwunden. Nur eine Tempelruine auf der Burghöhe hat ſich ſo weit erhalten, daß ſie überhaupt als beachtenswerthe Ruine gelten kann. Selbſt die ſpätere Zeit weiſt Ruinen auf den älteren und älteſten Trümmern auf: die Kirche Santa Maria Paläopolis, eine zweite Kirche und ein kleines Kloſter daneben. Sie liegen in der Gartenwildniß hinter Caſtrades. Cactus und Aloehecken umgürten ſie, triebkräftige Feigenbäume brechen — wie bei dem kleinen Kloſter — durchs zerbröckelnde Gemäuer. Ein alter Friedhof könnte ſich nicht romantiſcher ausnehmen. Aber nur die Geſchichte, das Menſchenwerk iſt hier todt, nicht aber die Natur, wie der Duft von Roſen und Citronenblüthen beweiſt, der unſere Sinne erquickt, in Gemeinſchaft mit dem friſchen Athem, der übers Meer herüberſtreicht.

Dorthin müſſen wir zurück, um wieder die Via Marina zu gewinnen. Sie führt uns im Bogen um das Südende der Bucht von Caſtrades herum nach dem Fiſcherdorfe Molino Veneto. Eine alte Windmühle auf der ſchmalen Landzunge, die nordwärts in die See heineinragt, hat ihm den Namen gegeben. Die Niederlaſſung iſt viel unanſehnlicher als Caſtrades. Kleine, niedere Fiſcherhütten ſtehen nebeneinander und haben einen freien Platz vor ſich, der bis zum Hafen hinabreicht. Dieſes Fiſcherdorf giebt dem Hafen das wenige Leben, das er aufweiſt. Das war nicht immer ſo, denn die Bucht von Caſtrades ſchaukelte einſt, da noch das prächtige Korkyra ſtand, ganze Handelsflotten in ihrer Fluth. Aus dem bewegten Lebensbilde iſt eine beſcheidene Idylle geworden. Sicher regt auch ſie an, wenn man den gegebenen Augenblick auszunützen verſteht, und ſich in die anſprechenden Genreſcenen vertieft, die ſich da unten an dem beſcheidenen Hafenquai abſpielen. Es ſind die ſchönſten Motive für den Pinſel des Künſtlers.

Leider wollen ſich dieſe letzteren auf dem Phäakeneilande nicht einfinden. Ihre Loſung iſt und bleibt Italien, obwohl dieſes in mancher Hinſicht von Korfu übertroffen wird. Zudem kennt alle Welt die Herrlichkeiten zwiſchen Florenz und Rom und zwiſchen Rom und Neapel — Wenige

aber wiſſen Beſcheid von dem Zauber, der im Joniſchen Meere waltet .... Die Landſchaftsdarſtellung — ob nun mit dem Pinſel oder der Feder — hat, ſofern ſüdliche Motive in Betracht kommen, Vieles mit den heiligen Hymnen gemein, die uralt ſind, und immer wieder hervorgeſtammelt werden, als drängten ſie aus der luſttrunkenen Seele. In tiefe Andachtsſtimmung verſinken Beide unbewußt: der Gebetfromme und der Landſchaftsſchilderer. Der Herzſchlag für die Natur läßt ſich ſo wenig meiſtern, wie der Sturm der Liebe, der Schauer des Todes, die ſiegreiche Macht der Wahrheit .... Wer Ithakas Lorbeerhaine in Silberbäche getaucht ſah, wer im Geiſte die Todtenſtille der Styx-Schlucht durchmeſſen hat, oder ſeine Erinnerungen an den Fichtenſtämmen Delphis zum Eisſcheitel des Parnaß emporranken ließ, oder das melodiſche Branden am Felsſturze von Capri gehört hat, den drängt es mächtig zur Schilderung, unbeſchadet der Thatſache, daß unzählige Male vor ihm dieſelben Bilder empfunden, dieſelben Eindrücke wiedergegeben worden ſind.

Korfu aber bietet neue Farben für die Palette. Wir ſtehen am Rande des Hafenquais von Molino Veneto und ſehen ein Wunder ringsum. Lothrecht ſtürzt die Felshöhe der Citadelle vor uns: ein Bild, das ſo ſchön iſt, wie der Klippenhang von Iſchia, die Tiberius-Höhe von Capri. Das freundliche Caſtrades inmitten ſeiner grünen Gartenoaſe ſchwimmt im durchſichtigen Sonnendampfe, der ſich aus der Gluthatmoſphäre niederſenkt. Die ſchlanken, anmuthigen Fiſcherweiber beleben das ſonnige Ufer, wie ein Nymphenſchwarm die Alpheios-Ufer im urclaſſiſchen Arkadien. Ueppiges Grün im Baumgewühle oberhalb des Dorfes, wo die königliche Villa liegt, violette Schatten am Küſtenhang und grelle Lichtbänder davor, weiche Luftwellen, die uns ſanft umfluthen: ein ſolches Bild mit ſeiner Miſchung von Grazie und ernſter Pracht will geſehen, will bewundert — nicht beſchrieben werden.

Hinter Molino Veneto, das heißt im Süden, eine Strecke auf die Uferhöhe emporgerückt, hat man die Villa Reale mit ihrem maleriſchen Gartendickicht. Das iſt kein Luſtpark nach herkömmlichem Muſter mit geradlinigen Gehwegen, ſchön beſchnittenen Bäumen, zahmen Hainen, welche ſtille Waldwieſen in ſich ſchließen. Im Bereiche der königlichen Villa waltet die Natur mit vollem, ungeſchwächtem Trieb. Alles drängt und wuchert ins

Tageslicht empor, Kronen beugen ſich zuſammen, um undurchdringlichen Schatten zu geben, Schlingpflanzen umſchnüren die Stämme, um das Geſpinnſt des Geäſtes zu verdichten, die Halbſchatten tiefer abzutönen. Man vermißt hier kein Gewächs Südens. Es giebt Brotfruchtbäume, japaniſche Mispeln, Judasbäume und Oliven-, Citronen- und Feigenbäume, dunkle hohe Cypreſſen, Agaven, Cactus, immergrünen Wegdorn, daneben Rebengewinde und Epheu im verſchwenderiſchen Ueberfluſſe. Namentlich ſchön iſt's auf der Terraſſe vor der Villa, oder auf der Freitreppe, die von hier zum Strande hinabführt. Der Ausblick zieht zwiſchen dunklen Cypreſſen auf das blaue Meer, welches weich und glatt zu Füßen liegt und im Hintergrunde vom rauchgrauen albaneſiſchen Geſtade abgeſchloſſen wird. Man könnte Stunden, Tage auf dieſem Ausſichtsplätzchen verträumen. Kein Ton ſtört die Einſamkeit; der Beſucher ſchwelgt in ſeliger Vereinſamung und fühlt kaum den Blüthenduft, der ihn umfächelt. Es iſt dieſe Terraſſe der Villa Reale einer jener Punkte, wo der Menſch plötzlich den Faden ſeiner Gedankenarbeit verliert und in ein träumeriſches geiſtiges Dolce far niente fällt. Das Leben manifeſtirt ſich nur in der Pflanzenwelt, in dem Säuſeln der Olivenzweige, in dem leiſen Rauſchen der Cypreſſenwipfel, in dem Kniſtern in Büſchen und Blüthendickicht. Auch das Meer murmelt melodiſch, wie ein Gruß von Kadmos' herrlicher Tochter Ino Leukothea, die, wie man weiß, Odyſſeus aus der Sturmnoth an das Geſtade von Scheria gerettet.

Südwärts der Villa Reale ſteigt der Weg immer ſteiler zur Uferhöhe hinan. Man kommt in ſchattigen Olivenwald und verliert nach und nach den Anblick des Meeres. Auch dieſer Pfad hat ſeine Reize. Dieſe knorrigen, ſtellenweiſe gewaltigen Olivenbäume ſchatten auf urclaſſiſchem Boden. Denn vor Alters muß ſich ein Theil von Korkyra hierher heraufgezogen und den Abſtand zwiſchen Stadt und Akropole baulich in irgend einer Art vermittelt haben. Wo jetzt dichte Kronen rauſchen und durch das filigranartige Geſpinnſt der Olivenzweige Stücke tiefblauen Himmels durchſchimmern, mögen ſtattliche Häuſer geſtanden haben, von deren Fenſtern oder Dachterraſſen aus man auf das Häuſermeer der eigentlichen Stadt — der Anlage von Meer zu Meer: vom »See von Kalichiopulo« zur Bucht von Caſtrades — hinabſah, rechter Hand den Uferfels (auf dem

die heutige Citadelle) als abschließende Coulisse .... Der Weg führt heute zur Höhe l'Ascensione, wo eine kleine Ortschaft mit Himmelfahrtkirche liegt. Auf dieser Höhe hat man vor einem halben Jahrhundert in einer Mulde des Osthanges einen kleinen dorischen Tempel gefunden, der das besterhaltene antike Bauwerk Korfus ist. Wem er geweiht war, ist unbestimmbar. Seine Lage war jedenfalls gut gewählt, denn die Schiffer, welche sich von Süden her, in den Canal von Korkyra eintretend, der Stadt näherten, mußten in Sicht des steil zur See abfallenden Burgberges (heute Cap Elia) zuerst die Höhe mit dem Heiligthume erblicken, das gerade auf die See hinaussah.

Von dieser Tempelruine geht es eine Strecke bergab (nach Westen) und auf den Weg hinab, der von Castrades direct zur Südspitze der korkyräischen Halbinsel herabführt. Dort endet dieser Pfad, der vorwiegend eine Promenade im Olivenschatten ist, mit einem Aussichtsplatz, »al Canone« genannt, den zu besuchen kein Reisender zu versäumen pflegt. Den Namen hat er von einem Geschützstande, der hier zur Zeit der englischen Occupation etablirt war. Von Korfu und dem Gebiete der antiken Stadtlage abgewendet, genießt man hier ein völlig neues, eigenartiges Bild. Gerade unter dem Aussichtsplatze, nur durch einen Steindamm mit dem Festlande verbunden, ragt ein kleines Eiland mit einer Klosterkirche über den Fluthen. Noch eine Strecke weiter draußen, frei in der See, erblickt man ein anderes Inselchen, eigentlich nur eine Felsklippe, mit Klosterkirchlein, hochragenden Cypressen und steilen Felsabstürzen: ein Seebild, so anmuthig und zart, daß man es für ein Spielzeug halten würde. Die einzigen Bewohner dieses Eilandes — gegenwärtig zwei Mönche — wissen allerdings mehr als von bloßer Idylle zu erzählen. Der Südoststurm wälzt mitunter ungeheure Wogen gegen die Klippen, welche hierbei förmlich zu wanken scheinen. Jede Sturzsee mit Windgeheul und Wogengebrause macht das Herz erzittern. Rings undurchdringliche Nacht, zu Häupten schwarzes Gewölk. Das Kloster erbebt in den Grundfesten; durch die Cypressenwipfel heult und pfeift es, wie durch Masten und Takelwerk eines Schiffes.

Der Vergleich liegt umso näher, als wir es hier thatsächlich mit einem »Schiffe« zu thun haben. An diesem Klippeneilande ist nämlich die

Sage von dem »trefflichen Schiffe der phäakiſchen Männer« haften geblieben. Als Poſeidon von Zeus ſelber den Rath erhalten, die von Ithaka heimkehrenden Phäaken zu verderben,

Ging er nach Scheria hin, dem Lande der ſtolzen Phäaken.
Allda harrt' er; und bald kam nahe dem Ufer das ſchnelle
Meerdurchgleitende Schiff. Da nahte ſich Poſeidaon,
Schlug es mit flacher Hand, und ſiehe: plötzlich verſteinert
Wurzelt es feſt am Boden des Meeres. Drauf ging er von dannen.
Aber am Ufer beſprachen mit ſchnellbeflügelten Worten
Sich die Phäaken, die Führer der langberuderten Schiffe.
Einer wendete ſich zu ſeinem Nachbar und ſagte:
Wehe! wer hemmt im Meere den Lauf des rüſtigen Schiffes,
Welches zur Heimat eilte? Wir ſah'n es ja völlig mit Augen!
Alſo redeten ſie und wußten nicht was geſchehen war....

Das verſteinerte Phäakenſchiff heißt heute Pondikoniſi — »Mäuſeinſel«. Sie liegt knapp vor dem Einfahrtscanal der birnförmigen, von Süd nach Nord geſtreckten, die korkyräiſche Halbinſel im Weſten beſpülenden Bucht, welche man den »See von Kalichiopulo« nennt. Es iſt der »zweite Hafen« der Stadt des Alkinoos. Heute iſt er vollſtändig vereinſamt; die Uferränder ſind ſtellenweiſe verſumpft. Alles Leben, von dem die Odyſſee berichtet, iſt verſtummt. Kein Schiffsgewirr, keine ſtolzen Kriegsfahrzeuge, keine Docks, ja überhaupt keine Steine melden von der Vergangenheit. An ſeinem Nordende nimmt dieſer See den Quellbach Creſſida auf, der, wie wir ſchon einmal erwähnt, bei einigen Homer-Auslegern für den Schauplatz der Scene zwiſchen dem im Blätterwuſt erwachenden Odyſſeus und der Königstochter Nauſikaa gilt. Der Platz erſcheint aber hierfür ſehr ſchlecht gewählt; denn es iſt nicht anzunehmen, daß der irrende Dulder von den Wogen des Kriegshafens ans Land geworfen worden ſei, wie es der Fall ſein müßte bei dem Creſſidabach, der zwei Kilometer nordweſtlich des Kalichiopuloſees entſpringt und nach kurzem Laufe in dieſen fällt. Beſſer gewählt iſt die Stelle an dem jenſeitigen Ufer der Inſel, das heißt im Norden, dort, wo das weite Rund der Bucht von Govino ſich öffnet. Man gelangt von der Hafenpromenade, immer weſtwärts fortſchreitend, zunächſt in die Vorſtadt Manduchio, in der Folge über einige Geſtadehügel zur Mündung des Baches »Potamos«, von wo die Strandebene bis zu dem eine halbe Stunde landeinwärts gelegenen gleichnamigen Golfe ſich erſtreckt.

Gegen dieſes Geſtade brandet das offene Meer, und die Landung des ſchiffbrüchigen Odyſſeus iſt — wenigſtens für die Phantaſie — an dieſem Punkte immerhin acceptabel.

So wären wir mitten drin in der Odyſſee. Wenn wir in den nachfolgenden Zeilen näher auf die Scenerie im Phäakenlande eingehen, ſo geſchieht dies weniger mit der Abſicht, unſer kritiſches Licht leuchten zu laſſen, ſondern einfach deshalb, damit der freundliche Leſer nicht nöthig hat, nach der Dichtung Homers zu greifen und die betreffenden Textſtellen herauszuſuchen. Die Manipulation mit zwei oder mehreren Büchern während der Lectüre hat immer etwas Störendes. Wer die vorſtehenden Seiten lieſt, ſoll auch, in dem Augenblicke, da das phäakiſche Abenteuer des Odyſſeus zur Sprache kommt, nicht abſpringen .... Bleiben wir alſo beim Gegenſtande .... Nach ſiebzehntägiger glücklicher Fahrt gewahrt — wie wir bereits gelegentlich unſerer Mittheilungen über die Inſel der Kalypſo berichtet haben — der aus Aethiopien heimkehrende Poſeidon den »göttlichen Dulder«, und benützt die Gelegenheit, um dieſen zu verderben. Odyſſeus hat den Sohn Poſeidons, den Kyklopen Polyphemos, geblendet. Daher der Rachedurſt des Gottes. Die See rauſcht in gewaltigen Wogen auf, Nacht hüllt Himmel und Waſſer ein und furchtbar wüthet der Sturm. Odyſſeus wird von dem Floße, welches er mit Hilfe der Kalypſo auf Ogygia gezimmert, in die empörte See geſchleudert und droht unterzugehen. Aber Ino Leukothea, die Meeresgöttin, taucht empor, giebt dem Schiffbrüchigen einen Schleier, damit er denſelben um die Bruſt ſchlinge. Dieſer Rettungsgürtel hält ihn über Waſſer und nach dem hilfloſen Zuſtande, der zwei furchtbare Tage und Nächte andauert, glättet ſich das Meer, Odyſſeus ſieht Land vor ſich und wird von der Brandung an den klippigen Strand geworfen, an der Mündung eines Fluſſes .... Das könnte der Potamos geweſen ſein, die einzige Waſſerader Korfus von Bedeutung. Am Rettungsplatze verkriecht ſich der Schiffbrüchige in ein Olivengebüſch mit hohen Laubſchichten.

Hier verbringt er die Nacht des dritten Tages. Athene hat mittlerweile, in Geſtalt einer Freundin, Nauſikaa, die Tochter der Königin Arete und des Königs Alkinoos, ihres Müßigganges halber ausgeſcholten und ſie zur Arbeit angeſpornt. Das wirkt. Nauſikaa tritt des Morgens vor ihren

Digitized by Google

Vater und bittet um einen beſpannten Wagen, um zur Wäſche zu fahren. Das Verlangte geſchieht. Nauſikaa und ihre Mädchen ſind flink bei der Arbeit, beenden ſie, tanzen hierauf und ſpielen Ball. Als dieſer ins Waſſer fällt, ſchreien ſie auf. Auf dieſen Lärm hin erwacht Odyſſeus. Sein Zuſtand iſt freilich nicht ſehr empfehlend, und einige abgebrochene Olivenzweige bilden die proviſoriſche Toilette. Natürlich ſuchen die erſchreckten Mädchen das Weite, Nauſikaa ausgenommen; Odyſſeus fleht zu der ihm erſchienenen »Göttin« (wie er meint), und die Königstochter befiehlt nun ihren Geſpielinnen für den Schiffbrüchigen Kleider zu beſchaffen, die an den Strom gelegt werden. Gebadet und geſalbt, tritt er wieder vor Nauſikaa, und dieſe iſt bezaubert von dem Fremden, der wie ein Halbgott anzuſehen. Sogar ein heimliches Verlangen ſchleicht ſich in des Mädchens Herz, denn ihr Wunſch iſt, einen ſolchen Gemahl zu erhalten, »wohnend in unſerer Stadt, und gefiel es ihm ſelber, zu bleiben!« ....

Griechin von Korfu

Von der Rettungsſtelle geht es in die Stadt. Odyſſeus folgt dem Wagen, muß aber zurückbleiben, als die Mädchen vollends heimkehren. Vor den ungebührlichen Späßen der Phäaken iſt der göttliche Dulder dadurch geſchützt, daß Athene Nebelſchleier ausbreitet. Dann erſcheint ſie ſelber als Waſſerträgerin und führt ihn vor den Palaſt des Königs .... Die Frage iſt nun die, wohin wir uns dieſen zu denken haben? Ueber die topographiſche Situation der »Stadt des Alkinoos« mögen für den Zweifler Bedenken

obwalten: Die Phantaſie und die Odyſſee-Interpretation hat ſie längſt feſtgeſtellt. Die Phäakenſtadt erſtreckte ſich in dem Raume vom Nordrande der Kalichiopulo-Bucht im Weſten bis zu jener von Caſtrades im Oſten, alſo über den Iſthmus, an welchem die korkyräiſche Halbinſel hängt. Natürlich zog die Anlage auch noch bis zu dieſer herab, hatte vielleicht noch ein Bergviertel, als Mittelglied zwiſchen Stadt und Burg, welch' letztere die

Die Bucht von Cardakio mit dem „Phäakenſchiff".

Uferhöhe bei der heutigen Villa Reale krönte. Der Weg, den Odyſſeus vom Rettungsplatze aus nahm, ging rückwärts, das heißt im Weſten der jetzigen Stadt, von der Potamos-Mündung über die Hügel zwiſchen der Vorſtadt Manduchio und dem Dorfe Alipi, ſo daß der Eingang der Alkinoos-Stadt im Norden bei dem heutigen Caſtrades, hinten, in den Ackerfeldern und Gärten, zu denken iſt ....

Der Palaſt des Königs war ſehr prächtig. Goldene und ſilberne Hunde hielten vor der Pforte, die aus maſſivem Golde war und in ſilbernen

Angeln ruhte, Wache. Man gelangte in Gemächer, deren Wände aus Metall waren; mit Teppichen belegte Seſſel ſtanden daran und Piedeſtale mit goldenen Jünglingsgeſtalten, welche brennende Fackeln trugen .... Dieſe Schilderung Homers giebt nun freilich zu denken, denn was er uns da beſchreibt, deutet auf phöniſiſch-babyloniſchen Kunſtſtyl, den der Dichter hier bei ſeiner Erfindung der Phäakenſtadt in Anwendung brachte. Da wir aber hier nicht zu kritiſiren, ſondern zu erzählen haben, ſo gehen wir weiter .... Odyſſeus ſchreitet durch dieſe Gemächer und gelangt vor die Königin Arete, vor der er einen Fußfall macht und ihre Knie umfaßt, mit der Bitte, ihn in ſeine Heimat — die lang vermißte! — zu bringen. Nach einer Pauſe hebt Alkinoos den Knieenden auf und ruft dann die Phäakenfürſten zum Hausfeſte auf, durch welches man den Gaſtfreund ehren wolle. Nachdem das Königspaar und Odyſſeus allein zurückgeblieben ſind, erkennt Arete die Kleider und der Schiffbrüchige berichtet nun — ohne ſich zu erkennen zu geben — von ſeiner Fahrt von Ogygia bis zum phäakiſchen Strande, von ſeinem Unglücke und ſeiner wunderbaren Rettung.

Am nächſten Morgen iſt die Blüthe des Phäakenthums im Palaſte verſammelt. Auf dem Markte finden Kampfſpiele ſtatt, an denen ſich Odyſſeus in ſeinem Kummer nicht betheiligen will, ſchleudert aber, zuletzt der Stänkereien müde, die Wurfſcheibe weit übers Ziel hinaus. Alles verſtummt. Alkinoos läßt, um den unangenehmen Eindruck des Zwiſchenfalles zu verſcheuchen, eine Tanzpantomime (Hyporchem) folgen: die Liebe des Ares und der Aphrodite. Dann produciren Ballſpieler ihre Kunſt, welche des Fremden Beifall ernten, ſo daß der König wieder beruhigt iſt und nun zwölf Fürſten ſeines Hofes auffordert, dem Gaſte Geſchenke zu ſpenden: »Jeder den ſauberſten Mantel und Leibrock und ein Talent des allgeprieſenen Goldes« ....

So vergeht der Tag. Nach Sonnenuntergang ſtößt Odyſſeus auf die liebliche Nauſikaa, die ſich darüber zu grämen ſcheint, daß der Gaſt nach der Heimat fort will. Sie wünſcht ihm Glück, fordert aber von dem Fremden auch ferneres Gedenken, wenn er einſt daheim, »im Lande der Väter«; denn ſie iſt es, der er ſein Leben verdanke. Es folgt das Mahl, bei welchem Demodokos, auf des Odyſſeus Bitte, die Geſchichte vom hölzernen Roß von Troja vorträgt. Den göttlichen Dulder übermannt die Rührung, er läßt

ſeinen Thränen freien Lauf, und nun fragt Alkinoos nach dem Namen des Fremden.

»Ich bin Odyſſeus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menſchen bekannt; und mein Ruhm erreicht den Himmel.
Ithaka's ſonnige Höh'n ſind meine Heimat; in dieſer
Thürmet ſich Neritons Haupt mit rauſchenden Wipfeln; ....
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Aber wohlan! vernimm jetzt meine traurige Heimfahrt,
Die mir der Donnerer Zeus vom troiſchen Ufer beſchieden.«

Und es folgen die Erzählungen über die beſtandenen Irrfahrten, die erduldeten Leiden, die erlebten Abenteuer .... Auf ſie einzugehen, müſſen wir Abſtand nehmen; ſie gehören ohnedies nicht zum Gegenſtande. Als der göttliche Dulder geſprochen, verſtummten Alle umher und ſchwiegen, »horchten noch, wie entzückt, im großen ſchattigen Saale« .... Alkinoos wünſcht dem Schwergeprüften eine glückliche Heimfahrt, dieſer wird abermals beſchenkt und geht am Abend zu Schiffe. Der letzte Trank iſt den Göttern geſpendet. Die Fahrt ging aus der heutigen Bucht von Kalichiopulo, denn dorthin zurück ſtrebte das heimkehrende Schiff, um knapp vor dem Hafeneingange — wie die Lage der »Phäakeninſel« zeigt — durch Poſeidons Zorn verſteinert zu werden. Während der Ueberfahrt ſchläft Odyſſeus und vergißt ſo die ausgeſtandenen Gefahren und Leiden. Mit der Morgendämmerung gelangen die Phäaken in die Phorkysbucht auf Ithaka — es war eine einzige Nachtfahrt, eine Fahrt aus dem Reiche der Fabeln und Träume in jenes der Wirklichkeit. Das Erwachen des Odyſſeus aus dieſem Schlummer nach vollbrachter Landung läßt ſich alſo auch in dem Sinne deuten, daß das nun Folgende (die Ankunft in der Heimat, der Kampf mit den Freiern u. ſ. w.) der Wirklichkeit, die Abenteuer des Irrenden aber der Phantaſie angehören. Da Odyſſeus in der Uferhöhle neben ſeinen Schätzen erſt dann erwacht, als die Phäaken mit ihrem Schiffe längſt die hohe See wieder gewonnen haben, ſo wird ihm ſelber das Geſchehene zum Traume, das Erwachen der Anbeginn eines neuen Lebens .... Damit endet unſere homeriſche Abſchweifung ....

Wir müſſen nun zum Schluſſe auch ein wenig in der Umgebung von Korfu, beziehungsweiſe im weiteren Bereiche der Inſel uns umſehen. Touren dieſer Art gehören zu den genußreichſten, was die zaubervolle Inſel

Digitized by Google

zu bieten vermag. Im Großen und Ganzen halten wir an drei Hauptrouten feſt: Zur Nordküſte über den Pantaleone, dann zur Weſtküſte nach Paläokaſtritza, und zuletzt zur Südküſte mit den Zwiſchenſtationen Gaſturi, Santa Decca und Benizze .... Die Nordroute erhält mannigfache Abwechslung, wenn man den Rand der Bucht von Govino in Betracht zieht, Ipſo beſucht und den San Salvatore beſteigt. Die directe Nordſtraße geht durch Porta Reale nach Potamo, dem Dorfe unweit der Landungsſtelle des Odyſſeus. Wir rollen mit unſerem Gefährt über die Brücke und kommen alsbald in dichten Olivenwald. Die Luft iſt balſamiſch, weich und lind, wie ein Maienhauch in Blüthengärten. Die Sonne, obwohl intenſiv leuchtend, wird nicht läſtig, ſo lange man im Schatten der herrlichen Oelbäume verbleibt. Das Dickicht lichtet ſich, wenn man nach rechts zu an den Rand der Bucht von Govino tritt. Hier, wo zwei Uferrücken zangenartig ein kleines, ſtilles Seebecken umklammern, befand ſich einſt das Seearſenal der Venetianer. Jetzt ſind nur noch Reſte zu ſehen. Das Ganze iſt eine Wildniß, welche ſelbſt die Bewohner der Inſel niemals aufſuchen.

Auf die Fahrſtraße zurückgekehrt treten wir in den Hohlweg hinein, der zum Paß des Pantaleone hinaufführt. Er iſt ſtellenweiſe tief eingeſchnitten, aber ſtrahlend im Blüthenflor, wenn es gerade Roſenzeit iſt. Ein Blüthenkatarakt geht von den Abhängen nieder. Auch andere Blüthen wuchern in farbiger Fülle und ſpenden aromatiſchen Duft. Man kommt zum Dorfe Conrachiana, das maleriſch auf der Höhe liegt. Etwas dahinter, nach Nordoſt, klebt Spartilla am Hange des gleichnamigen Berges, dem weſtlichen Höcker des Salvatorerückens. Obwohl dieſe Höhen meiſt kahler Fels ſind, liegen ſie gleichwohl in ſo weichem, ſtimmungsvoll abgetöntem Duft, daß ſie die herrlichſte Vegetation erſetzen. Wir treten in den Schatten hoher ſtämmiger Cypreſſen. Rechts und links wuchert Aloegeſtrüpp. Auch hier duften Roſen. So geht es, wie auf einem Luſtwege, immer höher nach Scripero hinauf. Dort ſind wir im unmittelbaren Bereiche des Pantaleone, der rechter Hand herüberſieht. Es iſt kein mächtiger Berg; ſelbſt die Kuppen, obwohl felſig, ſind weich gerundet und zeigen ein grünes Kleid. Darüber liegt ein tiefblauer Himmel. Nur ein Ueberfluß an Sonne wäre in dieſem Bilde zu beklagen, ein Zuviel an Licht, das keine Schatten, das

heißt keinen Wechſel von Licht und Schatten, alſo das, was man an einem Gemälde »Farbe« nennt, aufkommen läßt. Selbſt die mit Oelwald gefüllten Thäler ſchwimmen in lichten Halbtönen. Man glaubt in erſtarrte graugrüne Ströme hinabzuſehen.

Hat man den 400 Meter hohen Paß hinter ſich, ſo öffnet ſich nordwärts ein zaubervoller Ausblick auf den Nordrand der Inſel und das davor ruhende Meer bis zu den ſteilen Akrokeraunien hinüber, deren höchſter Felsgipfel — der 2025 Meter hohe Tſika — wie eine Rieſenfackel im Blau des Himmels verglüht. Faſt hart an der Küſte, etwas nach Nordweſten in die See hinausgeſchoben, liegt eine Gruppe von Felseilanden in der ſilbern glänzenden See. Die entlegenſte und größte iſt Fano, von dem bereits an anderer Stelle die Rede war (ſ. S. 308). Sie iſt felſig und hat ein maſſiges Vorgebirge im Nordoſten. Auf dem Grat, der aus dem Innern des Eilandes zum Cap emporſteigt, ragen die Flügel einer Windmühle; davor liegen zerſtreut einige Hütten. Die anderen Eilande — Merlera, Salmaſtraki und mehrere Scoglien — ſind unbewohnt .... Das ganze Bild verliert nichts von ſeiner Schönheit und Farbenfülle, wenn wir von der Paßhöhe hinabfahren, nach Sidari zu, unſerem diesmaligen Ziele .... Es iſt ein unanſehnliches Dorf am ſumpfigen Strande. Um ſo ſchöner iſt die Geſtadepartie weiter weſtlich, wo ſtellenweiſe impoſante Felſen anſteigen und die Wogenbrandung im Geklüft des Steilſturzes zerſtiebt. Dort hat die See gewaltige Steinmaſſen vom Feſtlande abgefreſſen. Man kommt an eine Stelle, wo die Felswand thurmhoch abfällt, zum Theile überhängt und vor ſich in der Brandung ſtehen gebliebene Felspfeiler hat. Man gewinnt den Eindruck, als wäre hier ein koloſſaler Palaſt in die See verſunken, von dem nur noch einige Pfeilerſchäfte aufragen. Auf der Küſtenhöhe giebt es Baumſchatten und Blüthenduft, wenn gerade die Mandelbäume ihre leuchtenden Sterne anſetzen. Zuletzt kommt das »Cap Bianco del Nord«, ſo genannt zum Unterſchiede von einem anderen »weißen Cap«, welches an der Südſpitze der Inſel in die See abtaucht.

Wir kehren auf dem Wege, welchen wir gekommen, zurück, etwa bis Courachiana, dem Dorfe im Angeſicht der Spartilla-Höhe. Hierauf verlaſſen wir den Wagen und ſteigen zum innerſten Winkel der Govinobucht

hinab .... Es ist eines der einsamsten, hiebei aber ein ungemein reizendes Plätzchen. Nur bei Südoststurm schlagen die Wogen an dieses Gestade, an welchem die Häuser von Ipso hängen. Ein Kloster mit Baumschatten steht daneben. Selbst einige Palmen beleben das stille einsame Gestade. Vor sich hat man das ganze Rund der Govinobucht, mit der Hafenfronte von Korfu im Hintergrund, links das Ufer von Butrinto und dahinter in stufenweiser Folge die Hochberge von Albanien .... Ipso selber ist der beste Ausgangspunkt für eine Besteigung des San Salvatore. Es geht vom Strande zunächst nach Spartilla hinauf. Ein Zickzackpfad windet sich empor. Der Weg wird erst hinter dem Dorfe beschwerlich. Bald schwinden die Olivenhaine und nur Buschwerk deckt den Felsboden. Die schluchtartigen Einsenkungen sind mit Geröll ausgefüllt. Nach längerem Anstiege ist die 911 Meter hohe Spitze des Erlöserberges erreicht. Ein kleines Kloster steht darauf, und muthmaßlich auf der Stelle eines antiken Heiligthumes. Das Gebäude ist unansehnlich. Es hat einen Arkadengang und Zellen, welche den Pilgern zur Unterkunft dienen. Obwohl der Aufstieg an sich nicht sehr lohnend ist, so bleibt der Salvatore immerhin besuchenswerth, schon der unvergleichlichen Rundsicht halber, die man vom Scheitel dieses höchsten Berges der Insel genießt. Diese letztere liegt, wie eine Reliefkarte, mit allen ihren Höhen und Ebenen, mit ihren Buchten und leuchtenden Ortschaften, zu Füßen des Beschauers, der seine Blicke weit über die Stadt und ihre Citadellenhöhe in den Canal schweifen läßt, der zwischen Festland und Insel sich hindurchwindet.

Unser Rückweg geht wieder über Spartilla nach Ipso hinab. Wenn eine Barke zur Hand ist, kehren wir per mare nach Korfu zurück. Man hat hierbei den Anblick der mit dichten Olivenhainen gesäumten Uferhöhe im Süden, d. i. zwischen Manduchio und Govino, und sieht die Stadt selber wie durch ein Zauberglas immer näher und näher rücken, bis unversehens der belebte Hafen uns aufnimmt .... Einmal auf dem Wasserwege begriffen, verschmähen wir die Landung und lassen um die Citadellenhöhe steuern. Es ist ein prächtiges Bild, zumal auf der offenen Canalseite, wo die Felswand jählings abstürzt. Die dunklen Cypressen ragen wie Obelisken, regungslos und mathematisch genau nach oben sich verjüngend, darüber

empor. Der Geſammteindruck iſt aber keineswegs ernſt, ſchon der Farbe wegen, die man auf dieſer Paradieſes-Inſel an keinem Orte vermißt.

In der Folge kommen wir, nun ſüdwärts ſteuernd, an bekannten Localitäten vorüber. Es öffnet ſich rechter Hand die Bucht von Caſtrades mit der Uferortſchaft dahinter, der Felsſporn mit der Windmühle tritt uns näher und im Hintergrunde ſehen wir die Hütten von Molino Veneto. Alle genoſſenen Reize werden in unſerer Erinnerung wieder lebendig, wenn der Kahn uns am Geſtade der Villa Reale vorüberträgt .... Welch' ein herrlicher Fleck Erde! Alle Nuancen des ſaftigſten Pflanzengrüns ſind hier vertreten. Der Cypreſſen-Pylon läßt unſeren Blick landeinwärts tauchen, wo die Terraſſe mit ihren Bosquets in einem myſtiſchen Lichte ſchwimmt, wie der Zaubergarten Armida's .... Leider iſt all' das nur flüchtiger Genuß. Ein Vorgebirge verdeckt die Uferhöhe. Der Kahn geht knapp unter dem ſteilen Oſthange der korkyräiſchen Halbinſel vorüber, wendet dann ſcharf nach Weſten und eine völlig veränderte Scenerie entrollt ſich unſeren Blicken. Wir ſind in der Bucht von Cardakio: vorne, wie aus der Fluth emporwachſend, das »Schiff der Phäaken«, rechts das zweite Inſelchen mit dem Kloſter darauf, noch weiter rechts, am Feſtlande endlich, das Ausſichtsplätzchen »al Canone« und darüber das Elias-Cap.

Bis hieher reichte das uns von früher her bekannte Uferſtück. Was nun folgt, ſoll uns neue Reize erſchließen. Wir laſſen um das Phäakenſchiff herum durch den engen Einfahrtscanal zum See von Kalichiopulo rudern und an geeigneter Stelle landen. Nach zehn Minuten Wegs landeinwärts ſtoßen wir auf die Straße, die die ganze ſüdliche Hälfte der Inſel durchzieht. Dem Wanderer zu Fuß bietet ſie eine Fülle der unvergleichlichſten Genüſſe. In kaum ſechs Viertelſtunden hat er den herrlichſten Olivenwald der Inſel, jenen von Gaſturi durchwandert. Dort öffnet ſich ein Thälchen gegen den Monte Decca zu, der wie ein ſilbergrünes Meer wallt, ſo dicht iſt das Kronengewoge. Von Gaſturi weiter folgt man dem Strandwege, immer weiter nach Süden, und tritt in die Orangengärten von Benizze. Es iſt ein Wandern wie in einem Paradieſe. Im lichten Laub glühen die gelben Früchte zu Tauſenden, Maſſen hievon liegen am Boden und leuchten wie Hesperidenfrucht aus dem Graſe. Das Ufer, das bis vor den Ort

Digitized by Google

vollkommen flach iſt, ſteigt erſt hinter demſelben etwas an. Man muß dort hinauf, um den Weg landeinwärts zu gewinnen, der uns wieder zurück nach Korfu bringt, diesmal auf dem Umwege über Santa Decca, das Dorf unweit des Gipfels des »Zehn-Heiligen«-Berges. Es iſt eine Bergſtraße.

Apuliſche Segelbarke.

Zuletzt ſteigt man zu Fuß die Gipfelhöhe hinan, von der man gleichzeitig beide Ufer — das Oſt- und Weſtgeſtade — mit den Blicken umfaßt. Nordwärts hat man eine ganze Reihe von Ortſchaften vor ſich, weißſchimmernd, wie helle Punkte in die grüne Inſeldecke eingewoben, graugrünen Olivenwald in den Thälern, hochragende Cypreſſen, hellblaues Meer in Buchten hereindrängend und dahinter die Stadt Korfu als eine funkelnde Schließe

an dieſem Geſchmeide. Am Weſtgeſtade nordwärts hinaufgerückt, ſieht man Pelekas und Paläocaſtritza, die reizendſten und die beſuchenswertheſten Ausflugsplätze im Weſten der Inſel.

Von Santa Decca aus vollführen wir nun unſere letzte Tour, die nach dem äußerſten Süden der Inſel. Man benöthigt hierzu von dem genannten Dorfe per Wagen vier Stunden, von der Stadt aus eine Stunde mehr. Die Südhälfte von Korfu unterſcheidet ſich ihrer Form nach von der Nordhälfte hauptſächlich dadurch, daß ſie ungemein ſchmal, dabei aber langgeſtreckt iſt. Es iſt, um an einen früher gemachten Vergleich zu erinnern,

Segelboot im Joniſchen Meere.

der Stiel an der Keule; Keulenkopf iſt ſonach die Nordhälfte der Inſel. An Reizen iſt dieſer Theil arm, dagegen nicht minder fruchtbar als der andere, und verhältnißmäßig dichter bevölkert. Auf dem ganzen Wege ſtößt Dorf an Dorf. Es iſt eine Schnur freundlicher weißer Niederlaſſungen mit dem uns wohlbekannten Pflanzenſchmucke. Bei dem Dorfe Argirades trifft man koloſſale Exemplare von Oelbäumen, Rieſen, wie man ſie auf ganz Korfu nicht wiederfindet. Dort iſt die Weſtküſte ziemlich flach und eine Lagune nimmt beträchtlichen Raum ein.

Endlich iſt Potami erreicht. Das Dorf liegt an dem Inſelgeſtade, welches dem epirotiſchen Feſtlande zugekehrt iſt. In dem Raume dazwiſchen

und bis zur Inſel Syvota (Scivota) hinab fanden zwei berühmte Seeſchlachten zwiſchen den Korinthern und Korkyräern ſtatt, von denen die erſte den peloponneſiſchen Krieg einleitete. Nördlich von Potami, etwa eine Stunde entfernt, ragt das niedere Cap Lewkimo in die See, jenes Cap »Leukimne«, auf welchem die ſiegreichen Korkyräer nach dem zweiten Siege eine große Trophäe mit erbeuteten Schiffsſchnäbeln und Maſten der korinthiſchen Flotte errichteten ....

Schon vor Beginn des peloponneſiſchen Krieges hatten die Athener als ſeetüchtige Macht (im Gegenſatz zu der überlegenen Landmacht Sparta) ihre Aufmerkſamkeit der Inſel Korfu zugewandt. Thukydides erklärt ausdrücklich, daß den Athenern die Inſel aus zweifachen Gründen als ſehr wichtig ſchien: einmal wegen ihrer geographiſchen Lage, als Mittelglied zwiſchen dem griechiſchen Feſtlande und Italien; zweitens als Flottenſtation, weil in jener Zeit Handel und Schifffahrt ſich möglichſt nahe dem Feſtlande und den Inſeln hielten .... Bei Beginn des Krieges ſchickten die Athener den Korkyräern zehn Schiffe zu Hilfe. Die Führer hatten — wie Xenophon berichtet — den gemeſſenen Befehl, den Korinthern kein Seetreffen zu liefern, wofern dieſe ihren Angriff nicht gegen Korkyra richteten, oder in deſſen Nähe eine Landung verſuchen würden .... Die atheniſchen Schiffe waren kaum in Korkyra eingetroffen, als die korinthiſche Flotte, 150 Segel ſtark, gegen die Inſel angriffsweiſe vorging. Die Korinther lehnten die Schiffe ihrer Bundesgenoſſen an das Feſtland, bei Cheimerion, während ſie ſelber mit ihren Schiffen nach der offenen See hin Stellung nahmen. In dieſer Formation verharrten ſie drei Tage, dann brachen ſie des Nachts auf. Als ſie des Morgens auf der Höhe von Korkyra anlangten, erblickten die Korinther die zum Kampfe entſchloſſenen Korkyräer. Die zehn Schiffe der Athener fanden unter Cap Leukimne, auf welchem ſich die Landmacht poſtirt hatte, Schutz. Die Flotte der Korkyräer zählte nur 100 Segel, war alſo weit ſchwächer als die feindliche. Nach dem Zeugniſſe des Thukydides ſoll die Schlacht in ein entſetzliches Gemetzel ausgeartet ſein, wobei dem Einzelkampfe die Hauptrolle zufiel, da die Schiffe faſt gar nicht manövrirten, ſo dicht lagen ſie aneinander. Schließlich wurde der rechte Flügel in die Flucht geſchlagen, während der linke Stand hielt. Faſt wäre hier die Entſcheidung

zu Gunſten der Korinther gefallen, da die Athener ſich weigerten, in den Kampf einzugreifen. Als die Korkyräer ſchließlich den Ausſchlag gaben, wurden die Athener gleichfalls mit den Korinthern handgemein.

Auch die zweite Seeſchlacht am Cap Leukimne wurde zu Gunſten der Korkyräer entſchieden. Diesmal war die atheniſche Flotte 30 Segel ſtark und etwas kampfluſtiger als in jenem erſten Seetreffen. Sie lief nämlich am Tage nach der Schlacht, trotz des hohen Seeganges und der zahlloſen Schiffstrümmer, welche das Meer bedeckten, nochmals aus und forderte die Korinther zum Kampfe. Natürlich nahmen dieſe die Herausforderung nicht an, ſondern ſegelten vielmehr mit dem Reſte ihrer Flotte über Leukadien ab. »Die Korkyräer ſtellten darauf ein anderes Siegeszeichen in der Inſel Sybota auf, weil ſie dreißig Schiffe zerſtört, ihre Todten und Schiffstrümmer Abends, da die atheniſche Hilfe gekommen war, geborgen hatten.« Uebrigens waren auch die Verluſte der Korkyräer ſehr bedeutende. Etwa ſiebzig ihrer Fahrzeuge waren nach dem Kampfe ſeeuntüchtig und tauſend Gefangene hatten die Korinther mit ſich fortgeſchleppt.

So war zwiſchen Leukimne und Sybota einer der erbittertſten und folgereichſten Kriege eingeleitet worden. Aus dem kleinen localen korinthiſchen Kriege wurde der große peloponneſiſche, der 27 Jahre lang die griechiſchen Völkerſchaften und das ganze Mittelmeer im eiſernen Banne hielt. Thukydides meint, daß ſich aus dem Augenſcheine der Begebenheiten ſelbſt leicht ergebe, »wie derſelbe an Größe alle vorigen übertreffe und dieſes überhaupt eine der ſtärkſten Bewegungen geweſen ſei, worin ſowohl die Griechen, als auch einige von den barbariſchen Völkern, ja, er glaube ſogar ſagen zu können, die Mehrheit der Menſchen ſelbſt je verwickelt worden ſei.« Er ſtellt dieſem Kriege einzig nur den perſiſchen voran; dafür war der peloponneſiſche von längerer Dauer und in ſeinen Folgen bedeutſamer, als irgend eine andere Unternehmung in Waffen auf heimatlichem Boden ....

Vom Cap Lewkimo geht es zum ſüdlichſten Vorgebirge der Inſel, dem »Cap Bianco«, das gleichfalls flach in die See vorſpringt. Es iſt ein einſames Plätzchen. Wenn Scirocco-Wetter herrſcht, ſtürzen ungeheure Wogen über dieſen Uferſporn, der in die offene See hinausgeſchoben iſt. Gerade vor ſich hat der Beſchauer die Inſel Paxo, eine graue Maſſe, die im Nebel

der Ferne verſchwimmt. Ein graugelbes Kalkgebirge, mit rothen oder violetten Schattenſtellen, begrenzt den Horizont auf der Feſtlandsſeite, von der aus die tiefblaue Himmelskuppel ſich wölbt .... Daß dieſer genußreiche Moment ab und zu von wehmüthigen Erinnerungen durchflochten wird, vermindert kaum ſeinen ergreifenden Reiz. Zu unſeren Füßen flüſtern die Wellen, wie damals, da der ſchlummernde Odyſſeus auf der Fahrt nach der Heimat an dieſem Vorgebirge vorüberſteuerte. Die Lüfte ſchweigen und das Dämmerlicht webt geheimnißvolle Gebilde in den Dunſt des Meeres. Roſengluth zu Häupten, Waſſerzauber zu Füßen: alles auf wechſelnden Farbengrund traumhaft hingegoſſen. Was all' dieſe Zauber bedeuten, weiß nur der, dem der ſelige Genuß der Natur kein leerer Wahn iſt und der nicht gleichgiltig am offenen Thore der Seligkeit vorübergeht.

Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
Non tulit ulterius —

»wie der Morgenthau in der Sonne, ſo ſchmilzt ihm die Seele in der Bruſt« ....

Apuliſche Küſtenfahrer.

Cap Leuca (Santa Maria di Leuca).

Apulisches Gestade.

San Giovanni in Brindisi.

In nur zwanzig Stunden vollführt man die Ueberfahrt von Korfu nach Brindisi. Einer der Dampfer, der diese Route zurücklegt, verläßt das Phäakeneiland um sieben Uhr Abends. Die Nachtfahrt dauert also gerade so lange, um uns nach ihrer Beendigung das neue Land in Sicht zu bringen .... In der That ist es für uns ein »neues Land«. Istrien und Dalmatien bilden so ziemlich ein geographisches, ethnographisches und geschichtliches Ganzes. In Albanien ergeben sich bereits mannigfache Abweichungen. Korfu vollends bildet die erste Etappe zum sonnigen, märchenhaften, von Sagen, Kunst, Poesie und schöpferischer Geisteskraft verklärten Griechenland. Es konnte uns in diesem Buche nicht vergönnt sein, diesen

Digitized by Google

Pfad, der uns in die Zaubergärten Armida's geführt haben würde, zu verfolgen. Er führt uns vielmehr zurück in das blaue Adriabecken, an das Oſtgeſtade Italiens, wo ſich uns die Thore zu einer anderen Welt aufthun. Welche Gegenſätze von Oſt und Weſt in dieſem verhältnißmäßig beſchränkten Gebiete! Hier gilt nicht das Goethiſche:

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände!....

Man denke an das nördliche Dalmatien mit dem langweiligen, geiſtestodten Zara und vollführe im Geiſte den kleinen Sprung zur gegenüberliegenden Küſte. Dort liegt Umbrien, ein Wort, das Raffael und tauſend andere Zauber wachruft. Es iſt der Gegenſatz zwiſchen ſtarrem Winter und blüthenheiterem Frühling, von Schatten und Licht, von Höllendunkel und Himmelsbläue! Weiter haben wir die wilde Bocche di Cattaro, tiefer im Süden Albanien: Länder, die von beſeligendem Frieden nichts wiſſen, deſſen Bewohner in der Nacht der Barbarei fortvegetiren. Gegenüber aber dehnen ſich die heiteren Geſtade Apuliens mit einem Kranze blühender Städte, in denen frohe Menſchen im hellen Lichte einherſchreiten, das Cultur und Civiliſation um ſie gebreitet haben.... Zwar iſt auch hier nicht alles Gold, was in der Sonne funkelt; dennoch liegt der ungeheure Unterſchied zwiſchen Oſt und Weſt ſo greifbar nahe, daß jedes Antitheſenſpiel verlorene Mühe wäre.

Wir erreichen auf unſerer Fahrt von Korfu herüber die ideale Scheidelinie zwiſchen dem Joniſchen und Adriatiſchen Meere früh Morgens. Sonnenaufgang im Angeſichte der apuliſchen Küſte! Damit iſt alles geſagt. Die bleigraue See wird milchig, färbt ſich ſilbern, wird in der Folge purpurroth mit tiefblauen Streifen dazwiſchen. Die Küſte ſelber liegt langgeſtreckt vor unſeren Blicken, wie eine niedere graue Mauer, an der weiße Flecken glänzen. Das ſind die ſpitzen lateiniſchen Segel der apuliſchen Küſtenfahrer, die regungslos auf dem Hintergrunde feſtgeklebt zu ſein ſcheinen. Dort liegt auch die äußerſte Südoſtſpitze von Italien — der Abſatz des »Stiefels« — das Cap Leuca. Der Name iſt alſo noch immer der antike und erinnert an den Gigantenkampf. Hier, am »Halſe der japygiſchen Halbinſel«, hat

Otranto.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herakles die verwundeten Giganten mit Felſen zugedeckt, und lag die Quelle, welche in Folge der Anweſenheit jener Ungeheuer einen ſo penetranten Geruch um ſich verbreitete, daß kein Schiff der Küſte ſich nahen konnte. Nun ſchimmern bleiche Olivenhaine dort und gedeihen Tabakpflanzungen in einer an Reizen armen Gegend.

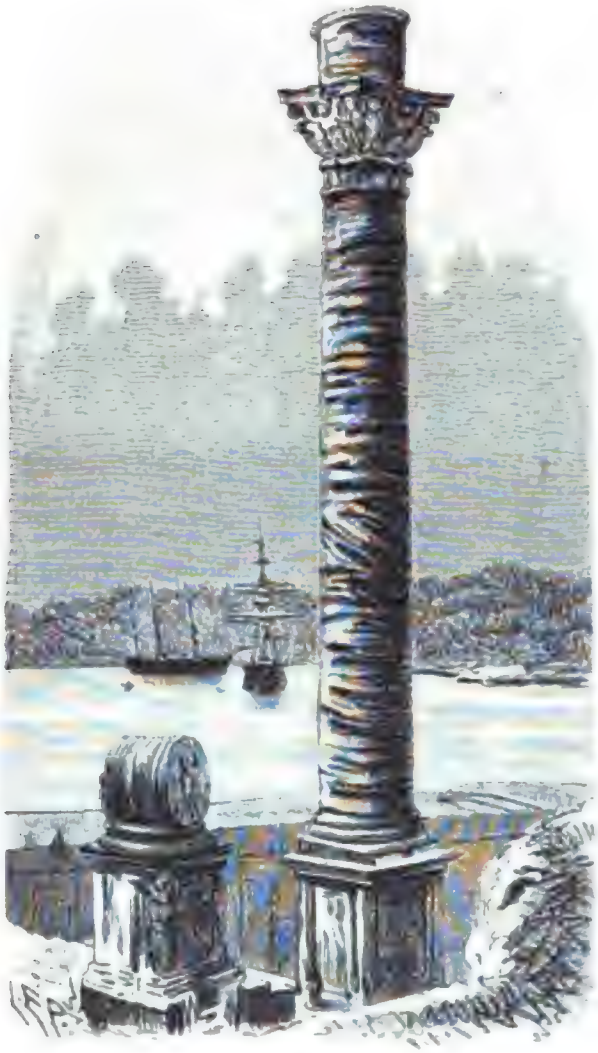
Dieſe Südoſtſpitze Italiens — das Promontorium Japygium bleibt übrigens weit draußen zur Linken liegen. Dann aber kommen wir auf die Höhe einer Stadt, deren weiße Häuſer übers Meer herüberleuchten. Es iſt Otranto. Das Felscap im Süden, bei Caſtro, iſt mit dem alten Caſtrum Minerva identiſch und erinnert an die Stelle bei Virgil, wo Aeneas das vor ihm liegende Land begrüßt.

Schon erröthete jetzt bei fliehenden Sternen Aurora,
Als wie dunkele Hügel von fern und wie ſtreifenden Nebel
Tief Italia ſehen. O Italia! rufet Achates;
Und o Italia! grüßen mit fröhlichem Ruf die Genoſſen.
Götter des Meers und der Erde, der Witterungen Gebieter,
Sanft laßt ſchweben die Fahrt, und erregt mitwehende Kühlung!
Nach dem Gebet weht friſcher die Luft und der Hafen enthüllt ſich,
Und der Tempel erſcheint auf dem Caſtrum Minerva.

Mit dieſem Hafen iſt Otranto gemeint, die Stadt, die wir eben noch vor uns haben. Sie hat harte Schickſalsſchläge hinter ſich. Gothen und Byzantiner, Longobarden und Saracenen hatten ſie zuweilen hart bedrängt. Am ſchlimmſten aber hauſten die Türken. Es war am 28. Juli 1480, daß der Großvezier Achmed Reducki mit einer ſtattlichen Flotte erſchien und die Belagerung begann. Nur vierzehn Tage hielt die Stadt dem fürchterlichen Stürmen gegenüber Stand, dann ſanken die Arme der Vertheidiger kraftlos herab. Die Türken drangen ein und richteten ein entſetzliches Blutbad an. Damals ſah der Minervahügel die Köpfe von 900 Gefangenen fallen. Die Leichen aber dorrten dreizehn Monate lang in der Gluthhitze des apuliſchen Sommers, bis Ferdinand I., deſſen Sohn Alphons von Calabrien die Stadt den Barbaren wieder abgenommen hatte, jene beiſetzen ließ. Otranto aber blieb verödet. Die Frauen und Kinder hatten die Aſiaten mit ſich in die Sklaverei geſchleppt, die Blüthe der Männer war im Kampfe erſchlagen oder nachträglich hingerichtet worden. Ganz dasſelbe Schickſal ereilte nicht ganz hundert Jahre ſpäter (1537) das früher genannte Caſtron,

in welchem der bekannte türkiſche Seeheld Chajreddin Barbaroſſa, der Schrecken jenes Meeres zur Zeit Karls V., furchtbar hauſte.

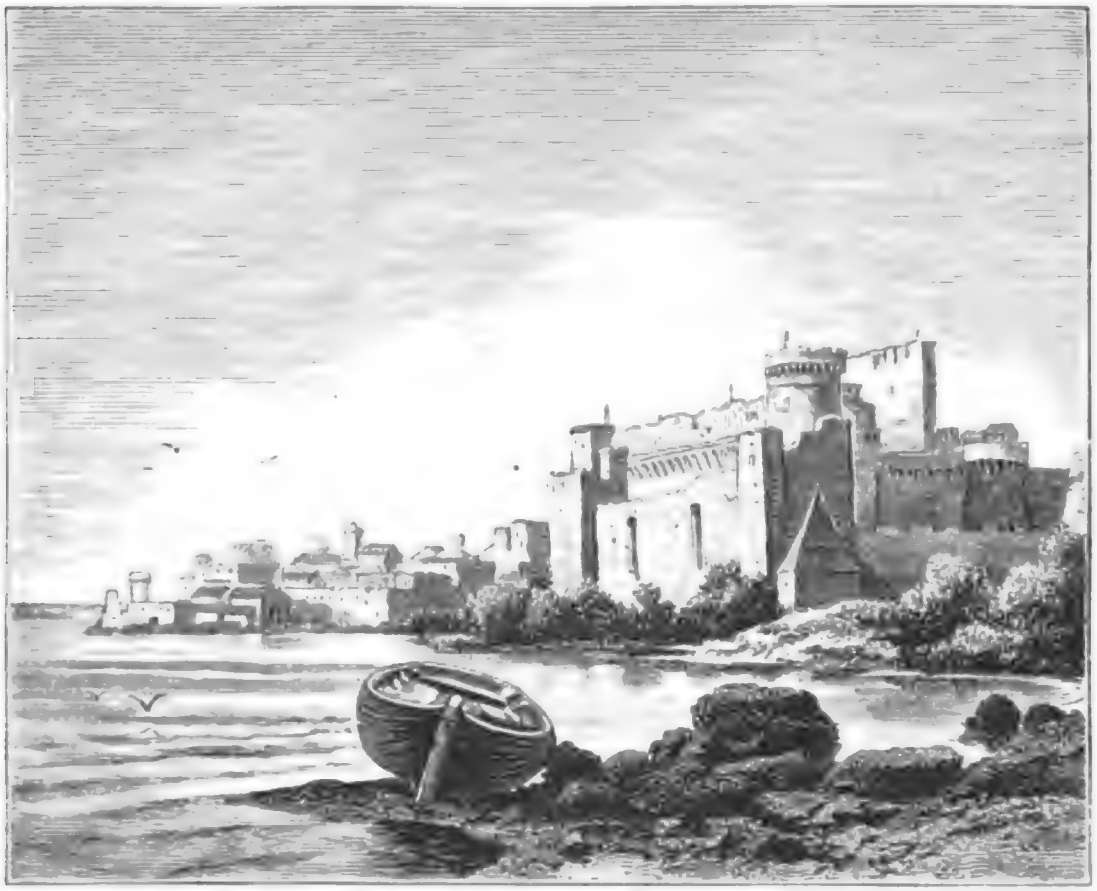
Sehr erhebende Erinnerungen ſind es alſo nicht, die ſich uns am Geſtade Apuliens zunächſt aufdrängen. Auch iſt ein Beſuch Otrantos nicht eben lohnend. Die Stadt liegt an einem kleinen ſeichten Hafen und hat wenig Verkehr, ſie, die einſt als einer der Uebergangspunkte von Italien zum Orient eine Rolle geſpielt hatte! Im Innern iſt die Stadt winkelig und vernachläſſigt. Die Gaſſen erſcheinen wie ausgeſtorben, auf das helle Pflaſter lodert die apuliſche Sommerſonne mit afrikaniſcher Intenſität herab. Rings aber iſt grünes Land, die erſte italieniſche Campagna, die wir zu Geſicht bekommen. Das ganze vorliegende Land iſt faſt ſo flach wie ein Tiſch, die von Virgil erwähnten »dunklen Hügel« nicht der Rede werth. Auch das nordwärts folgende Geſtade iſt vereinſamt, und nichts deutet darauf hin, daß uns gerade hier, wo Alles ſo todt und ausgeſtorben erſcheint, eine beſondere Ueberraſchung zu Theil werden ſoll .... Wir ſchwenken mit dem Dampfer um ein niederes Vorgebirge und gelangen auf die Höhe einer, in einem weiten Hafenrund verſteckten Stadt .... Brindiſi! kein Punkt Südoſt-Italiens erſcheint geeigneter, als ſie, uns aus unſerer Erſchlaffung aufzurütteln. Wir ſteuern durch den Hafen, der aus einem doppelten von der Quarantaine-Inſel getrennten Becken beſteht, und ſind am



Säule der Kleopatra.

Ziele unſerer langwierigen Seefahrt, die in Trieſt ihren Anfang nahm. Von Brindiſi ab ſchlagen wir nämlich den Landweg ein, bis hinauf nach Ravenna und Venedig.

Daß die Stadt in dieſer Richtung einen vorzüglichen Baſispunkt abgiebt, begreift namentlich derjenige, welcher die Geſchichte im Kopfe hat. In Brindiſi ſtehen wir auf denkwürdigem Boden. Durch Jahrhunderte



Brindiſi

ging der römiſche Lebensſtrom bis hierher und dann über's Meer nach Dyrrhachium hinüber. Zahlreiche Heere haben hier auf dieſen Höhen, zu deren Füßen das Meer ſo zauberhaft ſich den Blicken entrollt, gelagert, um den Orient mit ihrem Waffengetöſe zu erſchüttern. Wer alſo die Stätte des alten Brundusium betritt, vermeide vorerſt die moderne Stadt und ſuche jene Höhen auf, wo der Blick bei hellem Wetter bis nach Albanien hinüberſchweifen kann. Dieſe räumliche Verknüpfung von Oſt und Weſt giebt den Faden zu unzähligen Ereigniſſen.

Greifen wir einige derselben heraus. Zunächst sehen wir ein Trauerschiff herangleiten und den weiten lichten Port aufsuchen. Es ist Agrippina, die, von Antiochia und Korkyra kommend, die Asche ihres Gatten Germanicus in die Heimat bringt. Römerheere haben hier in späterer Zeit, da die Weltmacht sich auf ihrem Höhepunkte befand, fast immer gelagert. Bekanntlich war Cäsar während des Bürgerkrieges von Brundusium aus ohne Heer nach Illyrien hinübergeschifft, wobei sich in der Sturmnoth jene Scene zwischen ihm und den Steuerleuten zutrug, die wir bereits anderenorts erwähnten. Seine Soldaten aber waren unterdessen, wie Plutarch erzählt, nicht eben sehr erbaut über die forcirten Märsche, die sie zurückzulegen hatten, nach Brundusium gelangt. Als sie aber angekommen waren und das Nest leer, das heißt Cäsar und das Häuflein Getreuer, mit welchem er dem Feinde nachgeeilt war, nicht mehr vorfanden, schlug der Groll in Trauer um. »Sie schmähten auf sich selber, indem sie sich Verräther ihres Imperators nannten; sie schmähten auf ihre Anführer, daß sie den Marsch nicht mehr beschleunigt hätten. So saßen sie auf den Höhen, den Blick auf das Meer und nach Epirus gerichtet und warteten auf die Schiffe, auf denen sie zu Cäsar hinüberfahren sollten.«

Es ist dieselbe Höhe, auf der wir stehen. Zu Füßen haben wir die Stadt, das weite Becken mit dem alten stattlichen »Kaiserschloß«, mit der Häuserzeile am Ufer und dem großen Damme, der die beiden Häfen, den inneren und äußeren, von einander trennt. Das Bild ist ungemein sonnig. An einer Stelle sieht man eine Palme übers Ufer sich neigen. Sie ist vereinsamt, aber ein sinniges Wahrzeichen von der Bedeutung Brindisis, als Pforte zum Orient .... Der bedeutendste historische Zwischenfall, der seit dem Untergange des Römerreiches an diesen Platz sich knüpfte, ist das Normannenthum. Man kennt die Herkunft und Entwicklung der Normannenmacht in Süditalien. Im Jahre 1071 eroberte Robert Guiscard, das romantische Musterbild eines Abenteurers im mittelalterlichen Style, die Stadt. Er bildet eine höchst dankbare »Staffage« in unserer historischen Landschaft von Brundusium. Wir erinnern an die griechische Geschichtsschreiberin Anna Komnena, die sowohl Robert Guiscard als seinen noch merkwürdigeren Sohn Bohemund persönlich gekannt und porträtirt hat .... Von ersterem

ſagt ſie: er ſei ehrgeizig und unerſchrocken, begierig nach Ehren und Reichthümern und unerſchöpflich ausdauernd in der Verfolgung ſeiner Ideen geweſen. Ueber ſeine äußere Erſcheinung erfahren wir, daß Robert ein hochgewachſener, breitſchulteriger Mann mit blonden Haaren und feurigem Blicke war. »Wenn Homer uns die Stimme des Achilles ſo laut wie der Lärm einer großen Menge rühmt, ſo hatte Robert ſie ſo überraſchend, daß er damit eine ganze Armee in die Flucht jagen konnte.« Von Bohemund aber muß Anna Komnena ganz und gar bezaubert geweſen ſein. Sie ſchildert ihn als eine ſchlanke herrliche Geſtalt, voll Jugendlichkeit und Elaſticität. Sein ganzer Körper war blendend weiß, nur das Geſicht anmuthig und leicht geröthet. Seine Haare ſtrahlten in Goldblond. Seine Augen waren blau und ſchienen ihr voll Stolz und Zornesgluth. So habe ſein Antlitz etwas Zartes und Bezauberndes, aber ſeine ungeheure Geſtalt und der Hochmuth ſeiner Blicke etwas Wildes und Fürchterliches gehabt .... Auch Roberts Gemahlin, Sigel-Gaitha, wird von Anna Komnena als eine außergewöhnliche Frau geſchildert. In ihrem Waffenrocke ſei ſie furchtbar anzuſehen geweſen und habe wie eine Pallas gekämpft.

Das war bei Durazzo, wo, wie der Leſer aus einem früheren Abſchnitte weiß, der Normannentrotz gebrochen ward. Als Bohemund ſpäter mit ſeinen Schaaren am erſten Kreuzzug theilgenommen hatte, mußte er, um unangefochten ſeine weiteren Pläne verfolgen zu können, zu einer Liſt greifen, der eine gewiſſe Originalität nicht abgeſprochen werden kann. Es handelte ſich für ihn aus dem Orient fortzukommen, um ſich dem byzantiniſchen Kaiſer im Abendlande entgegenſtellen zu können. Zu dieſem Ende ſetzte er in Antiochia ſeinen Neffen Tancred ein und ließ allerorts ſeinen (Bohemunds) Tod verkünden. Um die Täuſchung zu vervollſtändigen, legte ſich Bohemund in einen mit Luftlöchern verſehenen Sarg, den ſein Geleite heulend umſtand. Die Seereiſe aber war lang. Es mußte jeder Verdacht beſeitigt werden, und ſo legte man einen todten Hahn in den Sarg, der in Fäulniß überging und den zum vollſtändigen Gelingen der Liſt nothwendigen Leichengeruch ausſtrömte. Daß Bohemund in dieſer Situation bis zu ſeiner Ankunft auf Korfu ausharren konnte, beweiſt mit welcher zähen, widerſtandskräftigen und energiſchen Erſcheinung wir es hier zu thun haben.

In Korfu ſtieg der Held aus ſeinem Grabe und ſchiffte nach Brindiſi über. Noch zuvor hatte er an den Kaiſer Alexios einen Brief geſchrieben, der über das Vorgefallene kurz berichtet und mit den Worten ſchließt: »Sobald ich die Meerenge nach Italien erſt überſchritten haben werde, werde ich gegen Dich die kriegsluſtigen Völker der Erde bewaffnen, die Longobarden, die Deutſchen und Franzoſen. Ich werde Deine Provinzen mit Mord erfüllen und Conſtantinopel im Blute ſeiner Einwohner ſchwimmen machen.«

Und Bohemund lief bald hierauf mit ſeiner Flotte aus dieſem Hafen hinaus, der ſo ſpiegelglatt zu unſeren Füßen liegt. »Die Eilſchiffe waren ſo mit Ruderleuten beſetzt, daß der Lärm, den ſie mit den Rudern machten, Alles in Angſt verſetzte.« Seine Drohungen aber wurden zu Schanden. Um ſeine Krieger zum Ausharren zu beſtimmen, hatte er, wie nachmals Ferdinand Cortez, ſeine herrliche Flotte verbrennen laſſen. So von Italien abgeſchnitten konnte er gegen das ſich tapfer wehrende Durazzo nichts ausrichten und mußte ſchließlich, um nicht mit den Reſten ſeines Heeres Hungers zu ſterben, ſeinen Todfeind, den Kaiſer Alexios, um Frieden bitten .... Bald hierauf ſtarb Bohemund, dieſer glänzendſte Repräſentant des Normannenthums, an gebrochenem Herzen.

Noch andere Normannenſtürme gingen von Brindiſi aus. Dann kamen die Kreuzzüge und wieder ſammelten ſich gewaltige Heere auf dieſen Uferhöhen, die nach dem ſtillen, blauen Meere hinabſehen. Namentlich Friedrich II. hatte große Vorliebe für den Ort und ließ ihn ſtark befeſtigen. Brindiſi hob ſich abermals zu ungeahnter Blüthe. Karl V. ließ das alte, noch immer äußerſt maleriſch an der inneren Seite des zweiten Baſſins gelegene Caſtell mit ſeinen runden Zinnenthürmen und den hochragenden Fronten umbauen .... Dann aber ging es mit der Stadt plötzlich rapid herab. Den größten Schaden nahm ſie dadurch, daß der Handel andere Wege eingeſchlagen hatte, und das frühere Emporium nun abſeits desſelben langſam dahinſiechte, bis es zum Range eines unbedeutenden Schifferſtädtchens herabgeſunken war. Da aber mit dem erneuten Ablenken des Handels über Südoſt-Italien nach dem Oriente die Vorbedingung zu neuem Emporblühen wieder vorhanden war, hob ſich die heruntergekommene Stadt raſch empor, und heute haben ihr der Suez-Canal und die neuen Schienenwege durch die großen

Alpentunnels, am Mont Cenis und Gotthard, eine Bedeutung verſchafft, die die glänzendſten Ausſichten für die Zukunft erwecken. Seit zehn Jahren hat ihre Bewohnerzahl faſt um das doppelte zugenommen, von 8000 auf nicht ganz 15.000 .... Das alte Brunduſium zählte 100.000 Seelen.

Der neue Aufſchwung Brindiſis hat dem Handels- und Paſſagierverkehr ſeine alte Richtung angewieſen. Was damals Strabo behauptete, gilt heute wieder: »Von Griechenland und Aſien iſt die gerade Ueberfahrtsſtraße nach Brunduſium, und alle, die nach Rom wollen, fahren dort hin.« An Stelle der Via Appia iſt die Bahnlinie Brindiſi-Foggia-Neapel-Rom getreten. Die Richtung iſt im Großen und Ganzen dieſelbe. Auch heute iſt die Namensliſte berühmter Männer, die nach Brindiſi gekommen, um von hier nach dem Oriente hinab zu ſchiffen, eine bedeutende. Die alten Namen aber ſind uns geläufiger, weil ſie der Geſchichte angehören. Auch Cicero war wiederholt in Brunduſium, aber nicht als Touriſt, ſondern als Flüchtling. Wie man weiß, hatte er, als die conſulariſche Gewalt in ſeinen Händen lag, den Catilina zum Tode verurtheilt. Der Act wurde indeß als Gewaltſtreich, als Geſetzesübertretung ausgelegt und Cicero mußte in die Verbannung. Um es ſeinen Richtern zuvor zu thun, flüchtete er heimlich nach Brunduſium. Wir beſitzen einen Brief (an ſeine Gattin Terentia, ſein »Theuerſtes«, wie er ſie apoſtrophirt), der von dieſem Aufenthalt Kunde giebt. Er hielt ſich bei dem Bürger Marcus L. Flaccus auf, den er einen »wackeren Mann« nennt, der über der Sorge für ihn die Gefahr für ſein Vermögen und ſeine Exiſtenz nicht beachtete und ſich durch nichts abſchrecken ließ, gegen den Flüchtling die Pflichten des Gaſtrechtes und der Freundſchaft zu erfüllen.

Auch ein vielgenannter armeniſcher König nahm von Rom aus ſeinen Heimweg über Brunduſium. Es war Tiridat, der, aus einem Familienmaſſacre gerettet, nach Rom gebracht und daſelbſt erzogen wurde. Wenn man erwägt, daß der armeniſche Prinz eben in der Zeit von der Siebenhügelſtadt ſchied, als Diocletian gegen die Chriſten wüthete, ſo wird man die Geſinnung des römiſchen Schützlings begreifen. Mit haßerfülltem Herzen gegen alles Chriſtliche verließ er Brunduſium. In Armenien fand er bald ein Schlachtopfer — eine Jungfrau aus prinzlichem Geblüt, Hripſime. Sie

war aus Latium nach Armenien, dem damaligen Hort der Chriſtenheit, geflohen. Dem Wütherich Diocletian entronnen, fiel ſie ſeinem Doppelgänger Tiridat in die Hände. Sie fiel dem Henker zu, weil ſie es gewagt hatte, ihre Bekehrungsverſuche ſelbſt auf den König auszudehnen. Das Martyrium hatte inſoferne ſeine gute Nachwirkung, als Tiridat ſelber durch dasſelbe erſchüttert worden zu ſein ſcheint. Wenigſtens ließ er ſich kurz hierauf von dem armeniſchen Apoſtel Gregorios bekehren und mit ſeinem ganzen Heere unweit der öſtlichen Euphratquelle taufen.

Wir haben uns etwas lange mit den hiſtoriſchen Erinnerungen beſchäftigt. Und doch ſind es blos willkürlich aus der Maſſe des Geſchehenen herausgegriffene Fragmente, Epiſoden. Mehr wäre indeß für unſere Zwecke kaum erträglich. Auch die heutige Stadt und ihr ſchöner Hafen erfordern einige Beachtung. Wir treten alſo zunächſt an die Riva und genießen den Anblick der weitläufigen Rhede. Sie glänzt wie flüſſiges Silber, ſo viel des Lichtes liegt darauf. Einzelne Kähne gleiten darüber hinweg, andere liegen in großer Zahl am linken Ufer drüben, weit von der Stadt weg, vertäut. Dort tritt einiges Grün an die See heran. Der Boden iſt braungelb, vielleicht in Folge des vielen Lichtes, das über dem Gewäſſer wogt. Wo der innere Hafen endet, öffnet ſich der ſchmale, auf einer Seite durch einen Hafendamm geſchützte Eingang nach dem äußeren Baſſin. Die Dammanlage war nöthig, um die Verſandung des Haupthafens zu verhüten. In früherer Zeit hatten die Bedränger der Stadt die Verſandung gewaltſam herbeigeführt, in Folge deſſen das innerſte Baſſin total verſumpfte und eine Brutſtätte der ſchrecklichen Malaria wurde .... Das äußere Baſſin glänzt noch heller und hat als Begrenzung einen ſchmalen Streifen Landes; über ihn ſchweift der Blick auf die hohe See, die ſich in grauen Dünſten verliert.

Vom Hafen aus macht die Stadt keinen allzu ſtattlichen Eindruck. Die flachdachigen Häuſer drängen hart aneinander und machen den Abgang von Licht und Luft fühlbar. Aus der Maſſe der Gebäude ſtechen nur die Kirchenbauten hervor, die neben dem alten »Kaiſerſchloſſe« gleichzeitig die intereſſanteſten der Stadt ſind. Dies gilt ganz beſonders von der altehrwürdigen Kathedrale, die im Jahre 1889 das Alter von acht Jahrhunderten erreicht haben wird. Wir haben es aber hier keineswegs mit dem vom

Papſte Urban II. im Jahre 1089 eingeweihten Heiligthum zu thun. Schon zur Zeit König Rogers von Sicilien, der werkthätig an dem Umbau der Kirche ſich betheiligte, erhielt ſie eine veränderte Form. Ein heftiges Erdbeben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte ſo großen Schaden angerichtet, daß abermals ein Neubau platzgreifen mußte. Die abermalige Zerſtörung durch Erdbeben im Jahre 1858 machte keine, von der urſprünglichen Anlage abweichende Reconſtruction nothwendig. Das merkwürdigſte Detail im Innern ſind die alten, nun arg verſtümmelten, oder willkürlich zuſammengeſtellten Moſaiken, deren älteſte Theile aus dem Jahre 1178 ſtammen .... Wir erwähnen noch die alte Kirche San Giovanni Battiſta, die nun als Muſeum dient. Sie iſt aus Quadern ohne Mörtel aufgeführt, hat im Innern acht im Kreiſe geſtellte Säulen und ein ſchönes Portal (ſiehe das Initialbild dieſes Abſchnittes).

Die ſüdöſtliche Spitze Italiens, welche die Adria von dem Golfe von Taranto trennt und vom Cap Leuca bis Faſſano (nordweſtlich von Brindiſi) reicht, iſt die Terra d'Otranto. Faſt in ihrer Mitte, halbwegs zwiſchen Brindiſi und Otranto, aber im Innern des Landes gelegen, befindet ſich die Stadt Lecce, die freundlichſte, bevölkertſte und ſtattlichſte im ganzen Gebiete. Sie mahnt, mehr als irgend eine Stadt an dieſem, dem Joniſchen Meere zugekehrten Geſtade, an den Orient. Ihre zahlreichen gelbweißen Thürme nehmen ſich wie Minarete aus, ſo ſäulenſchlank erheben ſie ſich über dem Dächerchaos zu ſonniger Höhe empor. Ein anderer Schmuck ſind die herrlichen Gärten mit ihren ſchimmernden Villen, die einen Zaubergürtel rings um die Stadt ſchließen. Im Innern aber wird man überraſcht von den vielen prächtigen Renaiſſancebauten. Wir führen einen derſelben im Bilde vor: den Präfecturpalaſt (ſ. S. 432). Wenn Lecce das alte Luppiae iſt, wie behauptet wird, dann dürfen wir des jungen Octavian gedenken, der von Apollonia, wo er mitten in ſeinen Studien das tragiſche Ende ſeines Adoptivvaters vernommen, herüber kam und ſich hier aufhielt, um den Gang der weiteren Ereigniſſe abzuwarten. Später wurde Licium, wie die Stadt nun hieß, einer der glänzendſten normanniſchen Feudalſitze. Da jene Zeit durch abenteuerliche Romantik ausgezeichnet iſt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, auch in Licium ſolchen Zeitvertreib wahrzunehmen.

Gegenſtand desſelben war die leibesſchöne Tochter des Grafen Robert, Sibylla, die zu dem älteſten Sohne des Königs Roger von Sicilien in heimlicher Liebe entbrannte. Es war ein ſchwärmeriſcher Liebesbund; aber die Frucht desſelben (zwei Söhne: Tancred und Wilhelm) forderte den Zorn des Vaters heraus und der Sohn entzog ſich der Rache durch die Flucht nach Griechenland, wo er ſtarb. Von ſeinen beiden Kindern, die man in Palermo gefangen hielt, entkam Tancred, wurde unter König Wilhelm II.

Präfectur in Lecce.

»Graf von Lecce« und ſpäter König, zu welchem ihn die Normannen 1189 erhoben hatten .... Das palermitaniſche Gefängniß, in welchem Tancred ſeine Jugend verbrachte, war das alte arabiſche Schloß — der »Kaſſ'r« — die Reſidenzburg am Thore nach dem Binnenlande. An ſeiner Stelle und an der ſeiner Gartenhöfe, Kubbas, Terraſſen u. ſ. w. ſteht jetzt das königliche Schloß; an der Stelle der Moſchee, die mit dem Kaſſ'r durch einen bedeckten Gang zuſammenhing, die Kathedrale.

Wir kehren von unſerem Ausfluge nach Brindiſi zurück und treten unſere große Landtour längs der Adriageſtade Italiens an. Die Fahrt,

welche gleich im Anbeginn viele Stunden lang hart am Meere hingeht, geſegnete Gefilde und volkreiche Städte berührt, iſt eine der reizendſten dieſer Art. Eine herrlichere Wandeldecoration iſt kaum denkbar. Kaum ſind wir aus dem Bahnhofe von Brindiſi hinaus, ſo nimmt die Landſchaft einen anderen Charakter an. Bei Oſtuni weiden wir unſeren Blick an der herrlichen Lage dieſes Städtchens auf ſteiler Höhe mit dem üppigen Gartenland

Fiſcherinnen am apuliſchen Geſtade.

zu Füßen. Caſtell und Thurmminarete ragen darüber. Das Bild iſt orientaliſch heiter. Haine von Oliven und Mandelbäumen ſchmücken die weite Umgebung. Wir haben die Morgenſonne rechter Hand und laſſen unſeren Blick zeitweilig über's Meer ſchweifen, das in grauem Dunſte dampft und von hellen Segeln belebt iſt. Dieſe haben ganz die Form von ungeheuren Vogelflügeln: lang und ſpitz zulaufend, mit Farbenſtreifen darauf. Wenn zwei Fahrzeuge mit ſolchen Segeln hart zu einander treten, meint man eine Rieſenmöve über den Waſſern ſchweben zu ſehen.

Helle Segel und grünes Ufermeer begleiten uns auch weiter noch, bis Faſſano, wo die »Terra d'Otranto« endet und die »Terra di Bari« ihren Anfang nimmt. Der Raum zwiſchen Bahnlinie und Stadt iſt ein einziger Garten. Im Dickicht der Olivenhaine und Weindächer ſchimmern unzählige Villen und weiße Häuschen. Kühlung weht vom Meere her und dämpft die heiße aber balſamiſch weiche Luft ab. So erquicken ſich alle Sinne: das Auge an dem üppigen Grün und an den Farbeneffecten der Niederung, der Geruchsſinn an dem Pflanzenaroma, das Ohr an dem nichts weniger als ſtörenden Geraſſel des Zuges. Solch' monotones Lärmen unterſtützt das Sehen, das ſonſt, wo Töne und Geräuſch in Pauſen, rauh oder mild, ſich geltend machen, geſtört zu werden pflegt.

Rechter Hand, alſo vom Meere her, tritt nun Torre d'Agnazzo an uns heran. Dort ſtand vor Alters Egnatia, der Punkt, wo die Via Appia die Küſte erreichte. Wer alſo von Rom herüberkam, genoß hier zum erſtenmale den Anblick der blauen Adria und hatte nicht mehr weit bis zu ſeinem Reiſeziele Brunduſium. Alte Mauern ſind noch immer vorhanden und zwiſchen ihnen hindurch läuft das gelbweiße Band der heutigen Chauſſee .... Dann kommen wir nach Monopoli, einer äußerſt maleriſchen Stadt, mit gewaltigen Kirchen und hohen maſſigen Thürmen .... Bei Polignano ſchwenken wir um den Steilſturz der Küſte herum, erblicken rechter Hand das alte, ſeiner Beſtimmung längſt überhobene S. Veitskloſter und halten zunächſt in Mola.

Es iſt die letzte Station vor Bari, der größten und volkreichſten Stadt in Apulien. Hier nehmen wir wieder kurzen Aufenthalt, um einige hiſtoriſche Erinnerungen zu beleben, und altehrwürdigen Bauten den Zoll unſerer Bewunderung abzutragen. An erſteren kann es nicht fehlen, wenn wir zunächſt die erbitterten Saracenenkämpfe vor Augen haben, die durch zwei Jahrhunderte ſich hier abſpielten. Das XI. Jahrhundert brachte die Normannen, ſie, die ſich ohnedies in alle, die apuliſchen Geſtade betreffenden geſchichtlichen Erinnerungen hereindrängen. Robert Guiscard hatte die Stadt nach dreijähriger Belagerung den Griechen entriſſen. In der alten, aus dem Jahre 1087 herrührenden Nikolauskirche ſuchte der heldenfeſte Bohemund religiöſe Stärkung, ehe er ſich mit ſeinen Kreuzrittern nach Paläſtina begab.

In demſelben Heiligthume hatte auch Peter von Amiens ſeine Andacht verrichtet .... Berühmt aber iſt die Kirche San Nicolò, durch die Gebeine des Patrons, des Biſchofs Nikolaus von Myra, welche nur durch Anwendung von Liſt aus dem fernen Lykien hierhergebracht werden konnten. Schaaren von Pilgern ſtrömen nun, und ſtrömten Jahrhunderte lang, zu den Gebeinen des Heiligen .... Die Kirche ſelber iſt eine dreiſchiffige Baſilica von bedeutenden Dimenſionen. Auffallend ſind drei über das Mittelſchiff ſpannende gurtenartige Bogen, die auf eigenen Säulen aufruhen. Dieſe Anlage, die nöthig war, um die mit dem Einſturze nach einwärts drohenden Seitenwände auseinander zu halten, ſtören erheblich die perſpectiviſche Geſammtwirkung .... Von den übrigen Details der Kirche, über die in jedem Reiſehandbuche die Rede iſt, glauben wir abſehen zu können.

Die ſchönſten Punkte in Bari ſind am Hafen, wo zwei prächtige Molen das Baſſin abſchließen und eine Fronte ſtattlicher Häuſer die Uferlinie ſäumt; dann der Corſo Vittorio Emanuele und der große Stadtpark mit ſeiner bezaubernden Pflanzenfülle. Im Hafen herrſcht zu allen Zeiten reges Leben, was begreiflich iſt, wenn man weiß, daß Bari dreimal mehr Bewohner zählt, als Brindiſi. Im Alterthume unberühmt (Horaz weiß nur ihren Fiſchreichthum zu loben) und von ihrer ſüdlichen Schweſter in Schatten geſtellt, hat ſie ſpäterhin dieſe gewaltig überflügelt und auch heute noch wird Brindiſi vieler Jahre bedürfen, um Bari in Bezug auf Ausdehnung, Handelsleben und Bewohnerzahl auch nur zu erreichen, von Ueberflügeln nicht zu reden.

Unſere nächſte Station iſt die maleriſch alte Peucetier-Stadt Trani, eine rege Hafenſtadt, wie alle bisherigen Punkte, die wir kennen gelernt haben. Zwiſchen Bari und Trani erſtreckt ſich aber eine förmliche Schnur von anderen beſuchenswerthen Küſtenplätzen. Die von Städten dicht beſetzte apuliſche Küſte mit der Reihe anderer hervorragender Ortſchaften, die eine Strecke landeinwärts auf einer Linie liegen, welche parallel zur Küſte läuft: dieſer ſteinerne Kranz am grünen Geſtade giebt ein Bild ab, wie man es nirgends ſonſt in Italien wiederfindet. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſem und dem dalmatiniſchen Geſtade! Auf der nur 14 geographiſche Meilen langen Küſtenſtrecke Monopoli-Barletta (zwei Meilen im Nordweſten von

Trani) zählt man acht Küstenplätze von 12.000 bis 40.000 Bewohnern. Diese Strecke ist vergleichsweise so lang, wie jene zwischen Zara und Spalato, auf der das einzige Sebenico als Zwischenstation liegt. Uebrigens giebt es in ganz Dalmatien keine Stadt, welche mehr als 12.000 Einwohner zählte. Dazu die bewegte Vergangenheit all' dieser Ortschaften, ihre Gründungsgeschichte, die ins griechische Alterthum hinaufreicht, ihre jahrhundertelangen lebhaften Beziehungen zum Orient, der sich auch in vielen baulichen Details und architektonischen Reminiscenzen aufdrängt. Handel und Wandel aber beleben sie noch immer, die freundlichen Seeplätze, deren jeder zum Besuche lockt.

Von Bari aufwärts geht es, an Bitonto vorüber, zunächst bis Molfetta, dessen halb und halb byzantinische Basilica abermals nach dem Osten weist. Schöner als hier, ist's zu Bisceglie, wo das Gartengrün bis zur Stadt herandrängt. Man sieht prächtige Villen und in der Stadt selber stattliche Paläste, mit alten Wappenschildern. Das Leben ist hier nicht minder rege, wie in den südlicheren Plätzen .... In Trani aber, das nun folgt, halten wir Rast. Es giebt Manches zu sehen, manche historische Erinnerung aufzufrischen. Natürlich ist es wieder das Normannenthum, das sich uns zunächst aufdrängt. Ein Theil der Stadt hat nämlich noch immer ein mittelalterlich-düsteres Aussehen, enge, dunstige Gassen, uralte Gebäude, aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. An manchen von ihnen sieht man noch normannisch-orientalische Ornamentmuster.

Vollends bezaubernd ist das Bild dieser alterthümlichen Stadt von den alten Bastionen aus. Man wandelt nun dort im Grün reizender Gärten und hat das Meer vor und unter sich, den Hafen mit der Fronte stattlicher Gebäude davor. In diesem Hafen, so klein er ist, haben ganze Normannengeschwader vor Anker gelegen. Dann kamen die Kreuzzüge und wieder belebten sich die Stadt und das Meer mit Armeen und Flotten, erstanden in den Campagnen die bunten Kriegslager europäischer Abenteurerheere. Aus der Normannenzeit rührt auch die schöne Kathedrale, die, auf erhöhtem Platze gelegen, man am besten vom Meere aus betrachtet. Tranis Blüthe-Epoche ist gleichwohl längst dahin. Sie fällt in die Zeit der Anjou's. Den Todesstoß gab ihr, wie so mancher anderen Adria-Stadt, das selbstsüchtige Venedig.

Von Trani pflegt man in der Regel das landeinwärts gelegene Corato, dann Ruvo und das alte Hohenſtaufenſchloß Caſtel del Monte, auf der Höhe der »Murghie«, des flachen apuliſchen Bergrückens, zu beſuchen. Wir rollen mit unſerem Gefährt in die grüne Landſchaft hinaus. Das Morgenlicht flimmert in den Campagnen und in den zarten Olivenzweigen zittern die letzten Thautropfen. Der friſche Wind, der uns entgegenweht, kommt vom Vultur, dem erloſchenen Vulkane bei Melfi drüben. In den Vignien ertönt fröhlicher Geſang und der Vetturin trillert ein einförmiges Lied zum monotonen Gepolter des Karrens. Er iſt hoch und hat nur zwei Räder. Nicht jeder findet ſich in ſolch' primitive Locomotion. Gleichwohl hat das landesübliche Reiſen einen Reiz, den man anderwärts ſchwer vermißt. Ein Waggon iſt auf allen Eiſenbahnen der Welt immer dasſelbe Ding. Man hat da ſeinen Comfort, ſonſt aber nichts. Die landesüblichen Verkehrsmittel aber laſſen uns dem Reiſen erſt Freude und Geſchmack abgewinnen. Durch die ruſſiſchen Steppen trägt uns der raſende Tarantas oder die flüchtige Troika, durch die ſyriſchen und meſopotamiſchen Gefilde ein feuriger Araberhengſt, durch die Sinaiwüſte das Kameel. Wir verträumen herrliche Stunden im Kaik auf einer Bosporfahrt, in der Gondel auf einer Spazierfahrt in den venetianiſchen Lagunen. In den Alpen vermiſſen wir heute ungern die alten bequemen Landauer, aus welchen ſich die Landſchaften Tirols und der Schweiz ſo bequem genießen ließen.

So kommen wir nach Corato, einer ſehr ausgedehnten und hübſch gelegenen Stadt, durchfahren ſie und laſſen auf freiem Felde halten. Es führt den Namen »Epitaffio« und erinnert an jenes Maſſenduell zwiſchen dreizehn Franzoſen und dreizehn Italienern, das hier im Jahre 1503 ſtattfand. An der Stelle, wo dieſer Zweikampf ausgefochten wurde, und in welcher die Italiener Sieger blieben, erhebt ſich nun ein Denkmal. Nur eine Stunde weiter liegt auf hoher Kuppe das maſſige Hohenſtaufenſchloß Caſtel del Monte, ein verwitterter Bau, der eine reiche Geſchichte hinter ſich hat. Friedrich II. hat dieſe achteckige, von vorſpringenden Thürmen flankirte Burg errichten laſſen, und in derſelben ſeinen dauernden Aufenthalt genommen. Später wurde der romantiſche Bau zum Staatsgefängniß. Auch Manfreds Söhne lagen hier in Ketten .... Tritt man unter eine der hohen,

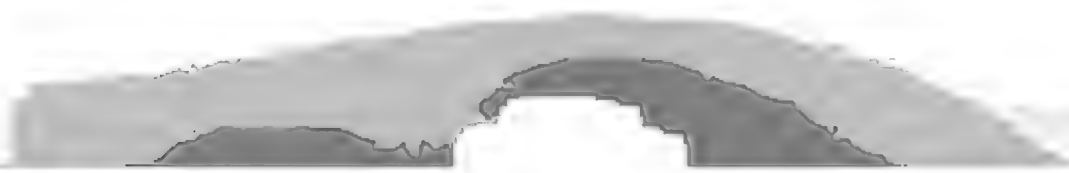
verwitterten Fronten, mit dem Rücken dahin, ſo genießt man einen zauberhaften Rundblick: gerade im Norden dehnt ſich die Campagna von Trani, nach Nordweſten hin der Tavoliere di Puglia mit dem eigenthümlichen durchfurchten Hochfeld der Capitanata im Hintergrunde. Im Oſten erhebt ſich der waldgeſchmückte Vultur, im Süden das Gebirge der Baſilicata. Goldig bethaut liegt das Meer in der Ferne, fern im Norden von dem grauen und maſſigen Monte Gargano begrenzt .... Wenn die Sonne zum Untergange neigt, dann verglüht das Abendgold hinter den dunklen Maſſen des Vultur und ſeine letzten verflackernden Lichter ſtreifen den Scheitel des Gargano. Dann färbt ſich das Meer purpurn, das Geſtade tiefgrün, die apuliſchen Hügelhöhen goldigbraun mit graugrünen Schattenſtreifen.

In etwa dritthalb Stunden ſind wir wieder in Trani. Von hier bringt uns anderen Tags die Bahn nur eine Station weit, nach Barletta nämlich, einer blühenden, herrlich gelegenen Stadt mit mannigfachen Denkmalreſten aus alter Zeit. Ihre größte Merkwürdigkeit iſt eine koloſſale Bronzeſtatue, welche auf dem Hafenplatze ſteht und bald für einen Heraclius oder Conſtantin, bald für einen Theodoſius oder Rachis angeſehen wird. Auch Barletta hat — wie könnte es in einer italieniſchen Stadt anders ſein! — hübſche, altehrwürdige und intereſſante Kirchenbauten .... Was uns aber die Stadt beſonders beſuchenswerth macht, iſt das nahe bei ihr gelegene Schlachtfeld von Cannae. Es erſtreckt ſich in dem Raume zwiſchen Barletta und dem Ofanto (dem antiken Aufidus) und iſt nun eine theilweiſe ſumpfige, ſonſt aber grüne Ebene, der Tummelplatz von Schafheerden.

Um uns ein Bild von der Stellung der beiden Heere und dem Verlauf der Schlacht machen zu können, queren wir das ganze Feld in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt und ſteigen auf den Hügelabfall, der ſich von Canoſa in die Ofanto-Ebene hinabſenkt. Hannibal hatte ſeine Stellung ſo gewählt, daß er den Rücken gegen den Vultur kehrte, um den Südweſtwind, den Vulturnus, der ſich um Mittag erhob (und noch immer erhebt), unſchädlich zu machen. Dieſer Wind, der den Staub der dürren Stoppelfelder mit ſich führte (die Schlacht fand am 2. Auguſt 216 v. Ch. ſtatt), wehte alſo den Römern ins Geſicht. Das 76.000 Mann zählende Heer derſelben hatte kurz vor der Schlacht den Aufidus überſchritten.

Dieſer ſehr bedeutenden Macht konnte Hannibal nur etwa 40.000 Mann gegenüberſtellen: Gallier, Spanier und Afrikaner. Ueberlegen aber war ſeine Reiterei. Sie zählte 10.000 Mann und gab im Verlaufe des Kampfes den Ausſchlag. Zwar die Geſchwader des rechten Flügels der Hannibal'ſchen Armee, die leichten Numidier, hatten nur die Aufgabe, die ihnen gegenüberſtehende Reiterei der römiſchen Bundesgenoſſen (unter Terentius Varro) zu beſchäftigten und aufzuhalten, während die ſchweren ſpaniſchen und galliſchen Reitermaſſen des linken Flügels ſich auf die ihnen entgegengeſtellte minder ſtarke römiſche Reiterei unter Aemilius Paulus warfen. Sie riſſen ſich von den Pferden, ſo daß ein Fußkampf daraus wurde. Als die Römer aber überwältigt waren, ſammelte der karthagiſche Führer (er wird Hasdrubal genannt) ſeine Schwadronen und führte ſie hinter der römiſchen Linie vorbei, raſch in den Rücken von Varro's Flügel, der bis dahin der Numidier ſich zu erwehren hatte. Raſch war auch dieſer geſprengt und abermals wandte Hasdrubal, um in den Rücken der Legionen einzubrechen.

Dieſen, ihm ſehr überlegenen Legionen gegenüber hatte Hannibal ſeine Völker in Geſtalt eines Halbmondes, die Wölbung nach außen gerichtet, aufgeſtellt: Gallier und Spanier in der Mitte, die Afrikaner rechts und links. Die Wölbung des Halbkreiſes wich allmählich vor dem feindlichen Andrange zurück, ſo daß die Krümmung nach innen bog. Aber eben dadurch wurde das Römerheer von den auf beiden Flanken einſchwenkenden Afrikanern zangenartig umfaßt und in einen einzigen Knäuel zuſammengedrängt. Dazu kam noch der Angriff der ſiegreichen Schwadronen im Rücken. In der ungeheueren Verwirrung, welche in Folge dieſes Angriffes in den Reihen des Feindes platzgegriffen hatte, war die normale Kampfesweiſe der Legionen (jede Cohorte in drei Gliedern nach Altersklaſſen: Haſtaten, Principes und Triarier) nicht möglich. Von allen Seiten wurde in die Maſſe eingehauen und das Blut floß in Strömen. Es fielen Minucius (kurz vorher des Fabius Reiterführer), Servilius, der Befehlshaber des Centrums, und ſchließlich Aemilius Paulus, der aus der Niederlage ſeines Reiterflügels (bereits verwundet) herangeritten war, um mit den Legionen zu ſterben. Varro, der andere Conſul, entkam mit einem Reitertrupp, wie es ſcheint, ohne am Kampfe des Centrums theilgenommen zu haben, nach



Venuſia (im Rücken der karthagiſchen Stellung). Bei 50.000 Römer und 8000 Karthager bedeckten die Wahlſtatt; etwa 20.000 Römer, die ſich theils nach Cannae, theils ins Lager geflüchtet hatten, wurden gefangen. Nur der kleinſte Theil ſchlug ſich nach Canuſium durch.

Dort liegt jetzt die Stadt Canoſa, in wenig reizender, aber üppiger Landſchaft. Alterthumsfreunde pflegen ſich das Haus zeigen zu laſſen, in welchem die römiſchen Flüchtlinge von einer Frau Namens Buſa gepflegt wurden. Natürlich iſt es nicht mehr vorhanden, da aus dem Alterthume nur Spuren einiger Gebäude und Reſte von Mauern an der Via Appia auf unſere Zeit gekommen ſind. Dagegen bietet uns Canoſa Gelegenheit zur Auffriſchung einer anderen hiſtoriſchen Erinnerung von kaum minderem Reiz, als jene andere, die ſich an den Samaritanerdienſt der Römerin knüpft. In der gothiſchen Kirche San Sabino finden wir nämlich die Grabkapelle, in welcher kein Geringerer, als der von uns mehrgenannte normanniſche

Caſtel del Monte (ſ. S. 437.)

Digitized by Google

Foggia.

Digitized by Google

Held Bohemund begraben liegt. Sicher iſt es keine alltägliche Empfindung, die uns beſchleicht, wenn wir dieſe Grabkapelle betreten. Es iſt ein Kuppelbau mit zwei bronzenen Thürflügeln. Die Ornamente zeigen arabiſchen Styl und nehmen ſich höchſt wirkungsvoll aus . . . .

Die Ruheſtätte liegt im matten Dämmerlichte, wie verklärt, und erhöht ſonach den ſtimmungsvollen Eindruck. Ueber ſiebenhundertſiebzig Jahre ſind dahingerauſcht, ſeitdem man den größten Helden des Normannnenthums eingeſargt. Sein Bild aber iſt eine Lichtgeſtalt, welche die dämmerigen Schatten durchhellt und ſieghaft durch die Erinnerungen der Jahrhunderte ſchreitet. So ſchön, wie ihn Anna Komnena geſehen: mit goldblondem Haar, funkelnden Augen, die Geſtalt hünenhaft, das Antlitz weiß und nur leiſe geröthet, die Bruſt im ſtählernen Schuppenpanzer — ſo ſchwebt er durch den Raum zu uns herab . . . . Es iſt die Täuſchung einer Secunde. Der widerhallende Schritt der Kirchenbeſucher, ein lautes Geräuſch in unſerer nächſten Nähe, ein verlorenes Echo, ein dumpfer Glockenſchlag — vorbei! . . .

Stadt und Hafen Manfredonia.

Digitized by Google

Indem wir von Barletta aus unſere Tour in nordweſtlicher Richtung fortſetzen, gelangen wir vorerſt an den früher genannten Ofanto. Er iſt der Grenzfluß zwiſchen der Terra di Bari und dem eigentlichen Apulien, jener ausgedehnten, entweder mit unüberſehbaren Ackerfeldern, oder mit Weiden bedeckten Ebene, die ſich vom Golf von Manfredonia in weſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung bis zum calabriſchen Apennin erſtreckt. Hauptort dieſes Gebietes iſt Foggia. Im Norden von ihr erſtreckt ſich die »Capitanata«, im Süden der ſtreckenweiſe von niederen Hügeln durchzogene »Tavoliere di Puglia« .... Jenſeits des Ofanto verlaſſen wir die Küſte und gelangen landeinwärts in ein förmliches Meer von Aehrenfeldern. Heiß und mit blendender Lichtfülle liegt die apuliſche Sonne darauf. Die in der Sonnendürre austrocknende und ſodann Fieberduft ausathmende Lagune von Salpi bleibt rechts liegen. Dahinter ragt der Monte Gargano, ganz iſolirt vom Apennin, die oſtwärts vortretende Halbinſel (den »Sporn« des italieniſchen Stiefels) ausfüllend. Er ſchließt den ſchönen Golf von Manfredonia nordwärts ab.

Ehe wir noch Cerignola, wo einſt Gonzalvo da Cordova die Franzoſen aufs Haupt ſchlug (23. April 1503), erreichen, entſchwindet das Meer unſeren Blicken. Nur grauer Dunſt, der in der Ferne auf dem Horizont auflagert, verräth uns deſſen Nähe. Es iſt ſeit Iſtrien das erſtemal, daß wir auf einige Zeit von der Adria uns trennen müſſen. Ein ſo lang andauernder Genuß und Anblick der See, wie wir ihn bisher gehabt, macht die, wenn auch noch ſo kurze Tour, faſt unerträglich. Dazu dieſes entſetzlich monotone Bild inmitten der wogenden Kornfelder. Der reiche Ernteſegen, welcher auf dieſen hohen Halmen ſtrotzt, läßt uns vollſtändig gleichgiltig. Eine Strecke weit läuft der Schienenweg weit abſeits der Chauſſee, ſo daß das letzte Band, das uns ans alltägliche Leben feſſelt, gleichfalls verſchwindet. Nicht ein Bau unterbricht die goldgelbe Rieſenfläche .... Endlich ein Fluß: die Carapella. Einen Augenblick nur ſehen wir in das trübe Gewäſſer hinab, dann liegt es wieder hinter uns. Ein anderes Flüßchen, das wir kreuzen, iſt der Cervaro. Endlich ſieht man hohe Thürme im rauchgrauen Dunſte in der Ferne. Der Monte Gargano ſteht jetzt nicht mehr im Norden, ſondern im Nordoſten; dadurch hat er, da ſeine Achſe von Weſt nach Oſt

läuft, an Länge verloren, dagegen, aber freilich nur ſcheinbar, an Höhe gewonnen. Er nimmt ſich jetzt faſt klotzig aus und ſchwimmt im goldenen Lichte der Morgenſonne wie eine weit vom Feſtlande abgetrennte Inſel. Davor dehnt ſich nach wie vor die weite apuliſche Ebene, ein Bild von unerträglicher Einförmigkeit.

Da erquicken uns plötzlich grüne, lebensfriſche Anlagen. Wir ſind im Bahnhofe von Foggia. Die Stadt iſt faſt ſo volkreich wie Bari (Foggia zählt 40.000 Einwohner), macht aber im Uebrigen einen weit beſſeren, faſt großſtädtiſchen Eindruck. Wie in unſeren Tagen war Foggia auch vor Alters die Hauptſtadt von Apulien. Zu beſonderer Blüthe gelangte ſie unter dem Hohenſtaufen Friedrich II., der hier reſidirte. An dieſe Zeit erinnert ein magerer Architekturreſt an einem Gebäude unweit der Porta Lucera. Es iſt ein Rundbogen mit Blätterwerk, der auf Adlern mit ausgebreiteten Flügeln aufruht. Die beiden Geſimsſtücke darunter gehören noch dazu; das Uebrige iſt modern, namentlich das Thor, über dem ſich der Bogen ſpannt.

Foggia iſt keine antike Stadt. Das bekannte Arpi lag etwas nördlicher am Flüßchen Ceſone. Es war eine Gründung des Diomedes, der, aus Argos vertrieben, hier in Apulien ein neues Herrſchaftsgebiet ſich ſchuf und es zu hoher Blüthe brachte. Sicher beſtand ſein Reichthum, wie es auch dermalen der Fall iſt, in den ungeheueren Viehheerden, welche ſchon vor Alters in der apuliſchen Ebene ihre Winterweiden hatten. In früherer Zeit beſaßen dieſelben übrigens eine weit größere Ausdehnung als heute; Ackerbauer riſſen im Laufe der Jahrhunderte große Gebietsflächen an ſich und engten auf dieſe Art die Weidegründe immer mehr und mehr ein. Dennoch ſpielt die Viehzucht in der Capitanata noch heute eine hervorragende Rolle. Ungeheuere Heerden durchziehen ſie, wenn der nahende Sommer die Hirten zwingt, das heiße dürre Tiefland zu verlaſſen und im Gebirge die Sommerweiden aufzuſuchen. Dann ſind die Tratturi (Heerdewege) durchſtampft und aufgewühlt, die Ausgangsſtätten wolkendichter Staubmaſſen. Die ganze Landſchaft iſt in grauen Dunſt gehüllt, zumal wenn vom Apennin Weſtwinde zum Meere herabſtreichen .... Welche Genüſſe der Wanderer in der apuliſchen Ebene während des Sommers zu erwarten hat, braucht alſo nicht erſt ausführlich auseinandergeſetzt zu werden.

Immerhin ist ein längerer Aufenthalt in Foggia lohnend. In der Stadt selber fehlt es nicht an Leben und in der Umgebung giebt es manchen interessanten Punkt, der eines flüchtigen Besuches werth erscheint. Wir nennen Lucera, das antike Luceria Apulorum, mit seiner alten Kathedrale und dem verfallenen Saracenen-Castell, ein Bau aus Friedrichs II. Zeit; dann Bovino, auf den Vorhöhen des Apennin, und als Krone von Allen den Monte Gargano.

Dorthin wollen wir uns nun verfügen. Es geht durch die dürre, reizlose Ebene bis Manfredonia, eine malerisch gelegene Stadt, die den Namen nach ihrem Gründer, König Manfred, führt. Sie liegt in einem Garten von wahrhaft tropischer Pflanzenfülle und hat den Monte Gargano knapp hinter sich. Alte Befestigungen steigen die Uferhöhe hinan, indeß die weißschimmernde Stadt sich etwas tiefer längs der seichten Rhede hinzieht. Schwer fällt es, sich zu entscheiden, welches Bild schöner: die Stadt mit ihrer grünen Umrahmung und dem Gebirge im Hintergrunde, oder der Ausblick von der Stadt selber auf das weite Golfrund, das nach Osten hin sich öffnet .... Man glaubt nicht in Italien, sondern in Griechenland zu sein. So wie Manfredonia, liegen, um nur ein Beispiel zu geben, die messenischen Küstenplätze im Hintergrunde ihrer Buchten und Golfe. Namentlich das kleine Arkadia läßt einen Vergleich zu, wenngleich hier der landschaftliche Hintergrund viel imposanter, als jener ist, den der Monte Gargano bietet.

Ehe wir Manfredonia verlassen, erscheint es uns wohl am Platze, auf seinen Gründer ausführlicher zurückzukommen. Manfred ist einer der gefeiertesten Königsnamen in unserer Geschichtsschreibung. Die Romantik, die ihn wie eine mystische Gloriole umgiebt, wird noch erhöht durch seine Heirat mit einer byzantinischen Fürstentochter. Als in Folge der Eroberung Constantinopels durch die »Lateiner« (das französische Kreuzheer und die Venetianer unter dem greisen, erblindeten Dogen Enrico Dandolo) das byzantinische Reich in Trümmer gegangen war, hatte der »Despot« Constantinos Michaelos im Epirus und auf Korfu sich ein neues Reich gegründet, dessen Erbe Michaelos II. wurde. Pachymenes, der Biograph der Paläologen, erzählt, daß Michael sogar Ansprüche auf den Thron von Constantinopel

machte. Er bestritt ihn den übrigen Prätendenten, die in Asien saßen und lüstern über den Bosporus auf das morsche Frankenreich lauerten, unter dem Titel, daß seine Familie als die ältere und vornehmere die nächstberechtigte sei .... Dieser ehrgeizige byzantinische Fürst ward der Schwiegervater des Königs Manfred. Im Jahre 1259 führte der König die schöne Tochter Michaels, Helena, heim. Dabei trat Manfred gleichzeitig in den Besitz der normännischen Eroberungen im Epirus und von Korfu. Auf diese Gebiete hatten die Hohenstaufen, als Erben nach den normännischen Königen von Apulien und Sicilien, ohnedies von Anbeginn her ihre Ansprüche geltend zu machen gesucht. »Glanzvoll und heiter wurde das Hochzeitsfest zwischen der Griechin und dem deutschen Hohenstaufen zu Trani gefeiert. Beide waren schön und jung, und hoffnungsvoll genug mußte es Allen erscheinen, daß sich hier im friedlichen Bunde der Orient und der Occident die Hände reichten, was so viele Kriege und Intriguen vergeblich angestrebt hatten. So blendete Alle diese eitle Hoffnung, daß sie nicht die Wolke sahen, die am fernen Horizont aufstieg, um mit immerwährender Nacht das Schicksal dieses jungen Ehepaares und all' seiner Kinder zu verdunkeln, ja zu begraben.«

Auf dem Hause Hohenstaufen lastete ohnedies ein furchtbares Verhängniß. Der härteste Schlag, welcher den vielgeprüften Kaiser Friedrich II. traf, war bekanntlich die Gefangennahme seines ritterlichen Sohnes König Enzio bei Fossasta. Das war gerade zehn Jahre vor dem glänzenden Hochzeitsfeste Manfreds und der schönen Helena. Zweiundzwanzig Jahre hatte der Gefangene in seinem Kerker geschmachtet, bis ihn der Tod erlöste. Unterdessen nahm der Niedergang des Hauses Hohenstaufen rapiden Fortgang. Zwar der an vielen Orten stärker aufflammende Haß gegen die Anmaßung und die gewissenlose Verfolgungssucht des Papstes verbreitete noch einen schwachen Schein der Hoffnung über die letzten Tage des Kaisers, welcher 56 Jahre alt, am 13. December 1250 zu Firenzuola starb, den Ruhm hinterlassend, daß er einer der aufgeklärtesten und geistvollsten Menschen, einer der entschiedensten und strebsamsten Fürsten jener dunklen Tage gewesen sei, und daß die Ausschreitungen seines Ehrgeizes fast als Tugenden erscheinen gegenüber jenen seiner Gegner.

Vier nacheinander folgende Päpste glühten in demselben Hasse gegen Manfred, welcher sich im Jahre 1258 als König der beiden Sicilien hatte krönen lassen. Vergebens aber blieben durch lange Zeit die Bemühungen Roms, den tapferen Fürsten zu vernichten. Endlich gewannen die Päpste einen mächtigen Mann für ihre Sache: den jüngsten Bruder des Königs Ludwig IX., Karl von Anjou, Grafen von Provence. Sein Land, welches eigentlich zu dem bereits ganz zerfallenen Reiche Arelate und somit nominell zu Deutschland gehörte, aber seit dem XIII. Jahrhundert weit mehr zu Frankreich sich neigte, war im höchsten Grade blühend, das Volk durch Wohlstand, ritterlichen Sinn und feine Sitten ausgezeichnet. Der energisch ehrgeizige, finstere und habsüchtige Karl von Anjou nahm mit Freuden das von den Päpsten ihm angebotene Geschenk der sicilianischen Krone an. Zwei Heeresabtheilungen ließ er nach Italien abgehen: eine zu Lande, die andere zur See.

Durch den Verrath der lombardischen Ghibellinen, welche die Vertheidigung der Apenninen-Pässe unterließen, ward es den beiden Abtheilungen ermöglicht, am Tiber sich zu vereinigen (Jänner 1266). Karl, dem es am Gelde zu mangeln anfing, mußte eine schnelle Entscheidung suchen; diese wollte Manfred, dem in der Vertheidigung herrschenden Grundsatze folgend, möglichst hinausschieben. Er ließ mit weiser Vorsicht die von Rom nach Neapel führenden Hauptstraßen genügend besetzen und zwar namentlich jene, welche über Tagliacozzo durch das Hochland der Abruzzen, und die zweite, welche durch das Mittelgebirge über Frosinone an den Garigliano führt; durch die Stellung seines Heeres beobachtete er ferner auch noch die Küstenstraße. Aber den Franzosen, welche die zweitgenannte Straße eingeschlagen hatten, gewährte der Verrath eines neapolitanischen Großen die Ueberschreitung des Garigliano, worauf sie rasch mehrerer festen Punkte sich bemächtigten. Nun war Manfreds erster Kriegsplan unhaltbar geworden; mit thätiger Besonnenheit zog er rasch alle seine zerstreuten Corps in eine Stellung bei Capua zusammen, wo der hoch angeschwollene Volturno eine treffliche Vertheidigungslinie gewährte. Aber nicht minder geschickt wie Manfred, manövrirte der Graf von Provence: er beschloß die schwierige Stellung seines Gegners zu umgehen, zu welchem Behufe er sich

gegen die Quellen des Fluſſes hinauf wandte, und dann durch das Gebirge in die Ebene von Benevent herunterſtieg. Erſt hier konnte Manfred mit ſeinem, weder an Zahl noch an Verläßlichkeit gleichen Heere den Franzoſen ſich entgegenſtellen .... Wie ausgezeichnet die ſtrategiſchen Bewegungen beider Heerführer auch geweſen waren — ihre Tactik, die Leitung des Gefechtes, wich in nichts von der plumpen Einfachheit jener Zeit ab. Mit der größten Tapferkeit ſtritten die Deutſchen und Saracenen in Manfreds Heer, während ſich von ſeinen Italienern nicht das Gleiche nachrühmen läßt. Die Schlacht wurde nach Vorführung der beiderſeitigen Reſerven geendet; jene der Franzoſen war weitaus die ſtärkere; Manfred, ſeine Niederlage vorausſehend, ſucht und findet heldenhaft den Tod (26. Februar 1266) .... Nach Manfreds Tode wurde die unglückliche, ſchöne Witwe Helena mit ihren drei Kindern Enrico, Federigo und Ezzelino von dem Sieger Karl von Anjou in Neapel eingekerkert.

Um den Monte Gargano zu beſteigen, muß man die herrliche Ebene im Nordoſten der Stadt zurücklegen. Der Weg zieht zwiſchen Orangengärten längs des Geſtades und ſteigt ſpäter im Zickzack zur Höhe Monte Sant' Angelo empor, wo die berühmte Wallfahrtskirche des heil. Michael ſich befindet. Ueber 55 Stufen ſteigt man in die Grotte hinab, welche die Wunderquelle einſchließt. Schaaren von Pilgern ſind im Laufe der Jahrhunderte zu ihr geſtrömt und der Andrang iſt auch heute noch immer groß. Die größte Bedeutung erlangte der Wallfahrtsort in normanniſcher Zeit und die nächſten zwei, drei Jahrhunderte. Wer am 8. Mai, am Feſttage des heiligen Schutzengels (von deſſen Bildern und Statuetten die ganze Stadt voll iſt) nach Sant' Angelo kommt, ſieht ſich von Typen umgeben, die weit eher an Griechenland, denn an Italien erinnern .... Helleniſch iſt auch die Urgeſchichte dieſes Geſtades bis Leuca hinab, des Golfes von Tarent, der calabriſchen und ſiciliſchen Geſtade. Es war die Ueberkraft, welche das magere Griechenland an Menſchen, aber nicht an Nahrung hatte, welche dieſe Geſtade aufſuchte. Vielleicht hatten früher hier (namentlich im Golf von Tarent) Phönikier und Kreter ſich in den Weg geſtellt. Leider wiſſen wir ſelber von den ungeheuren griechiſchen Städten, welche hier auf- und untergingen, äußerſt wenig.

Im Nordoſten von Sant' Angelo, drei deutſche Meilen entfernt, ragt der höchſte Gipfel des Monte Gargano, der **Monte Calvo**, auf. Der Aufſtieg längs des Steilſturzes im Süden iſt nicht unbeſchwerlich. Iſt der Gipfel erreicht, ſo hat man die ganze garganiſche Halbinſel zu Füßen: die ſanfte Abdachung des Gebirges nach Norden, wo der Küſte die kleinen Tremiti-Inſeln vorliegen; das ſteile Oſtcap und dahinter im Nordoſten das in der Ferne verdämmernde Felseiland Pelagoſa — mitten im Adria-Becken gelegen; in unmittelbarer Nähe eine Anzahl von Keſſeln mit Waſſerſpiegeln; jenſeit am blaugrünen Golf Manfredonia mit ſeinem Gartengeſtade und in der Folge die langgeſtreckte apuliſche Küſte mit der Schnur von blühenden Städten, die in Sonnendampf und Dunſt verſchwinden ....

Digitized by Google

Die Piazza della Madonna in Loreto.

In den Marken.

Mag Apulien immerhin in hiſtoriſcher und culturgeſchichtlicher Beziehung vielartige Anregung bieten: ein längerer Aufenthalt daſelbſt dürfte kaum zu den verlockendſten Dingen auf italiſchem Boden zählen. Auch uns zieht es nach Norden, zunächſt nach den heiteren Geſtaden der Abruzzen, deren gewaltige Höhen wir bereits von Foggia aus im Dunſte der Ferne als blaſſe Silhouetten gewahren. Am ſchwerſten vermiſſen wir in Foggia das Meer. Sein langer Anblick hat es uns unentbehrlich gemacht. Wenige Tage eines binnenländiſchen Aufenthaltes genügen, um in uns ein Gefühl der Leere, Beklommenheit hervorzurufen. So mächtig ergreift uns in der Regel nur das Verlangen nach dem Wiederſehen eines geliebten Weſens, das unſere ganze Seele ausfüllt .... Selbſt durch unſere Träume murmelt die trauliche Brandung, die wir an manch' heiterem Abend zu unſeren Füßen die Muſchelzier des Strandes koſen ſahen. Jedes goldene Aufleuchten des Meereshorizontes bei Morgenlicht wird uns zur beſeligenden Verheißung, zur Geburtsſtunde eines neuen Lebens. Nur wer dieſen Zauber begreift, wird die Wahrheit der ſchönen Verſe Littrow's verſtehen, der der See ſeine reizendſten poetiſchen Kinder gewidmet hat.

»Du blühst im ew'gen Lenz — es strahlt die Sonne
Des Frühlings ewig jung auf Deiner Flur,
Und ich — ich fühl' sie noch, die längst vergang'ne Wonne,
Mit der ich, selbst noch jung, Dich einst befuhr;
Und ist der Jugend Sonne mir auch längst entschwunden,
In meiner Seele hat sie Wiederschein gefunden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und neuem Lichte steuert man entgegen,
Die Zukunft glänzt im ros'gen Morgenschein,
O könnte mein Gebet um Gottes besten Segen
Der günst'ge Wind für alle Fahrten sein
Ich Alter steh' an meines Lebens Grenzen,
Mir kann nur mehr der Abendstern erglänzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Du warst mein treuer Freund — der treueste Gefährte,
Der nie an mir Verrätherei geübt,
Der sich im Leben mir als immer gleich bewährte,
D'rum hab' ich Dich so innig auch geliebt; —
O, wäre mir hier unter allen Wesen
Nur Eins so treu als Du mir stets gewesen! —

Und kommt sie einst, die letzte Abschiedsstunde,
In der man mich zum stillen Grabe trägt,
Dann säh' ich mich mit meiner Herzenswunde
Am liebsten noch an Deinen Strand gelegt,
Damit mich noch in meinem Grab, im kühlen
Die Wellen meines Elements bespülen;

Damit der nächste Sturm, der wüthend Dich erhebet,
Und Deine Wogen weit hinein an's Ufer drängt,
Die Leiche des begrab'nen Seemanns noch belebet,
Der Erd' entreißt und Dir sie wieder schenkt,
Und ich der ersten, immer grünen Liebe
Auch noch im Tod der ewig Treue bliebe ....«

Wir haben eine entzückende Landfahrt vor uns. Von Foggia geht es zunächst durch die platte, reizlose Capitanata zum nahen Gestade und dann immer diesem entlang durch die zaubervollsten Landschaften Ost-Italiens. Rechter Hand das Meer, bald sonndurchleuchtet, bald sturmbewegt; linker Hand den Apennin mit den gesegneten Landschaften davor, letztere geschmückt mit einem Kranze freundlicher Bergstädte oder Hafenorte, die wir der Reihe nach im Fluge passiren .... Das Meeresufer erreichen wir eine Strecke nördlich des Städtchens San Severo. Rechter Hand bleibt der Strandsee

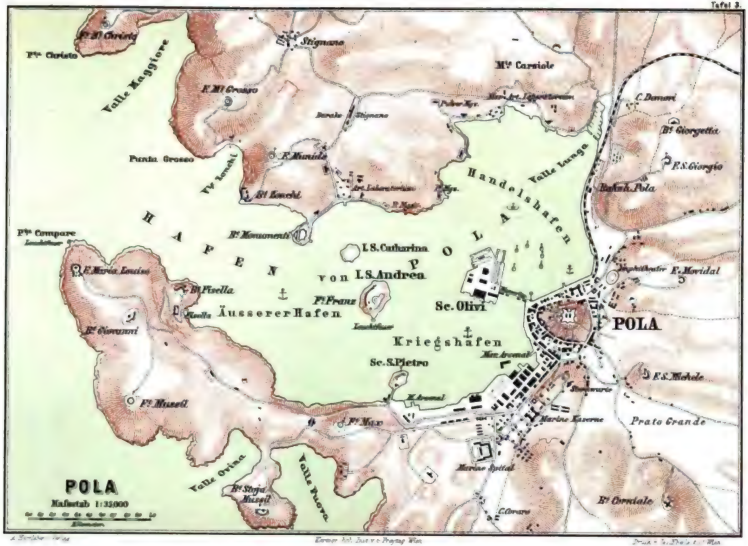
Lago di Leſina. Er wird überragt von dem klotzigen Monte Gargano, deſſen Scheitel eben in dem Augenblicke von der Morgenſonne goldig bethaut wird, da wir dicht vor uns den glatten Spiegel der Adria wieder aufblitzen ſehen. Ueber ſeine iriſirende Fläche ragen einige niedrige, unanſehnliche Eilande — der kleine Archipel der Tremiti. So belanglos ſie ſind, erregen ſie gleichwohl unſer Intereſſe. Aus uralten Ueberlieferungen wiſſen wir, daß der argiviſche Diomedes einſt hier (am Feſtlande) ein mächtiges Reich gegründet hatte, und nach einiger Zeit ſpurlos verſchwunden war. Durch dieſen räthſelhaften Umſtand ward der Flüchtling von Argos zum Gott und auf einer der vier Tremiti-Eilande erhob ſich ſein Tempel .... In neuerer Zeit hat die Erinnerung an den Heros Diomedes einen Abbruch dadurch erlitten, daß die frühere neapolitaniſche Regierung die Eilande als Strafcolonie einrichtete. Ein Verbannungsort waren ſie übrigens ſchon in älterer Zeit, und wir erinnern bei dieſer Gelegenheit an die jüngere Julia, Gattin des L. Aemilius Paulus.

Die erſte Küſtenſtation, in der wir anlehren, iſt Termoli. Die Stadt liegt ungemein maleriſch auf einem Vorgebirge und hat die mächtigen Abruzzen zum Hintergrunde. Schon einige Stationen vor Termoli ſind wir in ein Gebiet eingetreten, das durch eine ethnographiſche Curioſität von beſonderem Intereſſe iſt. In dem Küſtenſtriche zwiſchen den Flüſſen Fortone und Faro befinden ſich nämlich zahlreiche Albaneſen-Dörfer, mit einer angeblichen Geſammtbewohnerſchaft von 80.000 Seelen. Die erſten Albaneſen, etwa 500 an der Zahl, kamen zur Zeit Ferdinand's I. von Neapel hierher, um die Lehen einzuheben, welche derſelbe an Georg Caſtriota (Skanderbeg) zur Belohnung der Hilfe verlieh, die ihm dieſer bei der Unterdrückung der großen Empörung der italieniſchen Barone geleiſtet hatte. Es war dies das Herzogthum Farrandina und die Markgrafſchaft Tripalda. Im Jahre 1467 ſetzte der Sohn Skanderbegs mit großem Gefolge nach Italien über und erhielt wegen der Verdienſte ſeines Vaters von Ferdinand I. gleichfalls Ländereien und Privilegien. Der von den neapolitaniſchen Königen allen vor den Türken fliehenden Albaneſen andauernd gewährte Schutz zog noch viele albaneſiſche und griechiſche Flüchtlinge nach dem ſüdlichen Italien. Ein Theil dieſer albaneſiſchen Coloniſten hat ſich im Laufe der Zeit italia-

niſirt; diejenigen, welche der Sprache, Kleidung und Sitte ihres Stammlandes bis auf den Tag treu geblieben ſind, bilden ein ſtreitſüchtiges, den Italienern unbeliebtes Völkchen.

Bald nach dem Verlaſſen von Termoli entfaltet ſich das Gebirgs-Panorama der Abruzzen mit imponirender Pracht. Schneefelder glitzern in der Sonne. Sie liegen in den Runſen des gewaltigen Monte Amaro (2792 Meter), von deſſen Scheitelhöhe man eine der großartigſten Rundſichten in Europa genießt .... Noch wirkungsvoller iſt der Anblick dieſes ſüditalieniſchen Bergrieſen von der Station und dem Städtchen Vaſto aus, dem der Amaro gerade im Weſten quer vorliegt. Alle Bergzüge ringsum ſchrumpfen zu ſcheinbar unanſehnlicher Höhe zuſammen. Vaſto ſelber, das von Olivenhainen geſchmückt iſt, zählt auf Grund ſeiner Lage zwiſchen Gebirge und Meer zu den maleriſchſten Küſtenpunkten Italiens. Ein Gang durch die Stadt kann indeß ſehr gemiſchte Empfindungen hervorbringen. Während wir bei dem intereſſanten Palaſte der d'Avalos an die ſchöne Zeit erinnert werden, in welcher in dieſen Räumen die geiſtreiche Freundin Michel Angelo's, die Dichterin Vittoria Colonna, waltete, gemahnt uns eine Gedenktafel am Dome daran, daß wir uns hier in einer zwar ſehr romantiſchen, keineswegs aber in einer paradieſiſch-friedlichen Gegend befinden. Die erwähnte Gedenktafel verherrlicht nämlich die Verdienſte des Generals Manjes, der im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts mit ſeltener Energie dem Räuberunweſen in den Abruzzen zu Leibe ging. Noch unter den Enkelkindern der ehrenwerthen Gurgelabſchneider ruft der Name jenes grimmigen Räubervertilgers ein gelindes Grauen hervor. Zwar ſind in unſeren Tagen nun auch die Abruzzen verhältnißmäßig ſicher; aber ohne Gendarmen-Begleitung iſt auch heute noch keine Bergbeſteigung in den einſamen und wilden Hochlandſchaften am Gran Saſſo d'Italia und Monte Amaro (Majella) möglich.

Wir kommen im Verlaufe unſerer Küſtenfahrt zunächſt zum Städtchen Orlana. Die Strecke von Vaſto bis dahin geſtaltet ſich namentlich in Folge der vielen Tunnels, die knapp am Ufer durch die Vorgebirge getrieben ſind, intereſſant. Nichts iſt wirkungsvoller, als dieſer mehrfache Wechſel von düſterer Nacht und blendender Lichtfülle, die über das Meer



Tafel 3.

POLA
Maßstab 1:35000
Kilometer
Pta Christo
F. M. Christo
Valle Maggiore
Stignano
F. Mt Grosso
Punta Grosso
Vr Zonchi
F. Musile
Bt Zonchi
Bt Monumenti
Barale
Stignano
Art. Laboratorium
Mt Carsiole
Pulver Mg.
Mar. Art. Laboratorium
C. Damori
Bt Giorgetta
F. S. Giorgio
Bahnh. Pola
Valle Lunga
Handelshafen
HAFEN VON POLA
I. S. Catharina
I. S. Andrea
Ft Franz
Leuchtthurm
Äusserer Hafen
Sc. Olivi
Kriegshafen
Sc. S. Pietro
Mar. Arsenal
K. Arsenal
Pta Compare
Leuchtthurm
F. Maria Louise
Bt Fisella
Fisella
Bt Giovanni
Ft Musil
Ft Max
Valle Ovina
Valle Puova
Bt Stoja Musil
Amphitheater
F. Movidal
POLA
F. S. Michele
Sternwarte
Marine Kaserne
Prato Grande
Marine Spital
C. Orsaro
Bt Corniale

A. Hartleben Verlag

Kartogr. Anst. v. G. Freytag Wien

Druck v. [illegible] Wien

wogt. In rasender Eile durchsaust der Zug die finsteren Gallerien. Es ist keine Fahrt, es ist ein schwindelnder Flug, eine dämonische Flucht. Förmlich betäubt von dem furchtbaren Gepolter und Gerassel, schließen wir die Augen, bis ein Lichtreiz uns veranlaßt, sie wieder zu öffnen. Welch' eine zaubervolle Ueberraschung! Dicht vor uns kräuseln weiße Wellenkämme und schlagen als leichte Brandung über dem blendenden Ufersaume zusammen. Die Schrecken der Unterwelt sind dem lichtheiteren Spiel der Tages-Genien gewichen. Als Friedensengel schweben helle Segel über der Fluth. Sonnenfunken glitzern auf dem Strandkies und die lachende Himmelsbläue ist von entzückender Reinheit. Die Lust am Schwelgen aber währt kurz. Noch ein letztes Aufleuchten der See — und wieder donnert's dumpf an unseren Ohren. Kein Atom Licht, nichts als pechschwarze Nacht. Wir schließen die Augen und halten noch die eben empfundenen Eindrücke auf der Netzhaut fest. Ein weißes Segel verschwimmt in feurigen Rädern, die aus der milchweißen Fluth emporschweben. Nun sehen wir auch einen blauen Fleck — einen Fetzen des Firmaments, den die Netzhaut noch festhält. In dem Augenblicke, da Feuerräder, blaues Firmament und weißes Segel sich zu einem einzigen Farbenflecks vermengen, athmen wir wieder im vollen Sonnenlichte .... Das ist ein Gruß aus der Lichtwelt, wie er erquickender kaum gedacht werden könnte.

Bei Orlana, das höchst malerisch gelegen ist, tritt uns ein anderer Bergriese der Abruzzen — der Gran Sassо d'Italia — in den Blick. Er erhebt sich 2993 Meter hoch und ist die größte Bodenerhebung auf der italienischen Halbinsel. Schon in halber Höhe hört die Vegetation auf und thürmt sich die gewaltige Felsmasse zu einem riesigen Horn (daher auch »Corno Grande«) empor. Selten findet sich Jemand, der diesen Riesen besteigt. Ein Rundblick von dem in die Schneeregion hineinragenden Bergriesen gehört sicher zu dem Großartigsten, was Italien dem Reisenden bietet .... Etwas südlicher als der Gran Sassо d'Italia, gerade im Westen von Orlana, ragt der gleichfalls sehr stattliche Monte Alto, das Mittelglied zwischen jenem und dem Monte Amaro, auf.

Weiter hinauf an der Küste kommen wir nach Pescara, dem Orte, wo einst Aternum stand, das eine Hafenstadt der Peligner, Vestiner und

Marrucíner war. Von hier aus ſieht man die Abruzzenhöhen in ihrer ganzen Entwicklung bis zum Monte Amaro hinab. Wenn die Morgenſonne auf den Felsgipfeln liegt und die Schneefelder erglänzen, indeß am Geſtade die heiße Luft über üppigen Culturen wogt, könnte man an Zauberſpuk glauben. In Nachbarſchaft dieſes weichen, wohligen Meeres, dieſer friſchen Fluren, dieſer immergrünen Gelände — bis zu 9000 Fuß anſteigende Fels- und Schneeberge! .... Und dann, in den letzten Abendſtunden, wenn die Sonne hinter die Abruzzen hinabgeſunken iſt, und nur die purpurne Gluth über die Höhen flammt! Man meint die Felshörner in der Lohe ſchmelzen zu ſehen. Die dem Lichte abgewendeten Schneefelder werden farblos, grau — man empfindet die Täuſchung, als wären ſie mit dem grauen Geſtein in eine Maſſe zuſammengeronnen. Die raſch einfallenden Schatten aber behalten eine merkwürdige Durchſichtigkeit. Nicht ein Detail der Bergzüge entgeht uns, obwohl der raſch verflackernden Abendgluth graue und ſchwärzliche Schlagſchatten auf dem Fuße folgen.

Die Pescara, das Flüßchen, an welchem die gleichnamige Stadt liegt, iſt ein wildes Kind der Abruzzen. Durch ihr Geröllbett ſchäumen die Hochfluthen, wenn die Sommerſonne Italiens den Schnee bis auf wenige Reſte vom centralen Apennin hinwegſchmilzt. Man ſieht noch die Reſte einer antiken Steinbrücke, welche von den Hochfluthen des »Aternus« (Pescara) wiederholt beſchädigt oder zerſtört wurde .... Wir überſetzen jetzt das Gewäſſer auf der Eiſenbahnbrücke und eilen nun den Küſten entlang nach unſerem vorläufigen Ziele — Ancona. Bald fühlen wir die Nähe des Gran Saſſo d'Italia. Wir queren eine Anzahl von Torrenten, deren bedeutendſte der Tordino iſt. Sein Bett — eine einzige rieſige Geröllmaſſe — iſt faſt 2000 Fuß breit .... Wir erreichen das freundliche Städtchen Teramo und entfernen uns immer mehr und mehr vom centralen Apennin. An die Stelle der Großartigkeit tritt die Anmuth. Dörferbeſäete Hügel ſchmücken die Küſte vor der Station Porto San Giorgio. Dann treten wir in das alte Picenergebiet ein, ſehen den berühmten Gnadenort Loreto auf dominirender Küſtenwarte und durchziehen das Schlachtfeld von Caſtelfidardo, wo am 18. September 1860 der Widerſtand der päpſtlichen Truppen unter Lamoricière endgiltig durch die italieniſche Armee (Cialdini)

gebrochen wurde .... Das hochgelegene Städtchen zur Linken iſt Oſimo, die letzte Etappe vor Ancona. Schon kurz vor Loreto ſchwenkte der Schienenweg landeinwärts. Wir ſehen das Meer erſt wieder, wenn wir den Tunnel hinter uns haben, der uns von Ancona trennt.

Ancona iſt unbeſtreitbar die heiterſte, am maleriſchſten gelegene Küſtenſtadt der Adria. Vom Hafen aus ſteigt ſie in hohen und breiten Terraſſen empor, jede Terraſſe eine Fronte von ſtattlichen Gebäuden. Zu beiden Seiten greift das Ufer zangenartig vor und ſchließt auf dieſe Art ein geräumiges, höchſt ſtattliches Hafenbecken ein. Ueberragt wird die Stadt von zwei Höhen, von denen die nördliche (links) den altehrwürdigen Dom, die ſüdliche die ›Fortezza‹, das ſtarke Reduit der vielen Befeſtigungen des Hafenplatzes, trägt. Jener erſte Berg iſt der Monte Guasco, dieſer der Monte Aſtagno .... Die höchſt vortheilhafte Lage von Ancona läßt vermuthen, daß ſich hier ſehr früh griechiſche Coloniſten niedergelaſſen haben dürften. In der That weiß man, daß an der Stelle des heutigen Ancona ſchon in der Mitte des IV. Jahrhunderts v. Chr. eine griechiſche Colonie blühte. Es waren Griechen aus Syrakus; ſie waren der Gewaltwirthſchaft des älteren Dionyſius entronnen und ließen ſich, nachdem ſie offenbar die ſüdöſtlicheren Küſten übervölkert gefunden hatten, an der Stelle von Ancona nieder. Zu einiger Bedeutung gelangte übrigens die Colonie erſt zur Zeit Roms, namentlich unter der Regierung des Kaiſers Trajan, deſſen Hafenbauten noch heute zu erkennen ſind. Trajan hat auch in anderer Hinſicht ſein Andenken hinterlaſſen. An der nördlichen Seite der Riviera ſteht ſein Triumphbogen, ›ein würdiges, einfaches Prachtwerk des Alterthums.‹ Das Denkmal, 115 n. Chr. aufgeführt, iſt ein edler Marmorbau mit einem Durchgangsbogen und hoher Attica, welche ſich über dem Architrav und Fries erhebt. Auf der Attica befand ſich einſt die Widmungsſchrift. Die beiden Pfeiler zeigen je zwei Halbſäulen korinthiſcher Ordnung. Vor Zeiten war der Triumphbogen mit dem erzenen Reiterſtandbilde des Kaiſers und den Bildniſſen ſeiner Frau und Schweſter geſchmückt.

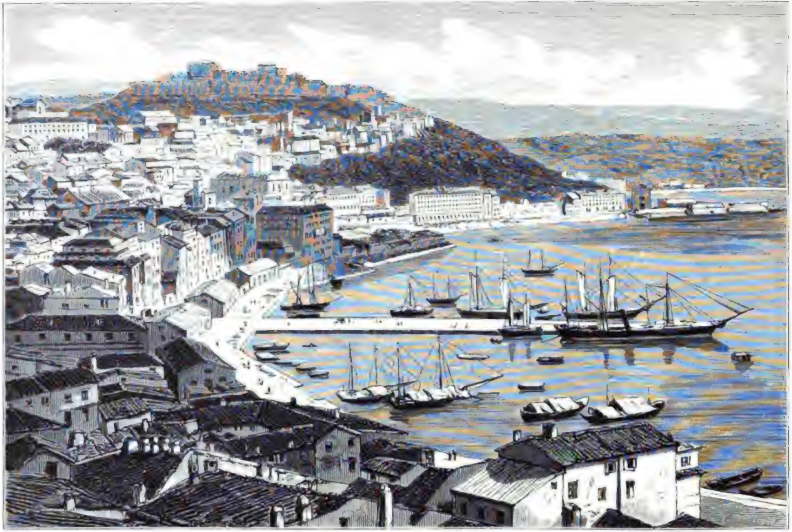
Trajan's Denkmal iſt das antike Wahrzeichen von Ancona. Wer in den Hafen einlenkt, ſieht wohl vorerſt nach der Höhe, wo der Dom von San Ciriaco liegt und der maſſige Glockenthurm aufragt. Dann aber gleitet

Digitized by Google

ſein Blick zum Haſen herab, der ihm vorläufig näher liegt. Dort gewahrt er den weißen, wunderbar erhaltenen Bogen und vor ihm das bunte Haſengetriebe, das längs des Quais fluthet. Der ganze Raum bis zum großen Molo, der beim Arſenale wurzelt und den Haſen ſeeſeits abſchließt, iſt mit Küſtenfahrzeugen vollgepfropft. Weniger belebt iſt der ſüdliche Theil des Haſens, der ſich vom mittleren Molo bis zum alten Lazareth erſtreckt. Die Dampfer aber ankern faſt in der Mitte des Beckens. Man hat daher vollauf Muße, ſich das prächtige Städtebild dem Gedächtniſſe einzuprägen, ehe man ans Land geht.

Am Haſenquai in Ancona.

Digitized by Google



Ancona vom Monte Guasco aus.

Digitized by Google

Loretanerin.

Daß die Landung in adriatiſchen Küſtenſtädten ſelten Gewinn bringt, haben wir im Verlaufe unſerer Schilderungen unzähligemale wahrgenommen. Auch Ancona macht hiervon keine Ausnahme. Auf das heitere Panorama folgt eine fühlbare Enttäuſchung. Wir landen am mittleren Molo, oder vollends am Quai und treten durch das Hafenthor in die Stadt. Dieſer Eintritt erinnert an Korfu, denn auch hier trennt das Hafenthor das ſonnige Seebild von dem düſteren Stadtinnern. Es folgt eine enge von hohen Gebäuden eingeſchloſſene Parallelgaſſe, die uns zunächſt auf einen kleinen Platz führt. Eine alterthümliche Kirche — Santa Maria della Piazza — bleibt links liegen. In der Folge gelangen wir zu dem ſtattlichen Theater (Teatro della Muse) und auf den ſtattlichen Platz davor. Wir ſind hier im Herzen der Stadt, denn nach drei Richtungen zweigen von hier die Hauptgaſſen ab. Der ganze Stadttheil, der oſtwärts den ſanftgeneigten Küſtenhang hinanzieht, iſt Neuanlage. Derſelbe wird von dem breiten, von hohen, theilweiſe palaſtartigen Gebäuden eingeſchloſſenen »Corſo Vittorio Emanuele« durchzogen. Wenn man auf dem Theaterplatze ſteht, ſieht man einerſeits auf den Hafen hinaus und hat andererſeits den ſchnurgeraden, immer belebten Corſo vor ſich, der uns Ancona von ſeiner vortheilhafteſten Seite kennen lernen läßt. Da dieſe Straße in der Richtung von Weſten nach Oſten verläuft, ſo liegt faſt den ganzen Tag das Sonnenlicht auf dem Pflaſter. Eine geſchloſſene Reihe von Zeltdächern, die über die Trottoirs ſpannen, ſpendet Schatten und geſtaltet die Promenade einigermaßen erträglich.

Digitized by Google

Man legt die Porta Calamo zurück und hat dann noch ein beträchtliches Stück des Corso vor sich, bis man an das Ostende der Stadt — auf die Piazza Cavour gelangt. Der Platz hat den Namen von dem Standbilde, welches die Bewohner Anconas dem berühmten Staatsmanne am 7. Juni 1868 errichteten. Leider macht das überlebensgroße Erzbild den Eindruck der Schwerfälligkeit. Stylvoller ausgeführt und von geradezu eminenter Plastik sind die zwei Reliefdarstellungen an den seitlichen Sockelfeldern, welche zwei Hauptmomente aus Cavour's Leben vorführen. Der Platz selber ist auf drei Seiten von stattlichen Gebäuden eingefaßt und hat auf der vierten (östlichen) Seite den von einem Thore durchbrochenen Wallzug. Dahinter folgen Hügelgelände mit spärlichem Grün. Auf den dominirenden Kuppen sieht man allenthalben Fortificationen, welche die Spaziergänge auf wenige Punkte beschränken. Es hat daher nicht an Stimmen gefehlt, welche den näheren Bereich von Ancona als vollständig baar aller landschaftlichen Genüsse erklärten, und es fällt schwer, gegen diese Ansicht etwas einzuwenden.

Einigen Ersatz in dieser Richtung bietet die Promenade vom Theaterplatze aus längs des südlichen Quais — Via Nationale — und durch die Porta Pia in der Richtung nach dem Bahnhofe. Man muß diesen Spaziergang nach oder kurz vor Sonnenuntergang machen, wenn das weite Hafenrund goldig aufflammt und die dahinter liegende Küste in den schönsten Rosatönen schwimmt. Bis Falconea, der ersten Eisenbahnstation nach Norden hin, reicht der Blick. Darüber hinaus verschwimmen die niederen Vorberge des Umbrischen Apennin, der im äußersten Hintergrund noch in den Rahmen des Bildes eintritt. Zur Linken des Quais hat man eine lange Fronte von stattlichen Gebäuden; darüber ragt der Monte Astagno mit der »Fortezza« .... Die Allee am Quai ist namentlich an heißen Sommernachmittagen nicht zu verachten, denn in ganz Ancona findet sich kein grüner Fleck. Zwischen Felsen und Meer erscheint die Stadt wie eingezwängt und die wenigen Villen (Scalamonti, Turrio, Aureli, Rossi u. s. w.), welche jenseits der Fortezza liegen, beleben keineswegs die monotone Landschaft.

Wer vollends das ältere Ancona kennen lernen will, um auf diese Weise ein Bild von der Stadt zu gewinnen, wie sich dasselbe in früherer

Zeit anließ, da die Befeſtigungen die Anſiedlung noch beträchtlich knapper einſchnürten, der darf ſich weder von dem ſtattlichen Corſo noch von der Strandpromenade täuſchen laſſen. Jenes ältere Ancona liegt im Norden und füllt faſt ganz den halbinſelartigen Sporn aus, der als Monte Guasco die Hafenbucht nordwärts abrundet. Das iſt der »Ellbogen« (griechiſch »Ankon«), von dem die Stadt den Namen hat. Enge Berggaſſen, die ſtreckenweiſe in Treppenſteige übergehen, führen vom Hafen und den anſtoßenden Plätzen empor. Alle Gebäude ſind altersgrau, manche verwittert, die meiſten verwahrloſt. In einzelne Seitengäßchen dringt weder Licht noch Luft. Entſetzliche Steige mit halsbrecheriſchem Pflaſter führen von den Hauptwegen ins tiefergelegene Quartier hinab. Ruhepunkte in dieſer Wüſte ſind der Communalpalaſt in der Via della Scuola und drei Kirchen: Geſu, Madonna della Miſericordia und San Pellegrino. Die erſte liegt uns zunächſt, denn wir haben vom Communalpalaſt aus nur wenige Schritte bis zu ihr zurückzulegen. Der Aufſtieg iſt die »Rupa del Comune«, von der es einen prachtvollen Fernblick über den Hafen giebt. Die Kirche ſelber bietet wenig; Vanvitellis Façade (aus dem Jahre 1687) iſt das einzig bemerkenswerthe an ihr .... Viel reicher iſt die nächſte Kirche, Madonna della Miſericordia, deren Portal elegante Formen einer reichen Frührenaiſſance zeigt.

Wir kommen an der kleinen Kirche San Pellegrino vorüber und erreichen endlich die dominirende Uferhöhe, auf welcher ſich der Dom San Ciriaco erhebt. Es iſt der ſchönſte Punkt in Ancona. Faſt vortheilhafter noch, als vom Meere aus, präſentirt ſich die Stadt dem Beſchauer, der auf der Scheitelhöhe des Monte Guasco ſteht. Zu Füßen liegt der belebte Hafen mit ſeinen Segelſchiffen und Dampfern, auf der Landſeite geſäumt von den hellen Terraſſen der Stadt. Weiter draußen iſt glatte, faſt grauweiße Meeresfläche und folgt der umbriſche Küſtenſaum, den ein ſcharfes Auge bis nach Peſaro und Rimini hinauf verfolgen kann. Wenn die Sonne weſtwärts niedergeht, durchbrechen die Alpenhöhen des Apennin die goldige Dunſtmaſſe. Dort ragt auch das Horn des Monte d'Asdrubale und öffnet ſich der Furlo-Paß, um die Via Flaminia durchzulaſſen. Berg, Paß und Straße erinnern uns an den Metaurus, der von jenen Höhen niederſtrömt, und geben der Phantaſie Nahrung, ſich jene mörderiſche Schlacht zu ver-

gegenwärtigen, in welcher die Karthager und ihr Feldherr untergingen .... In nächster Nähe, am nördlichen Hafenrand, fällt der Blick auf das Arsenal und auf das kleine Becken davor, das offenbar die Lage des älteſten Hafens bezeichnet. Auf dem neuen Molo, der es vom Haupthafen trennt, ſteht der Triumphbogen des Trajan. Eine Strecke weiter, gleichfalls auf dem Molo, öffnet ſich der Arco Clementino, ein Werk Vanvitelli's aus dem XVIII. Jahrhundert. Da auch dieſer Bogen als Denkmal für die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Papſt Clemens XII. hergeſtellten Hafenbauten errichtet wurde, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß Trajan das Vorbild abgegeben.

Die Scheitelhöhe des Monte Guasco trägt den merkwürdigen Dom San Ciriaco. Wir wenden uns vom Meere ab und haben ſo unmittelbar das Portal vor uns. Es zeigt reichen vielfarbigen Säulenſchmuck und ſchließt mit einem flachen Spitzbogen. Zwei Löwen aus rothem Granit flankiren den Eingang. Das Innere präſentirt ſich als eine Baſilica mit dreiſchiffigem Langhaus und einem Querſchiffe, an das Seitenſchiffe anſchließen. Der Dachſtuhl iſt offen und gewölbt; die Säulen haben ravennatiſch-byzantiniſche Capitäle, die Apſiden-Kreuzgewölbe ohne Emporen, die Flügel der Querarme je eine Krypta. Die Kuppel ſitzt auf der mittleren Vierung auf .... Der ganze Bau macht einen überaus ehrwürdigen Eindruck, was zunächſt auf ſein hohes Alter zu ſetzen kommt. Schon zu Ende des XI. Jahrhunderts in Angriff genommen, wurde er im Jahre 1128 geweiht. Der Dom ſteht auf der Stelle, wo ſich vor Alters ein Tempel der Venus Marina erhob. Säulen dieſes Heiligthums haben im Innern der Kirche Verwendung gefunden.

Wer die Pracht der Küſte bei Ancona voll und ganz genießen will, verweile auf der Guasco-Höhe bis nach Sonnenuntergang. Da die Stadt von Nord nach Süd orientirt iſt und das Meer vor ſich im Weſten hat, ſinkt die Sonne hinter den Uferterraſſen hinab. Den Dom ſtreifen noch einige goldene Lichter, während der Hafen bereits in grauen Schatten gehüllt iſt. Auch an der Laterne des Leuchtthurms blitzt es auf, wenn die ſchrägen Strahlen den Knauf treffen. Weiter draußen färbt ſich das Meer milchig. Silberſtreifen zittern von der Spitze des großen Wellenbrechers

aus. Dahinter folgt roſiger Nebel, durch den noch einzelne Uferortſchaften hell aufleuchten. Goldig überthaut ſind auch die umbriſchen Alpenhöhen, denn dort glüht das Dämmerlicht lange noch, wenn Stadt und Hafen von Ancona bereits von den Straßenlichtern erglänzen.

Wenn die Sonne vollſtändig hinabgeſunken iſt, ſteigen wir durch die engen Gaſſen der Altſtadt zum Hafen hinab. Dort tritt jetzt Ruhe ein und die Seeleute ſammeln ſich in Gruppen nach Nationalitäten, von denen faſt keine europäiſche fehlt. Selbſt ſchwediſche und holländiſche Laute wird der aufmerkſame Lauſcher vernehmen. Am lärmendſten geberden ſich die Neapolitaner und Korfioten, und überhaupt die Griechen. Letztere geben beſonders prächtige Staffagen ab. Es ſind die Nachkommen jener »ſegelberühmten Phäaken«, von welchen Alkinoos ſagt:

Lernen ſollſt Du es ſelber, wie ſehr ſie vor Allen geübt ſind,
Meine Jünglinge und Schiffe, mit Rudern das Meer zu durchfliegen....

Gemeſſener als Alle ſind die Anconitaner. Kaum, daß eine Gruppe ſich findet, die ein heimatliches Lied anſtimmt. Soldaten ſchlendern den Hafen entlang, dann finden ſich einzelne Spaziergänger ein und, wenn die Uferlaternen greller flackern, die Schatten der hereinbrechenden Nacht intenſiver werden, belebt ſich der Quai mit plaudernden Frauen. Die ſchönſten unter ihnen ſind die Blondinen, an welchen es in Ancona keinen Mangel giebt. Die leiſe Seebriſe miſcht den Boudoirduft mit der penetranten Theeratmoſphäre, die über den vertäuten Schiffen brütet. Das giebt dann einen eigenthümlichen Parfum, der aber keineswegs das Geruchsorgan beleidigt. Kichernde Mädchen, in ganzen Reihen, die Arme ineinander verſchlungen, ſo daß ſie eine unzerreißbare Kette bilden, marſchiren tactmäßig auf und fordern die herumlungernden Matroſen zu Scherzen heraus. Vielleicht ſtimmen ſie ein kehlfriſches Lied an, das uns noch lange beſtrickend in den Ohren klingt, wenn wir durch das Hafenthor ſchreiten und unſer vereinſamtes Heim aufſuchen....

Wer zu Ancona verweilt, den läßt es nicht lange innerhalb der engen Mauern. Ganz beſonders iſt es das ſo nahe gelegene Loreto, das auf den Reiſenden eine außergewöhnliche Anziehungskraft ausübt.... Und auch in uns wird eine bereits halb und halb verblaßte Erinnerung wieder

lebendig. Wir gedenken jenes reizenden Morgenſpazierganges, den wir gelegentlich unſeres Aufenthaltes in Fiume nach der Höhe von Terſato unternahmen. Damals knüpften wir zum erſtenmale an die Legende von der wunderbaren Translation des Hauſes der heiligen Maria an; nun da wir in Loreto ſind, gewahren wir das Haus ſelber und ſehen das Mirakel verkörpert vor uns. Zuvor aber wollen wir in Kürze das berichten, was die Legende überliefert hat.... Es war im Jahre 336 n. Chr., daß die Kaiſerin Helena, Conſtantin's Mutter, das Haus, in welchem die Gottesmutter zu Nazareth weilte, auffand. Das Gebäude war noch immer wohlerhalten und im Innern mit einem Crucifix und einem aus Holz geſchnitzten Madonnenbilde, dem Werke des kunſtbegabten Apoſtels Lucas, geſchmückt. Die fromme Kaiſerin, die ja bekanntlich auch das Kreuz Chriſti und die Begräbnißſtätte des Heilandes auf Golgatha entdeckt hatte, ließ das heilige Haus mit einer Kirche überbauen. Bald drängten Schaaren von Pilgern nach dieſem neuen Wallfahrtsorte. Faſt ein Jahrtauſend hindurch blieb das Heiligthum unangefochten, im Jahre 1291 aber machten die Saracenen die Baſilica dem Erdboden gleich, indeß das heilige Haus von Engeln entführt und auf den Berg Terſato bei Fiume gebracht wurde. Wie die Legende weiter wiſſen will, wurde das Marien-Haus 1294 abermals von Engeln übers Meer getragen und bei Recanati in einem der Donna Lauretta gehörenden Walde niedergeſtellt, wo es den Namen ›Caſa Lauretana‹ erhielt. Wegen Unſicherheit der Pilger und der Schätze und wegen eines blutigen Bruderſtreites über den Beſitz des Hauſes, erhob ſich dasſelbe noch zweimal und blieb dann auf ſeinem heutigen Platze ſtehen, wo man die prächtige Baſilica darüber baute. Das hier geſchilderte Wunder ſoll ſich, wie man aus der Jahreszahl entnimmt, vor Ablauf des XIII. Jahrhunderts zugetragen haben, alſo zu einer Zeit, wo Dante in der Vollkraft ſeiner Jahre ſtand und füglich von dem Ereigniſſe Nachricht hätte geben können. Aber ſowohl er, wie die gleichzeitigen Schriftſteller, wiſſen hierüber nichts zu berichten.

Der Weg nach Loreto führt uns wieder auf die Eiſenbahnſtrecke, die wir weiter oben, aus Apulien kommend, zurückgelegt haben. Von Ancona aus iſt der Beſuch des berühmten Wallfahrtsortes ein Morgenausflug von

Digitized by Google

etwas mehr als einer Stunde. Davon entfällt die halbe Zeit auf die Bahnfahrt, die andere Hälſte auf den Aufſtieg zum Städtchen auf ſeiner freien, dominirenden Höhe. Die Fußwanderung iſt der Fahrt in der unbequemen Diligence entſchieden vorzuziehen. Schon von Weitem grüßt uns die braune Kuppel der Baſilica und die birnförmige Haube des Glockenthurms. Der Aufſtieg nach Loreto kann dem Wanderer zu Zeiten verleidet werden von den zahlloſen Bettlern und Gebreſthaften, welche zu beiden Seiten der Straße lungern und den Ankömmling in allerdings etwas zu aufdringlicher Weiſe an eines der ſchönſten Gebote der Kirche, die Mildthätigkeit, mahnen.

Die Hauptſtraße von Loreto ſieht einem morgenländiſchen Bazar zum Verwechſeln ähnlich; der Unterſchied beſteht nur in der Art und Bedeutung der Waaren. In den zahlreichen Buden überwiegt natürlich der fromme Tand. Man ſieht mirakulöſe Roſenkränze, Korallenſchnüre, Elfenbein-, Perlen- und Metallcolliers mit der blinkenden Loretaner Medaille, auf der das Wunder zu ſehen iſt, wie Engelſchaaren das „heilige Haus“ durch die Lüfte tragen. Photographien von der Baſilica, der Santa Caſa und dem uralten Gnadenbilde zieren in allen Größen die Schaufenſter .... Dieſe Straße mündet auf die ſtattliche Piazza della Madonna, mit der Baſilica und dem königlichen (früher apoſtoliſchen) Palaſt. Der Dom macht einen impoſanten Eindruck. Wir ſchreiten über den Platz, den Giacomettis marmorner Springbrunnen ziert, vor die Kirchenfaçade und halten zunächſt vor der herrlichen Bronceſtatue Sixtus' V. Ihr Schöpfer iſt Calcagni, ein Meiſter aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Die marmorne Aufgangstreppe führt uns vor die Hauptfaçade und deren Erzthüren, mit denen die Kunſtgenüſſe, an welchen der Mirakelort ſo reich iſt, beginnen. Dieſe Erzthüren ſind berühmt wegen ihrer prachtvollen Reliefs. Die ſchönſten finden ſich am Mittelportal, das unter Leitung des Girolamo Lombardo von ſeinen vier Söhnen ausgeführt wurde. Das Werk zeigt „den größten Reichthum der Decoration, durch architektoniſche Geſetzmäßigkeit gezügelt“.

Durch das Hauptportal treten wir in das Innere der Kirche. Wir haben einen herrlichen Raum von freier Geſammtwirkung vor uns — eine hohe, gothiſche Hallenkirche mit ſpitzbogigen Kreuzgewölben auf viereckigen Pfeilern, die durch Eckſäulen nach Art des romaniſchen Styles gegliedert

Digitized by Google

ſind. An der Baſilica von Loreto haben vier Päpſte ununterbrochen gebaut: Paul II. (1465), Julius II., Clemens VII. und Paul III. Die Meiſter, welche hier ihr Können gezeigt, waren Giuliano da Majano und Bramante Calcagni hat die ſtattliche marmorbekleidete Façade geſchaffen .... Im Mittelraum der Baſilica ſteht unter der Kuppel das hochgefeierte Heiligthum, die Santa Caſa, das Haus, welches die heilige Maria zu Nazareth bewohnt haben ſoll. Die Santa Caſa iſt durch ihre Marmorbekleidung »eine der edelſten baulichen und bildneriſchen Schöpfungen der Renaiſſance. Ueber zwei Marmorſtufen folgt ein Sockel mit geiſtvollen, decorativen Sculpturen und prächtig abgeſtufter farbiger Täfelung. Sechszehn große korinthiſche Halbſäulen gliedern die Wände, ſo daß den Schmalſeiten je zwei und den Langſeiten je drei Abtheilungen zufallen, die mit plaſtiſchen, zu den ſchönſten Schöpfungen der chriſtlichen Plaſtik zählenden Reliefs geſchmückt ſind«. Schöpfer dieſer Werke ſind Andrea Sanſovino und ſeine Schule. Die Motive ſind dem Leben der Madonna entnommen.

Der Trajansbogen in Ancona.

Die Wände der Caſa beſtehen aus großen, unregelmäßig aufgeführten Ziegelſteinen, die bis hoch hinauf von den Andächtigen abgeküßt ſind. Der Raum iſt ſehr beſchränkt und in der Zeit des größten Pilgerandranges gar nicht zu erreichen. Am Eingange zu dem Heiligthum weiſt der Sacriſtan eine ordinäre Terracottaſchüſſel vor, deren ſich, nach Verſicherung des erſteren,

Loreto.

Digitized by Google

Maria in Nazareth bedient haben ſoll. Wie ſelbſtverſtändlich, iſt bei dieſer Reliquie der größte Andrang. Mund auf Mund neigt ſich zu dem Gefäße hinab. Das Innere des heiligen Hauſes iſt von blendender Pracht. Von der Decke hängen ſilberne Ampeln herab und mehrere Dutzend Flammen erleuchten das faſt lebensgroße, aus Cedernholz geſchnitzte Madonnenbild, das Werk des Apoſtels Lucas. Die Madonna hält das Chriſtuskind im

E. Petrovits

Der Dom in Ancona

Arm. Beide haben glänzende Kronen und glockenförmige, von Edelſteinen und Gold überladene Gewänder. Ueber dem Altare der Kammer iſt als Chorniſche die »Küche Maria« beigegeben: ein roher, von den Andächtigen knieend geküßter Feuerherd, der aus den mit vergoldetem Blech bekleideten Wänden hervorragt.

Seltſame Contraſte ſind's, die ſich uns an der Santa Caſa aufdrängen: In der Bewunderung der unvergleichlichen Sculpturen Sanſovino's fühlen wir die grellen Gegenſätze, die zwiſchen ihnen und dem überſchwäng-

lichen Prunk, dem Diamantengeflimmer und massiven Goldschmuck herrschen, der im Innern des Heiligthums die heiteren Kunstwerke der äußeren Marmorhülle ersetzen soll. Dumpf und schwül ist der enge Raum, durch den ein wehmüthiges Gebetgeflüster geht. Die Ueberschwänglichsten der Pilger küssen den Boden, oder blicken ekstatisch zu dem todten, starren Gnadenbilde empor.

Die im linken Querschiff der Basilica befindliche Schatzkammer hat im Laufe der Zeit von ihrem ehemaligen Reichthume viel eingebüßt. Was sich vorfindet, ist meist sehr jungen Datums. In hohen Schränken glänzen und flimmern die Gaben, welche büßende Fürstinnen oder gekrönte Häupter der himmlischen Jungfrau gespendet. Uebrigens waltet in den Schränken demokratische Gleichberechtigung. Ein Diamanten-Diadem einer Gräfin Doria theilt den Raum mit einer simplen Korallenschnur, die vielleicht eine umbrische Bäuerin gespendet. Neben Schätzen aus massivem Golde gewahrt man einen kleinen silbernen Talisman, den einst ein frommer Schiffer aus Pesaro oder Sinigaglia auf der Brust getragen haben mag .... Einen weit kostbareren Schatz als all' dieses Gold und Geschmeide besitzt Loreto in den Majolikagefäßen, deren effectvolle Malereien (biblischen und mythologischen Inhaltes) von den Künstlern des Herzogs von Urbino nach Raffael'schen Zeichnungen ausgeführt wurden. Der Werth dieser Sammlung soll ein ganz fabelhafter sein. Eine schwere, eisenbeschlagene Blockthüre versperrt den einzigen kleinen Eingang zu dieser kostbaren Schatzkammer.

Die schwüle Atmosphäre im Bereiche des Heiligthums beklemmt alsbald die Brust, und wäre man der ausdauerndste Besucher. Auch uns drängt es hinaus in die sonnenheitere Natur, wo die Lerchen jubeln und des Flieders Duftathem die Sinne wonniglich berauscht. Unser letzter Blick gilt nicht den Wunderwerken Sansovino's am Marmorgetäfel der Santa Casa, er gilt einem — Weibe .... Es ist eine blasse Büßerin, die ihre feuchtglänzenden Augen im Juwelengeflimmer der Madonna badet. Die Lippen, welche so bewegt die lauretanische Litanei hervorstammeln, hatten vielleicht kurz vorher ebenso glühend geküßt, und die zerknitterte Rose im Haar mag an der Brust eines geliebten Mannes geruht haben .... Es wäre ungerecht, wollte man behaupten, daß dieses Bild sich störend zu dem feierlich erhabenen

Ernſte der düſteren Baſilica verhielte .... Wir treten hinaus auf den hallengeſäumten Hof, von dem Liebesblicke der profanen Beterin verfolgt, und kein Engelslächeln vermöchte dieſen tiefbannenden Blick mit ſeiner unheimlichen Begehrlichkeit aus der Erinnerung zu wiſchen .... Iſt doch die Situation wie geſchaffen, um das Herz mehr an die irdiſche Welt zu ketten, als an jene höhere, in der es keine Sünde, keinen Jammer giebt!

Drüben, hinter dem lauretaniſchen Berge, liegt das ſtille, hügelumſäumte Recanati, die Heimat eines der unglücklichſten unter den Muſenſöhnen, die je auf Erden gewandelt .... Was Leopardi — ihn meinen wir — erſtrebt und gelitten, weiß alle Welt. Bei ihm tritt der Weltſchmerz weit herber und unverſöhnlicher auf, als bei Byron und Heine, mit welch' Letzterem der italieniſche Dichter, trotz der Grundverſchiedenheit ihres beiderſeitigen Naturells, eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. »Leopardi ſpricht der Menſchheit jede Bedingung für ein zufriedenes Leben ab; für ihn iſt das Elend des Menſchen unheilbar, als in ſeiner Natur und ſeiner Stellung zur Weltordnung begründet. Um die bleichen Züge des Dichters ſpielt nur dann ein wehmüthiges Lächeln, wenn ihm in ſeinen Träumen vom Glück eines jener Phantaſiegebilde von vollendet weiblichen Weſen in idealer Geſtalt umſchwebt, wie er ſie ab und zu in ſeinen Gedichten geſchildert hat. Die Liebe war ihm Erlöſung, aber ſie erlöſte ihn nicht. Die Natur, das Meiſterwerk der Schöpfungskraft, erfüllte ſeine feurige Seele, aber er ſelber fühlte ſich in dieſer herrlichen Natur vereinſamt, von ihr verſtoßen. War er doch mit einem körperlichen Leiden behaftet und auch ſonſt nichts weniger als ein Meiſterbild leiblicher Schönheit. Der Feuerquell der Liebe aber durchbrach das elende Gefäß und von Liebesſchmerz übermannt ſtellte er Tod und Liebe nebeneinander« .... Es iſt dies das herrliche Gedicht »Amore e morte«. In dieſem Poem feiert Leopardi die Liebe und den Tod »als die beiden ſchönen Gottheiten des Lebens«. Es war aber nur der Glaube an die Liebe, nicht dieſe ſelbſt, deren erlöſender Lichtſtrahl ſeine Seele nie über den Jammer dieſer Welt erheben ſollte.

Mit derlei Gedanken erreichen wir von Loreto aus das kleine, liebliche Recanati. Wir wandeln durch die Hauptſtraße, in deren Häuſerfront der einfache Palaſt der Leopardi'ſchen Familie liegt, nicht ohne von Weh-

Digitized by Google

muth beſchlichen zu werden. Zwiſchen den engen Häuſern leidet es uns gleichwohl nicht. Um Leopardi's Geiſt auf ſich einwirken zu laſſen, um etliche jener bitteren Tropfen, welche ſein Leben vergällten, zu ſchlürfen und von der Gewalt des Weltſchmerzthums ergriffen zu werden, wenn auch nur für wenige Stunden: zu ſolcher Probe, denken wir, bedürfe es einſamen Wanderns über Höhen und durch Thäler, die der Geiſt des Dichters umſchwebt .... Wir ſchreiten alſo hinaus ins Freie. Die Sonne verſinkt weſtwärts hinter purpurnen Wolkengardinen und vor den Blicken breiten ſich fahle Schatten. Auf den umliegenden Höhen liegen noch grelle Lichtflecken und wo Loretos düſtergraue Baſilica im abendlichen Goldnebel verſchwimmt, fließen violette Schleier die grünen Thalhänge herab .... Mehrere Roſenbüſche, die den Pfad ſäumen, wehen Himmelsdüfte den Sinnen zu. Dann ſchreiten wir durchs blüthenprangende Gefilde, das den letzten Hang hinanzieht, der ſich von Recanati abſtuft.

Wir befinden uns dicht vor einem Gartenportale, auf deſſen Simſe, hinter verſtümmeltem Wappenſchilde, ein Turteltaubenpaar niſtet. Da Niemand den Eintritt wehrt, ſchreiten wir auf dem weißen Kiesband, das unter Maulbeerkronen die Höhe hinanzieht, vorwärts. Nichts regt ſich im Umkreiſe. Die Baumkronen flüſtern leiſe in der leichten Briſe und im Roſengeſtrüpp kniſtert es von golden ſchimmernden Inſecten, die ſchlaftrunken von Kelch zu Kelch taumeln, bis ſie berauſcht in das duftige Blüthenbad herabſinken .... Nicht ohne Beklemmung ſchreiten wir weiter. Die Farben der Dämmerung ſind bereits verblaßt, ſo daß nur ein bleicher Schimmer das Schloßportal umfließt, das nun plötzlich aus ſeiner grünen Umrahmung hervorlugt. Weißes Getäfel leuchtet fahl aus großblätterigem Geranke. Eine ſchlanke Arcadenreihe verläuft zwiſchen blühenden Schlinggewächſen, die von ſtark ausladenden Altanen nach der Tiefe ſich abhaſpeln. Blüthenkelche biegen ſich ringsum zur thaufriſchen Erde nieder. Der Spiegel eines ſtillen Waſſerbeckens erzittert leiſe, von ſchlafmüden Libellen berührt. Glitzernde Tropfen gleiten die Purpurdolden, die aus granitenen Mauerniſchen hervorlodern, herab ....

Merlin's Zauberſchloß kann nicht reizender, nicht berückender geweſen ſein! .... Die Arcadenreihe entlang ſchreitend, verlieren wir uns im Dickicht

eines kleinen Parkes, der, auf vorſpringender Plattform gelegen, den Garten und das entſchlummerte Thal leicht überblicken läßt. Zu beiden Seiten beugen Trauerweiden ihre lichtgrünen Zweige nieder und weiße Marmorbilder prunken mit ihrer todten, kalten Schönheit in den dunklen Laubgängen, welche die Schloßterraſſe im Süden begrenzen .... Einige Schritte noch und wir befinden uns auf einer zweiten, höheren Terraſſe, die, von einem ſtachlichten Aloëgürtel umzäunt, mit einer Marmorgruppe — Amor und Pſyche darſtellend — geſchmückt iſt .... Um die Sinne aber legt ſich der Blüthenathem der paradieſiſchen Einſamkeit wie mit unlösbaren Zauberfeſſeln. Hier mochte wohl einſt der ſchwermüthige Dichter des »Amore e morte« gewandelt haben, wenn er jenes Weſens harrte, das eine Zauberſtunde lang ſein ganzes Sein erfüllte, und in deſſen Gefühlsſeligkeit er den Abglanz ſeiner eigenen Seelenſtimmung fand.

— — — — — — — — — — —

Da wandelt' beſchwingt in ſpäter Dämmerſtunde,
Durch Blumenau'n, die reizvoll ſchliefen,
Die Schöne zum verſchwieg'nen Liebesbunde ....

— — Einige Minuten verweilen wir auf der Terraſſe, dann biegen wir ſeitwärts ab, dorthin, wo ein ſchöner, jugendlicher Bacchus unter dämmeriger Laubkuppel und zwiſchen üppigen Ranken wilder Reben ſchlummert — ein Bild für Götter! .... Hier ſinken wir müde auf die weiche Moosbank und durchmeſſen mit mattem Blick die Tiefe des Gartens, mit dem Schlößchen in der Mitte, deſſen Contouren und helle Colonnaden im violetten Abenddunſte verdämmern .... Da taucht eine lichte Geſtalt aus dem Blätterportale des anſtoßenden Pavillons. Ein junges, ſchönes Weib, umwallt von weißem Mouſſelin, der die berückende Plaſtik des ſchlanken, elaſtiſchen Leibes zur vollen Wirkung kommen läßt, ſchreitet die Treppen hinan. Dann nähert es ſich dem marmornen Götterknaben, zu dem es, an das Piedeſtal gelehnt, den feuchten Blick erhebt, indeß der rechten Hand der Schönen ein zierlicher Band entſinkt .... Im erſten Augenblicke glauben wir an eine Viſion; alsbald aber ſehen wir, wie die dunklen Augen der Schönen magiſch aufleuchten. Reiches, ſchwarzblaues Haar umfluthet das bleiche Antlitz, und, wie vom Winde gebeugt, biegt ſich die Huldgeſtalt zur Erde nieder, um das Buch aufzuheben. Regungslos kauern

Digitized by Google

wir, der Schuld bewußt, in dieſes Aſyl unberufen eingedrungen zu ſein. Aber das Bild ergötzt uns über alle Maßen. Einzelne Sterne thauen wie Silberfunken nieder und über das ſchneeige Coſtüm der Schönen ſpinnen ſich die erſten bleichen Mondesſtrahlen, die zwiſchen den Orangenkronen in die Garteneinſamkeit ſich ſtehlen.

Sie hat den Blick von dem marmornen Gotte abgewendet und ſchreitet über den knirſchenden Kies. Unter ihrem Tritte wirbeln die Kryſtallblättchen flimmernden Katzenſilbers auf. Harmonie und berauſchende Anmuth umweben die ſchöne Geſtalt. Es iſt, als ſchwebte ein Luftgebilde über die tauſendfältige Blüthenzier. Und indem ſie die weiche weiße Hand ausſtreckt, um eine aufgeſprungene Roſenknoſpe zu pflücken, theilt ſich ein bleicher Mondesſtrahl am Kryſtall ihrer Armſpange und fließt mit bläulichem Lichte in das ſchwüle Dunkel unſeres Verſteckes ... Es iſt ein unbeſchreiblicher Zauber. Auf des Bacchus marmorkalten Arm geſtützt, neigen wir uns vor, um ins Freie zu blicken. Sie hat die Roſe am Buſen feſtgemacht, das Köpfchen nach dem Schloßportale hin gewandt. Dann lauſcht ſie faſt regungslos, was uns alsbald erklärlich wird, denn zwiſchen den Blumenbeeten naht eiligen Schrittes ein junger, blühender Mann — offenbar der Gatte dieſes ſchönen, liebreizenden Weſens. Im nächſten Augenblicke ſteht er vor ihr und Beider Lippen berühren ſich innig, fieberglühend .... Ein wollüſtiger Schauer pulſt durch den Garten. Einen Moment hindurch empfinden wir die Täuſchung, als bewegte der Bacchus zu unſerer Linken die weichen, mäßig geſchwellten Lippen .... Jetzt legt ſich ihr runder, weißer Arm um den Nacken des Mannes, indeß dieſer, ſie ſanft an ſich gedrückt, allmählich unſerem Geſichtskreiſe entrückt, bis Beide wie ein holder Spuk im Dämmerlichte der Mondnacht verſchwimmen ....

Dann wird es ſtille und einſam ringsum .... In dieſem beſeligenden Augenblicke aber, der die Freude am Leben, am Genuſſe ſo vollglühend zum Bewußtſein bringt, ſchwebt Leopardi's Schatten herab, der in demſelben Blüthenparadieſe vergeblich nach dem Glücke haſchte.

»Nicht iſt den Seufzer werth
Die Erde. Bitter und ermüdend
Iſt dieſes Leben und ſonſt nichts, und Koth iſt dieſe Welt.
Nichts gab das Schickſal uns,

Als nur den Tod, darum verachte,
O Herz, nun die Natur und jene ſüßliche
Gewalt, die im Verborg'nen uns zum Schaden herrſcht,
Und die Unendlichkeit des nichtigen Alls« ...

Von Recanati aus folgen wir der Wegſpur, die ins Innere des Landes, nach Foligno führt. Das Gebiet iſt ein einziger, herrlicher Garten, von der Potenza und dem Chienti durchſtrömt, ſeeſeits von einem heiteren Geſtade, landeinwärts vom hohen Apennin begrenzt. In dieſem irdiſchen Paradieſe – »il Giardino d'Italia« – kehren wir in dem hochgelegenen Macerata ein. Es iſt eine Freude, hier zu verweilen. Der reiche Segen der Potenza-Thäler ſpiegelt ſich in dem ſauberen, luſtigen Städtchen und ſeinen Bewohnern wieder. Nirgends in Italien ſieht man ſo viele ſchöne Frauen, wie in Macerata. Herrlich geſchnittene Köpfe, ſchlanke, elaſtiſche Geſtalten, Lebensfreude und geiſtige Aufgewecktheit zeichnen ſie aus. Auch die männliche Bevölkerung iſt von typiſcher Schönheit. Wenn im Bereiche von Ancona noch irgend etwas an das längſt verſchollene heitere Griechenthum erinnern könnte, ſo iſt es die liebenswürdige Bevölkerung von Macerata, die im ſorgloſen Genießen ihre Tage verbringt, den breiten, ſchönen Corſo ununterbrochen belebt, auf dem Ballſpielplatze ſich vergnügt oder durch die triumphthorartige Porta Pia in die üppigen und geſegneten Landſchaften hinausdrängt.

Wer vollends den ganzen Landſtrich mit dem reizenden Macerata als Mittelpunkt überblicken will, der ſchlage die Route nach Foligno ein, ſo weit nur, um jenes in entſprechende Entfernung gerückt zu ſehen. Ueberall üppige Fruchtfülle, Kronengewoge und lachende Culturen. Nur die Umgebung von Peſaro (bei Rimini) giebt ein ähnliches Bild des Ueberfluſſes und Gartenſegens ab. Die Luft iſt tonerfüllt, als ob Geſang ſie durchrauſchte. Das Auge ſchwelgt in wahrhaft künſtleriſchem Genuſſe, wenn es abwechſelnd auf dem hellen Städtchen, den Rebengeländen und lichtgrünen Hainen ruht, oder über die goldgelben Korn- und Maisfelder ſchweift, oder in rauchgrauer Ferne ſich verliert, wo der Himmel roſig glüht und die befruchtenden Wäſſer ſilbern aufblitzen. Nur das viele Licht ermüdet. Maulbeer- und Feigenbäume ſpenden kümmerlichen Schatten, denn die heiße Luft wogt allerorts. Wenn aber der kühle Bergwind vom nahen Apennin herabweht,

dann wird die Luft rein und durchſichtig und erquickt wie ein Trunk aus der eiſigen Hippokrene auf dem Helikon.

Wir wenden uns nun der nördlichen Umgebung von Ancona zu. Von den vielen lieblichen Thälern, die im umbriſchen Apennin wurzeln

Inneres des Domes von Loreto.

und gegen das adriatiſche Geſtade hin ſich öffnen, verdient das Val d'Eſino ganz beſonders hervorgehoben zu werden. Hauptort desſelben iſt die kleine Stadt Jeſi, das uralte Aeſis, römiſche Colonie und Marſchſtation. Der Weg dahin führt eine Strecke weit längs der Küſte und dann thalauf des Aeſis-Fluſſes, der im Alterthume der ſüdliche Grenzfluß von Umbrien war .... Nichts Schöneres als eine Eiſenbahnfahrt am frühen Morgen

Digitized by Google

längs der Riviera zwiſchen Ancona und Falconara! Seeſeits liegen blaßrothe Streifen auf dem dunkelgrünen Meeresſpiegel und wo fahle Morgennebel ſich dicht zuſammenballen, ſchweben einzelne weiße Segel, wie Rieſenmöven, die ins Gewäſſer tauchen. Plötzlich tritt rechter Hand das maleriſch die Uferhöhe hinankletternde Ancona in den Rahmen des Bildes ein. Ganz zu hinterſt ſteht die graue Dommaſſe, magiſch verklärt vom Morgenlichte, das über die Dächer wogt. Im Hafen ſelber herrſchen die Schatten vor, wodurch die Stadtterraſſen gleichſam wie über einem düſteren Abgrunde zu ſchweben ſcheinen .... Das Alles iſt aber nur der Anblick weniger Minuten. Der Eiſenbahnzug raſſelt über eine kleine Brücke und hinter ihr öffnet ſich

Die Santa Caſa im Dome von Loreto

Digitized by Google

links (südwestwärts) ein breites, von sanften Hängen eingeschlossenes Thal. Einzelne Kronen säumen die grünen Culturen, welche von einem kleinen Flüßchen — dem Esino — durchschlängelt werden.

An diesen Ufern schlug einst Sulla den Marius und fielen von Pompejus' eisernen Legionen Brutus' und Scipio's zusammengewürfelte Haufen wie Halme von Schnitterhand. Jetzt aber ist's einsam hier, wie in dem entlegensten Winkel von Italien. Die weißen Rinder, die hier und da die Wegwindungen hinanklimmen, bilden die einzige Staffage. Jesi, der Hauptort des Thales, liegt in dessen Mitte, auf dominirendem Hügelrücken, und präsentirt sich ungemein malerisch. Auf der Ostseite ragt ein grauer, düsterer Bautencomplex in die Höhe. Es ist diese Stelle offenbar diejenige, auf der die uralte römische Ansiedlung lag. Reste finden sich keine vor, es wäre denn, daß jener graue, düstere, ostwärts vorspringende Stadttheil auf antiken Fundamenten stünde. Im Anschlusse an diesen Stadttheil entwickeln sich westwärts breitere und freundlichere Gassen mit stattlichen Gebäuden. Zuletzt löst sich die Stadt in Häusergruppen auf, auf welche ab und zu einzelne Gebäude folgen, die sich weit hinaus in den üppigen Culturlanden verlieren.

Zum Leidwesen des Besuchers führt die Eintrittsstraße durch den alten verwitterten Stadttheil, der trotz des historischen Interesses, das er beanspruchen darf, nicht gerne besucht sein mag. Was uns übrigens die Stadt ganz besonders interessant macht, ist die Thatsache, daß innerhalb dieser düsteren, dunklen Häuseranhäufung, wo die Sonne kaum flüchtig die Mauerfronten zu streifen vermag, einer der genialsten und feurigsten Menschen des Mittelalters das Licht der Welt erblickte. Der Hohenstaufe Friedrich II., Barbarossa's Enkel, Sohn des Kaisers Heinrich VI. und der Constantia von Neapel, wurde hier am Stephanstage 1193 geboren .... Heute weiß man nichts mehr davon. In Jesi wurzelt selbst die historische Erinnerung nur in der allerjüngsten Zeit. Als der Verfasser zu Anfang der Siebenziger Jahre zum ersten Male in der Stadt weilte, fand er Gelegenheit den politischen Sturm der vergangenen Jahre zu studiren. Die Art und Weise, wie dieses Studium möglich wurde, hat sicher Anspruch auf Originalität. Die Sache verhält sich nämlich so. In den Tagen der Be-

drängniß, die für den Kirchenſtaat in jenem Augenblicke den Höhepunkt erreicht hatte, als Cialdini's Truppen die umbriſchen Marken beſetzt und ihr Bollwerk Ancona cernirt hatten, fehlte es natürlich auch in dem kleinen Jeſi nicht an Kundgebungen von Seite der verſchiedenen politiſchen Parteien. Nach altem Brauche wurden jene in Straßenaufſchriften zum Ausdrucke gebracht. Dem modernen Bedürfniſſe entſprechend, begnügten ſich übrigens die klugen Jeſianer nicht mit dem umſtändlichen Apparate von gedruckten Plakaten, ſondern ſie benützten zur Bethätigung ihrer Geſinnungsrichtungen eigens verfertigte Schriftpatronen, die, einfach an die Wand gelegt und mit Farbe überſtrichen, dieſer Art die Partei-Deviſe à la minute an den Straßenfronten verbreiteten. In welchem Zuſtande mag ſich damals die alarmirte, heißblütige Bewohnerſchaft des antiken Aeſis befunden haben! .... Jene Straßenaufſchriften aber, die noch nach anderthalb Decennien allerorts prangten, ließen ein vorherrſchendes politiſches Glaubensbekenntniß nicht errathen, geſchweige feſtſtellen. In bunter Abwechslung ſah man hier, weder von der Polizei, noch vom Militär beachtet, die Deviſen der einzelnen Parteien. An der Langſeite einer Kirche flimmerte in brennrothen Buchſtaben: »Viva Garibaldi!« .... nebenan: »Viva il Papa!« .... Nicht weit hiervon, wo eine lange Häuſerfront ſchnurgerade verläuft, wiederholte ſich die Deviſe »Viva il Progresso« fünf- oder ſechsmal. Oberhalb einer Schenkenthüre prangte ein »Viva Napoleone III.!«, während an dem durchlaufenden Sims eines Palaſtbaſamentes ein rothes »Viva il Rè« mit einem blauen »Abbasso i Preti« harmoniſch abwechſelte. In den Seitengaſſen waren die Häuſerfronten mit Aufſchriften förmlich bedeckt; neben den bereits angeführten las man noch: »Viva l'Italia una!« — »Viva la Republica!« — »Viva Cavour!« und »Viva Roma!« ...

Weit angenehmer als derlei politiſche Reminiscenzen dürften den Wanderer die ſchönen Frauen Jeſi's berühren. Es ſind herrliche Geſtalten, faſt ſo junoniſche, wie die vielgeprieſenen Traſteverinnen in Rom. So mögen jene unerſchrockenen Umbrierinnen ausgeſehen haben, die, blumengeſchmückt, dem ſiegreichen Conſul Claudius Nero entgegenzogen, als er mit ſeinen Legionen vom Metaurus kam, an deſſen Ufern Hasdrubal und ſeine Spanier verbluteten. Sicher ſind dieſe Frauentypen ſo claſſiſch, wie der

Digitized by Google

ſchon zu Roms Zeit berühmte — Käſe von Aeſis .... Da wir aber bereits Eingangs erwähnten, daß der Hauptreiz von Eſino durchaus nicht in der Stadt oder in ihren claſſiſchen Reminiscenzen liegt, ſondern in dem paradieſiſchen Thale, in welchem ſie gelegen iſt, ſo müſſen wir uns nun auch in dieſem ein wenig umſehen.

Das Val Eſino iſt eine fruchtbare, geſegnete Thalniederung, in Bezug auf die Fülle der Abwechslung ein wahrer Garten. Auf dem weichgeformten Hügelrücken ſchimmern allenthalben Villen, gleichſam wie auf grünen Inſeln liegend, die aus einem gelben Meere von Feldern auftauchen. Während das Thal oſtwärts, in der Richtung nach Chiaravalle und Falconara ſich beckenartig erweitert, verengt es ſich weſtwärts zu einem ſchmalen Defilé, in welchem der Eſino wildbachartig ſeinen Weg ſucht .... Ganz beſonders reizend ſind die früher erwähnten Villen. Sie bilden einen Kranz heiterer Mußeſitze und ſind ſelber umkränzt von üppigen Vegetationsgürteln. An der Straße nach Ancona liegen die ſchönſten dieſer Tusculums »in den Marken«. Von Jeſi erreicht man in einer ſchwachen Stunde die Villa »Baleani«, von deren Terraſſe man einen entzückenden Blick auf das langgeſtreckte Thal mit ſeinen duftigen Farbentönen genießt. Der Weg dahin verläuft in einer tiefen Einſenkung des Thales und wird von ſchnurgeraden Hecken geſäumt. In der Sonnenhitze iſt das Wandern auf dieſem Wege juſt kein beſonderer Genuß. Umſo erquickender wird die Raſt, wenn man vom Pfade abbiegt und das weiße Straßenband zu dem genannten Tusculum hinauf zurücklegt. Mächtige Maulbeerbäume und Eichen beſchatten den Aufſtieg zur Schloßterraſſe. Eine Parterre-Halle mit drei Arcaden und doriſchen Säulen aus ſchönem dunkelgrauen Granit tritt zunächſt in den Blick. Darüber ragt das ziemlich anſpruchloſe Wohngelaß. Umſo prächtiger iſt das weite Meer von Baumgrün und Blumen, welche das Schlößchen förmlich umfluthen. Man muß im Frühjahr nach dieſer Thaleinſamkeit pilgern, um ihre Pracht ganz genießen zu können. Ganz beſonders bezaubernd ſind die Abende, wenn das ganze Thal in einem blauen Dufte ſchwimmt, indeß die Kuppen der Hügelgelände roſig überhaut erſcheinen. In der Ferne verhallen Glockentöne. Droſſeln heben im Roſengebüſch an und beleben mit ihrem ſchmelzenden Geſang die entſchlummernde Landſchaft. Jäh wird es

dann Nacht und die Farben verglühen, gleich dem Funkenregen eines verpraſſelnden Feuerwerkes. Dann ſcheint ſich die Landſchaft zu beleben, aber nicht von Geſtalten dieſer Welt. Sulla's Genius, der einſt den Marius in dieſem Thale geſchlagen, um Rom wieder auf ſeine lichte Höhe emporzuheben, verklärt die entſchlummerte Landſchaft, die ſelber wie ein Sagenbild anmuthet .... Und Pompejus, Scipio, Brutus, die hier gefochten? Ihre Schatten ſchweben nächtlich durch das ſtille Thal.

Madonna von Loreto.

Nach Falconara zurückgekehrt, ſetzen wir unſere Route längs der Küſte fort. Unſere erſte Station iſt das hübſche Sinigaglia, der Geburtsort der Catalani und des Papſtes Pius IX. Man wird überraſcht von der Reinlichkeit, die in dem kleinen Städtchen herrſcht. Die Niederung, welche ſich längs des Geſtades dehnt, wird vom Ceſano und dem claſſiſchen Metaurus durchſtrömt. Unweit ſeiner Mündung liegt das Städtchen Fano, nächſt Sinigaglia und dem nördlichen Peſaro, eine Etappe auf dem Wege nach Rimini .... Wer am Ufer des Metaurus ſteht, ſieht fern im Weſten durch die Thalpforte, welche das Flüßchen durchrauſcht, einen ſtattlichen Berg aufragen. Es iſt der Monte d'Asdrubale, an deſſen Lehnen und weiter thalabwärts ſich jener mörderiſche Kampf abwickelte, in welchem der Punier ſein Leben ließ. Seltſamer Contraſt zwiſchen dieſer Erinnerung und dem ſchmetternden Jubelgeſange, den die zahlloſen Lerchen anſtimmen, welche die Ebene bei Fano beleben!

Den Verlauf der Schlacht am Metaurus kennt man zur Genüge. Wir berichten in Kürze, daß der von Hannibal lang ersehnte Hasdrubal die Alpen überschritten und mit 60.000 Mann im raschen Anmarsche begriffen war. Sein Ziel war Umbrien, wo der Consul Livius mit seiner Heeresmacht stand. Der zweite Consul, Claudius Nero, wurde durch Hannibal in Süditalien festgehalten. Als aber die reitenden Boten Hasdrubal's durch die Römer abgefangen wurden, wagte der Consul Claudius Nero ein gefährliches Spiel. Er ließ einen Legaten als Befehlshaber im Lager, Hannibal gegenüber, zurück und entfernte sich Nachts mit erlesenen Truppen, um in Eilmärschen längs der adriatischen Küste nach Sena Gallica (Sinigaglia) zum Consul Livius zu stoßen. Von jenem Abzug hatte Hannibal unerklärlicherweise nichts gemerkt. In bewundernswerth kurzer Zeit hatte Claudius Nero den sechzig Meilen langen Weg vom Aufidus nach Sena zurückgelegt und war geräuschlos, bei Nacht, damit Hasdrubal nichts merke, ins römische Lager eingerückt. Aber der spähende Hasdrubal nahm gleichwohl neue Gestalten wahr und befahl aufzumerken, ob nicht am Abend zweimal geblasen werde. So geschah es in der That, und damit war die Anwesenheit zweier Consuln verrathen. In der Unsicherheit, wie das möglich sei — ob Hannibal ein solches Unglück erlebt, daß auch der andere Consul sich nach dem Norden wenden konnte, faßte Hasdrubal den unglücklichen Entschluß, über den Metaurus zurückzugehen — vermuthlich um in festerer Stellung auf Aufklärung zu warten. In der Nacht wurde aufgebrochen; aber vergebens sah man sich nach den Wegweisern um, welche die Furthen durch den Fluß hätten zeigen sollen, und denen es gelungen war, sich zu verstecken oder zu entkommen.

Daß ein Heerführer einen Fluß im Rücken läßt, dessen Uebergangsstelle er sich nicht einmal gemerkt, ist sicher ein unverzeihlicher Fehler. Der ganze Heereszug irrte in die Nacht hinein. Den Galliern wurde es bald zuviel und sie legten sich schlafen. Als Tags darauf die Sache nicht besser stand, versuchte man flußauf einen Uebergang zu finden, doch waren dort die Ufer noch steiler und ungangbarer. Um das Maß des Mißgeschickes voll zu machen, traf nun auch die römische Reiterei ein, welche den Feind im Auge behielt und unterdessen den Aufmarsch der Legionen maskirte.

Bald hierauf entbrannte der Kampf. Als Hasdrubal den Untergang unaufhaltsam sah, sprengte er selber in eine römische Cohorte hinein, suchte und fand den Tod. Nach Livius hätte die Zahl der gefallenen Feinde den Verlust der Römer bei Cannä noch übertroffen. Nach Polybius fielen nur 10.000 auf karthagischer, 2000 auf römischer Seite. Jedenfalls war Hannibal's vieljährige Hoffnung zu Ende, der Jubel in dem angstvoll harrenden Rom unermeßlich, als die Siegesbotschaft immer größere Sicherheit gewann. Als die Gesandten eingetroffen waren, wurde ein dreitägiges Dankfest gefeiert ....

So kurz die Strecke zwischen Fano und Pesaro, sie versetzt uns gleichwohl in eine völlig andere Welt .... Einige Augenblicke noch und die Kämpfenden am Metaurus versinken vor unseren Blicken. Villenbesetzte, pflanzengrüne Hügel grüßen in nächster Nähe und nach einigen Minuten halten wir in Pesaro, dem »Weimar Italiens«, in welchem Tasso an der Seite des Dichter-Vaters wie eine Wunderblume aufblühte, Ariost vom Zauber des kunstsinnigen Herzogs delle Rovere sich gefangen fühlte und der gefühlstiefe Bembo glückliche Tage verbrachte. Das wahre Musenheim war das vom Blüthenduft umwogte Paradies auf dem Monte San Bartolo. Das Alles genügt, um uns den romantischen Reiz, der dem Städtchen Pesaro eigen ist, zum Bewußtsein zu bringen. Etwas nüchterner freilich haben die modernen Pesaroten ihre Sache aufgefaßt. Sie wußten nämlich für das Standbild eines ihrer berühmtesten Mitbürger — des Maëstro Rossini — kein besseres Plätzchen ausfindig zu machen, als knapp neben der Bahn. Nun hüllen das einst melodienreiche Haupt stinkende Kohlendämpfe ein, die sicher nichts gemein mit jenen delphischen Dämpfen haben, welche die Pythia hellsehend und extatisch verzückt machten.

An frappanten Gegensätzen fehlt es auch sonst dem Städtchen nicht. Im Innern wechseln breite, luftige Straßen mit engen dumpfen Gäßchen, hübsche moderne Bauten mit zerfallenden alten Palästen. Als Ersatz für letztere hat man neue stylvolle Palazzi geschaffen. Sie befriedigen nur theilweise, denn was Pesaro interessant macht, sind die Erinnerungen an die Tage seines Glanzes, seines Kunst- und Dichterlebens. Viel erfrischender wirkt der liebliche Kranz anmuthiger Villen, die zwischen Olivenhainen auf

dem Hügelterrain in der Umgebung der Stadt liegen. Auch ſteht außer Frage, daß die Landſchaften von Peſaro weitaus zu den reizendſten am umbriſchen Geſtade gehören. Solche Ueppigkeit zeichnet auch die Landſchaften der benachbarten Romagna und Emilia aus, wo die Fülle von Feld- und Baumfrüchten das Auge des Wanderers entzückt. Peſaros Gebiet aber geht allen anderen voran. Dichter aller Zeiten, die dieſer Boden geboren, haben dieſen »Garten Italiens« geprieſen. Zur Zeit der Obſtreife neigen ſich die dichtbelaubten Aeſte des Feigenbaumes von der Laſt ſchwellender Früchte. Auch ſonſt ſchwellt Alles in üppiger Fülle und dieſer Segen bietet einigermaßen Erſatz für den verblichenen Glanz des einſtigen Herzogsſitzes

Das Thor von San Michele in Fano.

Digitized by Google

Volksscene in Sinigaglia.

Jeder Reiſende, der in Peſaro ankehrt, ſucht zu allererſt den Palaſt der Rovere auf. Eine impoſante Façade mit einer Parterre-Halle von ſechs mächtigen Rundbogen geben dem Baue ein ungemein ſtattliches Ausſehen. In dieſem Palaſt las Torquato Taſſo ſein romantiſch-ſüßliches Schäferſpiel »Aminta« im Kreiſe der ſchönen Prinzeſſinnen. Vom nahen Urbino kamen liebeſelige Mediceerinnen, Glückskinder mit dem ſonnigen Lächeln und der feurigen Begierde nach romantiſchem Zeitvertreib. Ein edler Wetteifer durchpulſte alle Herzen. Der bleichblühende Roſenbuſch ſchauerte auf unter dem Klange der Mandolinen und im blaſſen Mondlichte verſchwammen die flimmernden Marmorbrüſtungen, an denen holde Kunſtjüngerinnen träumten. Dann flüſterten ſie ſchlaftrunken und liebeſelig in den dämmerigen Loggien, wo weiche Kiſſen zum Schlummer luden .... Es war der Zauber eines orientaliſchen Märchens.

In dieſer Zeit war Peſaro der Mittelpunkt des italieniſchen Geiſteslebens. Es war in der That ein ſüdliches Weimar. Lag es damals überhaupt im Zuge der Zeit, ſich weniger von den praktiſchen Lebensintereſſen gängeln zu laſſen und dem Gefühlsleben mehr Rechnung zu tragen, ſo mußte die Wiederbelebung des Zaubers der Antike umſo energiſcher der Gemüther ſich bemächtigen .... Dante, der im nahen Ravenna ſein bewegtes Leben abſchloß, hatte zuerſt den Kampf gegen das auf Verblödung und Geiſtesumnachtung losarbeitende Römerthum aufgenommen. Später betrat Giotto, den des Höllendichters tiefſinniges allegoriſches Zeitgemälde mächtig inſpirirt hatte, den gleichen Pfad, indem er der bildenden Kunſt jenen neuen Lebensgeiſt einhauchte, der fortan von der größten Bedeutung für ſie wurde. Zu jener Zeit ging an Peſaro die Epoche der Malateſta und Sforza in jenem Sinne noch ziemlich ereignißlos vorüber, bis endlich die Herzoge delle Rovere die Geiſtesblüthe zur vollen Entfaltung brachten, um traumſelig von der wiedererwachten Herrlichkeit der Antike zu nippen.

Es war im Jahre 1445, als Galeazzo Malateſta Peſaro dem Grafen Francesco *Sforza*, dem ſpäteren Herzog von Mailand, verkaufte. Sein Bruder Aleſſandro wurde damit der Stifter des Herrenhauſes in Peſaro. Giovanni von Peſaro ehelichte *Lucretia Borgia*, die berüchtigte Tochter des Papſtes Alexander VI., und legitimirte damit ſeine Herrſchaft als

Digitized by Google

päpſtliches Vicariat. Lucretia war wenig über 14 Jahre alt, als ſie in Peſaro einzog, und wir hätten keinen Grund aus dieſem Anlaſſe von dieſer »unſeligſten Frauengeſtalt in der modernen Geſchichte« Notiz zu nehmen, denn ſie hielt ſich nur ein Jahr in Peſaro auf .... Dennoch iſt uns die Gelegenheit willkommen, bei dieſer Geſtalt etwas länger zu verweilen. Wer Gregorovius' vortreffliches Werk über Lucretia Borgia nicht kennt, hat von ihr die falſche, irrige Vorſtellung, welche durch Victor Hugo's Drama und die an dieſes ſich anlehnende Verdi'ſche Oper in der Welt Verbreitung gefunden hat.

Daß die Tochter Alexander Borgia's keine Giftmiſcherin und Meſſalina war, hat Gregorovius klar und ſtichhaltig nachgewieſen. Zwar ſpricht dieſer ſie nicht frei von jedem Fehl, der ihr zur Laſt gelegt wurde; ſie war eben ein Kind ihrer Zeit; ſie lebte in der Luft Roms und war ſicher nicht ſchlimmer, als die übrigen Frauen Italiens in jener Epoche. »Sie war lebensfroh und leichtſinnig. Wir wiſſen nicht einmal, ob ſie jemals ſittliche Kämpfe durchgekämpft, ob ſie je im bewußten Widerſpruche zu den Thatſachen ihres Lebens und ihrer Umgebungen ſich befunden hat. Sie hielt einen Hof, den ihr Vater reichlich wird ausgeſtattet haben, und ſie war im täglichen Verkehr mit den Höfen ihrer Brüder. Sie war die Genoſſin und Zierde ihrer Feſte; ſie wurde zum Mittelpunkte der Intriguen im Vatican, welche ſich auf die Größe der Borgia bezogen, und darin mußte ſich bald all' Dasjenige concentriren, was ihr lebhaftes Intereſſe bildete. Sie erſcheint zwar nirgends als eine Frau von außerordentlichem Genie. Wenn ſie nicht die Tochter Alexander's VI. und die Schweſter Cäſar's geweſen wäre, ſo würde ſie kaum in der Geſchichte ihrer Zeit bemerkt worden ſein, oder nur als ein reizendes, viel umworbenes Weib in der Maſſe der Geſellſchaft ſich verloren haben. Doch in den Händen ihres Vaters und Bruders wurde ſie das Werkzeug und auch das Opfer von politiſchen Berechnungen, welchen ſie kaum einen Widerſtand entgegenzuſetzen die Kraft beſaß.«

Die Welt, in welcher Lucretia lebte — berichtet Gregorovius an anderer Stelle — quälte ſich nicht mit moraliſchen Skrupeln, und ſelten gab es eine Zeit, wo die größtmögliche Ausbeutung factiſcher Verhältniſſe

ein ſo verbreiteter Grundſatz war . . . . Sie hörte, daß die meiſten Cardinäle mit Freundinnen lebten und für ihre Kinder reichlich ſorgten. Man erzählte ihr von denen des Cardinals Julian Rovere oder Piccolomini; ſie ſah die Söhne und Töchter Eſtouteville's und hörte von den Baronien, die ihnen ihr reicher Vater im Albanergebirge erworben hatte; ſie ſah die Kinder des Papſtes Innocenz zu hohen Ehren kommen; man zeigte ihr ſeinen Sohn Franceschetto Cibo und deſſen erlauchte Gemahlin Maddalena Medici.

Roſſini's Denkmal in Peſaro.

Die erſten Namen von Frauen, die der Lucretia bekannt wurden, waren die ſchöne, aber höchſt anrüchige Julia Farneſe, die Kupplerin Adriana

Digitized by Google

und Donna Sancia, Gemahlin Jofre's, Lucretia's jüngeren Bruders .... Uebrigens kam Lucretia's Gemahl — der Fürſt von Peſaro — übel weg. Als Alexander VI. ſeiner nicht mehr bedurfte, that er die nöthigen Schritte. Die Ehe war zudem ohne Erben geblieben. Sträubte ſich Giovanni Sforza auch, ſo gab es Gift und Dolch, und er beſaß Schwäger, bei denen er ſich ſolcher Mittel verſehen durfte. Aber Lucretia ſelber — gutmüthig genug — warnte ihn und rettete ſo ſein Leben. Wie man ſieht, war ſie keineswegs jene Giftmiſcherin, als die ſie Victor Hugo hingeſtellt hat. Kurze Zeit darauf begab ſich Lucretia in das Kloſter St. Siſto, unter dem Vorgeben, den Schleier nehmen zu wollen, und auf dieſe Weiſe die Eheſcheidung zu erleichtern. Dieſelbe erfolgte in der That im December 1497.

Damit endet unſere Abſchweifung. Unter den kunſtſinnigen Herzögen delle Rovere war die Epiſode bald vergeſſen. Sicher ſind es nur dieſe, welche uns das kleine Peſaro ſympathiſch machen. Es war einer jener kleinen Fürſtenhöfe, in denen einſt mit ſo vielem Aufwand von Reichthum und Geiſt Wiſſenſchaft und Künſte blühten und edle Geſchlechter ein von geiſtiger Regſamkeit ausgefülltes Leben führten. Wie anders iſt es in dieſer Richtung geworden! Nicht nur in Peſaro allein iſt der Wandel vor ſich gegangen; auch die anderen üppigen Reſidenzen längs der antiken Via Aemilia haben die Erinnerung an ihre einſtigen Fürſtengeſchlechter mehr und mehr verwiſcht: Die Gonzaga, Eſte, Farneſe! .... Vielleicht iſt die Verödung umſo raſcher vor ſich gegangen, weil es all' jenen Reſidenzen und Mittelpunkten kleiner Reiche an einem eigentlichen, wohlhabenden und einflußreichen Mittelſtande fehlte. Gleichwohl haben dieſe Städte — zumal Peſaro, Bologna und Ferrara — anheimelnde Erinnerungen hinterlaſſen. Dies gilt ganz beſonders auf dem Gebiete der Kunſt. Die Meiſter, welche den Beifall der Fürſten fanden, durften, einmal an den Hof berufen, nach ihrem Gutdünken ſchalten und walten; kein Zwang, keine beengende Feſſel ſchränkte ſie in ihren Ideen und Ausführungen ein. Es war kein Kunſtſchaffen auf Commando, wie man es ſo häufig an anderen, namentlich nicht-italieniſchen Duodez-Höfen antraf. Das fürſtliche Mäcenatenthum war dort — in den italiſchen Klein-Reſidenzen — nur der Ausfluß des Wohlwollens und der Zuneigung, der Freude an der Kunſt an ſich, ohne ſelber dilettantenhaft in das Entſtehen

und Werden der Kunstwerke einzugreifen und durch Unverständniß die Kreise des Künstlers zu stören.

An der Hand von Goethe's »Tasso« — der geistigen Hauptperson jener Zeit — gewinnt man eine zum Theil falsche Vorstellung von dem Leben an den kleinen Fürstenhöfen in der Aemilia. Die kleinen Listen und Ränke, die Fallstricke des Hoflebens bei aller Glätte der Formen; die tiefsten Dissonanzen der Charaktere, die sich hinter lächelnden Mienen verbergen; die Kälte gegen die Person bei aller Wärme für die Leistungen des Dichters und ebenso die schwärmerische Verehrung des Menschen neben der entschiedensten Gleichgiltigkeit gegen seine Schöpfungen: das war — wie K. Goedeke selber zugiebt — der Apparat, mit welchem das Schauspiel arbeiten sollte. So ward »Tasso« zum Spiegelbilde des Dichters — nicht zu dem jener Zeit. Immerhin ist es die Dichtergestalt, wie wir sie uns nicht anders denken können, wenn wir in trauter Stunde in Pesaro nach dem Urbilde spähen. Der Schatten verkörpert sich, wenn wir der Worte gedenken, mit denen sich Tasso an Alphons und Eleonore wendet (I. Act, 3. Scene):

— — — — — — — — — — — —

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir steh'n.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen.

Wer neben den zahlreichen Erinnerungen, die sich auf Pesaro beziehen, auch sonst den besten Eindruck von diesem einstigen Musen- und Minnehofe mitnehmen will, der pilgere zur »Villa Imperiali«, dem einstigen Lieblingspalaste der Herzoge von Urbino, von dem Tasso's Vater und der Dichter Bembo mit Begeisterung sprechen. Nun ist das Schloß in Verfall. Ueber diese Marmortreppen, die emporführen, sind zu Zeiten die edelsten Geister Italiens geschritten. Außer der Erinnerung hieran findet aber der Besucher wenig .... Ein Blick aber in die Tiefe ist geradezu bezaubernd. Ein anderer Polykrates, der von der Höhe des Monte San Bartolo das

geſegnete Land ſeinem Gaſtfreunde zeigen würde, könnte es in der That nicht enthuſiaſtiſcher preiſen, wie das vom Glücke verhätſchelte Samos .... Auf und nieder, im ſchimmernden Gewoge, breiten ſich die weitläufigen Culturgürtel; in der Niederung blitzt das ſpiegelnde Waſſerband der Foglia, von Kronen beſchattet, die ſich über das Flüßchen neigen. Weite Mulden wechſeln mit flachen Hügelwellen, ſo daß man die Täuſchung empfindet, als ſehe man auf ein bewegtes grünes Meer hinab. An der Straße nach Rimini taucht ein zierliches Gebäude aus dem Dämmer der Ferne. Das iſt die Villa Vittoria, wo jener Günſtling Pergami am Hofe der hier weilenden Prinzeſſin Karoline von Wales ſeine Glückslaufbahn begann, um ſie als Parvenu par excellence zu ſchließen, als nachmals ſeine Gönnerin auf dem Throne von England ſaß.

So klein das Städtchen Peſaro iſt, entbehrt es keineswegs eines heiteren geſelligen Lebens. Jene erdrückende Einſamkeit und unerquickliche Oede, wie man ſie allenthalben in nordiſchen Kleinſtädten anzutreffen pflegt, ſind den italieniſchen fremd. Der Italiener mit ſeiner charakteriſtiſchen Beweglichkeit und ſeiner Empfänglichkeit für das ihm direct oder indirect werdende Lob, iſt in der Regel eifrig bemüht, jene Eigenſchaften, die der Fremde an ihm anſprechend findet, hervorzukehren. Ganz beſonders iſt es die Geſelligkeit im weiteſten Sinne, welche ſeinem Naturell in hohem Grade zuſagt. Das bewegte öffentliche Leben, das in einer gewiſſen wechſelſeitigen Vertraulichkeit der einzelnen Mitglieder dieſer kleinen Geſellſchaft wurzelt und ihr das Gepräge einer großen Familie aufdrückt, iſt ein charakteriſtiſches Merkmal italieniſcher Kleinſtädte .... Wer demnach erquickende Leutſeligkeit und köſtliche Naivetät kennen lernen will, der möge auf ſeinen italieniſchen Fahrten auch einmal in Peſaro einkehren ....

Urbino — Rimini Ravenna.

In Peſaro unterbrechen wir unſere Küſtentour, um einen Ausflug zu machen, der uns außergewöhnlichen Genuß bereiten wird. Es handelt ſich um das einſam im umbriſchen Gebirge gelegene **Urbino**, die vielgeprieſene Heimat des größten Kunſtgenius Raffael Santi .... In nicht ganz fünf Stunden bringt uns die Diligence nach der inmitten einer romantiſchen Gebirgspartie gelegenen Stadt. Auf dem Wege dahin grüßt uns nach kaum viertelſtündiger Fahrt die auf dem Monte Ceſana maleriſch gelegene Kirche **San Bernardino**, ein

Digitized by Google

Werk des berühmten Bramante, ersten Baumeisters aus der Frührenaissance. Die Kirche hat deshalb besonders Interesse für uns, weil sie die Gebeine eines Herzogs von Urbino — Guidobaldo — enthält. Er war der Nachfolger des großen Friedrich von Montefeltro und wie dieser ein Freund der Künste, ritterlicher Spiele und geistiger Unterhaltung. Einigen Eintrag that allerdings dessen physischer Zustand. Es muß geradezu rührend gewesen sein, den gichtkranken Herzog die Ritterspiele seiner Edelleute überwachen zu sehen. Ein wahrer Engel war seine Gemahlin, die gefeierte Herzogin Elisabeth, in deren Umgebung »bei freiester Heiterkeit die strengste Sitte herrschte« ...

Die Lage von Urbino giebt das vollendetste Bild von einer italienischen Bergstadt. Auf dominirender Felshöhe gelegen, hat es rings im Kreise dunklen Wald und ein altes Castell über sich. Steile Berggassen führen empor. Im Osten dehnen sich Gärten, die das anmuthige Element in der romantischen Totalität der Scenerie abgeben .... Wenn man einmal auf der Piazza d'Erbacci angelangt ist, beeilt man sich, das bedeutendste Denkmal aus der Zeit der urbinischen Fürsten — den herzoglichen Palast — zu sehen. Er liegt auf dem »großen Platze«, zu dem die Via Puccinotti hinaufführt. Leider machen wir bei diesem Gange die Wahrnehmung, daß das Innere der Stadt einen grellen Gegensatz zu seiner romantischen Lage bildet. Mühsam steigen wir die steile, finstere Gasse hinan. Die Häuser sind so hoch und rücken so nahe zu einander, daß nur ein schmales Stück des tiefblauen Himmels sichtbar ist .... Und welch' ein herrliches Blau! Es hat einen solch' durchsichtigen Glanz, daß man auf dem Klettergange unwillkürlich stille hält und den Blick in die Höhe wirft. Das braune Gemäuer hat einen warmen Rosttton, der vorzüglich zu der durchsichtigen Luft stimmt.

Endlich sind wir auf der »Piazza Maggiore«. Wir haben die Domfaçade vor uns und brauchen nur wenige Schritte weiter links zu treten, um vor den wappengeschmückten Eingang des herzoglichen Palastes zu gelangen. Er steht auf der Stelle eines älteren Schlosses, das der bauluſtige Friedrich von Montefeltro cassirt hatte, um es durch eines der schönsten Werke der Frührenaissance zu ersetzen. Der Unterbau liegt zwischen

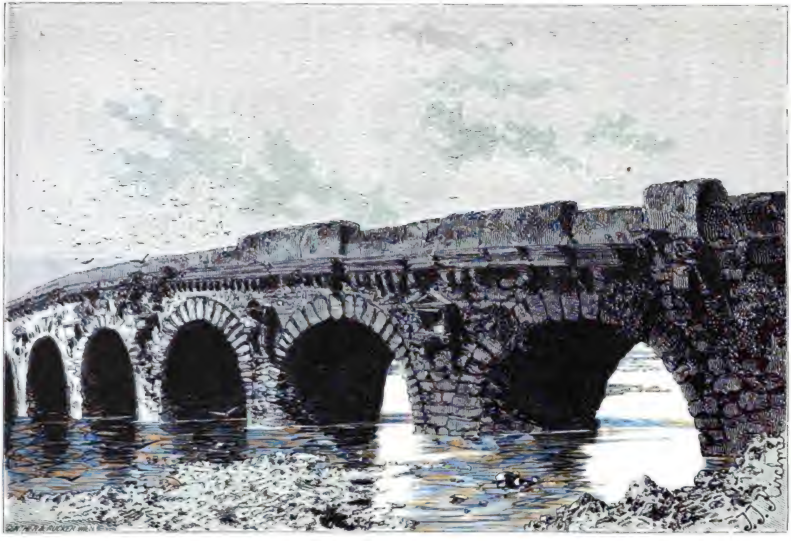
zwei Felſen und iſt von beträchtlicher Höhe. Dadurch erhielt der ganze Bau eine zwar unregelmäßige, aber impoſante Anlage. Gleich hinter dem Eingange öffnet ſich ein hallengeſäumter Hof von herrlichſter Formenharmonie. Die ſchlanken hohen Säulen mit ihren zart ſtyliſirten korinthiſchen Capitälen, die große Marmortreppe, welche Vaſari für die ſchönſte ſeiner Zeit erklärte, dann das erſte Geſchoß mit ſeiner von Pilaſtern korinthiſcher Ordnung gegliederten Front und den prachtvollen Arabesken an Thüren und Frieſen: das Alles vereint ſich zu einer architektoniſchen Geſammtwirkung, welche das feinſte Formengefühl der Frührenaiſſance offenbart.

Dieſer Palaſt iſt der bauliche Ausdruck ſeines Bauherrn, des kunſtſinnigen und prachtliebenden Federigo von Monteſeltro, des erſten »Herzogs von Urbino«. Er war ein großer, edler Fürſt, ein tapferer, nie beſiegter Krieger, ein fürſorglicher Landesvater, der ſeine Reichthümer dem Vaterlande widmete, ein feinfühliger Grandſeigneur, der die Huldigungen des Volkes als einen Tribut an ſein geiſtiges Schaffen und Walten hinnahm. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſem leutſeligen und braven Fürſten und jenem gewaltthätigen Winkeltyrannen aus dem Geſchlechte der Malateſta, die im nahen Rimini ſchalteten. Zwar hat auch dieſe kleinſtaatliche Fürſtendynaſtie einen prunkliebenden Repräſentanten aufzuweiſen, jenen Sigismondo Pandolfo Malateſta, der gleichfalls ein tapferer Krieger und ein verdienſtvoller Feldherr der venetianiſchen Republik war. Während aber Sigismondo ſeine Frauen erwürgte und das Volk mit eiſerner Hand niederhielt, knieten die glücklichen Urbinoten auf der Straße nieder, wenn ſie ihrem Fürſten begegneten und riefen: »Gott beſchütze Dich, Herr!«

Welche Schätze das Fürſtenſchloß beſeſſen, wiſſen wir aus den Aufzeichnungen eines Zeitgenoſſen Federigo's, des Staatsmannes Grafen Caſtiglione. Er nennt den Palaſt den ſchönſten, der auf italieniſchem Boden ſich findet. Es war kein Palaſt, ſondern — eine Stadt. Außer Goldſtoffen, Silbergefäßen, koſtbarem Schmuck und dergleichen gab es in den prächtigen Räumlichkeiten zahlreiche antike Sculpturen, Erzfiguren, Inſtrumente, zahlreiche Artikel der Kunſtinduſtrie, vortreffliche Gemälde und ſeltene Bücher .... Von all' dieſen Herrlichkeiten iſt nichts mehr vorhanden; ſchon vor langer Zeit hatten ſie den Weg nach Rom genommen ....

Dagegen beſitzt Urbino eine kleine aber vorzügliche Gemäldeſammlung, im »Instituto di belle arti«, deren koſtbarſte Stücke mehrere Heiligenbilder von Giovanni Santi, Raffael's Vater, und ein Hiſtoriengemälde des Juſtus van Gent, der, wie man weiß ein Schüler der Van Eyck war. Das Bild führt uns ein Stück urbiniſcher Geſchichte vor. Die Darſtellung iſt reich an maleriſchen Effecten, Zeichnung und Farbe ſind tadellos. Die Hauptfiguren ſind Federigo (der das Gemälde anfertigen ließ) und der Venetianer Zeno, welcher als Abgeſandter des Großſchahs von Perſien, Uſun Haſſan, behufs Abſchluß eines Bündniſſes gegen den Sultan Mohammed II., im Jahre 1474 faſt alle europäiſchen Höfe beſuchte. Herzog und Geſandter ſind als Zuſeher eines Feſtſchmauſes dargeſtellt. Etwas abſeits ſieht man die Herzogin mit ihrem Kinde, dem nachmaligen Herzog Guidobaldo, von dem weiter oben die Rede war. Bei dieſer Gelegenheit möchten wir beiläufig bemerken, daß jener perſiſche Großſchah vielfach mit fürſtlichen Perſönlichkeiten des Abendlandes in Verbindung ſtand und ſehr intime Beziehungen zum komneniſchen Kaiſerhofe zu Trapezunt hatte. Seine Frau war eine komneniſche Prinzeſſin und in Trapezunt fehlten nie perſiſche Gäſte, die in der üppigen Kaiſerſtadt ihren Aufenthalt zum Zwecke romantiſchen Zeitvertreibes und Minnewerbens genommen hatten.

Vom Palaſt der Herzoge von Urbino geht unſer Weg zum beſcheidenen Hauſe, in welchem Raffael das Licht der Welt erblickte und ſeine Kindheit verbrachte. Es liegt jenſeits der Piazza d'Erbacci in der »Contrada Raffaello«. Ein melancholiſcheres Heim wäre ſelbſt in Urbino ſchwer ausfindig zu machen. In der kahlen, verwitterten Front ſind einige ſchmale Fenſter eingebrochen und über einem derſelben lieſt man die Inſchrift: »Nunquam moriturus Exiguis hisce in aedibus Eximius ille pictor Raphael natus est Oct. Id. Apr. 1483. Venerare igitur hospes Nomen et Genium loci. Ne mirere! Ludit in humanis divina potentia rebus Et saepe in parvis claudere magna solet« .... In der That hat hier die »göttliche Macht in göttlichen Dingen geſpielt« und nichts erſcheint uns paſſender als der Schlußſatz: »Oft im Kleinen pflegt ſich Großes zu bergen«. Die Inſchrift datirt aus dem Jahre 1635; das Haus iſt ſeit 1874 Beſitz der Academia Raffaelo di Urbino, der der Ankauf namentlich durch die



Die Augustusbrücke in Rimini.

Digitized by Google

großherzige Spende des Grafen Pompeus Gherardi möglich gemacht wurde .... Das »Raffaelische Museum«, das man im ersten Stock etablirt hat, kann leider kein besonderes Interesse beanspruchen. Die Kupferstichsammlung rührt von dem Engländer M. Moore her, der sie dem Museum zum Geschenke machte.

Die umbrische Malerschule, der, wie man weiß, auch Raffael und dessen Vater Giovanni Santi angehörten, gab der wieder erwachten Kunstdarstellung die Weihe des Schwärmerischen. »Religiöse Beseligung, weiche Inbrunst der Empfindung, ein Enthusiasmus, wie er den Charakter des nahe (zu Assisi) verehrten heil. Franciscus kennzeichnete, durchdrang die Bilder, die ungeachtet ihrer technischen Unvollkommenheiten die Seelenstimmung des Beschauers aufs Tiefste anregen. Ist auch später das Festhalten an dieser rasch beliebt gewordenen Darstellung zu einem stereotypen Manierismus herabgesunken, so dürfte doch die religiöse Gemüthsbewegung, die Hingabe des innersten Lebens an das Göttliche zu keiner Zeit einen hinreißenderen und schöneren Ausdruck erhalten haben, und nur der zum Theil gleichzeitige Fra Angelico hat dieses Wonnegefühl in unnachahmlicher Individualität noch reiner und seliger als die umbrische Schule wiedergegeben.«

Raffael's Vater, von dem sich in Urbino herrliche Werke befinden (unter Anderem das von uns noch nicht erwähnte Hauptaltarbild — das Martyrium des heil. Sebastian — in San Sebastiano) war ein tüchtiger Meister, der wohl die ersten Kunstregungen in der Seele des jungen Raffael erweckt haben mochte. Sehr hervorgehoben wird auch der Einfluß der Mutter. Leider verlor der Knabe frühzeitig seine Eltern; er zählte acht Jahre als der Vater, elf Jahre als die Mutter heimging. Die weitere Erziehung besorgte hauptsächlich ein Onkel väterlicherseits, der den Knaben nach Erreichung des fünfzehnten Lebensjahres nach Perugia in das Atelier Pietro Perugino's brachte.

Aus jener ersten Zeit des Kunstschaffens zu Perugia drängt sich der Phantasie eine Malerlegende mit elementarer Gewalt auf. Raffael war eines Tages die Bergstraße hinabgestiegen und hatte sich in dem schwülen Laubdome, der gegen den Tiber hinzieht, verloren. In einer Lichtung saß ein Mädchen, eigentlich ein Kind, mit dem Flechten von Blumenkränzen beschäftigt. Als der Jüngling an sie herantrat, erschrak die Schöne und

wollte sich entfernen; der jugendliche Künstler aber faßte das Mädchen an der Hand und fragte, wie es heiße .... »Bianca«, lispelte das blonde Kind und in zarten Rosentinten erglühte das zarte Gesicht, aus dem zwei milde Vergißmeinnicht-Augen hervorleuchteten .... Durch Raffael's Seele zitterte eine nie gekannte Begeisterung. Er zog Bianca an sich und sah minutenlang in das wunderbare Antlitz, das in dem vollen Zauber harmonischer Hoheit so überwältigend ihm schien. Dann küßte er sie auf die Stirne und eilte durch den rauschenden Hain nach dem hochgelegenen Perugia, wo er seitdem Tage und Nächte in seinem Arbeitsstübchen verbrachte, bis das tief seiner Seele eingeprägte Bild seine Wiedergeburt auf der — Leinwand gefunden .... Es war Raffael's erste Madonna .... Wer aber heute durch Perugia wandelt, der begreift bei dem Anblicke der schönen Menschen, die ihn umgeben, unschwer, warum gerade dieser Ort in der Kunst so Außerordentliches leisten konnte. — —

Nach Pesaro zurückgekehrt, setzen wir unsere Reise per Bahn nach Rimini fort. Die Stadt ist eine hervorragende Etappe auf unserem Küstenwege von Otranto bis Venedig. Wir haben es hier mit einer uralten Niederlassung der Umbrier zu thun, welche unter dem Namen »Ariminum« zur Zeit Roms eine hervorragende Rolle spielte. Namentlich während der Bürgerkriege wird die Stadt vielfach genannt. Julius Cäsar hat sogar ein Andenken hinterlassen, seine Säule auf der Piazza Giulio Cesare (1555 errichtet), welche die Stelle bezeichnen soll, von der aus der Feldherr die Legionen, welche den Rubicon überschritten hatten, in zündender Rede zu den nun bevorstehenden Thaten anspornte. Zu besonderem Glanz gelangte Ariminum in der Kaiserzeit und die beiden Denkmale, welche im heutigen Rimini die Erinnerung an Augustus (Octavianus) bewahren, gehören zu dem Interessantesten, was man in der Stadt sehen kann.

Bei der Annäherung von Ancona her gelangen wir in den Raum, der sich zwischen der Stadt und dem Meeresufer erstreckt — die Gärten der Vorstadt. Hier befand sich vor Zeiten der sehr geräumige und viel besuchte Hafen der Stadt. Die beiden Flüßchen, welche die Stadt im Nordwesten und Südwesten einschnüren, haben also im Laufe der Zeit tüchtig gearbeitet und ausgiebiges Schwemmland aufgehäuft. Auf der Stelle, wo

ſich nun der Bahnhof erhebt, fand man ſogar die Reſte eines Hafendammes — 700 Meter vom Küſtenrande entfernt! Trotz des der Stadt im Nordoſten vorgelagerten Schwemmlandes macht ſie keinen öden, melancholiſchen Eindruck, wie etwa das nördlicher gelegene Ravenna. Um Rimini iſt Gartenland, auf dem die Sonne funkelt und über deſſen friſches Grün die belebende Briſe des nahen Meeres ſtreicht.

Im Innern bietet Rimini nichts Außergewöhnliches. Vielleicht arbeitet bei dem geſchichtsbefliſſenen Beſucher die hiſtoriſche Reflexion vor, und das iſt bei einer Stadt, wie dieſe, vom Uebel. Hier in Rimini ſchalteten jene übelberüchtigten Fürſten aus dem Hauſe Malateſta, »deren Geſchichte vielleicht mehr Uebelthaten aufzuweiſen hat, als die irgend eines anderen Dynaſtengeſchlechtes«. Wer an die Malateſti denkt, kommt ſofort auf Dante. Noch ſteht der altersgraue, ehrwürdige Palazzo Ruffo. In ihm, an deſſen verwitterter Front nun melancholiſch die Sonnenlichter ſpielen, ſoll ſich jene Liebesepiſode zugetragen haben, von der uns Dante im V. Geſange des »Inferno« Kunde giebt. Franceſca, das ſchöne junge Weib, läßt ſich bei der Lectüre der Liebesabenteuer Lanzelot's, die ſie mit ihrem Schwager Paolo gemeinſam pflegt, von dem verderblichen Zauber »ſolches Liebenden« berücken. Sie nippt von dem verbotenen Liebeskelche, als eben ihr hinfälliger, lahmer Gatte Gianciotto dazukommt .... Zwei Degenſtiche bringen den ſüßen Zeitvertreib zum Abſchluſſe .... Was Franceſca gelitten, hat Dante in der Verdammniß vernommen.

.... »Nicht größern Schmerz wohl giebt's
Als an glückſel'ge Zeit ſich zu erinnern
Zur Zeit des Jammers, und dies weiß dein Lehrer.
Doch wenn den erſten Grund von unſ'rer Liebe
Zu kennen du ſo große Neigung haſt,
Will ich wie Jener thu'n, der weinend redet.
Wir laſen eines Tages zum Ergötzen
Von Lanzelot, wie ihn die Lieb' umſtrickte;
Wir waren einſam und ohn' alles Arg.
Als wir von dem erſehnten Lächeln laſen,
Erweckt vom Kuſſe ſolches Liebenden:
Da küßte Er, der nie von mir ſich trennt,
Am ganzen Leibe bebend, mir den Mund.
Verführer war das Buch und der's geſchrieben —
An jenem Tage laſen wir nicht weiter . . .

Digitized by Google

In dem genannten Palaſte weilte Dante bei einem Neffen der ſchönen Franceſca, dem noch ſpäter (in Ravenna) zu nennenden Guido da Polenta. Ein Heimatloſer, von Ort zu Ort, von Land zu Land flüchtend, ohne Freunde, umlauert von einem jeſuitiſchen Denunciantengelichter, ſollte der vielbedrängte Dichter endlich ein Aſyl in Rimini bei jenem edelgeſinnten Fürſten finden. Abgelegen und vereinſamt, wie der Ort zu jener Zeit war, hat er ſicher wenig erquickend und belebend auf Dante's Geiſt gewirkt. Gleichwohl ſollten einige Freundſchaftsbande den Dichter durch längere Zeit an den Ort feſſeln. In einſamen Stunden mochte er dann jenes liebens-

Urbino.

werthen Weſens gedacht haben, deſſen Schickſal ihn erſchütterte und deſſen Schatten ihm theuer geworden war durch Guido, den Verwandten. Die angezogene Stelle in der »Divina Comedia« iſt zart und weich genug, um beim Anblicke des Palazzo Ruffo mit eigenthümlich romantiſchem Schauer auf unſere Phantaſie einzuwirken .... Man weiß, daß der unglückliche Dichter Silvio Pellico ſich des dankbaren Stoffes bemächtigt und ihn in einem Drama verarbeitet hat, das eine Verherrlichung Franceſca's iſt.

Die Erinnerung an Franceſca da Rimini iſt die erſte, welche uns beim Betreten der Stadt gefangen nimmt. Wir haben den Bahnhof verlaſſen und gelangen durch die Porta Marina in die innere Stadt. Die

Digitized by Google

Hauptader derſelben iſt der ſchnurgerade, die Stadt in zwei Hälften ſcheidende und ſie in ihrer ganzen Ausdehnung von Nordweſt nach Südoſt durchziehende Corſo d'Auguſto. Dieſe Straße muß auch in dem antiken Ariminum die große Schlagader der Stadt geweſen ſein, da ſie an ihren beiden Endpunkten durch zwei antike Monumente markirt wird. Dieſe Monumente ſind die Brücke und der Triumphbogen des Auguſtus.

Verfügen wir uns zur erſteren. Wir ſchlagen von der Piazza Cavour aus die gerade Richtung ein und gelangen zur Marrechia, dem Flüßchen, das Rimini im Norden beſpült. Das prächtige Bauwerk wurde von Auguſtus begonnen, von Tiberius vollendet, und iſt ganz aus mächtigen Travertinquadern hergeſtellt. Fünf Bogen ſpannen über den Fluß. Die gewaltigen Pfeiler (jetzt etwas tiefer im Geröll ſteckend als vor Alters) ſpiegeln ſich in der Tiefe, ſo daß die Bogenwölbungen ſcheinbar unter dem Waſſerſpiegel eine Wiederholung finden und ſich mit dieſen zu eirunden Thoren ſchließen. Das Mauerwerk iſt ſtellenweiſe maleriſch verwittert; breite Sand- und Geröllbänke unterbrechen da und dort die Waſſerfläche.

Das herzogliche Schloß in Urbino.

Wenn wir von der Brücke aus, anſtatt den langen Corſo entlang bis zum Triumphbogen des Auguſtus vorzuſchreiten, gleich rechts den einſamen Weg längs der alten Stadtmauer zurücklegen, kommen wir zur Stelle,

wo einſt die Zwingburg von Rimini mit ihren Wällen und tiefen Gräben ſich erhob, die Trutzburg des hervorragendſten aller Fürſten aus dem Hauſe Malateſta, Sigismondo Pandolfo. Ein anderes Werk dieſes Fürſten iſt der prachtvolle, weitberühmte Tempio Malateſtiano. Ueber ihn ſpäter .... Vorläufig verweilen wir bei den Reſten des »Caſtello«. In dem ſtehengebliebenen Theile der Burg ſind jetzt Verbrecher untergebracht — ein ſonderbares Spiel des Zufalls, eingedenk der Thatſache, daß hier einſt ein anderer, erlauchter Verbrecher ungeſtraft ſeine Gewaltherrſchaft ausübte. Und dieſer Verbrecher iſt Niemand anderer als der Bauherr ſelber: Sigismund Malateſta .... In den Räumen jener unheimlichen Burg mußten zwei edle Frauen ihre Seelen aushauchen: Ginevra von Ferrara, die Sigismund zum Gifttode verurtheilte, und Polyxena Sforza, die er nach dem Erwachen einer raſenden Leidenſchaft für die ſchriftgewandte und gelehrte Tochter des Fernando di Atto, Iſotta degli Atti, mit eigenen Händen erwürgte. Die erſte Frau Sigismund's war eine Tochter Carmagnola's. Er ließ ſich von ihr ſcheiden, nachdem ihr Vater eines infamirenden Todes geſtorben war.

Woher wohl der beſänftigende Einfluß der geiſtreichen Iſotta auf den eiſernen Sigismund, in welchem »Frevelmuth, kriegeriſches Talent und höhere Bildung« in ſeltener Weiſe ſich vereinigten? Die vierte Frau des Wütherichs betrieb leidenſchaftlich Moralphiloſophie. Vielleicht brachten es derlei Studien mit ſich, daß Sigismund zahmer wurde. Beſcheidenheit aber war ſeine Sache nicht, und als er nach dem glücklichen Kriege im Jahre 1448 jenen ſtolzen Kirchenbau aufrichten ließ — angeblich zur Ehre Gottes in Folge eines Gelübdes, thatſächlich aber zur Verherrlichung des Hauſes Malateſta — ſoll Papſt Pius II. geäußert haben: »Die Kirche ſcheint nicht ſo ſehr ein Tempel für die Verehrung Chriſti als der ungläubigen Genien zu ſein.

Sehen wir uns nun dieſes berühmte Bauwerk etwas näher an. Der Weg, den wir von den Reſten der Malateſtianiſchen Burg aus dahin einſchlagen, führt uns durch den eigentlichen Kern der Stadt: über den Theaterplatz auf die Piazza Cavour, wo der Communalpalaſt, die ſchöne Bronzeſtatue des Papſtes Paul V. und der herrliche Brunnen des Giovanni da Carrara; dann auf den Corſo d'Auguſto, auf die Piazza Giulio

Ceſare. Hier ſehen wir die im Jahre 1555 errichtete »Säule des Julius Cäſar«. Der Platz dient als Markt und hat ſeinen ſchönſten Schmuck in dem großen, Mitte des XVI. Jahrhunderts errichteten Uhrthurme. An der Nordſeite des Platzes führt die Straße zum »Tempio Malateſtiano« hinüber.

Der Bau iſt von impoſanter Totalwirkung. An der Schmalfront, wo der Eingang, zeigt die Façade eine architektoniſche Gliederung von wunderbarer Stylharmonie. Die Baugeſchichte des »Tempels« reicht bis ins Jahr 1257 zurück. In ihrer baulichen Anlage iſt die Kirche eines der inſtructivſten Beiſpiele von dem Siege der Renaiſſance über die gothiſche Architektur. Leider iſt die Façade nur in halber Höhe ausgeführt. Sie iſt durch vier ſchöne korinthiſche Halbſäulen in drei Felder gegliedert mit darüber laufendem, an den Säulen abgekröpftem Fries, der die Widmungsinſchrift trägt. Im Mittelfelde öffnet ſich der von einem Giebel gekrönte, im hochgewölbten Niſchenportal liegende Haupteingang; die beiden Seitenfelder zeigen Niſchen mit Blendbogen, die auf Conſolen aufruhen. Als Material dienten die Marmorquadern, welche man dem antiken Hafen entnommen hatte.

Wenn wir dicht an das Bauwerk herantreten, gewahren wir am Fries des Baſaments, auf welchem die Halbſäulen rechts und links des Mitteleinganges aufruhen, eine fortlaufende Reihe von Wappen der Malateſti, abwechſelnd mit den Initialen S und J (Sigismund und Iſotta) .... Ehe wir das Innere betreten, verfügen wir uns vor eine der beiden Langſeiten. Hier iſt die Front durch eine prächtige Reihe von ſieben Arcaden gegliedert. Im Halbdunkel der Bogenwölbungen ſehen wir mehrere Sarkophage. Sie enthalten die ſterblichen Reſte von berühmten Männern aus der Umgebung des Sigismund Malateſta: den Dichter Baſinio, den Redner Giuſto, den Militärſchriftſteller Valturio u. A. Die Anordnung der Sarkophage unter offener Pfeilerhalle hat ein Fachmann »eine originelle Ueberſetzung der im Mittelalter üblichen Grabmalniſchen an der Außenſeite der Kirche« genannt.

Wenn das Aeußere des Baues uns die Pracht der aufblühenden Frührenaiſſance offenbart, werden wir andererſeits beim Betreten des

Innern an den ſtolzen Fürſtenprunk des Malateſtianiſchen Hauſes gemahnt und bequemen uns zu der halb erzwungenen Bewunderung von Denkmälern und Kunſtwerken, welche durch das Bedürfniß nach Reclame und Selbſtverherrlichung entſtanden ſind. Sechs Kapellen ſind dem Andenken des Sigismondo Pandolfo Malateſta geweiht. Gleich rechts vom Eingange ſtoßen wir auf deſſen Sarkophag; an jedem Bogen der einſchiffigen Kirche prangt des Fürſten Name mit beigefügter Jahreszahl »fecit 1450« .... In der erſten Kapelle rechts ſcheint die Apotheoſe des heil. Sigismund nur die Folie zur eigenen Verherrlichung abzugeben, denn die zwei ſchwarzen Elephanten, welche die Pilaſter am Eingange tragen, ſind in Stein übertragene Embleme des Malateſtianiſchen Wappens. Das Wappenthier kehrt wieder im Innern der Kapelle, wo über dem Altar der heil. Sigismund in Gemeinſchaft zweier Elephanten dargeſtellt iſt. Von den »zwölf Tugenden«, welche in den Niſchen der Eingangspilaſter angebracht ſind, hat Sigismund wohl kaum eine beſeſſen .... In der zweiten Kapelle iſt man einen Schritt weiter gegangen, denn hier tritt Sigismund in höchſt eigener Perſon auf. Ein Fresco von Pietro della Francesca zeigt uns den Fürſten, wie er, in der ſchwer zu deutenden Geſellſchaft zweier Hunde, vor dem heil. Sigismund kniet. Damit aber dieſe Demuth das nöthige Gegengewicht finde, iſt gleich unmittelbar daneben die Zwingburg Riminis, das »Caſtello Sigismondo« in einem Medaillon zu ſehen.

In der nächſten Kapelle tritt Sigismund beſcheiden hinter ſeine Gemahlin Iſotta zurück. Der marmorne Erzengel über dem Altare ſoll nämlich die Züge der gelehrten Frau tragen. Die ſchönen Züge verklären das Mauſoleum der Fürſtin, das in dieſer Kapelle noch bei deren Lebzeiten von ihrem fürſorglichen Ehegemahl eingerichtet wurde. Auch ſonſt iſt der Raum durch künſtleriſchen Aufwand heiter belebt. Namentlich reizend ſind eine Anzahl von Reliefs auf blauem Grunde, Kinderſpiele darſtellend. Dasſelbe Detail wiederholt ſich an den Pfeilern der gegenüberliegenden Kapelle, wo die Grabſtätte für die weiblichen Glieder des Hauſes Malateſta. In dem Kapellenraum, welcher an den mit dem Mauſoleum Iſotta's anſchließt, hat man die Heldenthaten der Malateſta verewigt. Die Nachbarſchaft von Gottheiten und Himmelszeichen deutet den hohen Flug der Phantaſie Sigis-

mondo's an. Die Welt ward ihm zu enge und ſo mußte, was er vollbracht, wenigſtens ſinnbildlich in den Himmel gerückt werden .... Nun kommt aber das Hauptſtück. Wir ſtehen in der erſten Kapelle links, der Hauptkapelle. Sigismund thront auf einem Triumphwagen und hat Gefangene zu ſeinen Füßen. Das herrliche Relief kann ein gewiſſes Mißbehagen, das wir empfinden, nicht verſcheuchen. Wir finden Sigismondo wieder, wenn wir vor den Eingang dieſes »Mauſoleum des Hauſes Malateſta« treten und einen Blick auf die Würfel der Pfeiler des Eingangsbogens werfen. Es ſind zwei Medaillonbildniſſe mit Lorbeerkränzen. Von einer der herrlichen Statuetten, welche die Pfeiler ſchmücken — die cumaniſche Sibylle darſtellend — wird behauptet, daß ein Reiſender für dieſelbe das Gewicht in Gold geboten habe. Das »alte Weib« hat alſo in künſtleriſcher Beziehung den Sieg über alle pompöſe Malateſtianiſche Selbſtverherrlichung davongetragen.

Vielleicht gewinnen wir die richtige Stimmung wieder, wenn wir nach dem Verlaſſen des »Tempio Malateſtiano« ein ſtolzeres Ehrendenkmal als dieſes — den Triumphbogen des Auguſtus aufſuchen. Das Ziel iſt bald erreicht. Wir lenken wieder in den Corſo ein und ſehen alsbald die dunkle Bogenmaſſe vor uns. Sie liegt am ſüdöſtlichen Ende des Corſo. Der mittelalterliche Zinnenaufbau über dem Giebel muthet ſeltſam an; es iſt der einzige antike Triumphbogen im Abendlande, der ſich eine derartige Verunſtaltung gefallen laſſen mußte. Der Grund zu der Verunſtaltung liegt übrigens nahe genug. Der Triumphbogen wurde in den mittelalterlichen Mauerring einbezogen und als Thor benützt. Er iſt heute noch immer in das alte Gerümpel eingezwängt. Tritt man unter den Bogen und hinaus über die Auffahrbrücke in die ſüdliche Vorſtadt, ſo präſentirt ſich das Denkmal immerhin vortheilhaft. (S. S. 512.) Errichtet wurde dasſelbe im Jahre 27 v. Chr. zur Verherrlichung des Auguſtiniſchen Straßenbaues .... Trotz des architektoniſchen Reclamepompes der Malateſti ſind die römiſchen Denkmäler Riminis unſtreitig deſſen ſtolzeſter Schmuck, Zeugen einer großen Zeit, der gegenüber die Erinnerungen an die rimineſiſchen Winkeltyrannen kläglich zuſammenſchrumpfen.

Wie Ancona und Peſaro, giebt uns auch Rimini Gelegenheit zu einem kurzen Ausfluge in das Innere des Küſtenlandes. Unſer diesmaliges

Ziel ist die in mancher Hinsicht merkwürdige Republik San Marino. Der originelle Freistaat, der nur wenig über eine Quadratmeile Flächenraum einnimmt und Alles in Allem circa 7500 Seelen zählt, hat seine Unabhängigkeit durch anderthalb Jahrtausende zu behaupten gewußt. Wie das möglich wurde, ist ein wahres Räthsel, denn an Feinden hat es dem kleinen Gemeinwesen zu keiner Zeit gefehlt. Die meiste Bedrängniß brachten ihm die Bischöfe von Montefeltro und die Malatesti. Cäsar Borgia war sogar eine Zeit hindurch Herr in San Marino. Die Päpste machten seit 1631 wiederholt Versuche, dem Freistaate das Lebenslicht auszublasen, aber die drohende Gefahr wurde immer wieder im geeigneten Momente abgewendet. Als Bonaparte den Dingen auf der italienischen Halbinsel eine andere Gestalt gab, fiel sein Auge auch auf San Marino. Er war nicht gewillt, an dessen Unabhängigkeit zu rühren und ließ den Bewohnern die Zusicherung seiner Freundschaft kundthun. Die Republik acceptirte den Antrag, lehnte aber die ihr zugedachte Gebietsvergrößerung mit Stolz und Selbstbewußtsein ab. Unter dem Pontificat Leo's XII. war San Marino abermals nahe daran, seine Unabhängigkeit zu verlieren, ebenso im Jahre 1854, wo sich Napoleon III. ins Mittel legte und den Freistaat rettete. Im Jahre 1862 von dem geeinigten Italien anerkannt, nahm zwölf Jahre später ein Conflict wegen des der Republik zuerkannten, von dieser aber eigenmächtig gedeuteten Asylrechtes, einen höchst bedenklichen Verlauf. Schließlich gab die Republik nach, nicht ohne zuvor die üble Erfahrung gemacht zu haben, daß die Tage der stolzen Zuversicht und des übertriebenen Selbstbewußtseins für immer vorüber seien.

San Marino besteht aus drei Gemeinden, dem Borgo der Hauptstadt und dieser selber. Der Anblick aus der Ferne ist ungemein malerisch. Nach Eintritt in das Territorium erfolgt der Aufstieg zum Borgo, über den die Felshöhe ragt, welche die Hauptstadt des kleinen Reiches einnimmt. Ein einziges Thor führt in das Innere. Der Raum ist sehr beschränkt, die Gassen sind eng und die Häuser unansehnlich. Immerhin sind fünf Kirchen, ein Theater, ein Museum, eine Bibliothek und ein Rathhaus vorhanden; die alte thurmgekrönte Burg dient als Gefängniß. Im Ganzen zählt das Städtchen 1600 Bewohner und die dabei liegenden Landhäuschen

zusammen etwa 400. Der Rest der Bevölkerung entfällt auf die drei Gemeinden Serravalle, Faetano und Monte Giardino. Seit dem Jahre 1864 besitzt die Republik ihre eigene Münze, d. h. Kupfergeld, das in Mailand geprägt wird. Die Verfassung ist repräsentativ; ein großer Rath (consiglio principe gli anziani) besteht aus 60 Mitgliedern (20 Adeligen, 20 Bürgern der Stadt und Vorstadt und 20 grundbesitzenden Landleuten). Zwei auswärtige Rechtsgelehrte besorgen die Civil- und Staatsrechtspflege. Seit 1858 besteht eine aus 12 Mitgliedern zusammengesetzte Congregazione economica di stato, der die Aufgabe obliegt, die Landwirthschaft zu fördern. Die indirecten Steuern betragen nur ein Percent des Einkommens. Die Republik verfügt auch über einen Orden, mit dem selbst die höchsten Machthaber Europas bedacht wurden ....

Wir verlassen nun Rimini, um dem nördlicher gelegenen Ravenna unseren Besuch abzustatten. Der gewöhnliche Weg geht nicht längs der Küste, sondern landeinwärts über Forli und Faenza. Die üppigen Landschaften zu beiden Seiten geben zwar ein monotones, aber immerhin erquickendes Bild ab. Rechter Hand dehnt sich ohne Unterbrechung bis in undurchmeßbare Ferne die »Romagna«, linker Hand die gesegnete »Emilia« mit den etruskischen Apenninen im Hintergrunde. Während also nach jener Seite das Auge über die lichtsatte Ebene schweift, um nur da oder dort an einer Ortschaft, einem Kirchthurme Halt zu finden, ist der Ausblick auf der entgegengesetzten Seite räumlich beschränkt. An Abwechslung kann es daher dem Reisenden nicht fehlen. Er findet sie übrigens auch in anderer Richtung ....

Bald hinter den Stationen San Arcangelo und Savignano folgt eine andere interessante Stelle. Das kleine Flüßchen Pisatello, das der Reisende im Nu überfliegt, soll mit dem antiken Rubicon identisch sein. Sicher ist die Annahme nicht, denn die kleinen, vom Apennin herabströmenden Flüßchen haben ihre Läufe mehrfach verändert. Durch päpstliches Decret von 1756 wurde der heutige Uso, der unweit von San Arcangelo fließt, für den einstigen Grenzfluß zwischen Gallia Cisalpina und dem eigentlichen Italien erklärt. Mit Decreten macht man aber keine Geographie und die ganze topographische Situation spricht sehr dafür, daß wir an

Stelle des Uſo den Piſatello zu ſetzen haben. An der bei Savignano ſtehenden Säule iſt die Inſchrift, welche »die Ueberſchreitung des Rubicons jeder Cohorte oder Legion in Waffen verbietet und den Uebertreter des Verbotes den unterirdiſchen Göttern weiht«, längſt als gefälſcht erwieſen.

Canalhafen von Rimini.

Bald hinter dem Rubicon folgt die Station Caſona in üppiger, weinreicher Gegend. Es iſt ein Land des Ueberfluſſes, das hier dem Reiſenden entgegentritt. Die Einförmigkeit aber ermüdet und nicht ohne Ungeduld harren wir der Ankunft in Forli, die uns ein bereits andernorts geſchildertes Ereigniß wieder in Erinnerung bringt. Die Stadt wurde nämlich von dem Conſul Livius, dem Sieger in der Schlacht am Metaurus, ge-

Digitized by Google

gründet. Aus ſpäterer Zeit iſt Forli durch einen Zwiſchenfall gegen Ende des XV. Jahrhunderts bekannt, in welchem die energiſche Catherina Sforza eine bemerkenswerthe Rolle ſpielte. Ihr herrſchſüchtiger Gemahl Girolamo Riario hatte nämlich durch ſeine Gewaltwirthſchaft das Volk zur Empörung getrieben, in welcher er ſeinen Untergang fand. Nun bemächtigten ſich die Verſchworenen der Gattin und dreier Kinder des Getödteten und wollten ſich mit dem gemachten Fange in die Citadelle zurückziehen. Hier aber erklärte der Befehlshaber, keinem anderen als der Gräfin die Burg übergeben zu wollen. Die Gräfin verlegte ſich denn auch ſcheinbar aufs Unterhandeln und wurde eingelaſſen, mußte aber vorher ihre drei Söhne als Geißeln zurücklaſſen. Als ſie indeß in die Burg eingelaſſen wurde, ließ ſie das Thor ſchließen und das Sforza'ſche Banner aufpflanzen. Die Drohung der Gegner, ſie würden die Kinder hinrichten, beantwortete ſie mit der claſſiſchen Bemerkung: ſie beſitze die Hilfsmittel für andere Kinder! . . . .

Rimini. Die Piazza Giulio Ceſare mit der „Säule des Cäſar“.

Digitized by Google

Von den mailändiſchen und bologneſiſchen Truppen aus ihrer bedrohten Lage befreit, regierte ſie ſpäter milde und kräftig ihr kleines Land. Eine Zeit hindurch ſaß ſie gefangen in der Engelsburg. Ihr Sohn, der ihr im Großen und Ganzen ſehr glich, iſt jener Giovanni Medici, der als Führer der »ſchwarzen Banden« Berühmtheit erlangt hat. Sein Denkmal befindet ſich in Florenz.

Wir verfolgen unſere Tour über den Montone und Lamone und kommen nach Faenza, der Heimat Toricelli's und einſtigem Erzeugungsort der weltberühmten Majolikavaſen (Fayence). Zwiſchen Faenza und der nächſten Stadt, Imola, befindet ſich die kleine Station Caſtel Bolognese, wo wir den Zug nach Ravenna beſteigen. Wir nähern uns bald dem denkwürdigen Boden. Wer der prächtigen Bilder gedenkt, die ſonſt in Italien die großen Städte bei Annäherung des Reiſenden gewähren, der wird den gleichen äußeren Eindruck bei Ravenna ſchwer vermiſſen. Aber die Ueberraſchung hinterher iſt groß. Ravenna iſt ganz und gar eine Stadt der Vergangenheit. Ueberall drängen ſich hiſtoriſche Erinnerungen dem Wanderer auf. Die landſchaftliche Oede und die Vereinſamung des Ortes erhöhen die Friedhofsſtimmung. Zwar fehlt es der Stadt weder an Leben noch an baulichem Fortſchritt. Wie aber ſoll uns das Moderne Intereſſe ablocken: hier, wo die älteſten Denkmäler des Gothenthums zu ſchauen ſind, wo der letzte Reſt des ſtolzen Palaſtes Theodorich's des Großen ſteht, Placidia's Mauſoleum ſich über dem Sarkophage wölbt, in welchem die Leiche der Fürſtin nach tauſendjähriger Ruhe durch Unvorſichtigkeit in Flammen aufging (1577), und weit draußen in ſchmuckloſer Haide das Grabmonument des Gothenkönigs die ergreifendſten Erinnerungen wachruft.

Wir werden alle dieſe Monumente weiter unten kennen lernen und ſenden einige allgemeine Bemerkungen voraus. Wann die Stadt Ravenna, deren älterer Name Rene lautet, gegründet wurde, iſt mit Genauigkeit nicht feſtzuſetzen. Die Annahme, daß die Pelasger ſie gegründet, hat viel Wahrſcheinlichkeit für ſich. Julius Braun hat mit großem Scharfſinne nachgewieſen, daß die Pelasger (oder Philiſter) ein kananitiſcher Stamm waren, deſſen Name ſoviel wie »Auswanderer« bedeutet. Ihre Ausſtoßung erfolgte von Aegypten aus und die hierdurch entſtandene Völkerbewegung machte

ſich bald im ganzen Umkreis des Mittelmeeres geltend. In Italien folgten ſie ihrer alten Gewohnheit und ſuchten die große Ebene an der Mündung des Po auf. Ihre Erinnerung erhielt ſich noch ſpät durch den Namen der »philiſtiniſchen Gräben«, was offenbar auf Waſſerwerke zu deuten iſt, womit ſie ein herrenlos gebliebenes Sumpfland urbar machten. Sie rückten aber landeinwärts und nahmen von Cortona, mitten in Umbrien, Beſitz. An dieſe pelasgiſche Canaliſation erinnert auch das jüngere, umbriſche Ravenna (oder Rene), deſſen zahlreiche Canäle unwillkürlich an das nachmalige Venedig gemahnen.

Von Bedeutung wurde Ravenna indeß erſt in römiſcher Zeit. Auguſtus erkannte bald den Uebelſtand, der in der großen Entfernung der Stadt von der Küſte lag, und gründete eine Flottenſtation (Claſſis) mit einem Hafenbecken für 240 Dreiruderer. Wie wir aus einem anderen Capitel wiſſen, war dieſer Kaiſer auch der Gründer der aquilejiſchen Flottenſtation »Claſſis«. Starke Fortificationen, welche die Binnen- und Seeſtadt umſchloſſen, erhöhten die Vertheidigungsfähigkeit der ganzen Anlage, die ſchon von der Natur durch Sümpfe und Canäle widerſtandsfähig gemacht war .... Dennoch ſpielte Ravenna in jener Zeit keine beſonders glänzende Rolle. Wegen ihrer geſunden klimatiſchen Verhältniſſe (die Sümpfe müſſen alſo damals regulirt geweſen ſein) ward ſie zum Orte, wo man die Gladiatoren auferzog. Zu dieſen zählte bekanntlich auch der »Fechter von Ravenna«, Thumelicus, der Sohn Thusnelda's und Hermann's. Als die Gothen unter Alarich in Italien einbrachen, reſidirte Honorius in Ravenna.

Wie man ſieht, entrollt Ravenna ein höchſt eigenartiges Geſchichtsbild. Dieſe Eigenart gewinnt aber noch weſentlich, wenn wir neben dem Römerthum das für die Stadt viel bedeutſamere Gothenthum herbeiziehen. Die gothiſchen Monumente ſind in Ravenna ohnedies die bedeutſamſten. Nur das Mauſoleum der Placidia ragt noch in das erſtere herein, birgt aber ſowohl als bauliche Anlage, wie in Bezug auf ſeine Beſtimmung und den Namen, den es trägt, ebenſoviel römiſche, d. h. byzantiniſche, wie gothiſche Erinnerungen .... Es iſt jene merkwürdige Zeit, in welcher das »Weltgeſchick ein mit ſtarkem Anlauf begonnenes Stück deutſcher Geſchichte in Italien gewaltſam abſchnitt.«

Nicht minder wie als geſchichtlich denkwürdiger Platz iſt Ravenna als Etappe der Kunſtgeſchichte von größter Bedeutung. Die Grundlage zum kunſtgeſchichtlichen Studium bildeten die Briefe Caſſiodors. Die primitive Lebhaftigkeit der Auffaſſung und die präciöſe Art der Wiedergabe — die gothiſche Naivetät in der Sache und die ſpätrömiſche Stylaffectation in der Form — das giebt ein höchſt merkwürdiges, culturhiſtoriſch bedeutſames Reſultat. Theodorich befahl dem Conſervator der römiſchen Baudenkmale, »den Styl der Alten fleißig zu ſtudiren und von ihren Muſtern nicht barbariſch abzuweichen.« (Gregorovius.) Dennoch ging die Sache nicht ſo glatt ab und C. Schnaaſe hat über dieſe neue Kunſtrichtung den trefflichen Satz niedergeſchrieben: daß es jedenfalls eine fremde Anſchauung, eine noch unentwickelte aber neue Art des Sehens ſei, welche die antiken Eindrücke hier aufnimmt und naiv umdeutet.

Wir wollen nun unſeren Rundgang zu den hervorragendſten Monumenten von Ravenna antreten .... Unſer Hôtel — »Spada d'Oro« — befindet ſich in der Strada del Monte; ihre Verlängerung iſt die Strada della Stazione, mit dem kleinen Garten und dem Stationsgebäude im Hintergrunde. Senkrecht auf beiden Straßen verläuft der breite und lange Corſo Garibaldi. Wir ſchwenken alſo um die Ecke und lenken rechter Hand in letztere Gaſſe ein. Dort ſteht die Baſilica »San Apollinare« in Città (oder nuovo), die Baſilica, welche der Oſtgothenkönig Theodorich dem heil. Martinus geweiht hatte. Auch dann noch, als der Arianismus längſt ausgemerzt war, blieb der Tempel dem erſten Patron geweiht. Im IX. Jahrhundert aber brachte man die Reliquien des heil. Apollinar nach Ravenna, und von dieſem Zeitpunkte ab blieb die Kirche fortan dem Culte des Stadtpatrons geweiht.

Treten wir ein. Wir haben eine dreiſchiffige Halle vor uns, die einen höchſt vortheilhaften Eindruck macht. Vierundzwanzig prächtige Marmorſäulen trennen die Schiffe von einander. Von den Moſaiken ſtammt einiges noch aus der Zeit Theodorich's, die ſchönſten indeß aus der Zeit, da der Erzbiſchof Agnellus die Kirche dem katholiſchen Culte weihte, alſo aus der Mitte des VI. Jahrhunderts. So erblicken wir oberhalb der Bogengänge einen ſacralen Aufzug von männlichen und weiblichen Heiligen von herr-

lichſtem Farbenglanze. Die Geſtalten ſind in byzantiniſche Prachtgewänder gehüllt und bilden eine Proceſſion, welche der Himmelskönigin und dem Gottesſohne gilt, die auf Thronen ſitzen. Das Ganze macht einen ungemein feierlichen Eindruck und die ſceniſche Darſtellung wird belebt durch die Architekturbilder, die gleichfalls in muſiviſcher Darſtellung in dem Moſaikgemälde angebracht ſind. Daß dieſes ſelber großen kunſtgeſchichtlichen Werth hat, liegt auf der Hand. In jeder Kunſtgeſchichte findet man Ausführliches über ſie, namentlich über die Bedeutung dieſer erſten figuralen Darſtellung Chriſtus' .... »Mit dieſem Chriſtus-Antlitz iſt etwas abſolut Neues in die Kunſt gekommen, und eine frühere, nie vernommene Tonart des Empfindens und der Geſtaltung klingt und ſchwingt von da weiter fort. Es iſt der *Ausdruck* und nicht die *Form*, worin die Idealität im chriſtlichen Sinne ſich kundgiebt. Das traditionell gewordene Heilandsangeſicht iſt ſo unolympiſch als möglich. Eine faſt kränkliche Phyſis bei einer über das Körperliche hinausſtrahlenden Geiſtigkeit liegt in dieſen Zügen — ein geläuterter Adel erdentrückter, ſchwärmeriſcher Hoheit. Die längliche Kopfform, das in der Mitte geſcheitelte, glatt herabfallende Haar, der getheilte Bart, ſind orientaliſche, ja ſemitiſche Merkmale. So ging das Beſonderſte im Bildungsproceſſe ein, der jenes Angeſicht formte, vor dem eine Welt beten und Troſt finden ſollte«. Ernſt Förſter ſagt: die Ausbildung des Chriſtuskopfes wurde die erſte ſelbſtſtändige That der chriſtlichen Kunſt; das Bild der heiligen Jungfrau das zweite, der ſodann die allmähliche Umwandlung auch der Apoſtel und der anderen Heiligen folgte.

Wir verlaſſen die Baſilica und treten eine ganz kurze Strecke weiter aufwärts auf dem Corſo Garibaldi vor ein anderes Denkmal aus der Gothenzeit — *Theodorich's Palaſt*. Vorhanden iſt übrigens nur noch die ſchmale Wand eines Flügels, eine ſchmuckloſe, fenſterloſe Straßenfront mit Blendarchitektur. Karl der Große beraubte im Longobarden-Kriege das Königsſchloß ſeiner Säulen und ſeines anderen Schmuckes. Der Platz, wo dieſer Denkmalreſt aus alten Tagen ſteht, iſt nicht ſo vereinſamt, wie man annehmen ſollte. Vielleicht erhöht dieſer Umſtand den Eindruck des fremdartigen Architekturbildes. Die Phantaſie aber, welche ihre weihevollſten Genüſſe nicht in ſchreienden Contraſten, ſondern in harmoniſchen Stimmungen

Digitized by Google

findet, fühlt ſich nicht wohl in dieſem Gegenſatz zwiſchen altersgrauer Erinnerung und lärmendem Leben .... Uns ſelber ergeht es nicht beſſer. Knapp neben dem Palaſte Theodorich's öffnet ſich eine ſtillere Querſtraße — die Strada Girollo. Dorthin ſchwenken wir ab. Es iſt gerade Mittag und die Sonne liegt heiß auf dem Pflaſter. Von der Lebendigkeit des italieniſchen Straßenlebens verſpürt man hier blutwenig, und das iſt eben recht, denn jede äußerliche Zerſtreuung auf unſerem weiteren Gange müßte uns unwillkommen ſein.

Das Ziel unſerer diesmaligen Wanderung iſt das Grab Dante's. Die Straße, in welcher es ſich befindet, trägt den Namen des großen Todten. Wir treten von der Strada Girollo in ſie ein und ſchreiten an der Kirche San Francesco vorüber. Knapp daneben, in der nordöſtlichen Ecke des kleinen Platzes erhebt ſich die kleine Grabkapelle mit ihrer Kuppel. Wenn wir in das Innere dieſes kleinen Heiligthums eintreten, fällt unſer Blick ſofort auf die dem Thore gegenüberliegende Wand, wo der Sarkophag eingelaſſen iſt. Nicht ohne Erregung treten wir näher. Es giebt in ſolchen Grufträumen Augenblicke, wo man der Alltäglichkeit auf tauſende von Meilen ſich entrückt wähnt und ſich ganz der außergewöhnlichen Situation hingiebt. Wie durch Zauberwirkung ſtehen wir urplötzlich inmitten der Zeit des großen Dichters. Die erſte Geſtalt, die wie als bleiches Schattenbild durch den beſcheidenen Raum zu uns herabſchwebt, iſt jener Guido da Polenta, der edle Schirmherr Dante's. Nur ein Jahr lebte der Dichter unter den ſchützenden Fittichen des guelfiſchen Fürſten. Im Jahre 1320 war Dante nach Ravenna gekommen, am 14. September 1321 ſchloß er ſein bewegtes Leben ab. Bürger von Ravenna trugen ihn zu Grabe und Guido da Polenta hielt eine Grabrede, welche die Menge tief ergriff. Das Grabdenkmal aber ſollte erſt in ſpäterer Zeit folgen. In ſeiner jetzigen Geſtalt gehört es dem vorigen Jahrhunderte an, da Cardinal Gonzaga erſt 1780 eine gründliche Reſtauration hatte vornehmen laſſen. Da geſchah es aber, daß man die Oertlichkeit, wo Dante's Gebeine ruhten, mit Sicherheit nicht mehr anzugeben wußte. Sie wurden erſt 1865, bei Gelegenheit des Feſtes der ſechshundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Dante's, entdeckt, aus dem Holzſarge entfernt und dann mit großem Pompe

in dem Sarkophage beigesetzt .... Ueber diesem, der die Widmungsinschrift trägt, erblicken wir die Figur des Dichters (ein Werk Pietro Lombardi's) in einer Nische, die von einem Pilasterrahmen mit verbindendem Fries auf der Höhe der Capitäle eingefaßt ist. Innerhalb des darüber spannenden Rundbogens lesen wir die von einem Lobeerkranze eingefaßten Worte: Honori et Virtuti ....

Die Via Dante, die uns wieder aufnimmt, verläuft in nördlicher Richtung und mündet auf der Piazza Vittore Emanuele. Die zwei Granitsäulen mit den Reliefs von Pietro Lombardi haben die Venetianer aufgerichtet. Interessanter sind die Säulen der sogenannten »Basilica des Herkules«, welche den Platz auf der Westseite abschließen. Durch aufgesetzte (moderne) Rundbogen ist aus dem Stückwerk eine Halle geworden. Merkwürdig ist ein Monogramm des gewaltigen Theodorich an einem der Capitäle .... Theodorich und die Gothenherrschaft sind es denn auch, die uns fortan gefangen nehmen. Zwar das laute Leben, das von der Piazza aus durch die in sie mündenden Hauptstraßen der Stadt wie aus einem großen Sammelbecken nach allen Windrichtungen abfluthet, reißt uns aus unseren Träumereien. Keine Erinnerung vermag der Geist einheitlich durchzuarbeiten. Bei aller Alterthümlichkeit, die an Ravenna haftet, ist und bleibt es eine echt italienische Stadt, in welcher der antiquarische Staub die Gemüther nicht zu beengen vermag.

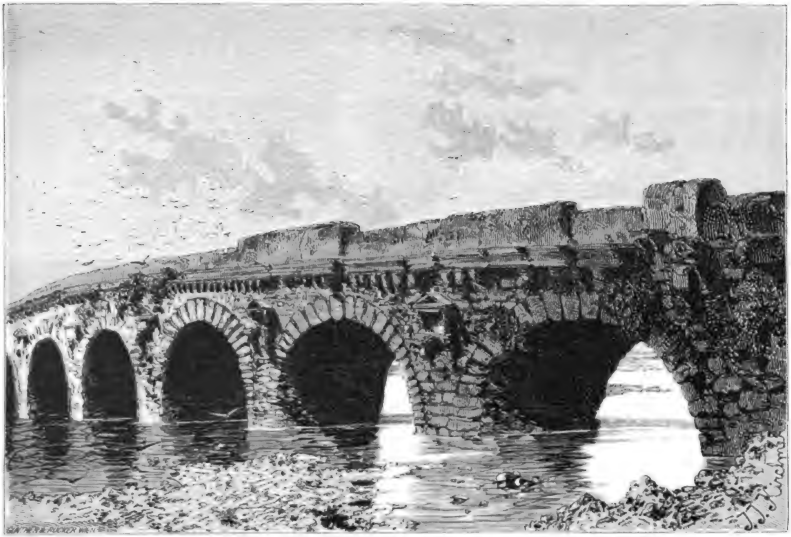
Auf die Dauer aber überwiegt bei dem fremden Besucher die Reflexion, und das ist am Ende begreiflich. Westwärts von der Piazza öffnen sich mehrere Gassen, in welchen es minder bunt hergeht. Dorthin flüchten wir und geben so der Gedankenarbeit Raum. Dieser Raum ist auch in topographischem Sinne zur Hand, denn jenseits der Strada Cavour tritt uns das Gothenthum eindrucksstärker als irgend sonstwo auf ravennatischem Boden entgegen. Es sind dies zwei Denkmäler: Die Basilica San Vitale und das Mausoleum der Placidia .... Bald stehen wir vor dem plumpen uralten Centralbau, der keineswegs einen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen vermag. Umso bedeutsamer ist Alles, was drum und dran hängt. Aus den Wirren an der Neige der Römerherrschaft taucht zunächst die Gestalt jener heroischen Frau, die in Ravenna mancherlei Denkzeichen hinterlassen hat. Es ist dies die

Tochter des oſtrömiſchen Kaiſers Theodoſius des Großen, Galla Placidia, die mit ihrem Bruder, dem Kaiſer Honorius, in Ravenna ihre glücklichſten Tage verbrachte. Hier ſtand ihr Palaſt und leitete ſie die Erziehung ihres Sohnes Valentinian III., nachdem das Schickſal ſie in die Arme eines ihr aufgezwungenen Gemahles nach Spanien geworfen hatte. Eine Zeit hindurch verbrachte ſie abermals gezwungen an der Seite ihres neuen Gemahles Conſtantius ſorgenvolle Tage, denen ein Exil in Conſtantinopel folgte. Der heldenmüthigen Frau ſollte nicht der Troſt werden, ihre Tage in dem geliebten Ravenna zu beſchließen. Sie ſtarb in Rom (450).

Straße in Rimini. (Triumphbogen des Auguſtus.)

Nach Honorius war der Herulerkönig Odoaker Herr in Ravenna. Nur drei Jahre (490 bis 493) dauerte die Herrlichkeit. Nach langwieriger Belagerung drang der Oſtgothenkönig Theodorich in die Stadt, wobei Odoaker verrätheriſcher Weiſe in ſeinem Palaſte niedergeſtoßen wurde. Die Stadt war nicht bezwungen worden und hatte nur unter der Bedingung capitulirt, daß des Königs Leben geſchont werde .... Das tragiſche Ende dieſes Letzteren bringt uns einen anderen Schauplatz in Erinnerung, den wir vor längerer Zeit betreten hatten: die Ebene am unteren Iſonzo, wo Odoaker zum erſtenmale dem Gothenſturm ſich entgegenſtellte. Er unterlag und unterlag ein zweitesmal bei Verona, worauf die feindliche Völkerfluth ſich ſüdwärts wälzte .... Den Anſturm ſelber hat die deutſche Sagenwelt theilweiſe aufgeſogen und die herrliche Geſtalt »Dietrich's von Bern« geſchaffen .... Auch die »Rabenſchlacht« gehört hierher.

Digitized by Google



Die Auguſtusbrücke in Rimini.

Digitized by Google

Die Ereigniſſe nahmen in der Folge gleichwohl einen für das Gothenthum unglücklichen Verlauf. Vergebens belagerte Totila das durch Beliſar vertheidigte Rom. Der eigentliche Gothenvernichter trat aber erſt nach der Schlacht bei Taginas auf die Schaubühne. Es war Narſes, der von Ravenna aufbrach, um ſeinen Gegner zu vernichten. Bei den »Gräbern der Gallier« fiel der heldenhafte Totila durch den Lanzenſtich eines feigen Gepiden, der ſich von rückwärts an den König angeſchlichen. Seine Stelle nahm nun Tejas ein. Nach wechſelſeitig glücklichem Kampfe der Gothen und Byzantiner um Rom, zogen endlich die Erſteren nach Süden ab,

Auguſtus-Thor in Rimini.

Digitized by Google

wurden aber am Veſuv zur Schlacht gezwungen und in grimmigem Entſcheidungskampfe vernichtet .... Das war das Ende der Gothenherrſchaft, im März 553.

Sechs Jahre vorher (547) ward durch den Erzbiſchof Maximian die Baſilica von San Vitale dem römiſch-katholiſchen Cultus geweiht. Das Bauwerk, das wir vor uns haben, geſtaltet ſich alſo gewiſſermaßen zur Folie jener denkwürdigen Ereigniſſe. Aber es iſt nicht das Gothenthum wie bei San Apollinare, das uns hier entgegentritt, ſondern das ſiegreiche Byzanz. San Vitale iſt der »abendländiſche Sophiendom«. Die Anlage verräth durchweg den orientaliſchen Kunſtſtyl. Es iſt ein von einer Kuppel überwölbter Centralbau, mit einem von mächtigen Pfeilern umfaßten Mittelraum, an den ſich das Altarhaus mit der Apſis anſchließt. Der Mittelraum hat eine octogonale Grundform; acht große, mit Marmor verkleidete Pfeiler ſteigen rings empor und ſind durch Rundbogen mit einander verbunden, über denen mittelſt Pedentifs die erhöhte Kuppel ruht. Zwiſchen den Pfeilern ſtehen tribünenähnliche Niſchen (Exedren), deren Wände von zwei Geſchoſſen, Arcaden von je drei Bogen, durchbrochen werden.

Der Innenraum iſt von wirkungsvollſtem Effect. Der ganze Bau wächſt nach Oben, wo die leichte Kuppel ſpannt. Wer die Sophienkirche kennt, wird ſofort die frappante Aehnlichkeit zwiſchen ihr und der Baſilica von San Vitale wahrnehmen, namentlich was die Innenwirkung anbelangt. Bei beiden Bauwerken iſt es ein Vorzug vor den Langhausbaſiliken, daß man nicht unter dem langen Tonnengewölbe des Schiffes bis unter den Rand der Kuppel fortſchreiten muß, bevor man in die Kuppel ſelber hinaufzuſchauen vermag .... San Vitale in Ravenna iſt wegen des außerordentlich guten Zuſtandes, in welchem ſich die Chormoſaiken befinden, von größtem kunſtgeſchichtlichen Intereſſe. Wenn das Sonnenlicht durch die acht gekuppelten Fenſter bricht, welche in den unteren Theil der Kuppel eingeſchnitten ſind, dann glitzert ein Meer von Licht auf den muſiviſchen Darſtellungen. Sehen wir uns dieſelben etwas näher an. Wir treten unter den Gurtbogen, unter dem das Altarhaus ſich öffnet. Das um eine Stufe erhöhte Bema erinnert uns daran, wie die höhere byzantiniſche Geiſtlichkeit ſich über das Volk und die niedere Geiſtlichkeit erheben zu müſſen glaubte.

Sehr im Gegenſatze zum Urchriſtenthum, das durch ſeine Brüderlichkeit und die Gleichſtellung Aller vor Gott ſeine Ausbreitung bedeutend gefördert hat, führte die Hofgeiſtlichkeit von Byzanz die ſtrengſte Sonderung in Rangclaſſen ein. Jedem Stand war in der Kirche ein beſonderer Platz angewieſen, und auch die Austheilung des Abendmahles geſchah nach der Rangordnung. Nur Prieſter durften das Bema betreten; eine Schranke, Cancellen genannt, mit drei von Vorhängen geſchloſſenen Thüren (die mittlere am höchſten) ſchied dieſe höhere Stufe vom Schiff der Kirche. Innerhalb dieſer Schranke erhob ſich auf goldenen Säulenfüßen der goldene Tiſch mit dem geweihten Brod und Wein. In San Vitale ſieht man Abweichungen von dieſer Eintheilung, welche im Laufe der Zeit platzgriffen, als der byzantiniſche Cult dem lateiniſch-römiſchen Platz machen mußte.

Der Bogengurt, unter dem das Altarhaus ſich öffnet, iſt mit einer Folge von Medaillon-Bildniſſen geſchmückt: im Scheitel das durch farbigen Stuck erſetzte Bruſtbild Chriſti, zu beiden Seiten Apoſtelporträts. Die Zwiſchenräume zeigen das reichſte Ornament. Es iſt eine Pracht, wie man ſie kaum anderswo findet. Nun treten wir über die Stufe und durch die Lücke im Schranken und ſtehen unter der Halbkuppel der Tribuna. Die Seitenwände ſind durch zwei übereinanderſtehende Arcadenreihen gegliedert. Alle Wände prangen im herrlichſten Moſaikſchmucke. In dem Blendbogen links oberhalb der unteren Arcade ſehen wir einen gedeckten Tiſch mit den drei Engeln der Verheißung; Abraham nähert ſich ihnen, indeß Sarah in der Thüre ſteht. Rechts hiervon iſt die Opferung Iſaaks dargeſtellt. Aehnliche Darſtellungen (Abel mit dem Lammsopfer, Melchiſedek mit Brod und Wein) füllen die anderen Blendbogen und die Lünetten .... Wir werfen nun den Blick aufwärts und ſehen im Scheitel der Halbkuppel das Chriſtusbild, eine auf der Weltkugel thronende Jünglingsgeſtalt in antiker Gewandung. In der linken Hand hält er das Evangelium, auf das Knie geſtützt, in der Rechten eine Krone, die er dem ſich demüthig nahenden, von einem Engel begleiteten San Vitalis darreicht. Auf der entgegengeſetzten Seite naht der Biſchof Eccleſius, gleichfalls von einem Engel vorgeführt. Eccleſius († 534) iſt der Gründer der Baſilica; daher das Modell derſelben, das er herbeiträgt.

Der muſiviſche Hauptſchmuck aber ſind die beiden Ceremonienbilder auf den Seitenwänden: Kaiſer Juſtinian und Kaiſerin Theodora, beide mit ihrem Hofſtaat. Wir finden alſo hier das byzantiniſche Hof- und Staatsweſen verkörpert. Vielleicht hat gerade die muſiviſche Technik ſich für die ſtarre Förmlichkeit dienſtbar erwieſen. Wir ſehen auf der rechten Wandſeite den Kaiſer in der Mitte einer Gruppe von zehn Perſonen, die dem Clerus, den Hofchargen und der Leibwache angehören. Juſtinian ſelber iſt in das prunkvolle Staatscoſtüme gekleidet und trägt eine funkelnde Krone, um die ein Heiligenſchimmer ſich breitet .... Es iſt alſo wohl die Majeſtät der Krone, welche hier verherrlicht iſt. Oder ſollte der Kaiſer ſelber in ſeiner Gottähnlichkeit dargeſtellt werden? Dem byzantiniſchen Bediententhum würde das letztere freilich beſſer entſprechen .... Rechts vom Kaiſer ſchreitet der Patriarch Maximian mit einem goldenen juwelengeſchmückten Kreuze in der Rechten. Sein Gewand iſt grün, jenes des Kaiſers braun. Neben dem Patriarchen ſehen wir zwei Diacone mit Evangelium und Rauchfaß, dahinter, über die Schultern des Kaiſers und Patriarchen herüberſehend, einen dritten Cleriker. Die Gruppe zur Linken Juſtinians (vom Beſchauer aus) ſtellt zwei Hofchargen und vier mit Schild und Speer bewaffnete jugendliche Palaſtwächter dar.

Das Moſaikbild auf der entgegengeſetzten Wand führt uns den Aufzug der Kaiſerin Theodora mit ihren Hofdamen dar. Die Kaiſerin iſt pompös aufgeputzt. Namentlich der reiche Kopf- und Halsſchmuck fallen auf. Wie ſich der Heiligenſchein, in deſſen goldigen Glanz der Kopf ſich ſpiegelt, mit dem Vorleben der Erlauchten (ſie war bekanntlich, bevor ſie auf den Thron kam, eine Circusgauklerin) in Einklang bringen ließ, bleibt Sache der byzantiniſchen Heuchelei und Schönfärberei. Auch die Hofdamen, welche hinter der Kaiſerin ſchreiten, ſind reich geputzt und prunkvoll gekleidet. Die Geſichter gleichen ſich wie ein Ei dem anderen. Ein Page oder Hofdiener lüftet den Vorhang am Eingange zur Kirche, dem Theodora mit ihren Damen zuſchreitet. In den Händen trägt ſie einen Kelch.

Ueber dieſe und die anderen Moſaiken ſagt Rahn, der treffliche Schilderer der ravennatiſchen Monumente: »Von der Nöthigung zur Wiedergabe claſſiſcher Vorbilder befreit, ſetzten die Künſtler offenbar ihren Werth

darein, die Hauptperſonen porträtmäßig zu bilden; gezeichnet ſind faſt alle Figuren mit Sorgfalt und geſchmackvoll gefärbt, der faſt durchgängige Goldgrund und die Fülle der Zieraten verleihen dem Ganzen einen gewiſſen Glanz, durch welchen man jedoch über die Verflachung des Styles nicht getäuſcht werden kann« .... Dieſer Satz iſt umſo treffender, als die ganze muſiviſche Kunſt mit ihrer zwar farbigen, aber auf techniſchen Kunſtgriffen beruhenden Darſtellungsart jene plaſtiſche Formenwelt ausſchließt, die das Weſen der antiken Kunſt ausmacht. Für die künſtleriſche Geſtaltungskraft und Stylentwicklung iſt die muſiviſche Kunſt völlig unfruchtbar geblieben. Es war eine Kunſt, die lediglich den ſtarren Lebensformen des Byzantinismus entſprang und in ihrer Anwendung dieſem ſklaviſch untergeordnet wurde. Der Aufwand von ſchimmernder Pracht bei einförmigſter ſceniſcher Darſtellung deutet auf eine hochgradige Ideenarmuth. Hier ward die Kunſt zur Kunſtfertigkeit. Von Plaſtik iſt in der geſammten byzantiniſchen Herrlichkeit keine Rede .... Man denkt unwillkürlich bei dieſem Anlaſſe an Fallmerayer. Seine Worte ſind mehr als ein Commentar, ſie ſind eine Theſe. »Zu Byzanz — ſagt der Fragmentiſt — iſt die menſchliche Bruſt den ſüßen Regungen des Mitleids verſchloſſen, und an die Stelle unſerer liebevollen That ſetzt man dort das leere, troſtloſe, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menſchliche Klugheit für beſtimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader feſtgeſetzt und zugeſchnitten hat. Mit Privattugenden, ſagen ſie, mag es Jeder halten, wie er will; es giebt nur »byzantiniſche« Pflichten für das Ganze.« Auch Gregorovius hat einen ähnlichen Gedanken ausgedrückt, wenn er ſagt: »In dem großen Schmelztiegel Conſtantinopel gingen die griechiſch-römiſche Cultur des Heidenthums, die chriſtliche Religion, der kosmopolitiſche Mechanismus des Cäſarenthums und die Lebensformen und Sitten Aſiens eine Verbindung ein, die als byzantiniſche Form weltgeſchichtlich geworden iſt« ....

Faſt hundert Jahre vor der Erbauung der Baſilica von San Vitale fand die Errichtung eines anderen Bauwerkes ſtatt, das ſich in unmittelbarer Nähe der erſteren befindet. Wir meinen das Mauſoleum der Galla Placidia. Es liegt, wie San Vitale, in einem Winkel der Nordweſtecke von Ravenna. Im Jahre 440 ließ die Fürſtin dieſe Gruftkapelle für ſich

und ihre Angehörigen errichten. Man hatte also hier das Römerthum eingesargt: denn Placidia sowohl wie ihre »Angehörigen« stehen an der Schwelle vom Alterthum zum Mittelalter. Die neue Zeit brach mit der ungeheueren Zigeunerei, welche man »Völkerwanderung« nennt, herein. Wer vollends das alte morsche Bauwerk über den Haufen warf, das waren die Gothen. Für uns wird es von besonderer Bedeutung sein, wenn wir auch das Grab- und Geschichtsdenkmal der letzten großen Heldengestalt des Gothenthums besuchen. Wir meinen das Mausoleum Theodorich's, das vereinsamt im nordöstlichen Weichbilde der Stadt sich befindet. Vorerst aber kehren wir in der kaiserlichen Gruft an.

Das Innere ist räumlich beschränkt. Wir haben ein Kirchlein vor uns, das ein lateinisches Kreuz bildet; die kurzen Seitenarme mit Tonnengewölben sind eigentlich nur Nischen für Sarkophage; der überhöhte Mittelraum ist von einer gestirnten Kuppel überwölbt. Spärliches Licht dringt in den reich geschmückten, im übrigen aber düsteren Raum. Die Mosaiken repräsentiren die älteste kirchlich-musivische Kunst. »In dieser Grabkapelle herrscht nicht die bunte Heiterkeit, vielmehr erhöht die schwache Beleuchtung, eine gedämpfte Harmonie der Farben den Eindruck feierlichen Ernstes, der dem Charakter eines Grabmales entspricht.« Dieser Eindruck wird wesentlich erhöht, wenn wir der Schicksale derer gedenken, welche einst in diesem Grufttempel zur ewigen Ruhe eingingen.

In dem rohen, ungemein hohen Sarkophag hinter dem Altare ruhte — über ein Jahrtausend lang — die fürstlich geschmückte Leiche der Galla Placidia. Im Jahre 1577 sollen Kinder durch Unvorsichtigkeit die in neue Prachtgewänder gehüllte Mumie, welche durch eine Oeffnung des Sarkophages zu sehen war, in Brand gesteckt haben. Es ist also in dem riesigen Steintroge nur mehr die Asche der vielgeprüften Frau vorhanden. Wer in den anderen vier Sarkophagen beigesetzt wurde, ist nicht eruirbar. Gregorovius vermuthet, daß in dem Sarkophage rechts (wenn man nach dem Hochaltare hin sieht), mit dem geschuppten Deckel, der zweite Gatte der Galla Placidia — Constantius — in dem gegenüberstehenden Sarkophage aber ihre entartete Tochter Justa Grata Honoria ruhen. Von Constantius weiß man, daß die Placidia gezwungen wurde, mit ihm die Ehe einzugehen. Ihr leibhafter

Bruder — der verweichlichte, feige Kaiſer Honorius hatte den Zwang ausgeübt. Die Prinzeſſin mußte überdies ſpäter nach Conſtantinopel in die Verbannung, kehrte aber nach dem Tode des Honorius nach Ravenna zurück, wo ſie ihren Sohn Valentinian, den Thronerben, unter ihre ſchützenden Fittige nahm.

Mit ihrer Tochter Honoria aber ſtand es ſchlimm. Sie war noch eine der Nachzüglerinnen jener in Purpur geborenen Damen, die ganz Rom in den wüſten Sinnentaumel hineinzogen und der Liederlichkeit Altäre bauten. Die Verführung der Honoria, welche dem Hofmarſchall Eugenius zur Laſt gelegt wird, mag dieſem ſicher nicht ſchwer gefallen ſein. Placidia aber war nicht die Frau, ſolche Schmach zu dulden, und jagte die ungerathene Tochter fort. Damit war aber der Sache wenig gedient, denn der Scandal konnte nun noch größere Dimenſionen annehmen. Man ſchickte alſo die Honoria nach Conſtantinopel, wo ihr heißes Blut in den Weihrauchnebeln der byzantiniſchen Hof- und Staatskirche Beruhigung finden ſollte. Die Entſühnung übernahm die Muhme Pulcheria, eine Frömmlerin vom reinſten Waſſer. Honoria mußte das Gelübde der Eheloſigkeit ablegen und in Sack und Aſche Buße thun. Das mag für die leichtfertige Prinzeſſin eine harte Zumuthung geweſen ſein. Ob Geſinnung und Temperament derſelben durch die ſtrenge Obſervanz eine Aenderung erfuhren, iſt nicht bekannt. Thatſachen verſchiedener Art laſſen eher das Gegentheil vermuthen. Bekannt iſt, daß Honoria aus ihrem klöſterlichen Kerker mit dem furchtbaren Feinde des Abendlandes — dem Hunnenkönig Attila — in Verbindung trat, um durch deſſen Hilfe wieder die Freiheit zu gewinnen. Für ihre Rettung bot ſie ihm Hand und Erbrecht. Welchen Verlauf dieſer verrätheriſche Zwiſchenfall anfänglich nahm, iſt nicht bekannt; doch neigt man der Vermuthung zu, daß Attila thatſächlich die gefangene Prinzeſſin vom Hofe in Byzanz reclamirte. Die Folge hiervon war, daß Honoria unverſehens zu ihrer Mutter nach Ravenna geſchickt wurde, wo ſie nach vorangegangener Vermählung mit einem Hofbeamten — wohl nur eine Schein-Ehe — für immer hinter der eiſernen Pforte eines Kerkers verſchwand.

Gattin, Gatte und Tochter — im Leben feindſelig gegenüberſtehend — fanden alſo in dem ſtillen Mauſoleum ein gemeinſames Grab. Welch' merk-

würdige Zeit bringen uns dieſe Todtenſärge in Erinnerung! Die düſtere Melancholie, die in der Gruftkapelle brütet, iſt der ſchwache, aber beredte Ausdruck jener Menſchengeſchicke, die ſich vor mehr als vierzehn Jahrhunderten abſpielten. Nur die muſiviſche Pracht, welche von allen Wänden herabflimmert und den düſteren Raum magiſch durchleuchtet, paralyſirt einigermaßen die Todesſchauer, die in dieſem Raume walten. Kein Bauwerk Ravennas läßt bei dem Beſucher einen ſo nachhaltigen Eindruck zurück, wie die Todtenhalle der Placidia. Geſpenſterhaft dämmern durch das fahle Zwielicht die bildlichen Darſtellungen ober den Bogengurten. Nur auf die Sarkophage in den Seitennischen fällt hin und wieder ein greller Lichtbüſchel durch die gegenüberliegenden kleinen Fenſter. Goldſtaub thaut auf die Särge herab und verflüchtigt nach Oben, wo die Sternenkuppel ſich wölbt und die herrlichen Arabesken — dieſer »Spätherbſt des Formgefühls« in tiefem Helldunkel leuchten ....

Wir treten wieder ins Freie und ſchlürfen mit gierigen Zügen das belebende Sonnenlicht ein. Ein ſolches Erwachen aus Todesbanden erhebt die Seele. Alle die Bruſt belaſtenden Erinnerungen verflüchtigen jählings. Es iſt eine Wiedergeburt, ein Erwachen aus beängſtigendem Träumen .... Zwar haben wir einen zweiten Gruftbeſuch vor, aber diesmal umfangen uns keine Kirchenmauern, fordern keine Sarkophage zum Verſenken in längſt entſchwundene Tage auf. Theodorich's Grabdenkmal — denn dieſes meinen wir — liegt weit außerhalb der Stadt auf freier Flur. Unſer Weg dahin geht zunächſt im Zickzack durch einige Gaſſen im Oſten des Mauſoleums der Placidia und dann bei der Porta Serrata hinaus ins Freie. Wenige Schritte weiter zweigt von der Hauptſtraße ein Seitenweg — die Strada Romea Circonvallazione — oſtwärts ab. Wir ſchlagen ſie ein und kommen in Sicht eines plumpen, trotzig daſtehenden, thurmartigen Gebäudes. In ihm ruhte einſt der Gothenheld Theodorich. Beliſar ließ die Aſche des Königs entfernen; wohin ſie gerathen iſt, wird wohl für immer unerforſchlich bleiben ....

Das Mauſoleum Theodorich's liegt einige Schritte ſeitwärts der genannten Straße, zwiſchen Pappeln, auf einem grünen Raſenflecke. Auch einige Blumen ſprießen ringsum. Das Bauwerk ſelber ſtellt ſich als zwei-

Die Pinete (Pinienwald) bei Ravenna.

geſchoſſiger Centralbau dar, unten ein maſſives Zehneck, das den kreuzförmigen Gruftraum enthält, oben ein runder thurmartiger Aufbau. Nach Rahn iſt das gegenwärtige Ausſehen des oberen Geſchoſſes nicht mehr das urſprüngliche. Früher begrenzte ein Kreis von Doppelſäulen den Umgang, und Balken, welche von den Wandconſolen nach den Säulencapitälen hinüberreichten, trugen die erzene Bedachung des Peripteros. Nun läuft am äußeren Rande des Umganges ein eiſernes Geländer und ein ebenſolches ſäumt den treppenartigen Aufgang. Das Innere des Mauſoleums zeigt vollſtändig kahle Wände. Ueberwölbt iſt das Ganze von einem einzigen koloſſalen Flachkuppelſtein, deſſen Gewicht man mit 450.000 Kilogramm (9000 Centner) berechnet hat. Da das ganze Mauſoleum aus iſtriſchen Quaderblöcken erbaut iſt, erhalten wir auch Aufſchluß über die Provenienz des Kuppel-Monoliths. Ja, wir können ſogar ganz genau den Platz angeben, wo die rieſige Steinplatte gebrochen wurde. Auf dem Eilande San Girolamo bei Pola lag nämlich noch vor kurzer Zeit, unter Gebüſch und Geſtrüpp verſteckt, ein ähnlich koloſſaler Flachkuppelſtein, der zehn Meter im Durchmeſſer maß. Der Zwillingsbruder am Mauſoleum des Theodorich mißt nur um *einen* Meter mehr. Leider iſt jener koloſſale Monolith auf San Girolamo jetzt nicht mehr zu ſehen, denn er wurde in Stücke geſprengt und anderweit verwendet.

Man hat das Grabmal des Gothenkönigs zu Ravenna mit vieler Berechtigung ein »Hünengrab« genannt und dasſelbe als den echten Ausdruck eines germaniſchen, von byzantiniſcher Kunſt beeinflußten, auf romaniſchem Boden entſtandenen Denkmals bezeichnet. In ſeinem baulichen Grundgedanken den römiſchen Mauſoleen verwandt, erinnert es durch ſeine Steinmaſſen an den nordiſchen Einfluß, an das gewaltige, halbbarbariſche Gothenthum.

Von dieſem zweiten Gräberbeſuche kehren wir in die Stadt zurück, in die wir bei der Porta Serrata eintreten. Wir haben die gleichnamige Straße und ihre ſchnurgerade Fortſetzung, den Corſo Garibaldi, vor uns, den wir gleich bei Beginn unſerer Wanderungen betreten hatten. Auf dieſem langen Promenadenwege berühren wir außer der Kirche San Apollinare in Città und dem »Palaſte des Theodorich« noch weitere zwei Etappen aus

jener Zeit. Die erſte iſt die Kirche San Spirito, rechter Hand, wenn wir nach dem Corſo Garibaldi vorſchreiten. Dieſe Kirche ſoll ſchon zu Beginn des III. Jahrhunderts, alſo lange vor Theodorich, errichtet worden ſein. Sie war die Hauptkirche der Arianer. Nicht weit hiervon (rückwärts, in der Ecke eines kleinen Platzes) liegt die Kirche Santa Maria in Cosmedia, gleichfalls von ſehr reſpectablem Alter, denn wir haben hier das ehemalige Baptiſterium der Arianer vor uns.

Dante's Grab in Ravenna

Mit dieſen beiden Bauwerken haben wir unſeren Studiengang in der Stadt beendet. Noch aber ſind wir mit der ſtattlichen Reihe ravennatiſcher Architekturdenkmale nicht zu Ende. Eines ihrer wichtigſten und gegenwärtig die bedeutendſte unter den altchriſtlichen Baſiliken in Italien iſt San Apollinare in Claſſe, zu deren Beſichtigung wir uns weit hinaus ins Weichbild der Stadt begeben müſſen. Drei Viertelſtunden erfordert ein Spaziergang dahin. Wenn die Sonne auf den ſchattenloſen Pfad herablodert, iſt ein ſolches Wandern juſt kein beſonderer Genuß. Die große Entfernung dieſes Tempels giebt übrigens einen Begriff von der Ausdehnung des antiken Ravenna. Wo nämlich jetzt die Kirche ſteht, dehnte ſich die einſtige Hafenſtadt (Claſſis). Daher der Name der Baſilica. Nun erſtreckt ſich dort ſumpfige Ebene. Zwiſchen der Binnen- und der Hafenſtadt lag noch ein dritter Stadttheil — Cäſarea — von dem nur mehr ein einziger Ueberreſt (eine kleine Säule mit gothiſchem Kreuz) vorhanden iſt.

Digitized by Google

Die Kirche San Apollinare in Claſſe wurde im Jahre 534 begonnen und 549 durch den Biſchof Maximianus geweiht. Sie iſt der Typus einer altchriſtlichen Baſilica. Namentlich intereſſant iſt der Innenraum mit ſeinen drei Schiffen mit der erhöhten Tribuna und den 24 Cipollin-Säulen. Die Medaillon-Frieſe ober den Bogenwölbungen zeigen eine Folge von 129 Bruſtbildern ravennatiſcher Biſchöfe. Die Malereien ſind aber nicht die altchriſtlichen, ſondern Reſtaurirungen aus ſpäterer Zeit. Der koſtbare Marmorſchmuck an den oberen Wänden ging im Jahre 1450 verloren, wo er nach Rimini zur Ausſtattung des Baues San Franceſco gebracht wurde. In den Seitenſchiffen ſtehen die Sarkophage ravennatiſcher Erzbiſchöfe. Was die Moſaiken anbetrifft, ſo geht das fachmänniſche Urtheil dahin, daß dieſelben zwar noch immer die Eigenthümlichkeit byzantiniſcher Kunſt unter dem Exarchat offenbaren, obſchon ſie ſich am weiteſten vom alten Styl entfernen, unter allen ravennatiſchen Moſaiken die letzten ſind und ſchon den Uebergang zum ſtarren Byzantinismus einleiten.

Theodorich's Grab in Ravenna

Die vereinſamte Lage von San Apollinare in Claſſe giebt dem Landſchaftsbilde auf dieſer Seite der Stadt einen ungemein melancholiſchen

Digitized by Google

Anſtrich. Die in der Ferne in grauem Dunſte liegende Stadt, das öde Sumpffeld, die merkwürdigen runden Glockenthürme, die faſt das Ausſehen von Fabriksſchloten haben, und die Weite des Horizonts, die durch keine noch ſo geringe Unebenheit unterbrochen wird, tragen das Ihre zu dem fremdartigen Bilde bei .... Dennoch hat dieſes Stück Land einen Schmuck, der einzig in ſeiner Art iſt — den berühmten, vielgeprieſenen und beſungenen Pinienwald (Pineta), welcher die Geſtade-Ebene bedeckt. Hier ſchaukeln Singvögel in den Kronen und dehnt ſich eine friſchgrüne Pflanzendecke im Schatten der herrlichen Bäume. Wenn die Sonne auf dem Meerescanale glitzert und mit dem grellen Licht breite Schattenflächen wechſeln, geſtalten ſich die einzelnen Partien des Waldes zu zauberiſchen Einzelbildern. Die Raſenflächen zwiſchen den Stämmen erſcheinen getigert von den Sonnenſtrahlen, die durch das Geäſt brechen. Und dann, dieſe prächtigen Durchblicke, das azurne Firmament, das tiefe Helldunkel in den dichteren Partien des Beſtandes — man begreift unſchwer, daß an dieſem Bilde ein Dante, Boccaccio oder Byron unendliches Wohlgefallen finden konnte.

Den modernen Ravennaten iſt die Pineta durch ein Ereigniß aus der neueren Zeit ganz beſonders ans Herz gewachſen. Es war im Jahre 1848. Garibaldi hatte von Rom aus ſeinen Rückzug über die Apenninen bewirkt und war nördlich von Rimini (bei Ceſena) an die Küſte gelangt. Zwölf Barken nahmen den Freiheitskämpfer und das Häuflein auf, das mit ihm geflohen war. In der Nähe aber kreuzte ein öſterreichiſches Geſchwader und den ſcharfen Augen ſeines Commandanten entging der ganze Zwiſchenfall nicht. Sieben Barken wurden abgefangen, die anderen entkamen mit knapper Noth. Garibaldi ſetzte ans Land, entließ die geretteten Freunde und ergriff mit ſeiner Gattin Annita die Flucht landeinwärts. Es ging eiligſt durch das Sumpfland, denn die Verfolger ſaßen den Fliehenden auf dem Nacken. Annita erlag der Mühſal und dem Sumpffieber. Zu Ravenna bettete man ſie in die Erde. Garibaldi aber entkam nur durch die todesmuthige Aufopferung eines ſeiner Freunde. Noch zeigt man in der Nähe des jetzigen Hafens die Hütte, die den Helden der italieniſchen Revolution ſchützte ....

Eine andere moderne Erinnerung, welche uns Ravenna intereſſant macht, iſt der Aufenthalt Lord Byron's. Er fällt in die Jahre von 1819

bis 1821. Seine Wohnung befand sich in der Strada di Porta Sisi, jener Straße, welche — wie die Via Dante — an der Piazza Vittorio Emanuele wurzelt und südwärts verläuft. Daß die Stadt, ihre Geschichte und Baudenkmale auf den genialen Dichter große Anziehungskraft ausgeübt haben mögen, ist ganz unzweifelhaft. Schrieb er doch hier seine herrlichsten Werke: Marino Falieri, Sardanapal, Cain und die Hauptstücke aus Don Juan. Auch übersetzte er hier Dante's Francesca da Rimini, welcher Uebertragung er seine eigene Arbeit »Dante's Prophezeiung« anschloß. Vielleicht war es eine Anspielung auf seine eigene Lage, als er in letzterem Gedichte mit der Strophe schloß:

.... Wenn dieser Geist zurück wird kehren
Verwandten Geistern, dann sollst Du erkennen
Erst meinen Werth, mit leerer Urne ehren
Die Asche, die Du nie erhältst von mir
»Was that ich Dir, mein Volk?«*) Hart ist zu hören
Dein ganzes Thun, doch übersteigt dies hier
Gemeiner Menschen Bosheit Grenzen weit!
Was nur ein Bürger sein kann, war ich Dir,
Erhöht durch Deinen Willen jederzeit.
Und Du hast mich bekriegt! — Es ist geschehen!
Ich kann die ew'ge Kluft, die breit uns trennt,
Nicht überspringen und will einsam gehen,
Mit eines Sehers düsterm Blick betrachten
Die bösen Tage, die meiner harren,
Und sie verkünden Denen, die 's nicht achten,
Bis jene Stunde kommt, wo sie in Nöthen
Die Wahrheit dann erkennen, die sie höhnten
Und sie im Grab erkennen den Propheten . . .

Mehr als Ravenna selber fesselte, wie man wohl allgemein weiß, den Dichter die liebenswerthe Gräfin Guiccioli. Ihr Gemahl zählte 63 Sommer, sie erst 20, als der 32jährige Dichter sie kennen lernte. Er trat im Hause seines Gastfreundes gewissermaßen officiell als Cicisbeo auf und wurde — was noch merkwürdiger ist — als solcher anerkannt. Man hat dieses Verhältniß beschönigen wollen, aber gelungen ist es nicht. Vor Allem darf man nicht vergessen, daß das liederliche Treiben, das in derselben

*) Und er schrieb mehrmals, nicht allein an einzelne Bürger der Obrigkeit, sondern auch an das Volk, und unter Anderem eine ziemlich lange Epistel, welche anfängt: »Populo mi, quid feci tibi?« — (Dante's Leben von Lionardo Aretino).

Zeit in den venetianiſchen Salons herrſchte, und deren Löwe der Feuergeiſt Lord Byron war, dieſen ſelber zum vollendeten Don Juan ſtempelt. Der Ruhm der »italieniſchen Staël«, Signora Abrizzi, erweiſt ſich, genau betrachtet, als erborgt; er maskirt nicht, ſondern enthüllt vielmehr das wenig weibliche Betragen einer Segati oder Guiccioli. Nachdem Lord Byron und die Gräfin mehrere Monate hindurch ungeſtört in Venedig zugebracht hatten, reiſte der Gemahl der letzteren nach und brachte ſie nach Ravenna zurück. Aber Byron kam nach und nun ſuchte der Graf beim Papſte um die Bewilligung nach, die Ehe trennen zu dürfen. Die Trennung wurde geſtattet und Gräfin Guiccioli kehrte zu ihrem Vater zurück. Die väterliche Villa befand ſich aber nur 15 Miglien von Ravenna und Byron ſetzte ſeine Beſuche unausgeſetzt fort. Der Dichter hat dieſes mehrjährige Verhältniß in einem Gedichte (»der Po«) zu verherrlichen geſucht, in welchem es unter Anderem heißt:

Fluß, der die Fluth zu alten Mauern lenkt,
Wo meiner Seele Dame weilt, wo ſie
Am Ufer wandelnd, mir vielleicht noch ſchenkt
Erinn'rung, die ſie leichthin mir verlieh.

O wäre, tiefer Po, in Dir gewahrt
Ein Spiegel meinem Herzen, ihr darzuſtellen
Mein Denken tauſendfach, Dir offenbart,
Wild wie ein Strom und raſch wie Deine Schnellen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es wird der Strom zu jener Stadt getragen,
Wo ſie geboren, ihr zu Füßen fließen.
Dich ſchaut ihr Blick und wird das Zwielicht tragen,
Wird ſie der Kühlung Hauch an Dir genießen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Auge ſpiegelt ſich in Deiner Welle,
Es ſchaut, wie ich, derſelben Wog' Ergießen,
Und meinen, ob ſich ihm ein Traum geſelle,
Wird die beglückte Fluth nicht fließen!

Die Loggetta am Marcusthurm

Venedig.

Wenn unſere Reiſe längs den adriatiſchen Küſten beſchwerlich war, ſo ſind wir für die überſtandene Mühſal reichlich belohnt, wenn das Endziel — das unvergleichliche Venedig — erreicht und der Zauber der Lagunenſtadt uns in Bande ſchlägt .... Wohl haben wir auf dem langen Wege die mannigfachſten Reize genoſſen, welche dieſes Meer allenthalben bietet. Wir bringen unſere erſte Bootfahrt im Golfe von Trieſt in Erinnerung: Jenen herrlichen Frühlingsmorgen, wo die Sonne wie mit Feuercascaden von den zackigen Karſthöhen in die Tiefe ſich ergoß. Dann gedenken wir der iſtriſchen Küſtenſtädte, in denen wir zuerſt an Venedig gemahnt wurden — der ſchönen Tage im Quarnero — der abwechslungsvollen Reiſe längs der Küſte von Dalmatien. Die Zauberſtunde, auf der Pille-Terraſſe zu Raguſa zugebracht, iſt uns noch ebenſo in lebhafter Erinnerung, wie der mächtige Eindruck der wilden Bocche, die traulichen Tage auf Korfu, wo unſere Phantaſie den phäakiſchen Zauber wachgerufen hatte. Schön war es auch

Digitized by Google

an der apulischen Küste, in dem altberühmten Brindisi und auf dem Monte Gargano. Die Bahnfahrt bis Ancona brachte neue Bilder: die hochgipfeligen Abruzzen, eine Reihe von heiteren Städten, das uralte Ancona und den Gnadenort Loreto. Dann beginnen die geschichtlichen Eindrücke zu überwiegen. Der Metaurus, Pesaro, Rimini, Urbino und zuletzt das vereinsamte Ravenna mit seinen Baudenkmalen, waren die Etappen auf diesem nur ab und zu von heiteren Kunsteindrücken verklärten ernsteren Wege .... Nun sind wir mitten drin: in der Geschichte und Kunst.

Hier, in Venedig, sind die Eindrücke ohnedies am nachhaltigsten, mächtigsten — ob wir nun über den Marcusplatz wandeln und vor das Wunderwerk der Basilica des Patrons der Lagunenstadt treten, rings von einem Leben umgeben, das zwar seit langem weder von Leidenschaften, noch von Großthaten beeinflußt wird, aber noch immer die Sinne erquickt durch den Ueberfluß an Naivetät und Heiterkeit. An reicher Gedankenarbeit kann es an keiner dieser denkwürdigen Localitäten fehlen. Wir wandeln die Procuratien entlang und gedenken der mächtigen Herren derenthalben diese kolossalen Paläste erbaut wurden. Rückwärts gewendet sehen wir die drei Flaggenstangen aus ihren erzenen Fußgestellen emporwachsen. Wohl flattern zuweilen an ihren Enden bunte Fahnen, aber es sind nicht mehr, wie in früherer Zeit, die Banner von Cypern, Kandia und Morea. Dahinter schimmert die herrliche Façade der Marcus-Basilica wie ein versteinertes Märchen aus Feenduft.

Dann schwenken wir um den gigantischen Wächter des Platzes — den Glockenthurm — herum und treten auf die Piazzetta hinaus, auf der mehr als auf irgend einem anderen Platze Venedigs die Geschichte ihre Erinnerungen zurückgelassen hat. Dort stehen noch die beiden Säulen, zwischen denen so mancher hochgeborene Conspirator sein Leben aushauchen mußte. Die Gewalthaber der venetianischen Republik machten wenig Federlesens und stellten Spitzbuben und blaublütige Streber, deren Ehrgeiz bis zu den verbrecherischen Kampfmitteln sich verstieg, in eine Reihe. Die schwatzenden Gondoliere, welche auf dem Platze bei diesen Säulen und auf den Treppen am Rande der Lagune herumlungern, sind gleichfalls ein Stück verkörperter, individualisirter Geschichte. Gaben sie

doch im Großen und Ganzen in allen früheren Jahrhunderten dieſelben Staffagen ab!

Nun treten wir aber gegen den rechtsſeitigen Palaſt — die alte Bibliothek — zurück und nehmen den merkwürdigſten unter den Prachtbauten, die uns umgeben, aufs Korn. Es iſt der Dogenpalaſt. Dieſer Name iſt Venedig für ſich. Was iſt und war die ganze Stadt mit ihren Hallen und Paläſten; was der Canal grande mit ſeiner ſteinernen Schnur von Prachtbauten, in denen die ſtolzen Adelsfamilien ihre ehrgeizigen Pläne großzogen, oder düſtere Familien-Tragödien in die Keime ſchoſſen; was das ganze ſteinerne Gewimmel, das ſchwimmende Wunder mit ſeinen Anhängſeln im Norden, Süden und Oſten: den die Stadt umſchirmenden Inſeln, gegen den gothiſch-mauriſchen Prachtbau, der die Machthaber der Republik einſchloß! Dazu ſtößt an dieſen Palaſt das furchtbare Criminalgefängniß, der Schauplatz grauſamer Torturen, Giftmorde, Erdolchungen, Enthauptungen, die Stätte, wo Schwert, Strick und Folterwerkzeuge durch Jahrhunderte ihre Herrſchaft zu behaupten wußten. Und zwiſchen beiden ſpannt die Seufzerbrücke — ein ſteinernes Memento mori .... In der That, wer dort durch die verſchloſſenen Doppelgänge ſchritt, war faſt immer dem Henker geliefert. Unter ſich konnte der Delinquent das Plätſchern des Canals vernehmen, deſſen Waſſer vielleicht wenige Stunden ſpäter ſeinen entſeelten Körper aufnahm. Eine Thüre, in der verwitterten, roſtbraunen Mauer des Palaſtes kaum wahrzunehmen, öffnete ſich — einige vermummte Geſtalten, ein bleicher, an allen Gliedern ſchlotternder armer Sünder, dann ein dumpfes Aufklatſchen — und das Drama hatte ſein Ende. Mit langen Stangen hielten die Henkersknechte ihre Opfer unter Waſſer.

Vorbei! .... Wir ſchreiten auf der Riva degli Schiavoni vorwärts und ſaugen mit gierigen Zügen das Licht ein, das über die Lagune herüberwogt. Der Spiegel dieſer letzteren iſt graugrün, wird aber merkwürdig farbig durch den heiteren Abglanz von Paläſten und Kirchen, die ſich auf der Waſſerfläche ſpiegeln. Namentlich ſchön iſt dieſes Bild, wenn wir in der ſchwanken Gondel weit draußen ſchaukeln, der muntere Gondolier das Ruder ſinken läßt und wir — ein Meer von Lebensfreude in unſerer Bruſt — mit entzückten Augen das Meerwunder vor unſeren Blicken auf-

tauchen ſehen. Wenn es in der Welt ein verwirklichtes Märchen giebt, ſo iſt es hier, wo der weite Uferkranz von der Zecca bis hinauf zu den Giardini pubblici, wie den Fluthen entſtiegen über den Waſſern ſchwebt. Aus dem Silberſchaum des Mittelmeeres ſtieg einſt eine Göttin — aus der Brandung der Adria ein ganzer Götterhimmel. Dort aber waltet nur die Sage, und wenn der Seefahrer an Cerigo — dem alten Kythera — vorüberſteuert, ſieht er nichts als grüne Waſſerwüſte mit einigen Gold- oder Silberflecken darauf, die Phöbus ſeiner olympiſchen Genoſſin ſpendet.... Die Herrlichkeit Neptuns aber iſt geblieben. Man kommt zum vollen Genuß dieſer Herrlichkeit, wenn die Sonne mit voller Intenſität auf die Häuſerfront der Riva degli Schiavoni ſich wirft und die blendende Waſſerfläche davor die Täuſchung bewirkt, als ſchwebte der ſteinerne Wall frei über dem Seeſpiegel.

Die Riva degli Schiavoni gemahnt uns daran, daß Venedig Herr in Dalmatien war. Die Uferſtraße bezog nämlich ihre Bezeichnung von jenen Hilfstruppen, welche die Signoria in Dalmatien anwarb. Es waren Slaven, daher der Name. Elf ſolcher Regimenter ſtanden unter Waffen. Es war keine Elitetruppe, trotz der venetianiſchen Officiere, welche die Schiavoni-Regimenter commandirten. Aber Venedig ſchonte — wie dermalen England — ſein eigenes Menſchenmaterial, und verwendete in den Schlachten, die es ſchlug, häufig genug fremdländiſches Kanonenfutter. Zahlreiche Siege, die den Ruhm des Marcuslöwen in alle Welt trugen, wurden von gedungenen Waffen ausgefochten. Selbſt der geprieſenſte Held der Republik, der ſie auf den Höhepunkt ihres Glanzes emporhob: der greiſe Enrico Dandolo, würde nie Conſtantinopel erſtürmt, den byzantiniſchen Kaiſerthron umgeſtürzt und die lateiniſche Herrſchaft ins Leben gerufen haben, wenn nicht die Hälfte ſeines Heeres aus franzöſiſchen Kreuzrittern beſtanden hätte.

Wenn unſer Boot die Südoſtſpitze der Stadt — den Volksgarten — erreicht hat, könnten wir leicht der wahren Geburtsſtätte der venetianiſchen Macht unſeren Beſuch abſtatten — dem Arſenal. Aus ihm gingen jene gewaltigen Flotten hervor, welche die piſaniſchen, genueſiſchen und türkiſchen Geſchwader wiederholt vernichtet hatten. Und war dieſer Seewaffenplatz nicht das Heim jenes Prachtſchiffes, das — ſelber ein Symbol der Herr-

ſchaft auf dem Meere — alljährlich mit dem Dogen an Bord ausfuhr, damit dieſer die ſymboliſche Vermählung mit dem Meere begehe? .... Es geſchah dieſer Act, wie man weiß, am Himmelfahrtstage, zur Erinnerung an den gleichen Tag des Jahres 1177, an welchem der Doge Ziani in der Bucht von Pirano die vereinigten Geſchwader der Genueſen, Piſaner und Friedrich Barbaroſſa's vernichtete. In Folge dieſes Sieges und der darauf ſtattgefundenen Verſöhnung zwiſchen Kaiſer und Papſt erhielt der Doge von letzterem (Alexander III. Borgia) den Ring zu der, fortan am Himmelfahrtstage zu begehenden ſymboliſchen Vermählung des Dogen mit der Adria .... Wenn der goldene Ring in die Fluth fiel, brauſte Glockengeläute vom Campanile über die feſtlich geſchmückte Stadt .... Dieſe Zeit iſt längſt vorüber. Der letzte »Bucentoro« wurde im Jahre 1797 ſeines äußeren Schmuckes beraubt, während der Schiffskörper noch bis zum Jahre 1824 als Kanonenboot verwendet wurde. Das Modell dieſes Prachtſchiffes hält das Arſenal in Verwahrung. Der Bucentoro war 100 Fuß lang, der Länge nach in zwei Stockwerke eingetheilt und beſaß 42 Ruder, die von 168 Ruderknechten gehandhabt wurden. Der obere Stock bildete den Saal für die Nobili und in dem anſtoßenden kleinen, aber prachtvoll ausgeſchmückten Thronſaale ſaß der Doge mit dem Rathe und den fremdländiſchen Geſandten. Der Schiffskörper war vom Kiele bis zur Balluſtrade übermäßig reich decorirt mit Blumenguirlanden, Muſchelmoſaik, Sirenen, Nymphen, Tritonen u. ſ. w. Karyatiden trugen das ſcharlachrothe Sammtdach; auf den zwei langen Schiffsſchnäbeln prangten allegoriſche Figuren, welche die Herrſchaft Venedigs zu Land und zur See darſtellten. Am Hintertheile waren zwei geflügelte Löwen angebracht; ein vergoldeter Maſt trug das Banner der Republik. Außerdem waren im inneren Schiffsraume zu ſehen: ſinnbildliche Darſtellungen der Wiſſenſchaften und freien Künſte, die Tages- und Nachtſtunden, der Thierkreis, ein rieſiger Mars, der eine Schlange zertrat, und allegoriſche Figuren der Tugenden .... Die Fahrt an jenem pompöſen Feſte ging unter Escorte von unzähligen, feſtlich geſchmückten Fahrzeugen, Gondeln und Barken vor ſich, vorerſt nach dem Lido, dann an die Riva San Nicolò, wo der Bucentoro hielt. Ein Pförtchen an der Rückſeite des Thronſaales wurde geöffnet und der Doge, umgeben vom Clerus, trat

vor. Es wurde vorerſt geweihtes Waſſer herabgeſchüttet, dann ließ der Doge den Ring fallen. Volksjubel und Glockengeläute kündigten den feierlichen Act an, den der Doge mit den Worten ſchloß:

»Desposamus te mare, in signum
Veri perpetuique dominii« ....

Im Vorgenuſſe ſolcher Bilder und Erinnerungen dürfen wir nicht vergeſſen, daß es noch ſchönere Punkte als die eben berührten giebt. Aus der Lagune zurückgekehrt, geben wir dem Gondolier den Wink, in den großen Canal einzufahren. Welcher Wandel der Zeiten! Ein doppelter Wall von herrlichen Paläſten läßt unſer Schifflein durch. Dieſe Paläſte repräſentiren nicht, wie die ſtolzen Bauten auf dem Marcusplatze und der Piazzetta, Staatsgeſchichte ſondern — Familiengeſchichte. Die ſtolzeſten Namen der Dogenſtadt haften an dieſen Bauten. Jeder Ruderſchlag wird zum Schritt in eine reichbewegte Vergangenheit. Die Zeit aber hat kein Erbarmen mit alten ſtolzen Traditionen. Wenn ein genialer Kunſtkenner ſagen konnte: das mächtigſte aller Motive auch in äſthetiſcher Weltbetrachtung ſei die Gewohnheit, jede Gewohnheit aber, ob gut oder ſchlecht, dauere nur eine Weile — ſo geben uns die Paläſte des Canal grande Anlaß, dieſes Theorem auf geſchichtlichen Boden zu verpflanzen. Dann wird die »Gewohnheit« zum »Zufall« und der Wandel der Erſcheinungen läßt uns bange werden für unſere Gottähnlichkeit. Dies hat auch Lord Byron empfunden, als er in ſeinem Gedichte »Venedig« den Schwanengeſang der Lagunenſtadt anſtimmte:

»Venedig, wenn einſt Deine Marmormauern
Den Waſſern gleich, dann wird ein Ruf erſchallen
Der Völker, die ob Deiner Hallen trauern,
Daß über Dich als Grab die Wogen wallen!
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Kein Hoffen bleibt den Völkern! Schaut die Zeiten
Von viel Jahrtauſenden: das ewige Weſen
Von Ebb' und Fluth der ſtets erneuten Zeiten,
Das ſtete Sein an dem, was einſt geweſen,
Hat nichts gelehrt, da Stützen wir erleſen,
Die faulend ſtets, da wir die Kraft zerreiben,
Um mit Phantomen eitlen Kampf zu treiben.«
— — — — — — — — — — — — —

Wir müſſen vorläufig auf dem Boden des heutigen Venedig bleiben und laſſen die Paläſte und deren Geſchichte wie verſteinerte Traumbilder an uns vorübergleiten. Rialto's ſtolzer Bogen giebt uns wieder der Gegenwart. Hier drängt ſich das warme Leben kaum minder vielgeſtaltig und reich bewegt, wie drüben auf dem Marcusplatze. Dazu gehört freilich dieſer architektoniſche Hintergrund. Was wäre dieſe lärmende, lachende und zankende Menge, dieſes Drängen und Stoßen, das Gewimmel der Gondeln und Barken auf der ſchmutzigen Waſſerfläche, der Menſchenſtrom auf dem Brückenbogen und den Uferquais, kurz, der ganze ſinnbetäubende Wirrwarr, wenn zwiſchen den Canal-Pylonen -- den Gebäudereihen rechts und links — nicht die Doppelkette von Paläſten herüberſchaute — von Rialto abgewendet links: Manin, Bembo, Grimani, Moroſini, Mocenigo — rechts: Barbarigo, Piſani, Tiepolo, und im Hintergrunde, wo der Canal ſcharf nach Süden ſchwenkt, der Palazzo Foscari! So viel Namen, ſo viel Großthaten .... Der Himmel aber iſt gnädig und erlöſt uns aus dem Banne der Vergangenheit. Heiter lächelt das lichtverklärte Firmament auf das bunte Treiben herab. Auch dann noch, wenn unſere Gondel durch das Geſpinnſt der engen Seitencanäle gleitet, rauſcht das Stimmenchaos wie ferne Brandung an unſere Ohren .... Dann verhallt der letzte Ton und wir ſehen uns von hohen, braunen Mauern eingezwängt, wo Luft und Licht unbekannte Elemente ſind. An den nackten Mauerfluchten zeigt ſich kein menſchliches Weſen. Ab und zu klirrt ein Fenſter, man vernimmt das Aufklatſchen eines fallenden Gegenſtandes — denn aller Unrath wandert hier von Oben -- von wo ſonſt der Segen zu kommen pflegt — in die Tiefe. Glücklich, wer der Wiedertaufe entronnen, oder unter einer der niederen, finſteren Brücken, die über die Canäle von Gäßchen zu Gäßchen ſpannen, im wonnigen Bewußtſein voller Sicherheit ſich wiegen kann .... Dann geht es weiter. Die Stille wird nur durch die grellen Mahnrufe der Gondoliere unterbrochen, wenn ſie um die Canalecken herumwenden. Hierauf wird es plötzlich Licht — die Lagune öffnet ſich vor uns, wie vor der Mündung eines Tunnels. Die Seitenwände dieſes Tunnels ſind Dogenpalaſt und Criminalgefängniß, Wölbung iſt die Seufzerbrücke .... Endlich halten wir an der Piazzetta ....

Wer Venedig genießen, seine historischen Localitäten mit Verständniß durchmustern, seine Bauten und Kunstsammlungen begreifen will, muß zunächst mit dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Republik vollkommen vertraut sein. Wo der geschichtliche Zusammenhang fehlt, entbehren die denkwürdigsten Werke von Menschenhand ihres unmittelbaren lebendigen Interesses. Der Unkundige bewundert wohl die prächtigen Paläste, welche ihre verwitterten Fronten in den Wassern spiegeln, aber sein Blick bleibt nur an Aeußerlichkeiten haften. Für ihn sind die herrlichen Räume verödet, entvölkert, weil die Reflexion kein Material zu verarbeiten hat. Selbst die berühmten Namen, welche jene Paläste tragen, sind ihm eben nichts weiter als Namen .... Machen es aber Namen allein? Sicher nicht, namentlich dann nicht, wenn Namen, wie sie Venedig aufweist, nur das Gerippe zu geschichtlichen Großthaten liefern.

Gehen wir also auf das »Ei der Leda« zurück. Die Urgeschichte jenes Gebietes, welches man bereits in den ältesten Zeiten — zum Unterschiede von dem festländischen Territorium — *See-Venetien* nannte, reicht bis in das Mythenzeitalter hinauf. Wir haben an anderer Stelle — als wir vom Timavus berichteten — von dem Aufenthalte der »Veneter« vernommen und von deren Cult des thrakischen Diomedes Erwähnung gethan. Die Veneter also hatten die große Tiefebene inne, welche sich zwischen den Cadorischen, Karnischen und Julischen Alpen einerseits und der Adria-Küste von den Po-Mündungen bis über das Isonzo-Delta hinaus erstreckt. Die physische Eigenart des sogenannten *Lagunengebietes* muß schon vor Alters im Großen und Ganzen dieselbe wie dermalen gewesen sein. Die Alpenströme, welche in den »Golf von Venedig« münden — Tagliamento, Piave, Meduna-Livenza, Sile, Etsch und Po — haben zwar viel Schwemmland angesetzt und den Rand der Lagune um ein beträchtliches Stück weiter hinausgeschoben (der Po allein 70 Meter in einem Jahre!): die Lagunen bestanden aber auch vor Alters, wenngleich sie im Detail eine andere Configuration gehabt haben mögen.

Auf Grund der physischen Beschaffenheit des Gesammtgebietes der Veneter zerfiel dasselbe naturgemäß in zwei Abschnitte: das gesegnete, von den Alpenströmen bewässerte Land-Venetien — die heutige venetianisch-

friauliſche Tiefebene — und »See-Venetien«. Unter letzterem begriff man die Lagunenzone mit ihren zahlreichen Inſeln. Im Grunde genommen waren dieſe nichts anders als die Hafenpunkte für die großen Niederlaſſungen auf dem Feſtlande. Der Handel- und Seeverkehr war aber unbedeutend, und vor dem Auftreten Roms zwiſchen Po und Iſonzo wußte man ſo viel wie gar nichts über die Inſelbevölkerung, die auch in politiſcher Beziehung keine Rolle ſpielte. Ja ſogar über die Veneter überhaupt exiſtirten die mannigfachſten Anſichten. Polybius leitete ſie von dem paphlagoniſchen Stamme der Heneter (bei Homer) her, während Herodot in ihnen einen illyriſchen (thrakiſchen?) Stamm zu erkennen glaubte. Daß die Veneter ein eingewanderter Volksſtamm waren, iſt unzweifelhaft, denn ſie ſelber hielten ſich von aſiatiſcher Abſtammung. Andere hielten ſie für Illyrier im engeren Sinne — alſo wohl Albaneſen, oder für Kelten, oder für Liburnier. Zu letzterer Anſchauung bekennt ſich namentlich Niebuhr. Auf welcher Seite nun die Wahrheit liegt, iſt ſchwer feſtzuſtellen, obwohl der aſiatiſche Urſprung der Veneter außer Zweifel iſt. Czörnig meint, daß Strabo Recht haben dürfte, wenn er angiebt, daß die Veneter in Folge der durch die Kimmerier veranlaßten Völkerbewegung aus Kleinaſien über Thrakien und Illyrien in ihren neuen Wohnſitz gelangt ſeien. Dafür zeugen ihre berühmte Pferdezucht, die Erbauung

Die Rialto-Brücke.

Digitized by Google

des Tempels des Diomedes am Timavus, ihre Stammverwandtschaft mit den thrakischen Sygimiern und ihre Sprache.

Mit dem Aufblühen Aquilejas scheint auch die Handelsthätigkeit der See-Veneter eine regere geworden zu sein. Bekannt ist, daß die Veneter vorwiegend ein friedliches, in der Cultur sehr vorgeschrittenes Volk waren, und es jederzeit mit den Römern hielten. Durch diese kluge Unterwerfung unter die Macht des Stärkeren hatten die Veneter und ihr Gebiet nie von den Römern zu leiden. Als die letzteren aus militärischen Gründen die Colonieſtadt Aquileja gründeten und sie gleichzeitig zum Basispunkte für Eroberungen in den benachbarten Alpenländern machten, erwuchs damit auch für die Veneter gewissermaßen der ausgiebigste Schutz. Eines solchen Schutzes bedurften freilich die See-Veneter nicht. Mit dem Heranwachsen Aquilejas zum bedeutendsten Handelsplatze an der Adria begaben aber auch die Inselbewohner sich unter die Fittige der Römermacht. Damit beginnt die größere Thätigkeit des Völkchens auf dem Meere.

Leider wissen wir wenig über den Zustand und die erste Organisation der kleinen Gemeinwesen, welche in den Lagunen mehr und mehr sich zu entwickeln begannen. In die Geschichte treten diese Gemeinwesen erst zur Zeit der Völkerwanderung ein. Der Gothensturm unter Alarich (402) brachte zuerst ganz Land-Venetien unter fremde Gewalt. Dann kamen die Hunnen (450) und von der Castellhöhe von Udine sah Attila das herrliche Aquileja in Flammen aufgehen. Das Ungewitter, welches sich über die venetianische Tiefebene entladen hatte, brachte — so drastisch dies klingen mag — neues Lebenselement nach See-Venetien. Unzählbar waren die Flüchtlinge, welche die von der Natur geschützten Eilande des Lagunengebietes aufsuchten. Dorthin, wo die Sümpfe und Strandseen jedem Eroberer Halt geboten, drang auch der nächste Bedränger des Römerreiches — Theodorich der Große — nicht ein. Nachdem er sengend und plündernd die illyrische Halbinsel durchzogen hatte, hielt er in Pannonien Rast, um für seine Horden ein neues fettes Weideland aufzusuchen. Am meisten Grund, die Ostgothen vom Halse zu bekommen, hatte der byzantinische Kaiser Zeno. Er war es denn auch, der seinen kaiserlichen Freund und Waffensohn auf Italien aufmerksam machte. Dorthin brach Theodorich mit seinem

ungeheueren Heere, mit Troß, Weibern und Kindern, auf. Der Marsch ging aus der Donau-Theiß-Niederung durch das heutige Slavonien und Kroatien nach Krain hinein, immer in gerader Richtung nach Westen. Bei dem heutigen Adelsberg fand der Gothenkönig die Pforte, durch die er weiter vordringen mußte. Bei dem imposanten Nanos drang das Heer in die Pässe der Julischen Alpen ein, unweit der Ausmündung der Wippach in den Isonzo kam es zur ersten Schlacht zwischen Theodorich und Odoaker. Die Gothen siegten und nun wälzte sich der Völkerstrom hinaus in die unvertheidigte venetianische Ebene. Bei Verona stieß Theodorich auf den letzten Widerstand. Mit der Einnahme von Ravenna war Italien gothisch.

Aus der Zeit der Gothenherrschaft zu Ravenna ist uns ein Document erhalten, aus welchem die interessante Thatsache hervorgeht, daß die Lagunenbewohner sich damals bereits einer gewissen Selbstständigkeit und bedeutender Wohlhabenheit erfreuten. Die Inselgemeinden standen unter eigenen Tribunen und an einen derselben schrieb Theodorich: »Da Ihr Schiffe genug besitzet, so ersuchen wir Euch, die Vorräthe von Wein und Oel mit gewohnter Ergebenheit nach Ravenna zu liefern. Es wird Euch wenig Mühe kosten, solches bei der mäßigen Entfernung zu thun, da ihr oft unermeßliche Räume durchsegelt! denn Ihr seid geborne Schiffer, da ihr um von Haus aus in Eure Heimat zu gehen, den Wasserweg wählen müßt; im Inselgebiet habt Ihr Euch Häuser aufgerichtet, wie die Nester von Wasservögeln; durch Faschinen und künstliche Dämme wußtet Ihr Euere Wohnungen mit einander zu verbinden« .... Wie man sieht, waren die Lagunenbewohner bereits gegen Ende des V. Jahrhunderts ein reges, tüchtiges, abgehärtetes und unternehmendes Schiffervolk — in einer Zeit, die von jener der Gründung von Venedig um mehr als drei Jahrhunderte absteht.

Die ersten großen Veränderungen im Seegebiete brachte die Longobarden-Invasion. Bis dahin zerfiel das Gebiet in eine Reihe von Inseln-Gemeinden mit eigenen Tribunen, über welche das byzantinische Reich Hoheitsrechte ausübte. Weder ein politischer noch ein kirchlicher Mittelpunkt war vorhanden. Als aber König Alboin Venetien an sich gerissen hatte und der Patriarch von Aquileja (Paulinus) schwere Bedrückungen erdulden mußte, übersiedelte derselbe im Jahre 580 mit den Kirchenschätzen nach

Grado, der Lagunenſtadt am äußerſten Oſtende des Seegebietes. Nun hatte dieſes zunächſt ein geiſtliches Oberhaupt gewonnen. Neben dem Patriarchenſtuhl von Grado werden die Suffraganſitze von Heraclea, Olivolo und Malamocco genannt. Zwar das byzantiniſche Regiment war nicht darnach, um für das weitere Gedeihen der Inſel-Gemeinden große Hoffnungen zu erwecken. Gleichwohl hatte Byzanz ein großes Intereſſe daran, daß See-Venetien gedieh, und nur ſo begreift man, daß der byzantiniſche Despotismus einem Gemeinweſen, das um jene Zeit bereits einen Freiſtaat bildete, ſeine Fürſorge zuwendete. In der That wurde See-Venetien in jener Zeit zu jenem Gebiete, in welchem Orient und Occident ſich die Hände reichten. Die Inſelbewohner leiteten Handelsbeziehungen mit der Levante ein, und lange bevor noch die erſte Pilote zu der nachmaligen »Königin der Adria« in den Lagunenſchlamm getrieben wurde, hatten die See-Veneter für die Verbreitung ihres außergewöhnlichen Rufes als Schiffer, Seefahrer und Handelsleute Sorge getragen.

Staatliche Unabhängigkeit und große Betriebſamkeit waren ſonach die Grundpfeiler zu der nun folgenden rapiden Entwicklung jener Gemeinweſen. Schon vor Ablauf des VII. Jahrhunderts beſaßen dieſelben ein gemeinſames Oberhaupt — Doge (Dux) — über welchen der Doge Dandolo Folgendes berichtet: Schon im Jahre 697 ward Paluzzo (Paulucius Anafeſtus) zum Herzog über See-Venetien beſtätigt. Zu ſeiner Wahl traten die Tribunen, alle Vornehmen und auch die Volksgemeinden, ebenſo der Patriarch von Grado, die Biſchöfe und der geſammte Clerus zuſammen. Folgende Befugniſſe wurden dem »Dogen« eingeräumt: er iſt ermächtigt, allgemeine Verſammlungen einzuberufen, Tribunen und Richter zu ernennen, welche dem Volke und dem Clerus — mit Ausnahme der rein geiſtlichen Streitſachen — Recht zu ſprechen haben. Die Parteien können Berufung an den Dogen einlegen, Synoden dürfen nur mit Bewilligung des Dogen abgehalten werden, und nur mit ſeiner Erlaubniß ſind Wahlen zur Beſetzung erledigter Stühle von Volk und Geiſtlichkeit vorzunehmen, ſowie die Gewählten nur von ihm belehnt werden können. Damit beginnt — hundert und zwölf Jahre vor der Gründung der Stadt Venedig — die Geſchichte der venetianiſchen Republik...

Wer auf den erſten Dogen Pauluzzo folgte, iſt nicht bekannt, da in den Chroniken der Beginn des Dogats des zweiten Dogen — Orſo I. — auf das Jahr 726, alſo zehn Jahre nach dem Ableben Pauluzzos, geſetzt wird. Orſo I. war der erſte Doge, welcher activ in die Schickſale der benachbarten Länder eingriff. So rüſtete er eine Flotte von 80 Galeeren aus, blockirte und erſtürmte über Aufforderung des Papſtes das von den Longobarden beſetzte Ravenna und kehrte hierauf ſiegestrunken nach Heraclea, dem damaligen Dogenſitze, zurück. Hier traf ihn unverhofft der Meuchlerdolch. Faſt hatte es den Anſchein, daß die Herrlichkeit des Dogats wenige Jahre nach ihrer Geburt wieder untergehen ſollte. In der That trat nach dem gewaltſamen Ende des Dogen Orſo ein Art von Interregnum ein, das ſechs Jahre währte. Fünf »magistri militum« traten an die Stelle der früheren Tribunen und riſſen die Herrſchaft an ſich. An Rivalen, welche an die Spitze der Gewalt treten wollten, fehlte es indeß gleichwohl nicht. Vor Allem machte der ſchismatiſche Patriarch von Grado große Anſtrengungen, den Einfluß des Papſtes zu beſeitigen, konnte aber nicht durchdringen. Dagegen gewann die Partei der Familie Galla großen Anhang. Die Lage wurde alſo drohend und das Volk ſah ſich genöthigt, die Herrſchaftsverhältniſſe definitiv zu regeln, das heißt zur Dogenwahl zu ſchreiten. So gelangte im Jahre 742 Deodato Orſo auf den Dogenſitz. Es war ſicher ein Gebot der Klugheit, denſelben ſo raſch wie möglich aus der ſchwülen Luft von Heraclea nach einem anderen Punkte der Lagunen zu verlegen. Die Wahl fiel auf Malamocco, die langgeſtreckte Inſel, welche, vor ſich das offene Meer, hinter ſich die Lagune, mehr als irgend eine andere gegen feindliche Angriffe vom Lande her geſichert war .... Wir wiſſen wenig von dieſem älteren Malamocco. Der heutige Ort dieſes Namens iſt ein kleines Dorf, inmitten des langen, ſtrauchüberwucherten Inſelſtreifens, deſſen Bewohner von Gartenbau und Fiſchfang leben. Die ältere Stadt ſoll von den Wellen des Meeres verſchlungen worden ſein und die Localmythe will wiſſen, daß zu Zeiten aus der Tiefe der See Glockengeläute, Frauengekicher und Schiffergeſang herauftöne .... Ein Gang durch das jetzige Fiſcherdorf, das weſtwärts bis an den Rand der Lagune reicht, vermag leider nicht Erinnerungen an jene älteſten Zeiten der venetianiſchen

Republik wachzurufen. Ein munteres Völklein bevölkert die kleinen Häuschen, und ein kleiner Hafen, kaum größer als ein Karpfenteich, beherbergt eine Anzahl winziger Fischerbarken, die tagsüber auf offener See schaukeln, mit dem letzten Schlage der Vesperglocke aber beutebeladen den Hafen aufsuchen ....

Auch Teodato Orso nahm ein gewaltsames Ende. Es heißt, er habe — offenbar beeinflußt von den turbulenten Verhältnissen und den ehrgeizigen Strebungen einzelner Familien — die Absicht gehabt, die Dogenwürde in seinem Geschlechte erblich zu machen. Der Plan bekam ihm übel. Verschworene bemächtigten sich des verrätherischen Dogen, setzten ihn ab, indem sie ihn gleichzeitig blendeten. Die nachmals so bewährten Mittel, mißliebiger Dogen sich zu entledigen, scheinen demnach recht frühzeitig in dem kleinen Freistaate Eingang gefunden zu haben. Anführer der Verschwörung scheint Galla gewesen zu sein, da er als nächster Doge figurirt. Nur ein Jahr dauerte seine Herrlichkeit, denn schon 756 gelangte Domenico Monegario auf den Dogensitz. Das Volk wurde in Folge der gemachten Erfahrungen etwas vorsichtiger und stellte dem Dogen »Rathgeber« zur Seite, die aber höchst wahrscheinlich nichts anderes als Regulatoren der Herrschaftsgelüste des jeweiligen Dogen waren. Gleichwohl setzte Monegario es durch, daß man seinen Sohn als eventuellen Nachfolger anerkannte. In der Dogenliste folgt aber auf Monegario der thatkräftige Mauricio Galbaia (764—787), der Stifter des Bisthums Olivolo. Der Patriarch von Grado erkannte in dieser Stiftung einen Eingriff in seine kirchlichen Hoheitsrechte und wendete sich von dem Dogen ab. Unterhandlungen mit den Franken zur Bekämpfung des Dogen scheinen im Zuge gewesen zu sein, da die Galbaia's sich bemüssigt sahen, den Patriarchen zu überfallen und zu ermorden ....

Abermals zog sich ein drohendes Ungewitter über das Gemeinwesen in See-Venetien zusammen. Karl der Große, mit dem der Doge Monegario ein leidliches Auskommen gefunden hatte, war gestorben und sein Sohn Pipin war nicht gewillt, das bisher bestandene Verhältniß zwischen dem Frankenreiche und dem Freistaate aufrecht zu erhalten. Zur Abwehr dieser Gefahr bedurfte es eines starken Armes. Der Usurpator Giovanni

Galbaia wurde verjagt und Obelario Antenorio zum Gegendogen gewählt. Im Jahre 809 drang Pipin in Venetien ein und brachte es unter seine Botmäßigkeit. Schon hatten sich die Franken auch der meisten Inseln bemächtigt und die Existenz der Republik hing an einem Haare. Griechische Hilfsgeschwader geboten der Invasion endlich Halt, in einem Augenblicke, da nur noch die Insel Riva Alta (daher »Rialto«) Widerstand leistete. Es kam zum Frieden, der sehr zu Gunsten der Franken ausfiel. Obelario, der Urheber desselben, ward in die Verbannung geschickt und wieder trat — freilich nur für ein Jahr — das Volk als souveräne Staatsgewalt an Stelle des Dogats. Die einzelnen Inseln traten in einen engeren Verband zu einander und der Sitz der Centralgewalt wurde von Malamocco nach der Insel Riva Alta verlegt. Brücken verbanden die einzelnen Eilande miteinander und starke Mauern schützten den ganzen Complex gegen Angriffe von Außen. Die Eilande wurden zu Stadtvierteln, die Canäle zu Verkehrsstraßen und das ganze, innerhalb der Mauern gelegene Besiedelungsgebiet zu einer neuen Stadt.... So war Venedig entstanden. Man schrieb das Jahr 810.

Der erste Doge, welcher in der neugegründeten Stadt seinen Sitz einnahm, war Angelo Partecipazio (810—827). Wir wissen von ihm, daß er an der Stelle des jetzigen Dogenpalastes sein Wohnhaus aufrichten hatte lassen. Es war das erste steinerne Gebäude in Venedig; andere folgten nun in größerer Zahl und ebenso die erste größere Kirche (San Pietro, die jetzige San Zaccaria) auf der Insel Olivolo. Von dieser im Jahre 827 fertig gewordenen Kirche ist nur noch ein Stück des Kreuzganges mit Rundbogen und Würfelcapitälen vorhanden. Der gegenwärtige Bau stammt aus den Jahren 1457 bis 1515; der Baumeister ist nicht bekannt....

Es ist sehr bemerkenswerth, daß auf den vorgenannten Dogen dessen Sohn Giustiniano folgte. Dadurch ward die Dogenwürde abermals in den Kreis einer bevorzugten Familie getragen, und zwar, wie wir gleich sehen werden, auf längere Zeit hinaus. Unter dem Dogat Giustiniano's (827—830) ereignete es sich, daß venetianische Kaufleute in Alexandria den Körper des Apostels Sanct Marcus an sich brachten und nach Venedig zur Gruft der Dogen überführten, in einer Zeit, da der Besitz heiliger

Leichen zur Leidenſchaft ſich geſteigert hatte, die Reliquien durch ihre Wunderwirkungen bei der Ueberſiedlung ihre Verpflanzung ſtets ſanctionirten, Proceſſionen und tagelange Feſte den neuen Stadtſchutz feierten .... So ward Sanct Marcus mit ſeinem apokalyptiſchen Thiere zum Abzeichen Venedigs, der Apoſtel ſelber aber zum Patrone der Stadt. Die Angelegenheit hat inſoferne große Bedeutung, als ſie uns die Thatſache vorführt, daß bereits damals Venedigs Verbindungen zur Levante ſehr rege waren und venetianiſche Kaufleute an den hervorragendſten Punkten des näheren Orients ſich ſchon ſehr großen Einfluſſes erfreuten. Kaiſer Juſtinian — ſelber ein großer Reliquienjäger — verhinderte die Ueberführung der Reſte des Apoſtels nicht nur nicht, ſondern ließ ſogar zur Unterbringung der Reliquie eine eigene Kirche erbauen. Es war dies die ältere Marcuskirche, welche nachmals verbrannte.

Riva degli Schiavoni.

Nachdem Vater und Sohn Partecipazio den Dogenſitz eingenommen hatten, trat in der Zeit von 837 bis 864 eine längere Unterbrechung in der Reihenfolge der Dogen aus dieſem Geſchlechte ein. Pietro Tradenigo erlangt die Würde. Unter ihm wird die Dogenmütze — Corno ducale —

Digitized by Google

eingeführt. Die tägliche Mütze war von einfachem Sammt (erst seit 1473 aus Goldstoff), die Krönungsmütze reich geschmückt mit orientalischen Perlen, einem großen Diamant und Rubinen auf der Vorderseite, oben ein Kreuz aus 23 Smaragden. Nach lebhafter Betheiligung an den Kämpfen Byzanz' gegen die Saracenen und Erweiterung des Handels, fällt Tradenico vor der Kirche San Pietro dem Meuchlerdolche zum Opfer .... Nun gelangt abermals ein Sproß der Familie Partecipazio — Orso I. Partecipazio — auf den Dogensitz. Auch er war in Kämpfe mit den Saracenen und dalmatinischen Piraten (Uskoken und Narentaner) verwickelt, desgleichen sein Sohn (Giovanni Partecipazio II.). Die ununterbrochenen kriegerischen Affairen ließen die Republik in militärischer Beziehung mehr und mehr erstarken. Wie einst Orso I. erstürmte auch der letztgenannte Doge das aufstrebende Ravenna, diesmal, wie es den begründeten Anschein hat, einfach nur deshalb, um die gefährliche Handelsrivalin zurückzudrängen. Andererseits werden die Venetianer über die fast den Charakter der Erblichkeit erlangte Folge von Dogen aus einem und demselben Geschlechte mehr und mehr beunruhigt. Zwar ist die Reihe der »Partecipazio« in der nächsten Zeit (von 886 bis 912) unterbrochen, aber nur um einer anderen Familie das gleiche Privilegium zu schaffen. In der Zeit von 886 bis 976 finden wir vier Dogen, welche den Namen Candiano führen. Und das Mißtrauen der Venetianer war in der That nur zu berechtigt. Candiano IV. trachtete als der reichste, vornehmste und ritterlichste Herr in Venedig, der einen bedeutenden Aufwand trieb und stets von einem großen Hofstaate umgeben war, die Dogenwürde in seiner Familie erblich zu machen — ein Versuch, der sich auch in späterer Zeit, wo die Sache doch bereits weit gefährlicher war, wiederholen sollte. Der Anschlag wurde indeß entdeckt. Das aufgebrachte Volk stürmte den Dogenpalast, legte Feuer an die umliegenden Gebäude, so daß mehr als tausend Häuser einschließlich der Marcuskirche abbrannten. Der Doge selber fiel unter Meuchlerhänden (976). Immerhin ist es auffallend, daß die Venetianer nach dieser etwas zu energischen Selbsthilfe schon in allernächster Zeit (978) abermals einen »Candiano« zum Dogen hatten. In der Dogenliste ist freilich die Folgezahl »V.« fortgelassen, was schließen läßt, daß das Volk zwar nicht gegen den Namen-

träger, wohl aber gegen das Beſtreben opponirte, die aufeinanderfolgenden Dogen einer und derſelben Familie zu einer förmlichen Dynaſtie zu ſtempeln. Uebrigens nahm Vittorio Candiano nur ein Jahr den Dogenſitz ein.

Der Doge Tribuno Memmo ſteht an der Schwelle des erſten Jahrtauſends (979—991). Die inneren Verhältniſſe Venedigs ſcheinen damals in mancher Beziehung bereits recht unerquicklich geweſen zu ſein. Die vornehmen Familien trieben die Rivalität ſo weit, daß es zwiſchen ihnen zum Bürgerkriege kam, wie beiſpielsweiſe zwiſchen den Geſchlechtern der Moroſini und Coloprini. Dabei hörten – trotz der üblen Erfahrungen – die dynaſtiſchen Beſtrebungen keineswegs auf, wenn die Herren Uſurpatoren auch vorſichtiger geworden ſein mögen. Von Orſeolo II. (991—1009) weiß man, daß er große Anſtrengungen machte, ſeinen Sohn Otto, der ein Schwager des ungariſchen Königs Stephan war, zum Erben des Dogats einzuſetzen. Nur ſeine außergewöhnliche Bedeutung als Feldherr und Staatsmann ſcheint die Venetianer diesmal etwas nachſichtiger geſtimmt zu haben. In der That erlangte Ottone Orſeolo (1009—1026) das Dogat; als aber auch er in der von ſeinem Vater inaugurirten Hauspolitik ſich gefiel, machte das Volk wenig Federleſens und ſchickte den Dogen in die Verbannung .... Nun war es aber an der Zeit, derlei Staatsſtreich-Velleitäten ein- für allemal unmöglich zu machen. Es wurde ein Geſetz decretirt, nach welchem die Mitregentſchaft des Sohnes oder Bruders, ſowie die erbliche Nachfolge in der Dogenwürde für immer aufgehoben wurde. Auch hatten von nun ab zwei (alljährlich neugewählte) Räthe den Dogen zu überwachen und deſſen Gewalt zu beſchränken. Ueberdies wurden bei wichtigen Anläſſen die Häupter der vornehmſten Familien zu Berathungen herbeigezogen. Man nannte dieſen erſten Rath, welcher an den Staatsgeſchäften der Republik Antheil nahm, »Consiglio dei Pregadi«. Seiner Natur nach war er der Vorläufer des nachmaligen »Großen Rathes« – des eigentlichen Souveräns von Venedig.

Die Dogen, welche auf den verjagten Ottone Orſeolo folgten, haben nicht viel von ſich reden gemacht. Es waren dies Pietro Barbolano (aus der Familie Barbolano, welche den Dogen Pietro Tradenico vor der Kirche

San Pietro ermordet hatte), dann Domenico Flabanico (deſſen Partei Ottone Orſeolo geſtürzt hatte), Domenico Cantarini und Domenico Selvo. Unter den beiden letzteren Dogen wurde die dermalige Marcuskirche erbaut. Selvo wurde abgeſetzt, weil er im Kampfe gegen den Normannenherzog Robert Guiscard die venetianiſche Flotte eingebüßt hatte (1084).

Mit dem Beginne der Kreuzzüge nimmt eine der bedeutſamſten Epochen der Republik ihren Anfang. Mit ſeiner großen Kriegs- und Handelsflotte, ſeinen levantiniſchen Beſitzungen und auf Grund der ausgiebigſten Verbindungen im Orient, mußte Venedig gewiſſermaßen zum Vorkämpfer des Abendlandes gegen das Morgenland werden. Ein ſolches Hervorkehren der eigenen Bedeutung und Macht war um ſo nothwendiger, als die beiden gefährlichſten Rivalinnen Venedigs, Genua und Piſa, noch lange nicht die Herrſchaft auf dem Meere ihrer Gegnerin ausgeliefert hatten. Zwar hatte Venedig kurz vor Beginn der Kreuzzüge Iſtrien und Dalmatien unter ſeine Botmäßigkeit gebracht; der Beſitz wurde ihm aber von den genannten Seemächten immer und jederzeit ſtreitig gemacht, und es bedurfte noch weiterer dritthalb Jahrhunderte, bis der Marcuslöwe ſeine Herrſchaft in jenen Ländern begründen konnte. Mit der Eroberung dalmatiniſcher Küſtenſtrecken hatte ſchon der Doge Orſeolo II. den Anfang gemacht. Es war dies genau im Jahre 1000. Der Kroatenherzog Tamislaw hatte faſt ein Jahrhundert vorher ſich den Königstitel beigelegt und ſo die ſlaviſche Herrſchaft im Oſten der Adria ziemlich feſtgefügt. Unter ſeinem Sohne und Enkel wuchs die Macht der kroatiſchen Könige. Sie unterwarfen ſich die ſerbiſchen Stämme von der Narenta bis gegen Raguſa hin, Venedig mußte ihnen für ſeine Seefahrer ſogar Tribut zahlen und die romaniſchen Dalmatiner kamen mehr und mehr in ihre Abhängigkeit .... Das änderte ſich aber ſehr, noch vor Ablauf des X. Jahrhunderts. Unter Dirzislaw, Tamislaw's Enkel, wurde Zara von den Narentanern derart bedrängt, daß es die Hilfe Venedigs anrief. So kam es zur erſten venetianiſchen Heerfahrt nach Dalmatien. Die Städte Zara, Trau, Biograd und Spalato, ſowie der Erzbiſchof von Raguſa, Namens dieſer Stadt, huldigten dem Dogen, die Narentaner mußten auf den Tribut der Venetianer verzichten, der Doge aber nahm den Titel »Herzog von Dalmatien« an. Doch ſollte Venedigs Herrſchaft

Digitized by Google

nicht Bestand haben. Die Kroatenfürsten traten gegen dieselbe auf und 1032 kamen die Küstenstädte in griechischen Besitz und das alte Verhältniß der Kroatenfürsten zu Byzanz lebte wieder auf. Wir finden später Kasimir III. (1052—1074) als erblichen König Kroatiens und Dalmatiens. Unter ihm hat das Kroatenreich seine letzte Blüthezeit gehabt. Der letzte König war Zwonimir († 1089). Er starb während des Dogates Vitale Falieri, der nun Dalmatien wieder unter venetianische Botmäßigkeit brachte.

Diese Ereignisse gehen den Kreuzzügen voran. Die Schwächung der Narentaner war für die Republik von großem Vortheile. Sie war nun thatsächlich Herrscherin auf der Adria, wenn ihr diese Herrschaft auch oftmals und von mehreren Seiten streitig gemacht wurde. Während der Kreuzzüge aber nahmen Venedigs Macht und Einfluß erheblich zu. Am ersten Kreuzzuge betheiligte es sich mit 200 Schiffen. In Ptolemais (St. Jean d'Acre), Tyrus und anderen Orten des Königreichs Jerusalem erwarb es abgeschlossene Gebiete mit besonderen Privilegien und Handelsrechten.

Unterdessen gingen aber die Angelegenheiten daheim minder glatt ab. Der Abfall Dalmatiens, sowie die Vereinigung dieses letzteren mit Ungarn unter König Koloman, veranlaßte die Republik abermals zu interveniren, jedoch der Erfolg bleibt aus. Im Kampfe gegen den Ungarnkönig fällt der Doge Ordelaffio Falieri und sein Nachfolger Domenico Micheli ist gezwungen einen Waffenstillstand abzuschließen. Die Venetianer aber nützen in der nächsten Zeit die unwillkommene dalmatinische Kampfespause weidlich aus. Abermals nimmt die Republik Antheil an den Kreuzzügen, der Doge besiegt die Flotte des byzantinischen Kaisers und bringt die Reliquien des San Teodoro von der Insel Chios nach Venedig .... Der Doge selber war ein unternehmender, tapferer Mann, der bei den Venetianern sich des höchsten Ansehens erfreute. Auf Beides deuten die Anfangszeilen seiner Grabschrift in der Kirche San Giorgio Maggiore, welche lauten: »Der Schrecken der Griechen liegt hier und das Lob der Venetianer ꝛc.« ....

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts nahm Domenico Morosini den Dogensitz ein. Er war ein vorsichtiger, kluger Staatsmann und verabsäumte nicht, sich mit dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der damals

Italien erſchütterte, auf friedlichem Wege abzufinden. Mehr als die Politik beſchäftigte den Dogen der Krieg. Auch er betheiligte ſich an den Kreuzzügen und zwar in rühmlicher Weiſe. Moroſini war es auch, der zuerſt energiſch gegen die Iſtrianer einſchritt. Pola war mit Venedig in Streit gerathen und dieſes trat ſofort in Action. Im Jahre 1150 wurde Pola vollſtändig geplündert und verheert. Venedig, das in jener Epoche hauptſächlich das eine Ziel vor Augen hatte: jede fremde Machtentfaltung im Adriatiſchen Meere zu verhindern, ohne auch ſchon den Beſchluß gefaßt zu haben, ſich der iſtriſchen Küſtenſtädte zu bemächtigen, hatte mit jenem Gewaltacte augenblicklich ſeine Abſicht erreicht. Doch begann von dieſem Zeitpunkte ab eine Reihe von blutigen Fehden, welche die rivaliſirenden Mächte Venedig, Genua und Piſa um den Beſitz dieſer Küſten auszufechten hatten, die mit wechſelndem Glücke die Beſetzung oder Zerſtörung der iſtrianiſchen Küſtenſtädte erſtrebten und häufig genug auch erreichten.

Moroſini's Nachfolger, Vitale Michiel (1156—1172) war, obgleich noch gewiegter als Staatsmann, in ſeinen auswärtigen Unternehmungen weniger glücklich, denn ſein Vorgänger. Zwar der von ihm ins Leben gerufene oberitalieniſche Städtebund, der ſeine Spitze gegen den Kaiſer Friedrich richtete, trug nicht wenig zur Stärkung der bedrängten Poſition des Papſtes bei; als aber der Doge gegen den byzantiniſchen Kaiſer ins Feld rückt, zieht er den Kürzeren, was ſofort eine Empörung zur Folge hat, der der Doge zum Opfer fällt. Zu allem äußeren und inneren Unglücke verheerte nun auch eine furchtbare Epidemie die Stadt .... Die Ermordung des Dogen veranlaßte eine abermalige ſtraffere Bildung der Ariſtokratie. Es wurde decretirt, daß alljährlich aus jedem der ſechs Städteviertel 80 Notabeln gewählt werden ſollten (zuſammen alſo 480 Mitglieder), welche als »Großer Rath« dem Dogen und der Signoria an die Seite gegeben wurde. Dieſer große Rath war eine geſchloſſene Verbindung der vornehmſten Familien der Stadt und der Vorläufer der Erbariſtokratie Venedigs.

Trotz dieſer Verſchärfung der Regierungsform hatten die Wähler bei der Aufſtellung des nächſten Dogen — Sebaſtiano Ziani (1172 bis 1178) — ein Mittel gefunden, ſich der Beeinfluſſung durch das Volk zu entziehen, und dasſelbe durch Geld abgefunden. Unter Ziani ward

Venedig zum Schauplatze einer der bedeutsamsten Staatsactionen in der ganzen Geschichte der Republik .... Man weiß, daß Kaiser Barbarossa nach Aufhebung der Belagerung von Alessandria (1175) sehr in Bedrängniß gerieth. Heinrich der Löwe konnte selbst durch den Kniefall des Kaisers nicht zur Heeresfolge bestimmt werden und in Italien selber war die alte Feindschaft zwischen Ghibellinen und Welfen heftiger denn je entbrannt. Zwar erhielt der Kaiser in der nächsten Zeit einige Verstärkungen, die er in dem getreuen Pavia concentrirte. Aber die Lombarden, wohl begreifend, wie gefährlich ihnen diese Truppenvereinigung sein würde, schlossen schnell ihre Heerhaufen zusammen, und verlegten den Deutschen bei Legnano (westlich von Alona) den Weg (29. Mai 1176). Aus einem Avantgarde-Gefechte hatte sich alsbald eine Hauptschlacht entwickelt. Die Deutschen, obgleich schwächer an Zahl, trieben die Brescianer zur Seite ab und warfen Alles vor sich nieder, so daß selbst der geheiligte Bannerwagen (Carrocio) auf ein Haar in ihre Hände gefallen wäre. Da aber brachen die mailändischen Reserven auf die in Unordnung fechtenden Heerhaufen der Deutschen vor; in deren Rücken stürzten zu gleicher Zeit die wieder gesammelten Brescianer. Es entstand ein furchtbares Chaos, in das auch der Kaiser gerathen war; er stürzte unter seinem getödteten Pferde zusammen und sein Schild, sowie das Hauptbanner fielen in die Hände des Feindes. Der Rest des Heeres kämpfte verzweifelt; Viele wurden in den Ticino gedrängt, Viele gefangen. Nur vereinzelte Haufen gelangten nach Pavia, wo auch nach einigen Tagen der todtgeglaubte Kaiser eintraf.

Nach dieser furchtbaren Katastrophe blieb dem letzteren nichts anderes übrig, als mit seinen Gegnern zu unterhandeln. Das Friedensbedürfniß des Kaisers wurde noch erhöht durch eine zweite Katastrophe, welche seine Flotte auf der Rhede von Pirano traf (am Himmelfahrtstage 1177). Wir haben dieses Ereignisses bereits an anderer Stelle gedacht. Der Doge Ziani hatte nach nur sechsstündigem Kampfe die 75 Galeeren zählenden vereinigten Geschwader des Kaisers, der Genuesen und Pisaner vernichtet und Barbarossa's Sohn Otto gefangen genommen .... Uebrigens war auch der Papst Alexander III. (Borgia) geneigt, Frieden zu machen. Er hatte sich auf einer normannischen Galeere persönlich nach Venedig (wohin der Friedenscongreß

berufen worden war) begeben, und — wie erzählt wird — die erste Nacht unerkannt unter dem Porticus von Salvatore aufgehalten .... Der Friedenscongreß, welcher im Juli 1177 zu tagen begann, zeigte Venedigs damalige Größe und seine Bedeutung als kriegführende Macht. Der Papst, die Kirchenfürsten, die kaiserlichen Geschäftsträger, die Abgeordneten der Städte, die nun zum ersten Male das freie Bürgerthum als gleichberechtigte dritte Macht im öffentlichen Leben einführten; die glänzenden Gesandtschaften Englands, Frankreichs und des Normannenreiches: All' diese Fürsten und Würdenträger gaben den Congreßtagen in Venedig einen Glanz, der sie zu den denkwürdigsten in den Annalen der Republik machte. Der Kaiser selber durfte anfänglich die Stadt nicht betreten und hielt sich in dem nahen Chioggia auf. Das Weitere ist bekannt. Ein Waffenstillstand ward auf sechs Jahre abgeschlossen, der Kaiser vom Banne befreit (nachdem er dem Papste den Fuß geküßt und dafür den Friedenskuß empfangen hatte) und hierauf dem Volke und versammelten Großen das seltsame Schauspiel geboten, wie ein deutscher Kaiser zur Seite des berittenen Papstes über den Marcusplatz schreitet und den Steigbügel in der Hand hält .... Nach der Abreise des Kaisers nach Deutschland wurde das von uns bereits erwähnte symbolische Vermählungsfest des Dogen mit der Adria gestiftet.

Ehe wir auf die Schilderungen der Ereignisse unter dem Dogat Heinrich Dandolo — der Venedigs Ruhm auf die höchste Stufe hob — des näheren eingehen, müssen wir einige Bemerkungen über die Formen, welche die staatliche Organisation Venedigs im Laufe der letzten Zeit angenommen hatte, voraussenden. An der Spitze der Centralgewalt und der Regierungsgeschäfte stand, und zwar mit beschränkter Gewalt, der Doge. Dem Dogen stand die »Signoria« zur Seite. Sie zählte sechs Mitglieder (für jedes Stadtviertel ein Mitglied) und fertigte mit dem Dogen alle für den »Großen Rath« bestimmten Gesetzesvorlagen und Staatsdecrete. Zwischen der Signoria und dem Großen Rathe fungirte die »Quarantie« als vermittelnde Behörde. Sie hatte ursprünglich einen rein juridiciellen Wirkungskreis, ward aber später durch ihre ausgebreitete und einflußreiche politisch-juridicielle Thätigkeit zu jener Vermittlungsbehörde. Uebrigens mußten die drei Vorstände der Quarantie gleichzeitig Mitglieder der Signoria sein ....

Den größten Einfluß in der Staatsadminiſtration hatte der »Große Rath«. Er war, wie wir es von früher her wiſſen, aus 480 Mitgliedern zuſammengeſetzt und hatte über alle Vorſchläge und Angelegenheiten endgiltig Beſchluß zu faſſen. Dadurch wurde er zum wahren Herrn, zum eigentlichen Souverän, und gleichzeitig ein heilſames Regulativ gegen die zeitweiligen Umſturzbeſtrebungen dynaſtiſch geſinnter oder ehrgeiziger Dogen. Neben dem Großen Rathe fungirte zeitweilig auch der ſogenannte »Consiglio dei Pregadi« — ein Rath, welcher ſich aus Mitgliedern der vornehmſten Familien zuſammenſetzte und vom Dogen hin und wieder zu Berathungen herbeigezogen wurde. Eine entſcheidende Stimme hatten dieſe »Erbetenen«

Die Seufzerbrücke.

Digitized by Google

nicht. Gegenüber der bevorzugten Claſſe und ihren Repräſentanten in den verſchiedenen Rathsverſammlungen und Staatsbehörden trat das Volk ſehr zurück. Es bedurfte ganz außergewöhnlicher Ereigniſſe, um auch an das Volk zu appelliren und ſeiner Stimme Gehör zu ſchenken. Sollte dies geſchehen, ſo wurde der »Arrengo« — die Volksverſammlung — einberufen .... Eine ſolche Verſammlung war es auch, von der — wie wir ſofort ſehen werden — der Doge Dandolo ſeine Berufung zum Führer des vierten Kreuzzuges abhängig machte. Das Unternehmen war von zu großer Tragweite, um deſſen Ausführung einfach durch die Räthe der Republik decretiren zu laſſen. Jedenfalls liefen bei ſolchen Anläſſen politiſche Bedenken mit unter. Ein aus Venedig für mehrere Jahre ſich entfernender Doge mußte trachten, daheim im guten Andenken zu verbleiben, und von vornherein für alle ſeine Unternehmungen der Billigung ſeitens des Volkes ſicher ſein ....

Kutter.

Wir kommen nun zu einem bedeutſamen Abſchnitte in der Geſchichte der venetianiſchen Republik. Im Jahre 1192 trat Enrico Dandolo das Dogat an. Seine erſten Ziele gingen dahin, durch Erwerbung von levantiniſchen Handelsſtationen dem ſeemächtigen Piſa entgegen zu treten. Die paſſende Gelegenheit ſollte nicht lange auf ſich warten laſſen. Eine von den franzöſiſchen und flandriſchen Rittern nach Venedig geſchickte Geſandtſchaft mit Villehardouin (dem nachmaligen Chroniſten des IV. Kreuzzuges) an der Spitze traf in der Dogenreſidenz ein, um die Verträge zur Ausführung

Digitized by Google

eines Kreuzzuges abzuſchließen. Villehardouin war Marſchall der Grafſchaft Champagne, ein Mann, ebenſo tüchtig in militäriſchen wie in politiſchen Dingen, und gleich zuverläſſig durch ſeinen Muth wie durch ſeinen Charakter. Heinrich Dandolo war zur Zeit dieſer Vorgänge bereits ein Greis von 85 Jahren, von durchdringendem Verſtande und rückſichtsloſeſter Energie. Er erkannte in dem Zuge der Kreuzfahrer von Anbeginn her eine günſtige Gelegenheit, um die Macht und den Reichthum Venedigs zu heben. Deshalb betrieb er die Betheiligung ſeiner Stadt an dem Unternehmen als kaltberechnender Kaufmann, ohne von religiöſen Zwecken bewegt zu werden. Seine Ueberlegenheit des Geiſtes und Willens war es weſentlich, welche ſpäter den Zug der franzöſiſchen Herren von ſeinem erſten Ziele ablenkte, als welches man damals Aegypten, das »Babylon« des Mittelalters, in geheimen Verabredungen ins Auge faßte.

Ueber die Vorbereitungen zum Zuge und den Verlauf desſelben folgen wir den Aufzeichnungen Villehardouin's, die ihn weit mehr als ſeine Waffenthaten berühmt gemacht haben. Er beſchrieb die Ereigniſſe, bei denen er mit Rath und That eine Hauptrolle ſpielte, mit ſeltener Objectivität, ſo daß man ihm wohl glauben kann, wenn er verſichert: er ſei bei allen Verhandlungen zugegen geweſen und habe ſeines Wiſſens nicht ein unwahres Wort geſagt. Die Geſandtſchaft, an deren Spitze Villehardouin ſtand, hatte die Aufgabe, alle jene Seehäfen aufzuſuchen, in denen ſie hoffen durften, zu ihrem Unternehmen eine nachhaltige Unterſtützung zu erlangen. So kamen ſie nach Venedig, ihrem Hauptziele. Hier war man anfänglich nicht wenig erſtaunt über die Abſichten und Ziele der Herren. Nachdem ſie dem Dogen Dandolo ihre Briefe überreicht hatten, erklärte ſich dieſer bereit, ihre Wünſche entgegenzunehmen. Die Geſandten aber meinten: »Sire, wir wünſchen, daß Ihr Euren Rath beruft, und vor Eurem Rathe wollen wir Euch ſagen, was unſere Herren (Thiebald Graf von Champagne, Graf Balduin von Flandern und Graf Ludwig von Blois) Euch entbieten laſſen, morgen, wenn Ihr wollt.« — Hierauf antwortete der Doge, daß er vier Tage Aufſchub verlange, dann werde er ſeinen Rath verſammelt haben und ſie könnten ſagen, was ſie wünſchten .... Am vierten Tage traten ſie in den Palaſt ein, wo ſie den Dogen und den verſammelten Rath fanden,

und brachten ihr Anliegen vor. Villehardouin ſelber erzählt die nun ſich abſpielende Scene wie folgt (nach der Ueberſetzung von B. Todt): »Sire, wir ſind zu Euch gekommen von Seiten der großen Barone von Frankreich, welche das Zeichen des Kreuzes genommen haben, um die Schmach Jeſu Chriſti zu rächen und Jeruſalem wieder zu erobern, wenn Gott es zulaſſen will. Und weil ſie wiſſen, daß Niemand ſo große Macht hat, ihnen beizuſtehen, als Ihr und Eure Leute, ſo bitten ſie Euch, daß Ihr um Gottes willen Erbarmen habt mit dem Lande jenſeits des Meeres und mit der Schmach Jeſu Chriſti, und daß Ihr Euch bemühen wollet, damit ſie Galeeren und andere Schiffe haben.«

»Auf welche Weiſe?« fragte der Doge .... »Auf jede Weiſe, welche Ihr ihnen vorſchlagen oder anrathen könnt, vorausgeſetzt, daß ſie es thun oder ausführen können« .... »Traun!« ſagte der Doge. »Eine wichtige Sache verlangen ſie von uns, und es ſcheint wohl, daß ſie nach großen Dingen trachten; und wir wollen Euch heute über acht Tage antworten. Und wundert Euch nicht, wenn die Friſt lang iſt, denn es geziemt ſich eine große Sache reiflich zu bedenken« .... Die Pauſe lief ab und die Geſandten fanden ſich wieder beim Dogen ein. Dandolo erklärte, daß er erbötig ſei, die franzöſiſchen Barone in ihrem Unternehmen zu unterſtützen und daß er — die Gutheißung ſeitens des Großen Rathes vorausgeſetzt — bereit ſei, folgende Kampfmittel zu bewilligen: 4500 Pferde, 9000 Schildknappen, 4500 Ritter und 20.000 Fußknechte nebſt der entſprechenden zur Beförderung dieſer Streitkraft nothwendigen Anzahl von Laſtſchiffen nebſt 50 Galeeren; für die Verpflegung der Mannſchaften und Pferde bezahlen die Vertragsſchließer 85.000 Mark Silber köln. Gewicht (etwa $4^1/_2$ Mill. Fr.) in Raten. Die Summe iſt zu bezahlen, falls die Kreuzfahrer auch nicht vollzählig eintreffen ſollten; dieſe haben ſich zur feſtgeſetzten Zeit einzufinden und ein Jahr unter Waffen zu bleiben. Von den gemachten Errungenſchaften oder Erfolgen ſollte allemal die Hälfte Venedig zufallen ....

Die Geſandten acceptirten nach eintägiger Berathung die vorſtehenden Vertragspunkte, worauf eine große Volksverſammlung nach San Marco einberufen wurde. Nach Villehardouin's Bericht ſollten über 10.000 Menſchen in der Baſilica ſich eingefunden haben. Das Wunderwerk ſelber ſcheint

Digitized by Google

auf den Chroniſten großen Eindruck gemacht zu haben, denn er nennt ſie die »ſchönſte der Kirchen, die es geben kann« .... Vom Dogen aufgefordert, das verſammelte Volk zu bitten, es möge zu dem geplanten Vertrage ſeine Zuſtimmung geben, ergriff Villehardouin das Wort: »Edle Herren! Die höchſten und mächtigſten Barone von Frankreich haben uns zu Euch geſchickt, und ſie rufen Eure Gnade an, daß Ihr aus Mitleid mit Jeruſalem, das unter dem Joche der Türken iſt, ihnen beiſtehen wollet, die Schmach Jeſu Chriſti zu rächen. Und ſie haben Euch erwählt, weil ſie wiſſen, daß kein Volk, das am Meere wohnt, ſo große Macht beſitzt, wie Ihr und Eure Leute. Und ſie haben uns befohlen vor Euch zu knieen und nicht eher aufzuſtehen, bis Ihr eingewilligt habt, Euch des heiligen Landes jenſeits des Meeres zu erbarmen« .... Hierauf warfen ſich die ſechs Geſandten auf die Knie und der Doge, ſowie das verſammelte Volk brach in Thränen aus. Zehntauſend Stimmen riefen im Chorus: »Wir willigen ein!« Die allgemeine Begeiſterung brach in ein ſolches Acclamationsgetöſe aus, daß die »Erde einzuſtürzen drohte«. Nachdem noch der Doge auf die Größe des Unternehmens hingewieſen und dem Volke für das an den Tag gelegte Vertrauen für die große Sache gedankt hatte, erfolgte der Austauſch der Vertragsbriefe, die feierliche Eidesleiſtung auf deren getreue Befolgung und die Feſtſetzung des Termins für das Eintreffen des Kreuzfahrerheeres. Auch bei dieſem Anlaſſe, ſowie beim Abſchiede wurde »manche Thräne der Rührung geweint« ....

Als die Kreuzfahrer ſelber nach Venedig kamen, herrlich gerüſtet, aber gerade nicht übermäßig zahlreich, war die Flotte bereit, ſie aufzunehmen. Da ſtellte ſich plötzlich Geldmangel ein. Viele der Kreuzfahrer konnten die Einſchiffungsſumme nicht erlegen und wenn auch die Barone das Möglichſte thaten, und alle ihre Baarvorräthe (»manches ſchöne Fäßchen voll Gold und Silber«) dem Dogen abgeliefert hatten, fehlten noch immer 34.000 Mark Silber. Dandolo war aber nicht der Mann, um ſich durch dieſe Vertragsſtörung in ſeinen feſtgefaßten Plänen beirren zu laſſen. Er theilte den Geſandten mit, daß der König von Ungarn (Sigismund) die feſte Stadt Zara in »Slavonien« der Republik entriſſen habe und daß dieſer Platz zurückerobert werden müſſe. Er ſei gerne bereit für die fehlende

Summe eine Friſterſtreckung zu gewähren, wenn die Kreuzritter ihm nach Dalmatien folgen wollten. Darüber entſtand in einem Theile des Kreuzritterheeres Murren.

Vielen war das ganze Unternehmen bereits bedenklich geworden und ſie würden es gerne geſehen haben, wenn das Aufgebot ſchon in Venedig unverrichteter Dinge auseinander gegangen wäre. Da trat im geeigneten Augenblicke der energiſche und zielbewußte Doge dazwiſchen, indem er gelegentlich einer großen Verſammlung in der Sanct-Marcuskirche auf die Kanzel ſtieg und folgende Worte an das Volk richtete: »Edle Herren! Ihr ſeid mit den beſten Männern von der Welt für die größte Sache, welche jemals unternommen worden iſt, verbündet. Ich bin ein alter und ſchwacher Mann und ich hätte wohl Ruhe nöthig, und bin am Leibe krank (das Augenlicht war faſt ganz erloſchen), aber ich weiß, daß Niemand Euch ſo gut berathen und anführen kann, als ich, der ich Euer Oberhaupt bin. Wenn Ihr genehmigen wollet, daß ich das Kreuz nehme, um Euch zu wahren und zu leiten, und daß mein Sohn an meiner Statt bleibe, um das Land zu ſchützen, ſo würde ich mitgehen, und mit Euch und den Kreuzfahrern leben und ſterben.«

Das begeiſterte Volk klatſchte Beifall; Dandolo ließ ſich am Altare das Kreuz auf die Dogenmütze ſetzen und ſtellte ſich nun ſelbſt an die Spitze der Kreuzritter. Die Einſchiffung nahm geraume Zeit in Anſpruch. Die größten Laſtſchiffe wurden mit den Steinſchleudern und Wurfgeſchützen, von denen über 300 vorhanden waren, befrachtet. Der zeitgenöſſiſche Chroniſt Robert von Clary theilt mit, daß jedem der franzöſiſchen Barone eine Anzahl von Schiffen zugewieſen war, indeß der Doge ſich mit 50 prachtvollen Galeeren umgeben hatte. Die Galeere, auf der ſich Dandolo befand, prangte in Purpur und Gold. Unter einem ſeidenen Zelte wählte der greiſe Heerführer ſeinen Sitz. Bei der Abfahrt ſtimmte die Geiſtlichkeit »Veni creator spiritus« an, Fanfaren erſchollen und tauſendſtimmiges Jauchzen miſchte ſich in das Gedröhne der Ruder .... »Als ſie das Meer erreicht und ihre Segel geſetzt, und ihre Fahnen und Feldzeichen auf den Caſtellen der Schiffe aufgezogen hatten, da ſchien es als ob das ganze Meer wimmelte und ganz im Feuer wäre von allen den Schiffen.«

Der erſte Hafen, den die Flotte anlief, war Pola. Es iſt ſehr fraglich, ob die Bewohner die Gäſte mit großem Enthuſiasmus aufgenommen hatten. Pola hatte bereits damals guten Grund der Republik zu grollen. Fünfzig Jahre vorher hatten nämlich die Venetianer die Stadt vollſtändig geplündert und verheert. Die nächſte Zeit war mit einer Reihe von blutigen Fehden ausgefüllt, welche die rivaliſirenden Mächte Venedig, Genua und Piſa um den Beſitz des Gebietes von Pola ausfochten.

Am 8. October 1202 hatte Dandolo mit ſeiner Flotte Venedig verlaſſen, am 10. November kamen die Geſchwader in Sicht von Zara. Die Ueberfahrt, die man heute in einer einzigen Nacht bewirken könnte, hat alſo mehr als einen Monat beanſprucht. Der erſte Anblick der dalmatiniſchen Feſtung machte einen bedeutenden Eindruck auf die Kreuzfahrer. Villehardouin erzählt, daß viele Ritter erſtaunt fragten: »Wie könnte man eine ſolche Stadt mit Gewalt nehmen, wenn Gott ſelber es nicht thut?« .... Gleichwohl forcirten die erſten Schiffe, welche angelangt waren, den Hafen, indem ſie die ſtarke Kette, welche ihn ſperrte, entzwei rannten. Die Ausſchiffung erfolgte der Stadt gegenüber, auf der Feſtlandsſeite, »ſo daß der Hafen zwiſchen ihnen und der Stadt war.« Kaum hatte ſich Dandolo eingefunden, erſchien eine Deputation von Zaratinern im Zelte des Dogen, um ihre und der Stadt Unterwürfigkeit anzuzeigen. Dandolo meinte, er könne ſich nicht früher in Verhandlungen einlaſſen, bis er mit den Baronen Rückſprache gepflogen haben würde. Dieſe willigten ſofort in das Angebot ein. Leider aber hatten die Intriguanten im Kreuzfahrerheere (namentlich Simon von Monfort) kurz zuvor den Geſandten bedeutet, ſie hätten von den Venetianern nichts zu fürchten, und es ſei beſſer, die Stadt zu vertheidigen und frei zu bleiben, anſtatt ſie zu übergeben und in ſchmachvolle Sklaverei zu gerathen.

Als die Barone erfuhren, daß die Geſandten bereits abgezogen ſeien, geriethen ſie in Beſtürzung. Dazu kam noch, daß ein Herold auf dem Feſtungswalle der Hafenſeite erſchien, und mit weithin vernehmlicher Stimme die Botſchaft abgab, daß Zara ſich bis auf den letzten Mann vertheidigen werde. Zum Ueberfluſſe miſchte ſich nun auch der Abt von Vaux in den Handel, indem er im Namen des Papſtes erklärte, der Angriff auf Zara

ſtimme nicht mit den Zielen und Zwecken des Kreuzheeres und ſei ein verbrecheriſcher Act, da man hier eine gut chriſtliche Stadt der Vernichtung weihe .... Dandolo aber war nicht einzuſchüchtern. Er berief ſich auf ſeinen Vertrag und ermahnte die Barone an demſelben feſtzuhalten. Auch betonte er, daß es ihm ja ein Leichtes geweſen wäre, die Stadt ohne Blutvergießen in ſeine Gewalt zu bekommen, wenn die Mißvergnügten das Vorhaben der Zaratiner, ſich freiwillig zu unterwerfen, nicht verrätheriſcher Weiſe vereitelt haben würden.

Das Loos war entſchieden: Zara mußte fallen. Schon am nächſten Tage ſpielten die Steinſchleudern und Wurfmaſchinen gegen die Wälle und Thürme und nach fünftägiger Beſchießung waren jene ſo weit zerſtört, daß an einer der Breſchen Leitern angelegt werden konnten. Die Zaratiner waren ſofort zur Capitulation bereit. Anderen Berichten entgegen, handelte es ſich demnach hier um eine ziemlich unblutige Affaire. Gleichwohl kam es nach Occupation der Stadt zu einem bedauerlichen Nachſpiele, das höchſt wahrſcheinlich die Mißvergnügten im franzöſiſchen Heere und die Geiſtlichkeit provocirt hatten. Nach der Capitulation hatte nämlich Dandolo die eine Stadthälfte (am Hafen) den Venetianern, die andere den Franzoſen zugewieſen. Drei Tage lebten die beiden Heeresabtheilungen friedlich nebeneinander, dann aber brach ein erbitterter Kampf zwiſchen ihnen aus, der auf ein Haar zur gänzlichen Maſſacrirung der Venetianer geführt hätte. Die Urſache dieſes Streites war theils die Entrüſtung der Kreuzfahrer über die Venetianer, welche ſie gezwungen hatten, eine chriſtliche Stadt gegen den Willen des Papſtes — alſo gegen ihr Gewiſſen — zu bekämpfen, und des herannahenden Winters wegen die Abfahrt nach Aegypten und Syrien abermals aufſchoben; anderntheils war es die ungleiche Theilung der Beute, indem die Venetianer dieſe faſt ganz für den Reſt des ſchuldigen Fährgeldes in Anſpruch nahmen.

Die Angelegenheit erhielt einen verſchärften Charakter, als Papſt Innocenz III. den Streifzug der Kreuzfahrer mißbilligte und über ſie den Bann ausſprach. Die Reuigen wurden wieder losgeſprochen. Venedig aber wies jedes Schuldgeſtändniß und jede fremde Einmiſchung ab. Auch ſonſt hatte Dandolo mit mancherlei Mißlichkeiten zu kämpfen. Sein Heer lichtete

ſich von Tag zu Tag. Einmal ſagten ſich 500 deutſche Ritter los und ſegelten auf Kauffahrteiſchiffen ab, kamen aber ſammt und ſonders im Sturme um. Auch Ueberläufer in das Lager des Königs Sigismund von Ungarn gab es. Villehardouin gebraucht für dieſen Verrath den mildernden, etwas naiv klingenden Ausdruck: jene Barone hätten ſich mit dem Könige von Ungarn »vertragen«. Andererſeits wird der Abfall mit den religiöſen Bedenken entſchuldigt, welche die Abtrünnigen vorgeſchützt hatten — oder möglicherweiſe auch wirklich hatten.

Brigg

Noch vor Ablauf des Winters erſchienen die Abgeſandten des byzantiniſchen Erbprinzen Alexios in Zara, um die Hilfe des Kreuzfahrerheeres anzurufen. Es handelte ſich um die Einſetzung ſeines durch den Oheim entthronten Vaters. Alexios gab das Verſprechen ab, beim Gelingen des Unternehmens das byzantiniſche Reich dem päpſtlichen Stuhle zu unterwerfen. Ferner wurden für die Bedürfniſſe des Heeres 200.000 Mark Silber und Lebensmittel bewilligt. Trotz der Einwilligung des Papſtes zu dieſem Abkommen opponirte die Geiſtlichkeit im Kreuzfahrerheere und verlangte nach Syrien — dem urſprünglichen Ziele — geführt zu werden.... Unter ſolchen und ähnlichen Streitigkeiten verging der Winter.

Im Frühjahre ſegelte das Heer aus Zara ab und lief nach günſtiger Fahrt Durazzo an. Von hier, wo dem Dogen gehuldigt wurde, ging es nach Korfu, wo es den Kreuzfahrern ſehr gefallen zu haben ſcheint, denn

Villehardouin nennt ſie eine »ſehr reiche und fruchtbare Inſel«. Der Aufenthalt währte drei Wochen — Zeit genug, um viele Mißvergnügte ſchwankend zu machen. Sie meinten, »das Unternehmen ſcheine ihnen ſehr langwierig und gefährlich, und ſie würden auf der Inſel bleiben und das Heer abſegeln laſſen.« Der Einfluß dieſer Leute muß immerhin bedeutend genug geweſen ſein, da unſer Chroniſt nach namentlicher Anführung der Abfälligen mit Unmuth die Bemerkung hinzuſetzt, daß mehr als die Hälfte des Heeres mit ihnen übereinſtimmte. Als aber die Lehensträger jene auf den Knieen baten, das Unternehmen nicht zu vereiteln und beim Heere zu bleiben, willigten ſie bedingungsweiſe ein.

Venetianiſche Brazzera.

Am 24. Mai 1203 ſegelte die venetianiſche Flotte von Korfu ab und nahm ihren Curs um die Südſpitze von Griechenland herum und durch den Kykladen-Archipel nach »Negroponte«. Gemeint iſt offenbar der Hauptort der gleichnamigen Inſel — das heutige Chalkis — da Villehardouin ausdrücklich bemerkt, es ſei »eine ſehr ſchöne Inſel und eine ſehr ſchöne Stadt« .... Auf dieſer Station wurde wieder einmal Kriegsrath gehalten. Dandolo, der ſelber ſpäter die Aeußerung that, daß er in den griechiſchen Gewäſſern heimiſch ſei, und daß man in allen Stücken ſeinem Rathe folgen möge, bewirkte eine Trennung der Flotte, indem er ein ſtarkes Geſchwader (unter Markgraf Bonifacius und Graf Balduin von Flandern) nach der Inſel Andros aufbrechen ließ. Dieſe Inſel iſt das heutige Andro, unweit der Südoſtſpitze von Euböa gelegen. Sie iſt die nördlichſte der

Kykladen und nur durch einen ganz ſchmalen Canal — die ſogenannte Oropaſſage — von Euböa getrennt. Die heutige Hauptſtadt Andro befindet ſich auf der Oſtküſte, während das alte Andros auf der Weſtküſte lag; man findet von demſelben nur ſpärliche Reſte.

Die Kreuzfahrer hielten ſich nur ganz kurze Zeit auf der Inſel auf und eine Beſitzergreifung ſcheint nicht ſtattgehabt zu haben. Villehardouin ſagt: »Die Ritter durchritten die Inſel und die Einwohner unterwarfen ſich dem Sohne des Kaiſers und gaben ihm ſo viel von ihrem Gut, daß ſie Frieden erhielten. Dann begaben ſie ſich zurück in ihre Schiffe und fuhren zur See weiter« .... Die Fahrt ging durch die nördliche Hälfte des Aegäiſchen Meeres nach dem Hellespont — damals die St. Georgs-Meerenge genannt.

In Abydos wurde neuerdings Station gemacht. Die Stadt, von der heute nichts mehr vorhanden iſt, muß alſo damals noch beſtanden haben. Die Stelle derſelben iſt jenſeits der ſchmalſten Paſſage zu ſuchen, alſo nicht etwa mit einem der heutigen »Dardanellen-Schlöſſer« identiſch. Eine Strecke weiter weſtlich liegt nun das türkiſche Fort Nagara Kaleſſi. Die frühere Schweſterſtadt Seſtos, welche ſchräg gegenüber auf der europäiſchen Seite lag, wird von unſerem Chroniſten nicht genannt, ebenſo wenig das nahe Gallipoli, wo ein Jahrhundert ſpäter ein anderer Feind der byzantiniſchen Herrſchaft — die Osmanen — landeten.

Als nächſte Station der venetianiſchen Flotte und des Kreuzfahrerheeres nennt Villehardouin San Stephano, ein Ort, der aus dem letzten Orientkriege allgemein bekannt geworden iſt. Von hier aus erreicht der Blick das in der Ferne verſchwimmende Conſtantinopel. Die Kreuzfahrer ſind von dem Anblicke der Rieſenſtadt überraſcht. »Nun könnt ihr glauben,« ſchreibt unſer Chroniſt, »daß diejenigen, welche Conſtantinopel noch nicht geſehen hatten, es viel anſahen, denn ſie konnten ſich nicht denken, daß es in der ganzen Welt eine ſo reiche Stadt geben könnte, als wie dieſe von hohen Mauern und ſtattlichen Thürmen, mit denen ſie rings eingeſchloſſen war, und die ſchönen Paläſte und hohen Kirchen, deren es ſo viele gab, daß man es nicht glaubt, wenn man es nicht mit eigenen Augen geſehen hat, und endlich die Länge und Breite dieſer Königin unter allen Städten!« ....

Treuherzig meint der Berichterſtatter, es habe jedem Ritter im Heere »die Haut geſchaudert«.

Dandolo aber verſammelte die Barone und Heerführer und zeigte ihnen eine Gruppe von Eilanden ſeitwärts von Conſtantinopel. Es waren die Prinzeninſeln, auf deren größten und ſchönſten — Principo und Antigone — heute die vornehmen Griechen und Armenier Conſtantinopels ihre Sommerſitze haben. Dort ſollte die Flotte ihre Aufſtellung nehmen. Es kam aber nicht dazu und kein Grund wird angegeben, warum von der urſprünglichen Diſpoſition abgewichen wurde. Als nämlich die Flotte im Angeſichte der Stadt (die Seite am Marmara-Meer) vorüberſteuerte und eine ungeheuere Menſchenmenge auf den Mauern ſich verſammelt hatte, die die Flotte zwar feindſelig empfing, ihr aber nicht den geringſten Schaden zufügte, ſcheint Dandolo ſich eines anderen beſonnen zu haben. Er ließ um die Landſpitze (jetzt Serailſpitze), welche mit der gegenüberliegenden aſiatiſchen Küſte die Einfahrt in den Bosporus markirt, herumwenden und bei Chalcedon Anker werfen. Die Barone ſtiegen ſofort ans Land und nahmen von dem kaiſerlichen Palaſt Beſitz. Die Stätte von Chalcedon, auf welchem ſich nun das freundliche, zumeiſt aus Landſitzen beſtehende Kadiköj (Richterdorf) erhebt, iſt die ſüdöſtlich von Scutari in das Marmara-Meer hinausgeſchobene Halbinſel mit dem niederen und ſchmalen, zungenförmigen Anſatz im Oſten, der mit jener Halbinſel eine ſchöne und geräumige Bucht einſchließt. Es war offenbar dieſe Bucht, in welche Dandolo's Flotte einlief. Dadurch läßt ſich auch mit einiger Sicherheit der Platz beſtimmen, wo jenes Sommerſchloß des Kaiſers Alexios geſtanden haben dürfte: die früher erwähnte niedere, nun mit Cypreſſen und anderen Bäumen beſtandene Halbinſel im Oſten von Kadiköj. Dort erhob ſich ſpäter das Landhaus Beliſar's, wo der berühmte Feldherr Juſtinian's nach ſeiner Abberufung und Erſetzung durch Narſes noch lange Zeit im ruhigen Genuſſe ſeiner Reichthümer lebte. Die Geſchichte, daß Beliſar in ſeinen letzten Jahren als blinder Bettler umhergezogen, beruht auf einer Anekdote bei Tſetzes, der ein guter Grammatiker, aber herzlich ſchlechter Hiſtoriker war.

Die Landung der Venetianer und Franzoſen in unmittelbarer Nähe von Conſtantinopel läßt vorausſetzen, daß die Griechen keine energiſchen

Vertheidigungsmaßregeln ergriffen hatten. In der That nahm die Action der Kreuzfahrer einen unerwartet günstigen Verlauf. Schon am nächsten Tage nach erfolgter Landung brach Dandolo mit seiner Flotte auf und legte sich vor Scutari. Das eigentliche Heer war auf dem Landwege dahin gezogen.

Ob mit dem genannten Orte das heutige Scutari gemeint ist, läßt sich aus der betreffenden Textstelle bei Villehardouin nicht genau bestimmen. Sie lautet nämlich: »So fahren sie (die Schiffe) die Meerenge hinauf, bis wohl eine Meile oberhalb Constantinopel bis an einen Palast des Kaisers Alexios, welcher Scutari hieß« .... Der heutige Ort dieses Namens liegt unmittelbar gegenüber von Stambul und Galata. Es ist eine Stadt für sich und bestand bereits in den ältesten Zeiten. Ihr älterer Name ist Chrysopolis (Goldstadt), sogenannt wegen des Reichthums ihrer Bewohner. Welcher Punkt auf der asiatischen Seite des Bosporus gemeint sein konnte, bleibt unentschieden. Daß die »Vasirung« des venetianisch-französischen Angriffsheeres bei Scutari erfolgte, bestätigt auch Nicetas. Dieser erwähnt überdies, daß die »Römer« (Griechen) von den »dortigen Hügeln aus« auf die Fahrzeuge schossen, »aber die Geschosse erreichten das Ziel nicht, sondern fielen zu kurz und ins Meer.«

Als Kaiser Alexios diese Angriffsvorbereitungen wahrnahm, ließ er sein Heer ausrücken und am Ufer — dem Feinde gegenüber — Stellung nehmen. Nach den Beschreibungen von Constantinopel aus jener Zeit weiß man, daß auf der nördlichen Seite des goldenen Horns nur der Stadttheil Galata sich erstreckte, und zwar so ziemlich in der Ausdehnung wie dermalen. Raum zur Aufstellung eines Heeres fand sich also nur am Ufer nördlich von Galata, also dort, wo heute die Vorstadt Topchane mit dem daranstoßenden kaiserlichen Palast Dolmabagtsche steht. Man hat von dort aus schräge nach südöstlicher Richtung Scutari vor sich liegen. Daraus erhellt, daß der Palast »Scutari« sich in unmittelbarer Nähe des gleichnamigen Stadttheiles befunden haben müsse. Es kommt also nur darauf an, welche Wegstrecke wir unter der Villehardouin'schen Meile zu verstehen haben. Vom Hafen östlich Kadiköjs bis zum Nordende des heutigen Scutari sind es auf dem Seewege sieben Kilometer.

Gleich nach erfolgter Concentrirung der Streitkräfte Dandolo's und der Barone fand ein Reiterscharmützel statt, das mit der Flucht der Griechen abschloß. Tags darauf fand sich ein Gesandter des Kaisers im feindlichen Lager ein. Er trat zwar freundlich auf, verstieg sich aber schließlich zu Drohungen, indem er übertriebene Angaben von der Stärke des kaiserlichen Heeres machte, das in der Lage sei, jeden Gegner des Kaisers in den Staub zu werfen. Ueberdies erklärte er es für unvereinbar mit den Zielen und Zwecken eines Kreuzfahrerheeres, daß es, anstatt die Ungläubigen anzugreifen, einem legitimen Herrscher Thron und Reich streitig machte.

Dandolo und die Barone ließen sich weder durch die vorgebrachte Drohung einschüchtern, noch durch das zuletzt vorgebrachte Bedenken irre machen. Es wurde dem Abgesandten (der während der ganzen Verhandlung immer als »schöner Herr« anstatt »edler Herr«, wie es sonst in jener Zeit üblich war, apostrophirt wird) bedeutet, daß das Kreuzfahrerheer nicht in des Kaisers Land gekommen sei, da er ja von rechtswegen — keines besitze. »Es gehört,« meinte der Sprecher, Conon von Beschune, »seinem Neffen, welcher hier unter uns auf dem Throne sitzt, dem Sohne seines Bruders, des Kaisers Isaak. Wenn er aber die Gnade seines Neffen anrufen und ihm Krone und Reich zurückgeben will, so wollen wir diesen bitten, daß er ihm verzeihe und ihm genug gebe, um reichlich leben zu können« ....

Der Vorschlag wurde, wie selbstverständlich, nicht angenommen. Hierauf versuchten es die Kreuzfahrer mit einer Demonstration, die bezeichnend für die primitive Art der damaligen militärischen Vorkehrungen ist. Der Doge ließ nämlich sämmtliche Galeeren bemannen und in See gehen. Er selber bestieg mit dem Markgrafen von Montferrat eine derselben und nahm überdies den jungen Prinzen Alexios an Bord. Die anderen Barone und Ritter bestiegen die übrigen Fahrzeuge. Es erfolgte nun ein demonstrativer Aufzug unter den Mauern von Constantinopel, auf denen sich eine unübersehbare Menschenmenge eingefunden hatte. Dandolo zeigte den Griechen den jungen Prinzen und empfahl ihnen, sich für ihn, den rechtmäßigen Herrn von Byzanz, zu erklären. Die Griechen sahen dem seltsamen Spectakel vollkommen gleichgiltig zu. Dieser Mangel an Sympathie berührte die in den Sitten des Lehenswesens aufgewachsenen Abendländer unan-

genehm und verwunderlich. Sie verkannten, daß die Griechen den gesalbten und rite installirten Kaiser auch als den rechtmäßigen anerkannten. Außerdem war bekannt geworden, daß Isaak's Sohn, Alexios, die kirchliche Unterwerfung von Byzanz unter Rom versprochen hatte.

Nach diesem Vorfalle war es entschieden, daß die Entscheidung den Waffen überlassen werden mußte. Nach gegenseitiger Vereinbarung wurde beschlossen, daß die Venetianer zur See, das Kreuzfahrerheer zu Lande angreifen sollten. Vorerst aber mußte die Kette, welche den Hafen (das goldene Horn) sperrte, gesprengt werden. Die Kette lief vom sogenannten Galatathurm zur gegenüberliegenden Landspitze von Byzanz und ruhte auf mächtigen Piloten. Jener Thurm ist nicht mit dem heutigen gleichen Namens zu verwechseln. Dieser erhebt sich nämlich auf der Anhöhe, dermalen an der Grenzscheide zwischen Galata und Pera, während jener ältere Thurm hart am Meeresufer stand. Hier kam es zuerst zum Kampfe. Der Thurm wurde von Engländern und Dänen vertheidigt. Die Angreifer hatten — was geradezu unbegreiflich ist — ohne Schwierigkeit die Landung bewirkt und dem Thurme auf Armbrust-Schußweite sich genähert. Ein in der Nacht versuchter Ausfall wurde abgewiesen und zeitlich Morgens der Angriff gleichzeitig zu Land und zur See bewirkt. Die Besatzung wurde nach kurzer Gegenwehr entweder niedergemacht oder entfloh; gleichzeitig sprengten die Galeeren die Kette und drangen in das goldene Horn ein. Das venetianische Schiff »Adler« war das erste im Hafen.

Das Landheer nahm unterdessen seinen Weg von der Landungsstelle längs des nördlichen Ufers, immer im Angesichte der Stadt, bis zur Stelle, wo der Fluß Barbyssos (heute die »Süßen Wässer« genannt) in das goldene Horn einmündet. Dort befand sich eine steinerne Brücke, die aber theilweise zerstört war. Balduin ließ in einer Nacht die Schäden gut machen, zog hierauf ins Weichbild der Stadt und errichtete in einiger Entfernung von dem kaiserlichen Palaste Blachernä ein Lager. Die Flotte blieb kampfbereit am entgegengesetzten Ufer. Es war also eine Kampfbereitschaft auf ungewöhnlich kurze Entfernungen, sozusagen Auge in Auge. Aus den weiteren Berichten Villehardouin's und seines Zeitgenossen Nicetas geht hervor, daß die Stadt schlecht vertheidigt wurde. Der Angriff erfolgte gleichzeitig zu Lande und

zur See. Sehr heldenmüthig hielt sich Dandolo, von dem unser Chronist die folgende Episode erzählt: »Nun sollt ihr eine wunderbare Heldenthat hören! Nämlich der Doge von Venedig, welcher ein alter Mann und stockblind war, stand ganz bewaffnet am Bug seiner Galeere und hatte die Fahne des heil. Marcus vor sich; und er rief den Seinen zu, sie sollten ihn ans Land setzen, wo nicht, so sollten sie es an Leib und Leben büßen. So thaten sie also; sie lassen die Galeere stranden, springen heraus und tragen die Fahne des heil. Marcus zu Lande vor ihm her. Dieses Beispiel des heldenmüthigen Greises wirkte ungeheuer begeisternd auf die Angreifer. Gleichwohl konnten die Venetianer sich nur am Rande der Stadt festsetzen, da die Uebermacht des Feindes eine geradezu erdrückende war. Alexios ordnete überdies einen Ausfall nach der Landseite hin an. Nach übereinstimmenden Berichten sollen es 100.000 Mann gewesen, eine Streitmacht, die unter anderer Führung von Anbeginn her in der Lage gewesen wäre, jeden feindlichen Angriff abzuweisen. Die vereinigten venetianisch-französischen Heerhaufen aber zählten Alles in Allem 40.000 Streiter. Als Dandolo Botschaft von dieser gewaltigen Uebermacht erhielt, räumte er sofort seine Position und eilte den Franzosen zu Hilfe. Lange wagte kein Theil anzugreifen. Als Alexios sah, daß sein Gegner die Verpalissadirungen nicht verlassen wolle, zog er sich mit seiner ganzen Streitmacht zurück. So kläglich hat wohl nie ein Kaiser Thron und Reich im Stiche gelassen.

Am nächsten Tage war Alexios aus Constantinopel verschwunden. Das Volk — ohnedies nicht sehr kampflustig — eilte nach dem Gefängnisse, in welchem sich der geblendete Kaiser Isaak befand und brachte ihn im Triumph nach dem Schlosse Blachernä, um ihm als Herrscher zu huldigen. Dann verfügten sich Abgesandte ins feindliche Lager, welche von der Wendung der Sachlage Bericht erstatteten. Eine Gegendeputation machte dem reinstallirten Kaiser zu wissen, daß die Kreuzfahrer gekommen seien, um Alexios auf den Thron zu heben, und der Schwergebeugte willigte schließlich ein, seinen Sohn zum Kaiser von Byzanz zu krönen. Am 1. August 1203 wurde unter großer Feierlichkeit die Krönung vollzogen.

Als der wiedereingesetzte Alexios durch Charakterlosigkeit das Vertrauen der Venetianer und Byzantiner verlor und ermordet ward, entbrannte

der Kampf von Neuem. Ueber zwei Monate widerstand Constantinopel, wurde aber schließlich mit Sturm genommen, geplündert und verheert, während an der Bevölkerung Grausamkeiten aller Art begangen wurden. Unermeßlich war die Beute, welche die Lateiner machten. Es wurden 400.000 Mark Silber vertheilt, desgleichen zahlreiche Werthgegenstände und »Reliquien«. Die vier herrlichen Bronzepferde, ein Thor der Sophienkirche und andere Kunstschätze kamen nach Venedig, um San Marco und den Dogenpalast zu schmücken. Das griechische Kaiserreich wurde aufgehoben und an dessen Stelle das lateinische gesetzt. Balduin wurde zum Kaiser gekrönt, Thomas Morosini, ein vornehmer Venetianer, als Patriarch eingesetzt. Das Quartier Pera in Constantinopel und eine Reihe vorzüglicher Küstenpunkte, sowie viele Inseln in den griechischen Gewässern fielen an Venedig, das sich auf diese Weise eine Kette von Etappen seiner Herrschaft und Handelsthätigkeit schuf. Die orientalischen Colonien bildeten fortan eine neue Quelle der Macht und des Reichthums und eine heilsame Ableitung für einheimischen Adelsehrgeiz, da die in Venedig nicht verwendeten Edelleute in den Colonien und Factoreien Staatsanstellungen erhielten .... Dandolo selber sollte nicht wieder in Venedig einziehen. Als Datum des Todes des Dogen wird der 1. Juni 1205, als sein Alter 97 Jahre angegeben. Er hatte sich, wie Nicetas erzählt, bei dem anhaltenden Reiten nach dem Rückzuge der Lateiner aus Constantinopel, einen schweren Bruch zugezogen und erlag diesem Leiden. Wenn ein vaterländischer Chronist von ihm sagt: »Alles, was er gewollt, habe er in seinem Leben aufs Herrlichste erreicht,« so ist gleichwohl sein Tod kein beneidenswerther. Er starb schmerzhaft und in einem Augenblicke, wo er nicht ohne seine Schuld das größte Werk seines Lebens fast zertrümmert sah.

Die Umgestaltung des byzantinischen Kaiserreiches in ein lateinisches war von der größten Tragweite für die Entwicklung der ferneren Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland. »Alles, was ein Geschichtsforscher zur effectvollen Darstellung braucht, findet sich im vierten Kreuzzuge enger und übersichtlicher als in jedem anderen Ereignisse zusammengedrängt. Großartige Gegensätze der Leidenschaften und Erfolge, von der milden Idylle der Bergpredigten in Frankreich bis zur wilden Tragik der

Einnahme Conſtantinopels; dazwiſchen ein wogendes Gedränge von idealer, beinahe Don Quixotte'ſcher Begeiſterung; von Gebet, das ſich allmächtig glaubt, und Habſucht, die es beinahe wird; von byzantiniſchem Intriguengeiſte, von päpſtlicher Weltklugheit und venetianiſcher Rechenkunſt, die immer im rechten Augenblicke, wie nach dem Geſetze des Dramas, eingreifend, eine allzu raſche Entwicklung der Dinge ſtaut; dann ſchließlich, und auch dieſes wieder wie in den Regeln der dramatiſchen Kunſt gegeben, noch einmal ein jähes Auf und Nieder verzweifelter Hoffnungen, ob das Gewonnene zu behaupten ſei, bis es hinſiecht unter den verbündeten Schwertern der Byzantiner und Türken, langſam und kläglich wie ein verwundeter Held endet, der Nächte lang auf troſtloſem Schlachtfelde ohne Hilfe lag, oder wie Egmont's Lampe erliſcht mit den hinſterbenden Klängen der Beethoven'ſchen Muſik. Und als Perſonale für dieſes Trauerſpiel eine Shakeſpeare'ſche Fülle von Charakteren und ein Scenarium wie ſie Tizian

Fiſcherbarke in den Lagunen von Venedig.

Digitized by Google

und Paolo Veroneſe nicht zuſtimmender und prächtiger ihren Martyrologien und Gaſtmälern gegeben haben; als fortwirkendes Motiv aber einen großen und durch die ganze Weltgeſchichte gegangenen Zweck, die Verſchmelzung des Orients mit dem Occident, in welchem unterirdiſch die Vorſehung arbeitet, daß trotz dem kurzſichtigen Wollen der Einzelnen wirklich bleibende Vortheile für die Sitten, den Reichthum, die Kunſt und das Wiſſen der Menſchheit daraus erblühen, ſo daß die Epiſode hierdurch auch, wie es die Wünſche der neueren Geſchichtsſchreibung bedingen, mit der Culturgeſchichte und Volkswirthſchaft in Zuſammenhang gebracht werden könnte.«

Für uns iſt es beſonders wichtig zu erfahren, daß mit der Vernichtung der byzantiniſchen Herrſchaft die Venetianer zum erſtenmale auch auf Korfu Fuß faßten. Da das byzantiniſche Kaiſerreich aufgehört hatte zu beſtehen, wurden, nach der Logik der lateiniſchen Eroberer, auch deſſen einzelne Theile herrenlos. Im Sommer 1205 landete eine Flotte, welche den Patriarchen Tommaſo Moroſini nach Conſtantinopel zu bringen hatte, an der Inſel. Sie war von Giacomo Moroſini befehligt. Er hatte den Auftrag, die Inſel in Beſitz zu nehmen. Die Aufgabe erforderte einige Anſtrengung, gelang aber ſchließlich, Dank der unentſchloſſenen Haltung der Korfuoten, welche von dieſer Wendung der Dinge offenbar überraſcht wurden. Nach dem Abzuge der venetianiſchen Flotte gingen aber den Inſulanern die Augen auf und ſie erhoben ſich, um den eingeſetzten fremden Statthalter zu verjagen. Held dieſer Bewegung war der »Corſar und Erzpirat« Leone Vetrano, ein Parteigänger von ſeltener Kühnheit und Unternehmungsluſt. Venedig ſchien indeß nicht gewillt, den kaum errungenen koſtbaren Beſitz im Handumdrehen wieder zu verlieren. Im Frühling 1206 erſchien abermals eine Flotte vor der Inſel und die Landungstruppen konnten ſich nach kurzem Kampfe in den Beſitz der Inſel ſetzen. Damit aber künftighin die Luſt zu Erhebungen und Unabhängigkeits-Erklärungen einen Dämpfer erhalte, ließ die Republik den im Joniſchen Meere aufgebrachten Vetrano und weitere ſechzig Edle der Inſel kurzweg aufknüpfen.

An Einſchüchterung ließ es alſo die Republik, wie man ſieht, keineswegs fehlen. Noch aber war die Zeit nicht gekommen, wo ſich Venedig der dauernden Herrſchaft auf der Phäakeninſel erfreuen ſollte. Nach wenigen

Jahren fiel Korfu dem Fürſten Michael I. von Epirus zu. Die auf der Inſel bereits angeſiedelten Venetianer waren in Folge deſſen in großer Gefahr und würden ſicher insgeſammt niedergemetzelt worden ſein, wenn der neue Herrſcher nicht aus Staatsraiſon und Klugheit vorgezogen hätte, ſich mit der mächtigen Republik in ein freundſchaftliches Einvernehmen zu ſetzen und die Coloniſten nachdrücklichſt in Schutz zu nehmen. Gleichwohl ereignete ſich unter der Regierung Theodor's, Bruders des in Berat 1214 ermordeten Michael I., ein Zwiſchenfall, der auf ein Haar abermals die bewaffnete Intervention Venedigs heraufbeſchworen hätte. Ein venetianiſcher Handelsmann ſcheiterte an der Küſte von Korfu und der Statthalter Theodor's übte Strandrecht. Darauf hin blockirten die Venetianer die Küſte von Epirus, bis Theodor Genugthuung gegeben hatte (1228).

Alle dieſe Vorgänge trugen ſich unter dem Dogat Pietro Ziani's (1205—1228) zu. In ſeiner Begeiſterung für die orientaliſche Machtſtellung der Republik ging er ſo weit, daß er die Abſicht an den Tag legte, den Dogenſitz nach Conſtantinopel zu verlegen. Natürlich war der Große Rath minder phantaſtiſch geſinnt und legte gegen derlei Pläne Verwahrung ein. Darauf hin entſagte Ziani. Die Dogenwürde fiel nun durch das Los zwiſchen zwei Candidaten auf Jacopo Tiepolo (1228—1249), einen talentvollen, kräftigen Dogen, der mit einer Flotte von 25 Galeeren das abfällig gewordene Kandia wieder unterwarf und an den Oſtküſten der Adria die Herrſchaft des Marcuslöwen nach Kräften zu befeſtigen ſuchte. So erſchien im Jahre 1243 eine Flotte unter perſönlicher Führung des Dogen vor Pola, das erobert und aus Rache, daß es ſich unter das Protectorat von Genua begeben hatte, auf die grauſamſte Weiſe verheert und geplündert wurde. Die Mauern und Befeſtigungswerke der Stadt wurden dem Erdboden gleichgemacht, damit ſie aufhöre ein feſter Platz zu ſein. Ein ähnliches Schickſal traf Zara.

Während ſo Venedig in der Fremde mit Feuer und Schwert ſchaltete, gedieh in der Lagunenſtadt ein Tempelbau, der künftighin zum Pantheon der Republik werden ſollte. Es iſt dies die Kirche San Giovanni e Paolo — eine impoſante gothiſche Kirche, welche im Jahre 1253 bereits ſo weit gediehen war, daß der Gründer Jacopo Tiepolo darin begraben werden

Digitized by Google

konnte. Im Jahre 1268 wurde hier der Nachfolger Tiepolo's, der Doge Ranieri Zeno beigesetzt. Unter ihm eroberten die Griechen Constantinopel wieder, ein äußerst harter Schlag für die Venetianer, da die Genuesen, welche den Griechen beigestanden waren, von da ab in der Levante, namentlich aber im Schwarzen Meere das Uebergewicht über ihre Rivalen erlangten.

Unter dem Dogat Lorenzo Tiepolo, Jacopo Contarini und Giovanni Dandolo erweitert die Republik ihre Machtstellung in Istrien. Die Unzufriedenheit der dortigen Bevölkerung gegen die Regierung des Patriarchen von Venedig, welcher im Jahre 1243 nicht im Stande war das Land vor der Katastrophe, über die wir weiter oben berichtet, zu schützen, wurde so groß, daß in vielen Städten Aufstände ausgebrochen waren und die Gemeinwesen sich für unabhängig erklärten. Capo d'Istria unterwarf sich mehrere Gemeinden, bekriegte Pirano und bedrohte Parenzo. Letzteres, welches dem Angriffe der vereinigten Städte nicht zu widerstehen vermochte, ergab sich, Schutz suchend, zuerst an Venedig. Diesem Beispiele folgten bald andere Städte, und zwar Umago und Cittanuova 1269, San Lorenzo 1271, Montona 1276, Capo d'Istria 1278, Pirano und Isola 1283. Viel später (erst unter dem Dogat Francesco Dandolo's) erfolgt die Unterwerfung von Rovigno, Pola und der Städte in Süd-Istrien .... Die Unterwerfung von Parenzo unter die venetianische Republik begründete demnach eine denkwürdige Epoche, denn seit dieser Zeit begannen die Venetianer festen Boden in Istrien zu gewinnen, mit dem Bestreben, Herren der ganzen Provinz zu werden.

In der nächsten Zeit griffen innere Maßnahmen platz, die für die Republik von großem Belange wurden. Wir haben im Verlaufe unserer Mittheilungen wiederholt die Wahrnehmung gemacht, wie die venetianische Staatsverwaltung mehr und mehr rein oligarchische Formen annahm. Die ersten Volksaufstände und Ermordungen von Dogen gaben den ersten Anlaß zur Kräftigung des aristokratischen Elementes. Unter Mar. Morosini (dem Nachfolger Jacopo Tiepolo's) ward eine neue Zuspitzung der Aristokratie dadurch eingeleitet, daß eine Veränderung in der Ergänzung des Großen Rathes erfolgte. Die Ergänzung sollte von nun ab nicht mehr durch 12, sondern durch 4, welche zu Michaeli je 100 Räthe zu wählen

hatten, und durch 3, welche die Wahl für die jeweiligen Ergänzungen trafen, vorgenommen werden. Unter Pietro Gradenigo (1288—1310) wurde das Goldene Buch der rathsfähigen Adelsfamilien geschlossen. Nur diejenigen Familien, welche in diesem Jahre (es war das Jahr 1296) den Großen Rath bildeten und in den vier vorausgegangenen Jahren bei demselben waren, wurden hinfort Mitglieder des Rathes. Die Quarantie hatte die Richtigkeit zu bestätigen. So wurde die Aristokratie zur geschlossenen Regierung. Nur die altadeligen und populären Familien bildeten von nun ab den wahren Adel.

Diese strammere Organisation hatte indeß ihre üblen Folgen. »Da die Mehrzahl der Eroberungen Venedigs von dem Hause Dandolo ausgegangen und neue aristokratische Tendenzen in diesem Geschlechte weckte, trat ihr die Familie Tiepolo entgegen. Endlich versuchten 1310, als Venedig wegen des Besitzes von Ferrara mit dem Papste stritt und durch den Kirchenbann seine auswärtigen Handelsgüter gefährdet waren, mehrere zurückgesetzte Adelsfamilien (die Tiepolo, Quirini, Barozi, Badoer) unter Anführung des Bajamonte Tiepolo durch Waffengewalt die Verfassung zu stürzen. Eine Schaar Verbannter und Söldner sollte gegen den Dogenpalast ziehen. Aber der Doge erhielt Kunde und ließ den Marcusplatz besetzen; hier kam es zu schwerem Kampfe, in welchem die Verschworenen unterlagen und nach Abbruch der Rialtobrücke zum Theil entfliehen konnten.«

Der verunglückten Revolution von 1310 folgte der Schlußstein des Aristokraten-Regiments: Die Einsetzung der Staatsinquisition, der sogenannte Rath der Zehn (Consiglio dei Dieci), ein furchtbares Polizeigericht, das sich mit allen Schrecken einer geheimen Macht umgab. Dieser Rath der Zehn ertheilte durch das Statut vom 3. Januar 1313 einem Comité von Dreien aus seiner Mitte den Auftrag, die geheimsten Zweige der Verschwörer und Feinde Venedigs aufzuspüren und zu diesem Zwecke jedes Mittel anzuwenden, um der Verdächtigen habhaft zu werden. Dieses Comité durfte die Bestrafung der von ihm schuldig Befundenen verfügen, wie es ihm gut schien, eventuell unter Anwendung der härtesten Torturen und mit dem Rechte der Lebensstrafe. Alle anderen Staatsverbrechen, welche nicht unmittelbar mit der Verfassungsänderung im Zusammenhange standen,

wurden wie bisher vor das Forum der Quarantie, der höchsten richterlichen Instanz der Republik gebracht. Im Jahre 1335 erfolgte durch ein besonderes Decret die Bestätigung des Rathes der Zehn »für alle Zeiten«.

Mit diesen Mittheilungen haben wir in der chronologischen Reihenfolge unserer historischen Rückblicke um einige Jahrzehnte vorausgegriffen. Wir müssen nämlich eines Ereignisses gedenken, das noch in das Dogat Giovanni Dandolo's fällt — eines Ereignisses, welches von der größten culturgeschichtlichen Bedeutung ist. Venedig, das den Welthandel angebahnt und dem Abendlande den Orient erschlossen hatte, darf sich rühmen, die ersten Weltreisenden die seinen zu nennen. Es sind dies die Brüder Maffeo und Nicolo Polo und der berühmteste von Allen, Marco Polo, Nicolo's Sohn. Sie waren die ersten Europäer, welche Central- und Ostasien betraten, durch die fernen Meere schifften, die die Küsten Japans, Indiens und der Sunda-Inseln bespülen, und nach langjähriger Abwesenheit Kunde von jenen Ländern brachten, von denen bis dahin die fabelhaftesten Vorstellungen herrschten. Angebahnt wurden diese großartigen Reisen durch die beiden Brüder Polo. Sie hatten sich im Jahre 1260 in Constantinopel Handelsgeschäfte halber aufgehalten, und waren von hier nach der Krim und über die Wolga nach Bokhara gegangen, wo sie drei Jahre verblieben. Eine eben vom Khan von Persien zum Großkhan der Mongolen, Kublai, abgegangene Gesandtschaft gab die Veranlassung, daß die Genannten die weite Reise antreten konnten.

Kublai hatte eben die Herrschaft angetreten und seine Residenz von Karakorum nach Cambalu (Peking) verlegt. Zugleich hatte er den Titel eines »Kaisers von China« angenommen. Als die ersten Fremden des Westens, welche die weite Reise gemacht hatten, wurden sie ehrenvoll und gastlich empfangen. Bei ihrer Rückreise reich beschenkt, mußten sie versprechen wiederzukommen und erhielten sogar einen Brief an den Papst mit, in welchem der Kaiser denselben bat, ihm hundert fromme, erfahrene Männer zu schicken, die das Christenthum in seinem Reiche einführen könnten. Die Erfüllung dieser Bitte war etwas bedenklich. In unseren Tagen freilich sind tausend Gottesgelehrte leicht aufzutreiben, aber für jene Zeit war selbst diese weit kleinere Zahl schwer zusammenzubringen. Der respectabelste Paß —

eine Goldplatte mit eingeprägtem kaiſerlichen Siegel — erleichterte den kühnen Reiſenden die Heimkehr, welche nach neunjähriger Abweſenheit glücklich erfolgte.

Im Jahre 1271 traten die beiden Brüder zum zweitenmale die Reiſe an, nahmen aber diesmal Nicolo's Sohn Marco mit ſich. Er war damals ein Jüngling von 17 Jahren, aber voll des Feuereifers und der Unternehmungsluſt, welche die damaligen Venetianer auszeichnete. Mit welchen Schwierigkeiten in jenen Zeiten eine ſo große Reiſe verbunden war, geht ſchon aus deren langer Dauer hervor. Die Polo befanden ſich nämlich die Kleinigkeit von vierthalb Jahren unterwegs! Natürlich wurden die Fremden auch diesmal mit Ehren empfangen, ſicher ein Beweis, daß in früheren Jahrhunderten auch aſiatiſche Machthaber, die durch den Verkehr mit den meiſt eigennützigen europäiſchen Mächten noch nicht verdorben waren, zugänglicher geweſen ſein mochten, als dermalen. Ganz beſonders war es aber diesmal Marco Polo, welcher ſich durch ſeine Klugheit und Geſchicklichkeit bei dem Beherrſcher des Mongolenreiches — des größten, das die Sonne je beſchienen — angeſehen und beliebt machte. Er ward »Ehrenbegleiter« des Kaiſers, ſpäter ſogar Gouverneur der großen und wichtigen Provinz Manji.

In ſolcher Stellung und auf den mit ihr verbundenen vielfachen amtlichen Reiſen hatte Marco Polo die beſte Gelegenheit ſich mit allen Verhältniſſen jener fernen, dem Abendlande unbekannten, ihrer Natur, Geſchichte und Cultur nach höchſt merkwürdigen Ländern vertraut zu machen. Nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalte erwachte in den drei wackeren Venetianern die Sehnſucht nach ihrer geliebten Heimat. Der Kaiſer aber, der die Fremden lieb gewonnen hatte, und ihre weitere Unterſtützung in Rath und That ſchwer vermißt haben würde, konnte ſich nicht entſchließen, die Europäer ziehen zu laſſen. Es ſollen ihnen fabelhafte Schätze geboten worden ſein, um ſie zum Bleiben zu beſtimmen. Kurz, die Abreiſe wurde rückgängig gemacht und würde auch in nächſter Zukunft kaum zu bewirken geweſen ſein, wenn mittlerweile nicht ein Zwiſchenfall eingetreten ſein würde, der den Kaiſer umſtimmte. Der Khan von Perſien hatte nämlich eine kaiſerliche Prinzeſſin zur Frau erbeten und Kublai willigte ein. Die Polo wurden

nun auserleſen, den Brautzug nach ſeinem Beſtimmungsorte zu führen und zwar auf dem üblichen Landwege. Die Beſchwerden und Fährlichkeiten waren aber ſo bedeutend, daß der ganze Geſandtſchafts- und Brautzug umkehren mußte. Auf den Rath Marco's wurde nun verſucht, das Reiſeziel auf dem Seewege zu erreichen. Der Kaiſer willigte ein und ließ eine förmliche Flotte, vierzehn große Viermaſter, ausrüſten, bemannen und in See gehen. Die Reiſe war nicht eben glücklich. Java wurde erſt nach einer schweren Seefahrt von drei Monaten erreicht, und ſtürmiſches Wetter hielt ſie monatelang im Sunda-Archipel zurück. Erſt nach anderthalbjähriger Fahrt erreichten ſie den Perſiſchen Meerbuſen. Hier angelangt, erfuhren die Polo, daß der perſiſche Khan mittlerweile geſtorben ſei. Die Braut wurde, da an eine Rückreiſe nicht zu denken war, dem Thronfolger zugeführt. Viel betrübender war für die Polo die Nachricht, welche ſie in Täbris — ihrem Reiſeziele — erhielten: das Ableben ihres großmüthigen Beſchützers Kublai-Khan. Daß die Nachricht von dem Tode des Kaiſers früher in Täbris (doch offenbar nur auf dem Landwege) einlangen konnte, als die Reiſenden,

Hof des Dogenpalaſtes mit der Rieſentreppe.

Digitized by Google

bewies, daß die Seefahrten damaliger Zeit von ganz unverhältnißmäßig langer Dauer waren.

Wenn wir die geographischen Resultate von Marco Polo's Reisen überblicken, werden wir erst inne, was dieser Mann für die damalige Zeit geleistet hatte. Er war der erste Reisende, welcher durch ganz Asien seinen Weg genommen hatte und alle jene Gebiete durch eigene Anschauung kennen lernte, von denen man im Abendlande so viel wie nichts wußte. Diese Länder waren Persien, die Hochländer von Badakschan, die Steppen der Mongolei, die Wiege jener Macht, welche noch kurz vorher als ungeheuere Völkerfluth in Europa eingebrochen war und den Welttheil zu verschlingen drohte. Marco Polo war auch der erste Reisende, welcher das Geheimniß, das China umschloß, lüftete und die ersten Nachrichten über dessen Reichthum und Größe nach Europa bringen konnte. Länder, welche auch heute noch sehr der Durchforschung bedürfen, wie China, Tibet, Birma, die Laos-Gebiete, Siam u. s. w. wurden durch ihn zuerst bekannt. Auch von den Sunda-Inseln wußte man vor Polo nicht viel, von Indien kaum mehr als die bekannten Alexandrinischen Fabeln des Ktesias überliefert hatten. Wo die eigenen Erfahrungen nicht ausreichten, zog Polo Erkundigungen ein, und auf diese begründete er seine hochinteressanten Beschreibungen einzelner Gebiete Sibiriens, von Ostafrika und Madagaskar, Abessinien u. s. w.

Marco Polo's Reisen sind weltberühmt geworden. Sie bildeten, obgleich anfänglich bezweifelt, die Grundlage zu allen späteren Entdeckungen im fernen Osten. Selbst heute ist das Polo'sche Reisewerk eine Fundgrube für den geographischen Fachmann, eine Quelle der Anregung für den Liebhaber abenteuerlicher Reisen. Wir besitzen gegenwärtig nicht weniger als 58 Ausgaben dieser Reisen: 23 italienische, 16 englische, 8 lateinische, 7 deutsche, 5 französische, 3 spanische, 1 portugiesische und 1 holländische, nebst einer großen Zahl von commentatorischen Schriften. Was die Reisenden selber betrifft, so begreift man, daß ihr plötzliches Auftauchen in Venedig Anlaß gab, sie anfänglich für Betrüger zu erklären. Sie waren über Constantinopel und Griechenland im Jahre 1295, also nach genau fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit, in Venedig angelangt. Die Zeit war auch sonst nicht günstig. Der Doge Pietro Gradenigo hatte eben die Vorarbeiten zur stram-

meren Organiſirung des Ariſtokraten-Regiments getroffen, war aber hierbei durch einen ſehr ernſten Conflict mit Genua überraſcht worden. Als die Polo in ihrer Heimatſtadt eintrafen, hatten die Venetianer bereits mehrere Niederlagen erlitten. Die Zeit war ernſt genug, und das Erſcheinen dreier Venetianer, welche in ihrem Weſen viel Barbariſches hatten, ihre Mutterſprache mit fremdartiger Betonung und mit barbariſchen Ausdrücken untermengt redeten, gab zu denken. Den größten Widerſtand fanden die Polo auf Seite ihrer — Erben. Die Reiſenden waren, als verſchollen, längſt für todt ausgegeben worden. Ein Verſuch der Heimgekehrten, von ihrem Hauſe Beſitz zu ergreifen, wurde gewaltſam verhindert. Die Polo aber hatten aus Aſien unermeßliche Schätze mitgebracht und dieſe ſollten über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Blos reich zu ſein, genügte den Braven nicht. Sie wollten auch erkannt ſein, ihre Leiſtungen anerkannt ſehen, in ihren Mittheilungen gehört werden. Es wurde alſo ein großes Feſtmahl arrangirt, bei dem die Polo Gewänder von unerhörter Pracht trugen und auch ſonſt der denkbar größte Aufwand gemacht wurde. Schon zeigten ſich die Verſammelten geneigter die Identität der Angekommenen mit den verſchollenen Polo anzuerkennen, als dieſe zu einem Poſſenſpiel ſeltſamer Art griffen. Sie legten nämlich ihre ſehr defecten Reiſekleider an und erſchienen im Saale. Diener trennten die Nähte und das Futter und nun ergoß ſich ein wahrer Lichtſtrom in den Saal, hervorgerufen von den unzähligen Edelſteinen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, welche im Futter der Gewänder eingenäht waren. Damit war der Beweis erbracht, daß man wirklich die verſchollenen Polo vor ſich habe. Die Erben wurden entſchädigt und die Heimgekehrten nahmen von ihrem Hauſe wieder Beſitz. Es lag und liegt in der Straße San Giovanni Chriſoſtomo und führte durch Jahrhunderte den Namen: La corte del Milione — »der Palaſt des Millionärs« ....

Leider ſollte der genueſiſch-venetianiſche Zwiſchenfall auch für einen der Polo, Marco, böſe Folgen haben. Im alten Abenteuerdrange ſtellte er ſich dem Commandanten der venetianiſchen Flotte Andrea Dandolo zur Verfügung, und erhielt von dieſem das Commando einer Galeere. Sie fiel in die Hände des Feindes, und Marco Polo mußte ins Gefängniß nach

Genua. Sein Ruhm milderte indeß die Gefangenschaft. Während derselben ordnete er seine Reisenotizen und dictirte sie einem genuesischen Freunde in französischer Sprache. Viel später — im Jahre 1307 — besorgte er eine neue — und wie man heute sagen würde — umgearbeitete Ausgabe, und zwar gleichfalls in französischer Sprache. Da er erst im Jahre 1323 starb, konnte er noch Zeuge der großen Revolution vom Jahre 1310 und des Gemetzels auf dem Marcusplatze und in der Merceria sein, wo der Kampf durch die persönliche Bravour des Dogen Gradenigo zu Gunsten der Staatsgewalt ausfiel.

Weiter über die Bedeutung der Polo'schen Reisen zu sprechen, erscheint uns überflüssig. Wir kommen also auf unsern geschichtlichen Ueberblick der Republik zurück .... Im Jahre 1312 hatte der Doge Giovanni Soranzo (bis 1328) den Dogenstuhl bestiegen. Unter ihm hat sich ein Zwischenfall zugetragen, der mehr als irgend ein anderer den venetianischen Stolz tief verletzt haben mochte. Um nämlich Venedig von dem päpstlichen Banne zu befreien, mußten die gewaltigsten Anstrengungen gemacht werden. Endlich gab der Papst nach, aber erst dann, als der venetianische Gesandte — Francesco Dandolo — zur Versinnbildlichung der Demüthigung der Republik, längere Zeit, einem Hunde gleich, unter dem Tische des Papstes gelegen war. Diese Schmach hatte übrigens für den wenig beneidenswerthen Gesandten keine üblen Folgen, denn nach dem Ableben Soranzo's fiel die Dogenwürde auf Francesco Dandolo (1328—1339), unter dem der Terrorismus gegen jeden Umsturzversuch oder Machteingriff im Innern, seinen Höhepunkt erreichte. Es traten eine Menge neuer Tribunale und Commissionen ins Leben, die das Schreckensregiment der geheimen Polizeieinrichtung an Macht und Einfluß wesentlich gewinnen ließen.

Zum Ueberflusse bringt das nächste Dogat (Andrea Dandolo, 1342 bis 1354) eine furchtbare Bescheerung, wie Venedig sie nie früher und nie später wieder erfuhr. Ein von der Krim angekommenes Schiff hatte — Pestkranke an Bord. Sie wurden, sorglos genug, ausgeschifft und verbreiteten so die Seuche, die unter dem Namen des »Schwarzen Tod« als die furchtbarste Epidemie, von welcher Europa je heimgesucht wurde, bekannt ist. Sie brach im Jahre 1347 aus und soll in Venedig allein

100.000 Menſchen binnen 18 Monaten weggerafft haben. Wenn nun dieſe Ziffer auch übertrieben ſein mag, ſo war Venedig nach Erlöſchen der Seuche gleichwohl nur mehr ein rieſiger Friedhof.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, das grauſige Bild auszumalen, welches die Dogenſtadt in jener Zeit dargeboten haben mochte. Sicher wäre damals das Gemeinweſen für lange Zeit, wenn nicht für immer total vernichtet geweſen, wenn ſich die Seuche auf Venedig allein beſchränkt hätte. Indeſſen wurde durch ſie der ganze Erdtheil zu einem ungeheuren Leichenhauſe. In Europa dürften damals durch die Peſt 25 Millionen Menſchen hinweggerafft worden ſein. Wo alles zu leiden hatte, konnte Venedig getroſt mit leiden. Schon wenige Jahre ſpäter gab es ſich ſeiner alten Rührigkeit hin, umſomehr, da die Genueſen wieder entſchiedener als die unverſöhnlichen Gegner der Republik von San Marco auftraten. In der Schlacht bei Negroponte (1352) wurden die Venetianer ſogar geſchlagen; dafür aber erſtürmte bald darauf der heldenhafte Nicolo Piſani, Admiral der Republik, das Genueſen-Viertel zu Conſtantinopel, und richtete in demſelben ein ſchreckliches Blutbad an. Dann kommt wieder eine bewegte Zeit im Innern. Im Jahre 1354, alſo unmittelbar nach der Niederwerfung der genueſiſchen Präponderanz in Conſtantinopel und im Mittelmeer (hier durch Grimaldi) fiel die Dogenwürde auf Marino Falieri. Er war bereits ein Greis von 80 Jahren, als er ſich auf dem breiten Podeſt der Rieſentreppe im Dogenpalaſte vor den verſammelten Großen das herzogliche Baretto — das »corno ducale« — aufſetzte .... Das Schickſal dieſes Dogen kennt alle Welt. Byron, der ihn zum Helden einer Tragödie gemacht hatte, hat über ihn die eingehendſten Studien angeſtellt, die auch für unſeren Zweck beachtenswerth ſind. Hauptquelle des Dichters waren die venetianiſchen Chroniken und Sanudo's »Leben der Dogen«. Wenn wir die betreffenden Mittheilungen kurz zuſammenfaſſen, ſo war Marino Falieri ein Mann von Talent und Muth. Er war Oberbefehlshaber der Landmacht bei der Belagerung von Zara, wo er mit ſeinem Heere das feindliche von 80.000 Mann ſchlug, 8000 Mann in der Schlacht tödtete und während des Kampfes die Belagerer in Schach hielt. Er eroberte Capo d'Iſtria, war Geſandter in Genua und Avignon, auf welch' letzterem Poſten er die Nachricht von ſeiner Wahl zum Dogen

Digitized by Google

erhielt. Seine Abweſenheit von Venedig iſt übrigens ein Beweis, daß er jene Wahl nicht beeinflußt, am wenigſten ſie durch Intriguen erſtrebt haben konnte. Uebrigens erfuhr er den Tod ſeines Vorgängers und ſeine Wahl in einer und derſelben Stunde. Sanudo erzählt, Marino Falieri habe lange Jahre vor ſeiner Wahl als Podeſtà von Treviſo dem dortigen Biſchof eine Maulſchelle verſetzt, als dieſer bei einer Proceſſion gezaudert hatte, die Monſtranz herbeizubringen. Natürlich ſtellt der fromme Sanudo dem Uebelthäter für dieſe Rohheit die Strafe Gottes in Ausſicht, verſchweigt aber, ob der Rath der Zehn den Uebelthäter zur Verantwortung gezogen habe. Später nahmen die Inquiſitoren derlei Gewaltacte ſehr ſtreng, wie denn auch aus dem Jahre 1471 ein Fall bekannt iſt, wo Bartolomeo Memmo wegen Beleidigung des Podeſtà von Padua kurzweg aufgehenkt (!), ſeine dabei betheiligten Brüder auf ein Jahr ins Gefängniß geworfen wurden.... Byron nimmt an, daß der erſte Beweggrund zur nachmaligen Verſchwörung des Dogen in der groben Beleidigung Steno's zu ſuchen ſei, der einige anſtößige Worte an den herzoglichen Thron angebracht und von der Quarantie mit einer nur allzu milden Strafe bedacht wurde. Zu berückſichtigen wäre freilich, daß Steno einer der drei -- Inquiſitoren war. Jene anſtößigen Worte ſollen eine Huldigung an die Dogareſſa geweſen ſein, was wenig glaublich iſt, da der Ruf dieſer Dame ein tadelloſer war. Hervorgehoben wird nur deren Jugend und Schönheit. In Byron's Tragödie ſchlägt das beleidigte Ehrgefühl des Gatten durch, wenn der Doge ſagt:

.... Noch ſah ich nicht
Mein ſchuldlos Weib, das ſchmählich man verleumdet,
Weil einen Greis zum Eh'gemahl ſie wählte,
Da dieſer ihres Vaters Freund, Beſchützer
Von ihrem Hauſe war, als weilte nur
In Weiberherzen Luſt an jugendlichem,
Bartloſem Antlitz — drum hab' ich an ihr
Des Schurken Schändlichkeit nicht heimgeſucht,
Rief auf ſein Haupt des Staats Gerechtigkeit,
Die man dem niedrigſten Geſchöpfe ſchuldet,
Das ſüße Treu' von einem Weib beſitzt,
Das eines Hauſes theueren Herd beſitzt,
Das fleckenloſer Ehre Ruf beſitzt,
Wenn Alles von fluchwürd'gem Hauch des Spottes
Und der Verleumdung ward befleckt....

ed by Google

Eine andere Verſion lautet wie folgt: An einem Hoffeſte nahm ein junger, armer Edelmann — Michele Steno — der eines der Fräulein aus dem Gefolge der Dogareſſa liebte, theil. Er ſtand inmitten der Frauen, betrug ſich aber in indiscreter Weiſe und ward auf Befehl des Dogen aus dem Saale gewieſen. Nach Beendigung des Feſtes ging der aufgebrachte Steno in den Audienzſaal und ſchrieb unziemliche Worte über den Dogen und deſſen Gemahlin auf den hölzernen Dogenſtuhl. Der Senat befahl den Avvogadori der öffentlichen Wohlfahrt mit der größten Strenge vorzugehen. Der Thäter ward entdeckt. Die Quarantie ließ ihn verhaften und Steno geſtand, daß er in der Aufregung, vor den Augen ſeiner Geliebten ſo fortgeſchickt worden zu ſein, jene Worte geſchrieben habe. Der Rath verurtheilte den Uebelthäter in Anbetracht ſeiner Jugend zu zwei Monaten Haft und einem Jahr Verbannung. Ueber dieſe milde Strafe ergrimmte der Doge in hohem Grade. Nun ſollte ſich bald hierauf ereignen, daß der Arſenalsaufſeher Bertuccio von einem Angehörigen der Adelsfamilie Barbano thätlich mißhandelt wurde, da jener ſich weigerte, eine von dieſem verlangte Auskunft zu geben. Bertuccio lief ſofort zum Dogen und forderte Strafe. ....»Denke an die Strafe Steno's,« ſagte der Doge, »und dann kennſt Du den Schutz, den die Quarantie der verletzten Perſon leiſtet« .... Hierauf ſoll der Aufſeher geantwortet haben: »Doge, wollt Ihr die Köpfe jener Adeligen, ſo habe ich den Muth, wenn Ihr mich rächen wollt, Euch zum Fürſten des Staates zu machen« .... So entſtand die Verſchwörung Falieri's.

Der weſentliche Unterſchied zwiſchen beiden Verſionen liegt weniger im eigentlichen Sachverhalt, denn in der Perſon jenes Michele Steno. In dem einen Falle iſt er Mitglied des höchſten Polizeigerichtes in Venedig, im anderen ein ſimpler Edelmann, der ſich gegen die gute Lebensart vergangen .... Die Verſion, wie ſie Byron giebt, erſcheint uns verdächtig, da der Dichter auf derſelben Seite des Commentares zu ſeinem Trauerſpiele einen unanfechtbaren Irrthum begeht. Er läßt nämlich Marino Falieri als venetianiſchen Geſandten beim Papſte in Rom(!) weilen, in einer Zeit, da der päpſtliche Stuhl ſich in Avignon befand. Erſt im Jahre 1367 (16. October) zog Papſt Urban V. wieder in den Vatican

ein. Zur Zeit der Verſchwörung Falieri's ſaß Papſt Innocenz VI. (d'Albert aus Limoges) auf dem päpſtlichen Stuhl zu Avignon.

Ganz unzweifelhaft iſt, daß der Doge ehrgeizige Pläne hegte und nicht erſt durch eine Unterrocksgeſchichte uſurpatoriſche Gelüſte erwachen fühlte. Dieſen letzteren wird auch Byron gerecht, indem er ſeinem Helden folgenden Monolog in den Mund legt:

Doge

(nimmt die herzogliche Mütze.)

....Ein eitles Spielzeug!
Mit Dornen einer Krone rings beſetzt,
Das die beſchimpften Stirnen nie geweiht
Mit hoher Majeſtät der Könige;
Dich Spielzeug, eitel glänzend, goldgeſchmückt,
Setz' ich gleichgiltig auf wie ein Viſir.

(Setzt die Mütze auf.)

Wie drückſt Du auf dem Haupte; meine Schläfen
Pulſiren fiebriſch unter Schmuck, der ſchmachvoll.
Kann ich Dich nicht in eine Krone wandeln?
Kann ich das Scepter nicht in Stücke ſchlagen,
Das hundertarmig die Patrizier halten,
Das Volk mißachtend und als Sklaven ſelbſt
Den Fürſten unterdrückend? Einſt hab' ich
Gar manche That vollbracht, die ſicherlich
Nicht leichter ſchien. — Für wen? — Für Undankbare,
Die alſo lohnen. — Doch kann ich's vergelten? —
O, nur ein Jahr, o, nur ein einz'ger Tag
Der vollſten Jugend, als der Körper noch
Der Seele diente, wie ein edles Roß
Dem Reiter, und zerſchmettern würd' ich ſie!

Die Verſchwörung nahm den folgenden Verlauf .... Die Hauptleiter derſelben vertheilten ſich in die Quartiere und bearbeiteten das Volk. Ein künſtlich genährter Aufſtand war nämlich zum Erfolge abſolut nothwendig. Im geeigneten Momente ſollte die Glocke des Marcusthurmes, die unter alleinigem Befehle des Dogen ſtand, bei Tagesanbruch ertönen. Wenn dann der Adel herbeieilte, um den Grund des Alarms zu erfahren, ſollten die bei den Eingängen zum Marcusplatz verſteckten Aufrührer über die Ankömmlinge herfallen und ſie niedermetzeln. Daß es zu dieſem Blutbade nicht kam, verdankte man der in Venedig üblichen Angeberei, Spionage und Verrätherei. Schon war der Tag der Empörung — der 15. April 1355

— festgesetzt, als einige Adelsfamilien (Lioni, Cornaro, Gradenigo) von dem Anschlage Wind bekamen. Der Rath der Zehn trat sofort zusammen und die Inquisitoren bemächtigten sich der Hauptverschworenen. Das zur Aburtheilung dieser letzteren eigens zusammengestellte Tribunal bestand aus dem Rathe der Zehn, zehn Staatsleitern und einer Junta von zwanzig Mitgliedern. Die Gerichtsprocedur währte kurz. Der Doge und seine Complicen waren geständig. Man verurtheilte diese zum Galgen, jenen zur Enthauptung. Am Fuße der Riesentreppe starb — bei verschlossenem Palaste — Marino Falieri unter dem Richtschwerte .... Byron legt seinem Helden die letzten Worte in den Mund (zum Scharfrichter gewendet):

.... Jetzt, Sklave, thue
Was Deines Amtes; führe schnell den Schlag,
Wie ich ihn gegen Feinde sonst geführt;
Den Schlag, wie ich ihn Jenen zugedacht,
Den Schlag, so tief und schneidend, wie mein Fluch!
Schlag zu! — Nur einmal ....

Und hierauf die Scene auf der Piazzetta:

Erster Bürger.

Ist er todt?

Zweiter Bürger.

Ich sah das Schwert
Herniedersinken — Halt, was seh'n wir dort?

Ein Haupt der Zehn

(tritt auf den Balkon mit dem blutigen Schwerte, schwingt es dreimal vor dem Volke und ruft:)

Es ward sein Recht dem mächtigen Verräther!

(Die Thore werden geöffnet. Das Volk dringt herein. Der Vordere ruft zu den Rückwärtigen:)

Die Riesentreppe rollt das Haupt hinab ....

Der Leichnam Marino Falieri's wurde in einem schwarzen hölzernen Kasten im Vorplatz der Capella della Pace in der Kirche San Giovanni e Paolo beigesetzt. Die Inschrift auf seinem Steinsarge, der 1815 in der Scuola di S. Marco wieder aufgefunden wurde, lautet: »Hier ist der Doge Venedigs begraben, Verräther des Staates; Scepter, Vermögen und Ehr' fielen dahin und — der Kopf!« ....

Nach diesem Zwischenfall wurde die Aufmerksamkeit der Venetianer wieder nach Außen abgelenkt, allerdings durch Ereignisse, von denen die stolzen Republikaner wenig erbaut gewesen sein mögen. Venedig hatte sich

ſchon ſeit langem als ausſchließlichen Herrn der Adria erklärt, konnte indeß gleichwohl nicht dem bedenklich überhand nehmenden Piratenunweſen ſteuern. Den größten Schaden durch dasſelbe nahm König Ludwig von Ungarn, der die Nothwendigkeit erkannte, Herr der dalmatiniſchen Küſte zu werden, und demgemäß der Republik den Krieg erklärte. Bis vor Meſtre gelangten die ungariſchen Truppen. Venedig beeilte ſich Frieden zu ſchließen und trat die dalmatiniſchen Küſtenpunkte an Ungarn ab. Die nächſten zwanzig Jahre (1359—1379) war die Republik vielfach im Auslande beſchäftigt. Namentlich Kandia — dieſer Tummelplatz zahlreicher Revolutionen aller Jahrhunderte — gab ihr zu ſchaffen. Das Endreſultat konnte aber nicht zweifelhaft ſein und die auf dem Fuße folgende »Pacification« brachte Hunderte in die gefürchteten Kerker von Canea, in denen auch ſo mancher von den Staatsinquiſitoren verbannte Venetianer ſein Leben beſchloß.

Garibaldi-Brücke in Chioggia.

Alle Drangſale der Vorjahre ſollten indeß die mit dem Jahre 1379 beginnenden Kämpfe mit den Genueſen überbieten. Die Kämpfe dieſes Krieges — des ſogenannten »Chioggiakrieges« — begannen mit dem Ueberfalle der genueſiſchen Flotte unter Lucian Doria auf die venetianiſche im Canal von Faſana bei Pola. Nur vier venetianiſche Galeeren konnten entkommen. Hierauf bemächtigten ſich die Genueſen der Stadt Pola und

Digitized by Google

ließen derſelben die ganze Wucht ihres Zornes fühlen. Sie wurde vollkommen zerſtört und geplündert, aller ihrer Koſtbarkeiten beraubt, indem auch die Kirchen und Klöſter, die von den Venetianern früher meiſt geſchont worden waren, von den ſiegenden Horden heimgeſucht wurden. Bald hierauf drangen die Genueſen in die Lagunen ein. Sie beſetzten die Inſel Chioggia und ſchlugen ihr Hauptlager zu Malamocco auf. Vom Marcusthurme aus konnte man alſo die verhaßten Gegner in ihrem ganzen Thun und Treiben beobachten. An einen Angriff ohne Flotte war aber nicht zu denken. Um eine ſolche zu ſchaffen, brachten Adel und Kaufmannſchaft rieſige Opfer und ſchon im December desſelben Jahres (1379) konnten 34 Galeeren in See gehen. Es geſchah bei Nacht und die Genueſen auf Chioggia wurden förmlich überrumpelt. Die Lage der Inſel, ſeeſeits geſchützt durch das Litorale di Sottomarina und nur durch eine einzige Brücke mit dieſem in Verbindung ſtehend, erwies ſich außerordentlich günſtig zur Vertheidigung. Außerdem ſtanden die Vertheidiger durch den ſchiffbaren Brenta-Fluß mit Padua in Verbindung. Alle Proviſionen während dreier Jahre kamen von dort. Aber gerade dieſe vorzügliche Lage als Vertheidigungsobject ſollte den Genueſen verhängnißvoll werden. Als nämlich der genueſiſche Commandant Pietro Doria einen der beiden Ausgänge ins offene Meer ſuchte (Porta di Chioggia im Norden, Porta di Brondolo im Süden des Litorales von Sottomarina), fand er ihn verlegt, durch Schiffsſtrunke und Wracks unpaſſirbar. Dennoch zog ſich die Belagerung in die Länge. Die Angreifer erhielten eine unerwartete Verſtärkung in den 14 Galeeren des levantiniſchen Flottenführers Carlo Zeno, der jene Fahrzeuge während eines furchtbaren Sturmes, der ſeine Flotte zerſprengte, zuſammengehalten hatte. Der ſchließliche Erfolg konnte alſo nimmer zweifelhaft ſein. Am 27. Juni 1381 ergab ſich Tizio Cibò, der an Stelle des gefallenen Pietro Doria zuletzt das Commando auf Chioggia führte. Bei 5000 Genueſen und 32 Galeeren (in Anbetracht der namhaften Unfälle und Mißgeſchicke Venedigs zur See eine außerordentlich willkommene Beute) fielen den Siegern in die Hände. Carlo Zeno aber legte die Hände nicht in den Schoß, ſondern ſtach in See, um alle kleineren Geſchwader der Genueſen aufzuſuchen, zu vernichten oder zu zerſprengen. Selbſt der Hafen von Genua war bedroht.

Der Capitulation von Chioggia folgte der Friede am 12. Auguſt desſelben Jahres auf dem Fuße. Venedig hatte ſeinen gefährlichſten Rivalen bezwungen und durfte nun ſtolzer denn je ſein Haupt erheben. Wie bei allen früheren Anläſſen, welche zu einer Erſtarkung der inneren und äußeren Macht der Republik führten, kam auch diesmal das Volk zu kurz. Der Freiſtaat hatte den Gipfel ſeiner Macht und ſeines Glanzes erſtiegen, aber von Freiheit war keine Spur. An den inneren Angelegenheiten nahm das Volk von nun ab keinen Antheil mehr. Selbſt die Ernennung der Pregadi fiel der Ariſtokratie zu. Der Adel entfremdete ſich übrigens nicht nur dem Volke, ſondern auch dem Handel und Gewerbsleben und beſchäftigte ſich faſt ausſchließlich mit Politik.

Bald nach Beendigung des Chioggiakrieges nahm die Republik eine ihrer Lieblingsideen, an der ſie mit beſonderer Zähigkeit feſthielt, auf: die Erwerbung der Inſel Korfu .... Welche Ereigniſſe ſich auf dieſer Inſel ſeit Ende des vierten Kreuzzuges bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts abſpielten, darüber haben wir weiter oben berichtet. Wir knüpfen an die Herrſchaft des Despoten von Epirus wieder an und bringen jenes Familienereigniß in Erinnerung, durch welches der Hohenſtaufe Manfred Herr der Inſel wurde. Wie bekannt hatte derſelbe die ſchöne Helena, Tochter Michael's II., nach Manfred's tragiſchem Ende in der Schlacht bei Benevent, geheiratet. Auf Korfu währte indeß die hohenſtaufen'ſche Lehensherrſchaft fort. Michael II. aber dachte anders. Da nun der Hohenſtaufe todt und von dieſer Seite keine Hilfe mehr gegen die Paläologen zu erwarten war, ließ er den Verweſer von Korfu durch Gift beſeitigen. Dieſe Treuloſigkeit fruchtete gleichwohl wenig. Die Korfuoten blieben hohenſtaufeniſch geſinnt und ernannten an Stelle des ermordeten Chinardo ein anderes Mitglied dieſer Vaſallenfamilie — Garnier d'Aleman — zum Reichsverweſer und Stellvertreter der in Neapel mit ihren drei Söhnen eingekerkerten (ſ. S. 447) Helena. Erſt als es unzweifelhaft wurde, daß die Macht der Hohenſtaufen endgiltig vernichtet und Karl von Anjou Sieger ſei, ließen ſich die korfuotiſchen Lehensträger aufs Unterhandeln ein und entſendeten im Winter des Jahres 1267 eine Geſandtſchaft an den Angiovinischen Hof. Das Ergebniß derſelben war die Beſtätigung des Verweſers Garnier d'Anjou.

Damit war die Insel angiovinisch geworden. Die inneren Vorgänge auf ihr in den nächsten hundert Jahren glauben wir übergehen zu sollen, da sie nicht zum Gegenstande gehören. Wohl aber ist es von Interesse, die Anstrengungen Venedigs, behufs Erwerbung Korfus, im Detail zu verfolgen. Um Gewalt anzuwenden, war die Republik viel zu klug; sie verlegte sich auf diplomatische Schleichwege. Der geistreiche A. v. Warsberg giebt in seiner »Geschichte Korfus« interessante Aufschlüsse über diese Vorgänge. Wir bringen dieselben im Nachfolgenden auszugsweise vor .... Im Jahre 1351 unterhandelten die Venetianer nach langer Pause wieder einmal mit dem inzwischen zur Herrschaft gelangten Robert von Tarent (der Linie von Anjou-Tarent) über den Verkauf der Insel. Man bot für Korfu und Buthroton und das Hoheitsrecht auf Kephalonia und Zante 60.000 Ducaten. Aber es kam nicht dazu. Doch hielt Venedig die besten Beziehungen aufrecht und ein Consul der Republik residirte fortwährend auf der Insel. Auch unter der Regierung des dritten Herrschers der tarentinischen Dynastie (Philipp II.) wurden wieder Verkaufsverhandlungen mit Venedig geführt. Schon gegen Ende 1366 schickte Philipp II. deshalb einen gewissen Masello Biscia nach der Dogenresidenz. Und dieses Mal zerschlug sich das Project erst im letzten Augenblicke.

Aber die venetianischen Gelüste ruhten nicht. Die tumultuarischen Vorgänge auf Korfu, durch welche die Insel zeitweilig der Krone von Neapel entrissen wurde, zeigten, daß die Zustände und Gemüther auf Korfu nicht mehr in einer festen Hand lagen, daß auch nach der Ansicht Aller die Zukunft zweifelvoll und unsicher geworden war. So bereitete sich der Abfall der Insel an die Venetianer vor. »Er lag in der Luft. Venedig war damals der starke Magnet, von dem sich solche herumschwimmende schutzlose Splitter gerne anziehen ließen. Allerdings wurde er mit starkem Willen und vieler Geschicklichkeit nach ihnen gestellt.«

Das Werkzeug Venedigs zu den nun folgenden diplomatischen Intriguen war dessen Consul, der gewandte und schlaue Giovanni Paninsacho. Sein und der Republik Bestreben war, die Zustände auf der Insel als unhaltbar und gar sehr der Aenderung bedürftig darzustellen. Man kennt derlei Praktiken seitens der italienischen Diplomatie aus jüngerer und allerjüngster

Zeit. Giovanni Paninſacho konnte ſeiner Regierung ſchon unmittelbar nach der Revolution, welche der Uſurpator Jacop de Vaux hervorgerufen hatte, berichten: »Gar viele angeſehene Barone und Bürger zögen die ſichere Herrſchaft der Republik den ewigen Schwankungen, denen das Königreich Neapel unterworfen ſei, vor.« Und die Antwort des Senates lautete: »Der Conſul ſolle vor Allem den Adeligen und den anderen gutgeſinnten Männern für ihre löbliche Abſicht danken. Er habe ihnen weiters wiſſen zu machen, daß ſolche Treue nie vergeſſen werden würde. Die Republik werde ſie immer gleich ihren Kindern betrachten, wie die That beweiſen werde. Einſtweilen möchten ſie ſich gedulden. Paninſacho möge ſie inzwiſchen ausforſchen über die Vorrechte und Privilegien, welche ſie zum Dank für ſo edle Geſinnungen erwarten, alſo ſie durch Hoffnungen, die aber keine Verſprechungen ſein dürften, zur That und zum Ausharren beſtechen u. ſ. w.«

Mit dieſer geheimen diplomatiſchen Action liefen offene Unterhandlungen mit dem Könige Karl III., welche von Pietro di Compoſtella geführt wurden. Ueber diplomatiſche Mittel und Schleichwege niemals verlegen, ordnete der Senat an, daß Compoſtella ſich auch mit Jacop de Vaux ins Einvernehmen ſetzen ſollte, ob derſelbe nicht gewillt ſei, die Inſel der Republik gegen ein Darlehen von 30.000 Ducaten als Pfand zu überlaſſen; »denn man wollte gleich von Anfang die Rechtstitel des neuen Eigenthums nach allen Seiten ſicherſtellen.« De Vaux war durch eine revolutionäre Bewegung von Korfu verdrängt worden (obwohl er perſönlich die Inſel nie betreten hatte), das Beſitzrecht Karl's III. alſo immerhin anfechtbar. Der Kniff mit dem Darlehen lag darin, daß die Republik dieſe, und womöglich eine noch größere Summe, für die »Verwaltung der Inſel« in Rechnung ſtellen wollte. Wenn dann de Vaux nicht zahlte, war das Pfand verfallen. Für den Fall aber, daß de Vaux von der Verpfändung der Inſel nichts wiſſen wollte, hatte Compoſtella den Auftrag, jenen einen Pachtſchilling von 3000 Ducaten per Jahr zu bieten. Der Handel wurde gegenſtandslos, da Compoſtella in Trani Jacop de Vaux nicht anweſend gefunden hatte .... Es wurde in Folge deſſen nicht ganz ein halbes Jahr ſpäter ein anderer Unterhändler, Nicolo Girardo, an Karl III. und de Vaux geſchickt und ähnliche Bedingungen vorgebracht. De Vaux würde

Digitized by Google

vielleicht eingewilligt haben, während Karl III. entschieden ablehnte. Der Republik — die immer vorsichtig negociirte — war es aber darum zu thun, »daß nur mit Zustimmung aller zur Abtretung entfernt Berechtigten« das Geschäft überhaupt abgeschlossen werde. Sie faßte sich also in Geduld.

Auf Korfu setzte unterdessen der Consul Giovanni Paninsacho sein Minirwerk fort. Gleichzeitig wurde mit den Baronen der Insel insgeheim unterhandelt, ihnen Waffen geliefert und jede Unterstützung zugesagt .... So wühlte und intriguirte die Republik fortgesetzt, bis der richtige Zeitpunkt sich ergab, um einzuschreiten. Die Neapolitaner hatten ein venetianisches Handelsschiff confiscirt, und die Republik glaubte sich nun berechtigt, Repressalien zu üben. Natürlich gehört zu solcher Schlauheit auch einiges Glück, und dieses ergab sich für Venedig durch den Tod Karl's III. Daraufhin wurden alle Vorbereitungen getroffen, um die Insel zu annectiren. Der Zufall brachte es mit sich, daß diese Action eine andere zur Folge hatte, welche gleichfalls zu Gunsten Venedigs ausfiel. Nach dem Tode Karl's III. erschien nämlich Jacopo di Scrovigni, der unter dem verstorbenen Könige gedient hatte, auf der Insel, um deren Statthalterschaft zu übernehmen. Nun war aber dieser Mann gleichzeitig ein Parteigänger der Carrara von Padua, der gefährlichste Feinden der Republik. Niemals würde Venedig zugegeben haben, daß Carrareser die Insel Korfu — den »Schlüssel zur Adria« — annectirten. Die Sache war übrigens nicht so gefährlich, für die Republik aber immerhin ein Anlaß, nun auch gegen ihre gefährlichen Nachbarn auf dem Festlande einzuschreiten. Die Carrara hatten, nach dem Ableben des ersten Herzogs von Mailand, überdies die Absicht, ihre früheren Besitzungen den Mailändern wieder zu entreißen, und verbanden sich zu diesem Zwecke mit den gleichfalls geschädigten Scala von Verona. Aber das Bündniß der Herzogin-Witwe mit Venedig brachte in einem einjährigen Kriege, den dieses mit Soldtruppen unter Malatesta auf dem Festlande und zu Meer führte, die Städte Vicenza, Feltre, Belluno, Verona und Padua (1404 und 1405). Der greise Francesco Carrara ward sammt seinen zwei Söhnen in einen Käfig gesperrt und hernach erdrosselt.

Viel früher als diese Katastrophe sich zutrug, hatte Venedig das Schicksal Korfus entschieden. Es landete Truppen auf Korfu, drängte den

Jacopo di Scrovigni bis in die Feſtung zurück und beſchoß dieſelbe .... Daß das Alles möglich war, beweiſt, daß die Korfuoten denn doch nicht gar ſo ſehr venetianiſch geſinnt waren. Auch konnte ſich Scrovigni, dem ſicher die Folter und Strick bevorſtanden, wenn die Venetianer ihn erwiſchten, noch rechtzeitig in Sicherheit bringen .... Am 28. Mai 1386 capitulirte die Citadelle von Korfu und damit war die Inſel venetianiſch.

Wir knüpfen nun wieder an die Ereigniſſe an, welche auf den ſiegreichen Krieg gegen die Carrara und Scala folgten. Venedig hatte durch den erfolgreichen Ausgang dieſes Feldzuges ſeine Herrſchaft auch auf dem Feſtlande erweitert und befeſtigt. Zur See hatte die Republik das alte Kriegsglück gegenüber ihrer nie ganz zu demüthigenden Rivalin — Genua .... So ſtanden die Dinge zu Beginn des XV. Jahrhunderts. Unter dem Dogat Michele Steno's (1400 bis 1413), der den Paduanerkrieg führte, wurde auch Lepanto und Patras in Griechenland erworben .... Aber ein neuer Gegner, der die Republik von nun ab durch Jahrhunderte bedrängen ſollte, war auf dem Schauplatze erſchienen — die Osmanen. Der erſte Sultan, welcher mit Venedig handgemein wurde, war Mohammed I. Die ganze Welt war geſpannt, wie der Zwiſchenfall enden werde. Da kam die Nachricht nach Venedig, daß Pietro Loredano mit ſeinen Galeeren auf der Höhe von Gallipoli (am Nordende der Dardanellen) die osmaniſche Flotte zerſprengt und zum Theile vernichtet habe. Die Türkennoth hatte übrigens das Gute, daß viele der ſchwächeren griechiſchen Herrſcher ſich unter den Machtſchutz Venedigs begaben. Gleichzeitig ſiegte der venetianiſche Feldherr Filippo d'Arcelli mit einem Landheer über den Kaiſer Sigismund, der die Politik ſeines Schwiegervaters, des Königs Ludwig von Ungarn fortſetzte. Welcher Machtfactor Venedig in jener Zeit (zweites Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts) war, erſieht man aus den Angaben, welche der ſterbende Doge Tommaſo Mocenigo († 1423) einigen Senatoren machte. Die Republik umfaßte damals ein Landgebiet von 2000 Quadratmeilen; ſie hatte 6 Millionen Ducaten Staatsſchulden, bei einer Jahreseinnahme von 1 Million Ducaten. Der Geſammtumlauf des Handels betrug 10 Millionen, welche 4 Millionen abwarfen. Die Zahl der Handelsſchiffe betrug 3000, die der Kriegsflotte 45 eigentliche Kriegs- und 300 andere Galeeren — alle Schiffe zuſammen

mit 19.000 Seeleuten und 16.000 Schiffzimmerleuten. Die Häuſer von Venedig hatten 7 Millionen Ducaten Schätzungswerth, ihr Miethertrag gewährte ½ Million. Es gab 1000 Nobili von 70 bis 4000 Ducaten Einkommen. Die Einwohnerſchaft belief ſich auf 190.000 Seelen.

Mit dem vielgeprüften Dogen Franceſco Foſcari (1423 bis 1457) bricht eine bedeutſame Zeit herein. Wer hätte nicht von dieſem Manne gehört, der dem Rathe der Zehn vorſaß, um aus ſeinem Munde das Urtheil gegen ſeinen unglücklichen Sohn Jacopo zu vernehmen? Wer hätte nicht tief ergriffen die Byron'ſche Tragödie aus der Hand gelegt, nachdem er alle Schauer dieſes Dramas durchempfunden. Sicher hat jedem in der Erinnerung die Stimme der energiſchen, aber liebevollen Marina, der Gattin des gefolterten Jacopo nachgeklungen — ſie, welche die venetianiſche Tyrannis mit den furchtbaren Worten gebrandmarkt hatte:

Fiſchplatz in Chioggia.

.... Dieſe alten Menſchenteufel
Mit einem Fuß im Grab, mit todten Augen,
Die nicht von Thränen, nur von Alter triefen,
Mit langen, weißen, ſpärlich dünnen Haaren,

Digitized by Google

Mit schwachen Händen, Häuptern so gelähmt
Als ihre Herzen hart sind, die berathen,
Ersinnen Ränke, streichen Menschenleben,
Als gälte Leben mehr nicht als das todte
Gefühl in ihrer fluchbeladenen Brust!«

Francesco Foscari hatte mit Glück die äußeren Feinde bekämpft. Zwar ein gegen Visconti von Mailand geführter glücklicher Feldzug hatte nur zur Folge, daß die Besiegten abermals zu den Waffen griffen und ein auf dem Po vorgedrungenes Geschwader der Venetianer vernichteten. Gegen derlei Unglücksfälle hatte die Republik ihre besonderen Gegenmittel. Der gefürchtete Feldhauptmann Carmagnola, welcher — wie der Rath der Zehn meinte — versäumt habe, dem bedrängten Geschwader rechtzeitig zu Hilfe zu eilen, wurde unter Vorspiegelung von anzuknüpfenden Friedensunterhandlungen nach Venedig gelockt, dort feierlich empfangen, dann aber des Nachts aus seinem Bette geholt und in den Kerker geworfen. Da Carmagnola früher die Truppen des Herzogs von Mailand befehligte, sich aber entzweit hatte und nun an die Spitze der venetianischen Truppen trat, schöpfte der Rath der Zehn Verdacht wegen seines saumseligen Benehmens vor und nach der Katastrophe, welche das venetianische Geschwader auf dem Po getroffen hatte. Angeklagt und grausam gefoltert, legte er ein (erzwungenes) Geständniß ab und ward am Abend des 5. März 1452 mit einem Knebel im Munde zwischen die beiden Säulen auf der Piazzetta geführt und enthauptet.

Visconti gab indeß nicht nach. Er bediente sich zunächst eines Sprößlings der früheren Herren von Padua als Werkzeug und stürzte so diesen ins Verderben. Er ward gefangen, wie üblich gefoltert und hingerichtet. Schließlich aber erzwangen sich die Venetianer einen vortheilhaften Frieden, der ihnen namhafte Gebietserwerbungen auf dem oberitalienischen Festlande verschaffte. Auf diese Erwerbungen spielt Foscari an, wenn er in Byron's Tragödie (II. Act, 1. Auftritt) sagt:

.... »Ich fand sie als Seekönigin,
Und hinterlasse sie als Fürstin von
Der Lombardei; es thut mir wohl, daß ich
Kann sagen: Ich flocht in ihr Diadem
Die Edelsteine Brescia und Ravenna,
Crema und Bergamo gehören ihr;
So ist ihr Landgebiet durch mich gewachsen,
Und ihre Seeherrschaft schmolz nicht dabei.«

Im Innern aber wühlte die finstere Intrigue während der ganzen vierunddreißigjährigen Regierungszeit Foscari's. Seine Hauptfeinde waren die Loredan, namentlich der Admiral Pietro Loredan, der Sieger wider Mohammed I. bei Gallipoli. Fast der ganze Rath der Zehn bestand aus Mitgliedern jener Familie. Kein Wunder also, daß sie alle Mittel aufwandten, um dem Dogen seine Existenz so viel wie möglich zu verbittern. Zwar hatte dieser zweimal seine Entlassung verlangt, aber nicht erhalten, da es der Gegenpartei sich weniger um die Beseitigung des Verhaßten, als vielmehr darum handelte, entweder den Dogen oder seine Familie durch irgend einen herbeizuführenden Zwischenfall für immer unmöglich zu machen.

Francesco Foscari aber war und blieb unanfechtbar. Es mußte also sein Sohn als Opfer in die Staatsangelegenheiten hineingezerrt werden. Bei der Stimmenmehrheit, welche die Loredan im Rathe der Zehn besaßen, konnte es denselben nicht schwer fallen, Jacopo Foscari anzuklagen und in den Kerker zu werfen. Man denke sich die moralische Marter: der Vater an der Spitze des Tribunals, welches über seinen schuldlosen Sohn aburtheilen sollte. Jacopo wurde den fürchterlichsten Torturen unterworfen, ohne ein Geständniß abzulegen. Er ward hierauf in die Verbannung geschickt, erlag jedoch den Verletzungen, welche er durch die Seiltortur und die Feuerbrände erlitten hatte, noch bevor er sein geliebtes Venedig verließ.

Damit nicht zufrieden, namentlich aber enttäuscht durch das negative Resultat der Tortur an Jacopo Foscari, richtete sich nun der ganze, mehr und mehr offen auftretende Haß gegen den Dogen. Zweimal hatte man dessen Demission abschlägig beschieden; jetzt war der Zeitpunkt gekommen — nicht etwa eine erneute Demission anzunehmen — sondern die Absetzung des Dogen zu decretiren. Als Grund wurde vorgeschützt, daß Foscari seit dem Tode seines Sohnes die Sitzungen vernachlässigt habe. Der Doge wurde verhalten, binnen drei Tagen den Dogenpalast zu räumen. Auf seinen Stab gestützt, verließ der greise Mann das Heim, in welchem er durch 34 Jahre geschaltet, und zwar, wie die Geschichte dargethan hat: nie zum Nachtheile der Republik geschaltet hat.

»Die Treppe will ich heut'
Hinuntergehen, die ich einst empor
Zu meiner Würde stieg, die Riesentreppe,
Auf deren breiten, königlichen Stufen
Man mir den Herzogshut aufs Haupt gesetzt.
Mich führten meine Dienste dort herauf,
Der Feinde Bosheit treibt mich dort hinunter.
Dort ward ich Fürst vor fünfunddreißig Jahren,
Und schritt in diese Säle ein, woraus
Ich nur als Leichnam einst zu scheiden dachte,
Vielleicht entseelt im treuen Kampf um sie,
Doch nicht von meinen Bürgern ausgestoßen.«

Als der abgesetzte Doge in seinem schlichten Gewande vor dem Volke erschien, äußerte dieses heftigen Unwillen; gehorchte aber, als die Staatsinquisitoren die Aufforderung ergehen ließen, »von dieser Angelegenheit« nicht mehr zu sprechen. Foscari hatte also Recht, als er dem Vorsteher der Zehn sagte:

»Es giebt kein Volk, das wißt ihr wohl,
Sonst würdet ihr's nicht wagen, ihm und mir
So viel zu bieten: — eine Menge, ja,
Mag da sein, deren Zuseh'n euch beschämt.
Doch dürfen sie nicht murren, noch euch fluchen,
Als mit dem Herzen und den Augen....«

Mit dem Abgange Francesco Foscari's beginnt für die Republik eine neue Zeit der Bedrängniß: die Epoche der Türkenkriege.... Eingeleitet wurden dieselben durch die äußere Veranlassung des Schutzes, den die Venetianer einem Sklaven des Paschas von Athen in Koron gewährten. Der Krieg brach aus und Venedig verlor zunächst Argos. Zwar gelingt es dem Flottenbefehlshaber Luigi Loredano mit 36 Galeeren und unterstützt durch die Landarmee die Stadt den Türken wieder zu entreißen; dafür fällt Bertoldo vor Korinth. Feige Nachgiebigkeit war nie die Sache der Republik. Sie rüstete daher eine neue Flotte aus, die von Ancona aus in See ging. Vittorio Capello erobert Athen, aber vor Patras werden die Venetianer geschlagen. Dieser Erfolg spornte den grimmigen Mohammed II., der Constantinopel bezwungen und durch seine Eroberungen in der Levante den Venetianern großen Schaden zugefügt hatte, zu neuen Thaten an. Der Sultan gedachte das Christenthum mit Stumpf und Stiel auszurotten und rüstete sich zu einem Zuge nach — Rom. Im Jahre 1470 erschien er

mit 138 Kriegsſchiffen vor Negroponte, das die Venetianer heldenmüthig vertheidigten. Leider verabſäumte der Flottenführer Nicolo Canale rechtzeitig in den Kampf einzugreifen, und ſo fiel Negroponte in die Hände des Siegers .... Schauplatz dieſes Kampfes iſt die Stelle, wo das heutige Chalkis liegt: die ſchmale Landzunge von Euböa, die ſich ſo weit nach der Küſte Böotiens hinüberſtreckt, daß ſich die Meerenge auf dieſer Stelle bis auf 200 Fuß verengt. Ueber dieſen ſchmalen Sund führt ſeit den älteſten Zeiten eine Brücke, doch mag die Verbindung zur Zeit nicht beſtanden haben.

Zum Glücke hatte das Ereigniß keine anderen Mißgeſchicke im Gefolge und Venedig konnte umſomehr den Verluſt von Negroponte verſchmerzen, als es wenige Jahre hierauf die Inſel Cypern erwarb. Dort hatte der verbannte venetianiſche Edelmann Cornaro ſeine ſchöne Nichte — Caterina Cornaro — an den König Jacob II. aus dem Hauſe Luſignan verheiratet. Jacob, welcher von dem Prätendenten Ludwig von Savoyen arg bedrängt wurde, wandte ſich an Venedig, welches ſofort Beiſtand leiſtete. Die Venetianer wären ſchlechte Rechenmeiſter geweſen, wenn ſie nicht ſofort erkannt hätten, daß der Intervention die Annexion bald auf dem Fuße folgen werde.... Sie brauchten ſich blos an Korfu zu erinnern, das genau hundert Jahre vorher der Schauplatz ihrer unermüdlichen diplomatiſchen Thätigkeit war. Einmal in die inneren Händel von Cypern verwickelt, konnte die Republik logiſcherweiſe von der Inſel nicht mehr laſſen. Als Jacob II. geſtorben war, trat die ſchöne Caterina die Herrſchaft an. Sie ward ihr ſtreitig gemacht durch einen natürlichen Sohn des verſtorbenen Königs, doch erklärten die Venetianer, daß der nachgeborne Sohn Caterina's der erbberechtigte Prinz ſei, die Regentſchaft demnach durch die Mutter ausgeübt werden müſſe. Gleichwohl lehnten ſich die cypriſchen Barone auf und ſo ſah ſich Venedig in der angenehmen Lage einzuſchreiten und die Inſel völlig venetianiſch zu machen.

Dies ereignete ſich unter dem Dogat Pietro Mocenigo, dem ſechsten Dogen nach Francesco Foscari. Unter ſeinem Nachfolger Andrea Vendramin (1476 bis 1478) erreichte die Türkennoth ihren Höhepunkt. Zweimal waren die aſiatiſchen Horden mordend und ſengend bis zum Iſonzo vorgedrungen. Im nördlichen Iſtrien hatten ſie — wie wir bereits in einem

Digitized by Google

anderen Abschnitte erfahren haben — die Städte Rozzo und Pinguente vergeblich belagert. Auch gegenüber von Triest — das die Venetianer kurz vorher (1463) belagert hatten — konnten die Türken nichts ausrichten. Als sie aber bis an den Isonzo vorgedrungen waren und eine Invasion Italiens bevorstand, beeilte sich die Republik Frieden zu schließen (1479). Die Venetianer verlieren Scutari, die Inseln Lemnos und Negroponte und die »Maina«, das wilde Gebirgsland der lakonischen Halbinsel im Peloponnes. Das immer speculirende und rechnende Venedig wußte sich indeß gleichwohl ein Privilegium zu erhalten: den zollfreien Handel in der Levante, und zwar gegen eine jährliche Bezahlung von 10.000 Ducaten.

Zum Glücke segnete Sultan Mohammed II., dieser größte Bedränger der Republik, zwei Jahre nach dem Frieden von Constantinopel das Zeitliche. Nun hatte Venedig wieder freie Hände, deren es in der nächsten Zeit bedurfte. Welchen Einfluß die Republik damals besaß, beweist nachfolgende Thatsache. Ein venetianisches Heer war bis Ferrara vorgedrungen, um es zu besetzen. Nun war aber dem Herzog von Ferrara sein Territorium durch den Papst garantirt worden und dieser sah sich genöthigt, die Venetianer zu excommuniciren. Der Rath der Zehn entwickelte aber solche Macht, daß er den Gottesdienst in seinem Staate erzwang. Die Franciscaner, welche sich nicht fügen wollten, mußten Venedig verlassen — eine für jene Zeit unerhörte Gewaltmaßregel.

Unterdessen hatte die Republik die Insel Cypern definitiv unter ihre Herrschaft gebracht. Der Rath der Zehn sandte den Bruder der Caterina Cornaro nach Cypern, mit dem gemessenen Befehle, die Schwester nach Venedig zu bringen. Am 26. Februar 1489 wehte über den cyprischen Städten das Marcusbanner. Die Königin zog sich, umgeben von ihrem geistreichen Hofstaat, nach Asolo ins Trevisanische zurück. (Dieses Asolo liegt unweit von Bassano, am Abhange der südlichsten Alpenausläufer.)

An der Wende des XV. zum XVI. Jahrhundert steht Venedig auf der Höhe seines Glanzes und seiner Macht. Erst jetzt hatte es seine volle Reife erlangt. »Es war ein reicher Staat, mit strafffster politischer Sicherheit, für öffentliche Anstalten ein sorgliches Vorbild, stets thätig für gewinnreiche Industrie und Eröffnung neuer Absatzwege, seine Bündnisse um

hohen Preis und je nach Umſtänden ſchließend, die Regierung durch ſich ſelber controlirt, ihre Spitze — der Rath der Zehn — alljährlich von der regierenden Kaſte erwählt, mit unbedingtem Recht über Leben und Tod, Heer und Schatz, mit Staatsinquiſitoren (jetzt drei unſichtbaren), von Spähern bedient, ſelbſt im Auslande durch ſeine eigenen Bürger. Die Venetianer ſelber ſcharfen, aber harten Verſtandes, beſonnen in der Rede, voll Weltkenntniß, ſtolz und — was nicht Ihresgleichen — verachtend, in engſter Gemeinſchaft mit den Ihrigen und inſoferne patriotiſch, im übrigen Italien verhaßt, von rückſichtsloſer Ueberlegung, ceremoniell religiös, das Geſetz bis zur Aufopferung achtend, einem geiſtreichen Geiſtleben zugethan, deſſen ſinnliche Grundlage durch die Schönheit des geſellſchaftlichen Lebens, den geſchmackvollen Putz, die hohe Werthſchätzung der herrlich aufſprießenden Kunſt verklärt wurde.«

Der Träger dieſer Kunſt war Giovanni Bellini, dem das Glück zu Theil wurde, ein neunzigjähriges Leben mit unermüdlichem Schaffen auszufüllen. Er ſank ins Grab, als ſeine Nachfolger — eine ganze Reihe von Namen — in das volle Mannesalter eintraten: Palma Vecchio, Giorgione und Tizian, ſämmtlich im Jahre 1477, Sanſovino ein Jahr ſpäter, geboren .... Daß die Freiheit des Idealismus ſich anfänglich nur ſchwer mit dem Vorwiegen der äußeren Macht in Einklang bringen ließ, liegt auf der Hand. Aber der Einfluß des Kunſtſchaffens auf das Leben war unverkennbar und ſicher war dieſer Einfluß ein wohlthätiger. Wohlleben und Prachtliebe drangen in immer größere Kreiſe und an die Stelle des rüden Geldprotzenthums trat das liebenswürdige Mäcenatenthum.

In ſeinen inneren ſtaatlichen Verhältniſſen war Venedig um dieſelbe Zeit neuen Gefahren ausgeſetzt. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß Staatsgeheimniſſe nicht immer geheimgehalten wurden und mancher Verrath gerade von jener Seite ausging, die darüber zu wachen hatte, daß kein Verrath begangen werde. Um nun dieſer Gefahr zu ſteuern, ward der nächſte Doge — Leonardo Loredano (1501 bis 1521) — aus den drei Staatsinquiſitoren gewählt. Uebrigens hatte nun Venedig auch mit äußerem Mißgeſchick zu kämpfen. In der Levante verlor es mehrere Gebietstheile und auf dem Feſtlande bildete ſich die »Liga von Cambray« (Ludwig XII., Kaiſer Max I.,

Digitized by Google

Papſt Julius VI.), welche der Republik hart zu Leibe ging. Es verlor Schlachten und in der Folge (nach Auflöſung der Liga) ſogar Gebietstheile. Zu allem Mißgeſchick verheerte auch noch eine Feuersbrunſt die Stadt, wobei 2000 Häuſer, die Rialtobrücke und die Markthallen zu Grunde gingen.

Daß es mit der Macht der Republik herabging, bewies ſie durch ihr wiederholtes Schwanken in der Bundesgenoſſenſchaft zwiſchen Franz I. und Karl V. Ihre Sympathien waren offenbar auf Seite Frankreichs, da Franz I. kurz vorher durch ſeinen Sieg bei Marignano den Venetianern wieder zu ihrem früheren Landbeſitze verholfen hatte. Bei dem letzten Siege Karls V. bei Pavia ſtand Venedig auf Seite der Franzoſen. Es mußte dafür Apulien an den Kaiſer, Ravenna an den Papſt abtreten. Die Dogen, welche in dieſem Zeitraume regierten, thaten ſich durch nichts hervor. Antonio Grimani nahm den Dogenſitz zwei Jahre ein, Andrea Gritti drei Jahre. Bis zum Wiederbeginne der Türkenkriege zu Beginn der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts löſten einander acht Dogen ab: Lando, Donato, Treviſan, Vernier, Priuli, Pietro Loredan und Alviſe Mocenigo I. Unter letzterem trug ſich das Trauerſpiel auf Cypern — das Ende der venetianiſchen Herrſchaft daſelbſt — zu .... Als Sultan Selim II. (genannt der »Trunkenbold«) hörte, daß auf Cypern der beſte Wein wachſe, ließ er zu, daß ſeine ehrgeizigen Generale an die Eroberung der Inſel gingen. Die cypriſchen Städte wurden im mörderiſchen Kampfe genommen oder durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Im letzteren Falle war die von dem edlen Bragadino vertheidigte Stadt Famaguſta (an der Oſtküſte der Inſel). Trotz den ehrenhafteſten Bedingungen der Uebergabe wurde Bragadino ſcheußlich verſtümmelt, ausgeſuchteſten Qualen ausgeſetzt und zuletzt lebendig geſchunden .... »Wo iſt nun Dein Chriſtus,« rief der Henker Muſtapha Paſcha; »warum kommt er Dir nicht zu Hilfe?« .... Die ausgeſtopfte Haut des Helden, der keinen Schmerzenslaut ausgeſtoßen, wurde in Conſtantinopel ausgeſtellt .... Bald darauf aber erſchien (October 1571) die venetianiſch-ſpaniſch-päpſtliche Flotte unter Befehl von Don Juan d'Auſtria auf der Höhe von Lepanto (das die Venetianer 1499 an die Türken verloren hatten), wo die osmaniſche — 300 Galeeren ſtark — ſie erwartete. Es gab eine meilenlange Kette von Zweikämpfen. Das Ende

Digitized by Google

war, daß Don Juan d'Auſtria das türkiſche Admiralſchiff nahm und daß im Ganzen 30.000 Türken auf den geenterten Schiffen erſchlagen wurden. Die Venetianer kämpften unter Sebaſtiano Vernier, Agoſtino Barbarigo und Marco Quirini. Die Verluſte der Verbündeten waren enorm — 8000 Mann — umſo größer aber die Beute: 130 Schiffe und 373 Kanonen. Außerdem konnten 15.000 Chriſtenſklaven befreit werden.

Die Venetianer verabſäumten nicht, die Erinnerung an dieſe glorreiche Schlacht (Hammer-Purgſtall nennt ſie die bedeutendſte ſeit Actium) im Volke lebendig zu erhalten. Sie ſind bis auf den Tag erhalten geblieben: das Gemälde Vincentino's im Dogenpalaſt, die Sculpturen der Schüler Sanſovino's im Arſenale, die Erzbilder Veniero's und Barbarigo's in der Akademie, die Gemälde Tintoretto's und die Basreliefs Vittoria's in der »Kapelle des Roſenkranzes«. Democh iſt dieſer glänzende Sieg im Großen und Ganzen für die Verbündeten reſultatlos geblieben, und zwar wegen der unter dieſen herrſchenden Uneinigkeit. Während die Venetianer das Andenken des Seeſieges in Gemälden und Sculpturen feierten, ſchafften die Osmanen in Conſtantinopel Raum zu neuen Schiffswerften, um ſo raſch wie möglich eine zweite Flotte ausrüſten zu können. In einem einzigen Winter wurden 150 Galeeren gebaut. Der Starrſinn der Osmanen war ſo wenig gebrochen, daß der Großvezier Sokolli — dem gegenüber die Bemerkung gemacht wurde, die Schiffe wären wohl da, aber es fehle die Ausrüſtung — antworten konnte: »Der hohen Pforte Vermögen und Macht iſt ſo groß, daß, wenn es befohlen würde, die Anker aus Silber, das Tauwerk aus Seide, die Segel aus Atlas herbeizuſchaffen, es möglich wäre« .... Gleichzeitig fand ſich der venetianiſche Bailo Barbaro, welcher trotz Cypern und Lepanto muthig in Conſtantinopel ausgeharrt hatte, beim Großvezier ein und ſchenkte ihm einige Sklaven, um ſeine Geſinnung gegen Venedig auszuforſchen. »Du kommſt zu ſchauen, wie's mit unſerem Muthe ſteht, nach dem letzten Zufall; es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Euerem Verluſte und dem unſerigen. Wir haben Euch, indem wir Euch ein Reich entriſſen, einen Arm abgehauen, Ihr, indem Ihr unſere Flotte ſchlugt, habt uns den Bart geſchoren. Der abgehauene Arm wächſt nicht wieder nach, der abgeſchorene Bart um ſo dichter.«

Daß Sokolli nicht prahlte, bewieſen die nächſten Ereigniſſe. Im Juni 1572 ging die türkiſche Flotte — 250 Segel ſtark — in See. Die der Verbündeten, welche nach langem Zögern von ſpaniſcher Seite endlich zuſammenkam, war derſelben an Stärke überlegen, aber der Vortheil der Ueberlegenheit, der Zahl und geübter Schiffsbemannung gingen verloren durch die Fahrläſſigkeit der Commandanten und die Uneinigkeit, die zwiſchen ihnen herrſchte. Zweimal begegneten ſich die beiden Flotten — bei der Inſel Cerigo und beim Vorgebirge Matapan — ohne daß es zum Kampf gekommen wäre. Die türkiſche zog ſich nach Modoni und Navarino, die der Verbündeten, welche vor Cerigo lag, ſollte die Vereinigung der feind-

Chioggiotin.

Digitized by Google

lichen Geschwader verhindern. Die Vereinigung geschah gleichwohl und Uludj Ali führte die Flotte mit dem Verluste einer einzigen Galeere nach Constantinopel zurück. Venedig, welches wohl einsah, daß es auf Spanien nicht mehr ernstlich zählen könne, sah sich gezwungen, zum Frieden die Hände zu bieten.

Schon waren die Präliminarien endgiltig gediehen und die Vertragsurkunde niedergeschrieben, als der Großvezier dieselbe eigenmächtig umänderte. Die Bedingungen waren hart genug; Venedig zahlte 300.000 Ducaten, gab Sopoto zurück, verpflichtete sich zur Zahlung von jährlich 1500 Ducaten für den Besitz der Insel Zante, erhielt aber dafür Nachlaß des Tributs für Cypern. Unter Einem wurden die Grenzen in Albanien und Dalmatien berichtigt und decretirt, daß den beiderseitigen Kaufleuten die während des Krieges mit Beschlag belegten Waaren und Schiffe zurückgestellt werden sollten. Barbaro ging selber zur Grenzberichtigung nach Dalmatien ab, und seine Verrichtungen übernahm Andrea Bardoër, als außerordentlicher Botschafter, und Antonio Tiepolo als Bailo. Es schien, als ob die Türken die Schlacht bei Lepanto gewonnen hätten.

Ein zweites Mißgeschick traf die Republik wenige Jahre später (1574). Eine große Seuche verheerte Venedig; 40.000 Menschen fielen ihr zum Opfer. Gleichwohl genügten wenige Jahre der Erholung und Sammlung, um Venedig wieder im vollen Lichte seines ererbten Ruhmes erscheinen zu lassen. Unter dem Dogat Nicolo da Ponte's (1578—1585) wurde für die Kunst und Wissenschaft unendlich viel gethan. In diese Epoche fällt unter Anderem die Gründung der Akademie der Wissenschaften, des Seminars und anderer Anstalten, ferner die Erbauung der neuen Procuratien u. s. w.; immer höher stieg der Luxus und die Prachtliebe der Venetianer, was begreiflich, denn die Kunst war in jener Zeit durch glänzende Namen vertreten: Tizian, der kurz zuvor (1576) gestorben war, Sansovino, Palladio, Tintoretto, Paolo Veroneſe, Vittoria, Scamozzi.

Dann aber gab es wieder Streitigkeiten mit dem Papste, Intriguen nach Außen und im Innern. In letzterer Richtung ist namentlich ein Zwischenfall erwähnenswerth, der sich unter dem Dogat Giovanni Bembo's (1615—1618) zutrug. Der Gesandte Spaniens in Venedig,

Bedmar de la Cueva, und zwei andere Spanier (Peter von Toledo, Gouverneur von Mailand, und der Herzog von Ossuna, Vicekönig von Neapel) sollen den Plan gefaßt haben, Venedig durch mailändische Truppen und innere Verschwörung den Spaniern zu überliefern. Der Rath der Zehn kam dahinter und entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit.

Als Haupturheber dieser Verschwörung galt der seit langem von Venedig abwesende Patricier Angelo Bardoër, der schon in früheren Jahren sich verdächtig gemacht hatte, gegen die Republik zu conspiriren, und dieserhalb in einen Proceß verwickelt war. Angelo Bardoër gehörte jener Familie an, die vordem den Namen Participatio führte und aus der im IX. und X. Jahrhundert eine ganze Reihe von Dogen hervorging. Warum die Namenwechslung vorgenommen wurde, ist nicht bekannt. Die Persönlichkeit, um die es sich hier handelt, gehörte also einem der ältesten Adelsgeschlechter Venedigs an. Angelo Bardoër stand wiederholt in diplomatischer Verwendung und erwies sich als treuer Diener der Republik. Umso befremdender klingt es, wenn man vernimmt, daß die venetianische Regierung nach dem Ausbruche der Zwistigkeiten mit dem Papste Paul V. plötzlich in eine ängstliche Spionriecherei verfiel und ganz besonders Angelo scharf auf die Finger sah. Als Dieser einmal eine nächtliche Zusammenkunft mit dem päpstlichen Nuntius Gessi hatte (Juli 1607), schritten die Zehn ein und machten jenem den Proceß. Das Urtheil lautete sehr mild: ein Jahr Gefängniß und Verbot die Republik je zu verlassen. Sicher hatte Bardoër Freunde unter seinen Richtern, und er besaß deren auch sieben Jahre später (1613), als er neuerdings in Verdacht gerieth, es mit den Feinden der Republik zu halten. Der Rath der Zehn glaubte Beweise in Händen zu haben, daß Bardoër im Solde einiger hervorragender fremder Fürsten stehe, und beschloß ihn zu verhaften und zur Verantwortung zu ziehen. Es gelang dem Bedrohten das Weite zu gewinnen, angeblich in Folge der Unterstützung seitens eines der drei Staatsinquisitoren, Almoro Zane, der den Beschluß der Zehn an jenen verrieth. Almoro Zane wurde drei Jahre vom Rath ausgeschlossen, Bardoër aber in Contumaciam verurtheilt, das heißt als Staatsverbrecher angeklagt und auf seinen Kopf ein Preis von 4000 Ducaten gesetzt. Wer vollends den Uebelthäter lebendig

in die Hände der Inquiſition ſchaffen würde, dem wurden 6000 Ducaten zugeſichert. Die Republik hat nie gegeizt, wenn es ſich darum handelte, ſolcher, ihr gefährlich dünkender Perſonen habhaft zu werden.

Das iſt die Vorgeſchichte jener ſpäteren Verſchwörung vom Jahre 1618, von der wir weiter oben kurz berichteten. Da Bardoër ſich in fremden Ländern herumtrieb, am franzöſiſchen Hofe und beim ſpaniſchen Statthalter in Mailand ſich aufhielt und überdies im Dienſte der römiſchen Curie ſtand, glaubte die Republik die Lage vollſtändig zu durchblicken. Ihr war Bardoër nach wie vor der Urheber und Leiter der neuen ſpaniſchen Verſchwörung. Da ſie aber desſelben nicht habhaft werden konnte, vergriff ſie ſich an anderen Perſönlichkeiten. Man ſah in Venedig plötzlich mehrere Unbekannte am Galgen der Piazzetta und hörte von Arreſtationen und nächtlichen Canalexecutionen. Die Entfernung des ſpaniſchen Geſandten ließ, ungeachtet des Geheimniſſes des Rathes der Zehn, eine weitverzweigte ſpaniſche Verſchwörung »vermuthen«. Fünf Monate nachher ordnete der Senat Dankgebete für die Errettung der Republik an, ohne einen Grund anzugeben. Vielfach wird von Chroniſten und Geſchichtſchreibern vermuthet, der ganze Lärm ſei von der Republik ſelber angeſtiftet worden, um die Spanier verhaßt zu machen .... Den ihr unerreichbaren Bardoër verfolgte ſie aber mit einer Zähigkeit, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre. Noch im Jahre 1626 — alſo acht Jahre nach jener Verſchwörungs-Komödie — erhöhte ſie den Preis auf Bardoër's Kopf auf 10.000 Ducaten! Der Verfolgte, deſſen Schuld keineswegs nachgewieſen iſt, ſtarb im Jahre 1630 in Rom, wie es heißt durch venetianiſches Gift ....

Im Todesjahre Bardoër's verheerte die Peſt abermals Venedig. Es ſollen damals 44.000 Perſonen ums Leben gekommen ſein. Zur Erinnerung an das Ende dieſer Kataſtrophe ließ der Senat die Kirche Santa Maria della Salute erbauen und »Maria zum Heil« weihen. Erſt im Jahre 1656 konnte ſie der Geiſtlichkeit übergeben werden, nachdem der Bau über eine halbe Million Goldducaten gekoſtet hatte .... Unmittelbar nach jenem Peſtjahre begannen die Türkenkriege von Neuem. Sie waren langwierig und fügten der Republik bedeutenden Schaden zu. Schon Sultan Ibrahim rüſtete ſich zu neuen Kämpfen. Da aber dieſer ausſchweifende, nur von

Digitized by Google

Weibern gegängelte Padiſchah bald von den Janitſcharen erdroſſelt wurde, konnte erſt ſein Nachfolger, Mohammed IV., vollen Ernſt machen .... Der Beginn des Kriegsjahres 1648 war für Venedig unglücklich genug. Ein furchtbarer Sturm vernichtete die venetianiſche Flotte unweit von Ipſara, in welchem 18 Galeeren und 8 Galionen zu Grunde gingen, darunter das Admiralſchiff mit dem Generalcapitän Grimani. Die angenehme Nachricht dieſes mit Hilfe der Elemente errungenen Sieges traf in Conſtantinopel gleichzeitig mit 100 Köpfen und 70 Gefangenen ein, welche von den Türken bei der Zerſtörung des Felſenneſtes Carabuſa gemacht wurden.

Auf Kandia wurde unterdeſſen die Lage immer ernſter. Die Hauptſtadt gleichen Namens war von den Türken cernirt und in den erſten Tagen des Mai (1648) wurden die Laufgräben gegen das große Bollwerk San Demetrios (von den Türken die »weiße Baſtei« genannt) eröffnet. Die Venetianer machten wiederholt kühne Ausfälle, aber nur in ganz kleinen Trupps und womöglich ungeſehen des Nachts. Einmal drangen fünf Waghälſe bis ins Zelt des türkiſchen Commandanten und hieben mehrere Leute nieder, darunter einen franzöſiſchen Ingenieur; das zweitemal wurde der türkiſche Befehlshaber ſogar durch zwei Piſtolenkugeln verwundet. Unterdeſſen hatten die Belagerer in Erfahrung gebracht, daß die venetianiſche Flotte die türkiſche am Auslaufen aus den Dardanellen verhindert habe. Dennoch ſtürmten ſie gegen die Bollwerke, wurden aber von den Venetianern auf das energiſchſte abgewieſen. So zog ſich die Belagerung in die Länge. Ueberdies war eine venetianiſche Flotte im Hafen von Kandia erſchienen, worauf der türkiſche Commandant Verſtärkungen verlangte. Dies reizte des Sultans Zorn und er befahl, den Kapudanpaſcha hinzurichten. Zu Conſtantinopel aber erſetzten den Mangel an eingeſandten venetianiſchen Köpfen die von Statthaltern oder Rebellen.

Der heldenmüthigen Vertheidigung Kandias durch Leonardo Mocenigo folgte die Vernichtung einer 100 Schiffe ſtarken türkiſchen Flotte bei Chios (1651). Im Jahr 1656 fällt Generalcapitän Marcello in der großen Seeſchlacht bei den Dardanellen, aber die Venetianer erfochten den größten Seeſieg ſeit der Schlacht bei Lepanto. Schon ein Jahr darauf wird eine zweite Seeſchlacht bei den Dardanellen geſchlagen, in welcher das venetia-

niſche Admiralſchiff in Folge einer Pulverexploſion in die Luft fliegt . . . . Die ärgſte Bedrängniß der Venetianer in der Levante ſollte aber erſt im nächſten Jahrzehnte kommen. Am 3. November 1666 landeten die Türken auf Kandia bei Canea. Bald hierauf erfolgte die Belagerung von Kandia. Sie iſt zufolge des Heldenmuthes der Vertheidiger eine der berühmteſten in der Geſchichte aller Zeiten. »Die Stätte der Belagerung von Kandia iſt ein phlegräiſches Feld, wo mit jedem Schritte die Erde klaffend Feuer ſpeit und Pulverbrunnen aufſpringen.« Das Tagebuch und der Rechnungsausweis der geſprengten Minen iſt von dem General des venetianiſchen Fußvolkes, dem Marcheſe Ghiron da Villa — dem Geſchichtſchreiber dieſer Belagerung — geſchrieben worden . . . . Am Vorabende des 214. Jahrestages der Eroberung von Conſtantinopel eröffnete Achmed Köprülü die Laufgräben vor Kandia unter dem Feuer von 300 Geſchützen. Zur Ermunterung der Belagerer traf wenige Tage vorher ein Handſchreiben vom Sultan ein, welches die Nachricht enthielt, daß in Dalmatien ein Erdbeben die venetianiſche Grenzfeſtung Cattaro »in Schutt zerrollt« habe. Zur Sonnenwende (des Jahres 1667) traf der Generalcapitän Franceſco Moroſini vor der Kandia gegenüberliegenden Inſel Stendia ein, und ſeiner Ankunft Gruß waren die erſten Minen, welche auf beiden Seiten aufflogen. Acht Tage darauf kamen auch die Hilfsgeſchwader: das päpſtliche von Prior Bichi, das malteſiſche vom Comthur del Bene befehligt, vor Stendia an, konnten ſich jedoch nicht entſchließen, Truppen ans Land zu ſetzen, was möglicherweiſe geeignet geweſen wäre, unter den Belagerern Verwirrung und Schrecken hervorzurufen.

Die Erfolge waren auf Seite der Angreifer für lange geringe. Auffliegende Minen und Ausfälle wechſelten in raſcher Folge, und ſcheint der Erfolg weit mehr auf Seite der letzteren geweſen zu ſein. So war der November hereingebrochen und der Großvezier mußte daran denken, die Belagerung zu ſiſtiren. In ſechseinhalb Monaten waren auf Seite der Türken 20.000 Centner Pulver verknallt worden, 8000 Soldaten gefallen, 400 Janitſcharen zu Krüppeln verſtümmelt worden. Außerdem hatte der Tod reiche Ernte unter den osmaniſchen Kriegsoberſten gehalten. Als dann mit Eintritt des Januar 1668 der Schnee und Regengüſſe die Laufgräben

Digitized by Google

überſchwemmten, wurden die meiſten Truppen aus denſelben zurückgezogen. Sie blieben aber gleichwohl den ganzen Winter über bewacht.

Am 14. Februar traf im Hauptquartier der Türken ein Parlamentär mit einem Schreiben Moroſini's ein, in welchem dieſer, um den umſtändlichen Weg über Venedig zu erſparen, directe Verhandlungen vorſchlug. Es erfolgte die Antwort: daß der Großvezier als unumſchränkter Machthaber nur dann mit dem Generalcapitän in Verhandlungen ſich einlaſſen könne, wenn derſelbe die Vollmacht hätte, Land und Feſtung zu übergeben. Moroſini blieb die Gegenantwort ſchuldig und die Feindſeligkeiten nahmen ihren weiteren Verlauf. So kam es unter Anderem zwiſchen dem venetianiſchen und türkiſchen Geſchwader zu einem nächtlichen Gefechte, in welchem die Türken den Kürzeren zogen und fünf Galeeren den Siegern überlaſſen mußten. Ein mit Gefangenen, feindlichen Flaggen und Fahnen beladenes Schiff ward nach Venedig geſchickt, wo es im Triumphe einzog.

Das türkiſche Belagerungsheer war unterdeſſen auf 20.000 Mann zuſammengeſchmolzen, wovon aber höchſtens drei Viertel kampffähig waren. Verſtärkungen waren alſo dringend nöthig und trafen auch in der nächſten Zeit ein: Alles in Allem 7000 Mann. Auch das Geſchützmaterial wurde vermehrt. Da die Venetianer bis dahin 30.000 Kugeln ins feindliche Lager geſchleudert hatten, ordnete der Großvezier den Guß von Geſchützen mit venetianiſchem Kaliber an, um die geſammten Kugeln verwenden zu können.... Erſt mit Beginn des Sommers wurde der Kampf wieder energiſcher aufgenommen. Eine der erſten von den Türken abgeſchoſſenen Kugeln traf den General von Kandia, Benardo Nani, und ein Bericht des Kapudanpaſcha meldet den über den Ritter Giorgio Vitali errungenen Seeſieg bei der Inſel Nio, in welcher der genannte venetianiſche Befehlshaber — von den Türken einer der »berühmteſten venetianiſchen Seeräuber (!)« genannt — fiel. Auf Seite der Belagerer waren ſeit Beginn des Sommers 20.000 Centner Pulver, 15.000 Bomben, 40.000 Kanonenkugeln (von 40 bis 80 Pfund) und 20.000 Granaten angekommen. Wenn dieſer furchtbare Eiſenhagel über Kandia niederging, dann mußte es verloren gehen. Die Kanonade muß furchtbar geweſen ſein, denn nachdem die Geſchütze der Türken 600 Mal abgefeuert waren, waren ſie derart desformirt, daß man ſie umgießen

Digitized by Google

mußte. In den Angriffen wurde aber nicht eine Stunde ausgeſetzt .... »Flatterminen und Handgranaten flatterten und knatterten, Singerinnen (Karthaunen) und Kammerſtücke ſangen und ſprangen, und mitten in dieſer ununterbrochenen türkiſchen Muſik des Geſchützes ſcholl wie ein Paukenſchlag eine Mine von 70 und mehr Pulverfäſſern, oder ein aufgeflogenes Pulvermagazin, wie das an der Kirche St. Peter ....« Unter den edlen Venetianern hielt der Tod reiche Ernte: der General Batſaglia fiel bei einem Ausfalle; desgleichen fielen oder waren verwundet: Balbi, Bardoër, Barbaro, Piſani, Grimaldi, Cornaro u. A.

Chioggiotiſche Brazzera.

Wieder war der Winter hereingebrochen, ohne daß es den Türken gelungen wäre, Kandia zu bezwingen .... Welch' imponirende Heldenhaftigkeit! Ein Handſchreiben des Sultans an den Großvezier gab Nachricht von der Ankunft eines venetianiſchen Geſandten und meldete zugleich die Unmöglichkeit, den Krieg das nächſte Jahr mit dem gleichen Aufwande von Kräften fortzuſetzen. Der Großvezier aber meldete zurück, daß die errungenen Vortheile zu bedeutende ſeien, um ſie opfern zu können. Er beſchwor den Sultan, ihn die Belagerung fortſetzen zu laſſen. Dieſe Energie iſt umſo lobenswerther, als die Türken ſelber bereits Miene machten zu meutern. Einmal hatten ſich ſogar 500 Spahi vor dem Zelte des Großveziers zuſammengerottet, um dieſen zu ſteinigen. Dem venetianiſchen Geſandten, welcher für den Fall der Aufhebung der Belagerung Geld antrug, antwortete der

Digitized by Google

Großvezier: »Wir ſind keine Kaufleute, haben Geld genug und geben Kandia um keinen Preis auf.«

So nahm die Belagerung den ganzen Winter über ihren Fortgang, um mit Beginn des Frühjahres (1669) wieder energiſcher aufgenommen zu werden. Furchtbar waren die Wirkungen des Minenkampfes. Eine einzige Mine der Venetianer, welche mit 200 Centner Pulver geladen war, richtete die gräßlichſten Verheerungen an. Anfangs Juni erſchien das franzöſiſche, einen Monat ſpäter das päpſtliche, dalmatiniſche und malteſiſche Hilfsgeſchwader. Aber dem Andrängen des Feindes war nicht mehr zu wehren. So ward denn im verſammelten Kriegsrath der Venetianer die Uebergabe der Feſtung beſchloſſen. Die venetianiſchen Vornehmen wurden von den Türken mit Auszeichnung behandelt, und obwohl der Großvezier in ſeinen Berichten die Gegner immer nur »Schweine«, die Feſtung das »Schweineneſt« nannte, äußerte er nun gleichwohl, er möchte die »tapferen Vertheidiger perſönlich kennen lernen ....« Mit den Truppen zogen auch die Bewohner Kandias bis auf wenige ab. Hierauf wurde um Mitternacht vom 26. auf den 27. September das große Kreuz, welches auf dem Walle Kandias bis jetzt aufgepflanzt geweſen, heruntergenommen .... Die Venetianer hatten während der ganzen Zeit der Belagerung 69 Stürme abgewehrt, 80 Ausfälle unternommen und 1364 Minen ſpringen laſſen. Wie groß die Zahl der abgefeuerten Kanonenſchüſſe geweſen ſein mag, wird wohl nie ziffermäßig feſtzuſtellen ſein. Auf Seite der Belagerer waren 11.000, auf der der Belagerten 30.000 Mann gefallen.

So endete der vorletzte große Krieg Venedigs in der Levante .... Die Heldenthaten vor und in Ilion ſchrumpfen zu blaſſen Schatten gegen dieſes jahrelange Ringen und Kämpfen im Donner der Kanonen und der aufſpringenden Minen .... Noch einmal aber ſollten die venetianiſchen Waffen den Osmanen hart zu Leibe gehen .... Derſelbe Held, der Kandia vertheidigt hatte — Franceſco Moroſini — übernahm die Führung. Er eroberte nach ſechzehntägiger Beſchießung die Feſtung Sta. Maura, ſchiffte 8000 Mann an der Küſte des Peloponnes aus, welche, Anfangs geſchlagen, ſchließlich in Koron feſten Fuß faßten und nach und nach den ganzen Peloponnes eroberten (1687) .... Dann nahm Moroſini Athen, und zwar

Digitized by Google

um den Preis der Vernichtung des Parthenon, in welches eine venetianiſche Bombe einſchlug und einen großen Theil des herrlichen Bauwerkes einſtürzen machte .... Moroſini erhielt im Golf von Aegina am 1. Juni 1688 die Nachricht von ſeiner Wahl zum Dogen. Er blieb gleichwohl in den griechiſchen Gewäſſern und kehrte erſt — in Folge Erkrankung — das Jahr darauf nach Venedig zurück. In Folge der drohenden Lage, welche im Peloponnes im Jahre 1693 Platz griff, ſtellte er ſich abermals an die Spitze des Heeres, ſtarb aber ſchon am 6. Jänner 1694 in Nauplia.

Damit enden die Großthaten der Heerführer und Dogen Venedigs. Bereits im Jahre 1715 ging der Peloponnes wieder an die Türken verloren; mit dem Frieden von Paſſarowitz (1718) hörte Venedig auf eine tonangebende Macht zu ſein. Die Dogenliſte des XVIII. Jahrhunderts weiſt zwar Namen von altem guten Klange auf — Mocenigo, Piſani, Grimani, Loredan, Venier — ihre Thaten aber waren belanglos. Ein ganzes Jahrhundert friſtete die Republik eine glänzende Scheinexiſtenz. Nicht nur die äußere Macht hatte in den letzten Türkenkriegen Schiffbruch gelitten, auch der Handel ward durch andere unternehmende Nationen an ſich geriſſen. An die Stelle der Thaten traten die Erinnerungen und in den Paläſten der ſtolzen Adelsgeſchlechter zehrte man an den mehr und mehr verblaſſenden Traditionen.

Die Napoleoniſche Aera brachte der Republik den Todesſtoß. Merkwürdig: Bonaparte haßte in ganz Europa Niemanden mehr als die beiden Seemächte: Venedig und England. Schon am 8. Mai 1797 hatte er dem Directorium geſchrieben, man müſſe Venedig vom Erdboden tilgen .... Kaum ein Jahr ſpäter landete er mit 40.000 Mann in Aegypten, um die andere Seemacht — England — zu vernichten, den Orient umzugeſtalten, Indien zu erobern u. ſ. w. Natürlich kam es nicht ſo, denn England war mächtig und hatte die Rolle Venedigs übernommen. Zeuge des Unterganges der Republik war der letzte Doge Manin. Nachdem die franzöſiſchen Truppen die Stadt beſetzt hatten, wurde das »goldene Buch« verbrannt und die Republik Venedig als aufgehoben erklärt ....

* * *

Marcuskirche und Dogenpalaſt.

Wir ſind mit unſeren hiſtoriſchen Rückblicken zu Ende. Wer alles Mitgetheilte ſeinem Gedächtniſſe wohl eingeprägt hat, wird mit anderen Gefühlen die Dogenſtadt durchwandern, als ein Unbeleſener, Naiver, der nur den heiteren Himmel kennt, der ſich über Stadt und Lagune ſpannt, und ſeine Sinne an den herrlichen unvergänglichen Kunſtdenkmalen erlabt. Zwar ſind ihm die Schrecken der Criminalgefängniſſe und der Bleikammern, nicht ganz fremd; aber was weiß der Glückliche von der vielhundertjährigen Macht der Staatsinquiſitoren, von der großen Zahl von Gefolterten, Gemarterten, Ertränkten und Hingerichteten? Was weiß er von dem kühnen Ehrgeiz der Candiano, den Intriguen, welche Marino Falieri um Thron und Leben brachten, dem Hader der Loredan und Foscari, der Stellenkäuflichkeit unter dem Dogen Francesco Molin? .... Und dasſelbe Volk, welches ſeine langjährige ariſtokratiſche Erziehung nicht verleugnen kann und unter allen Völkern die größte Geſchmeidigkeit, Lebensfreude und Wohlanſtändigkeit an den Tag legt — war dieſes ſelbe Volk nicht eine willenloſe »Menge« — wie Francesco Foscari es nannte — ein gefeſſeltes Glied am Staatskörper, welches für die Nobili Mailänder, Ravennaten, Iſtrier, Dalmatiner, Ungarn, Deutſche, Päpſtliche, Türken, Byzantiner, Albaneſen und Araber in unzähligen Kriegsaffairen beſiegen mußte? Hat doch ſelbſt die Kunſt nie einen Abglanz auf das venetianiſche Volk geworfen. All' die Meiſter, welche noch nach Jahrhunderten die Welt in Bewunderung verſetzen, huldigten dem ariſtokratiſchen Glanze, dem vornehmen Prunke der Staats- und Geſellſchaftsherrlichkeit. Selbſt bibliſche Vorwürfe wurden venetianiſch zugeſchnitten, Patriarchen und Apoſtel in die Brocatgewänder und Goldſtoffe der venetianiſchen Vornehmen gezwängt. Das Volk gab höchſtens eine willkommene Staffage, um den Glanz des Patricierthums zu erhöhen. Von Freiheit war in dieſem Staatsweſen ohnedies nie ein Körnchen vorhanden. Aber für die Freiheit — die ihnen nicht zu Theil wurde — mußten die Niedergeborenen kämpfen, ſich zu Tauſenden hinſchlachten laſſen. Freilich

ging der Adel immerdar mit beſtem Beiſpiele voran. Da er nun einmal herrſchte, mußte er ſich auch dieſer Rolle würdig zeigen. Muth, Tapferkeit, Thatendrang und Opferwilligkeit waren ſtets die Haupttugenden, durch die ſich der Adel hervorthat. Keine Schlacht ward geſchlagen, in der ſich nicht ein Dutzend Nobili hervorgethan hätte, ein anderes Dutzend unter den Waffenſtreichen der Feinde gefallen wäre. Auf den Wällen von Kandia blieben die Leichen von Angehörigen der edelſten Geſchlechter im Trümmerſturz der aufſpringenden Minen liegen. Flottenführer und Feldhauptleute zogen hoffnungsfreudig aus, um nicht mehr heimzukehren, da ſie die erſten waren, welche ſich dem Feinde entgegenſtellten und fielen.

Die Ergänzung, welche die Geſchichte von Venedig in vielen Dingen nöthig hat, ergiebt ſich von ſelbſt, wenn man die Stadt mit offenen Augen durchwandert, jedes Bauwerk oder Kunſtobject »mit der Seele« ſucht .... So ſtehen wir eines Morgens auf dem Marcusplatz und laſſen die ſteinernen Wunder um uns mit ihrer fabelhaften Pracht auf uns einwirken. Wie Rom, hatte auch Venedig ſein Forum — die große Piazza, die im Oſten mit dem Staatstempel: der Baſilica des heil. Marcus, abſchloß. Wer alſo den märchenhaften Bau vom Platze aus betrachtet, richtet ſeinen Blick nach Oſten und gewinnt hierbei den richtigen Anknüpfungspunkt. Das heitere Prunkwerk iſt faſt ganz aus dem Orient bezogen. Orientaliſch iſt die bunte Mannigfaltigkeit in den architektoniſchen Gliedern, orientaliſch die großartige Menge von Säulen, die zuſammen einen Wald abgeben würden, gleich jenen im Innern der Moſchee von Toledo; orientaliſch vor Allem ſind Grundform und Kuppelkrönung der Baſilica, die herrliche muſiviſche Ausſtattung im Innern. Freilich macht an dieſem Wunderwerk auch die Gothik ihren Einfluß geltend. Es war alſo dieſer Staatstempel Venedigs gleichſam das Sinnbild der Republik ſelber, beziehungsweiſe ihrer Weltſtellung, ihres Berufes, ihrer Macht: die Stätte, wo Abendland und Morgenland miteinander verknüpft wurden.

Um vollends zu begreifen, welche Bedeutung dieſer Tempel für Venedig hat, brauchte es nur eines Blickes nach der Höhe jenes Balluſtradenganges, der das fünfbogige Erdgeſchoß mit ſeinen rieſigen Thoröffnungen von dem gleichfalls fünfbogigen Obergeſchoſſe trennt. Auf dieſer Scheidelinie

ſtehen die fünf ehernen Roſſe, welche die Venetianer nach der Erſtürmung von Conſtantinopel von dort nach Venedig brachten. Anfangs wurden ſie im Arſenal untergebracht; aber dort war ihr richtiger Platz nicht. Ober dem rieſigen Thorbogen der Baſilica erhalten ſie förmlich eine ſymboliſche Bedeutung. Die Ueberhöhung iſt zudem nöthig, da die Roſſe in der Nähe betrachtet — wie ſchon Goethe richtig bemerkte — ſich ſchwerfällig, dagegen von unten aus ungemein leicht und graziös ausnehmen.

Die fünf Bogen, welche die Hauptfaçade der Baſilica durchbrechen, zeigen den herrlichſten Säulenſchmuck. Wo Venedig ſeinen Fuß hinſetzte, ſpähte es nach Kunſtwerken und Architekturreſten aus, die den Bauten daheim zur Zierde gereichen könnten. Die 500 Säulen der Marcuskirche ſtammen aus Nah und Fern. Die wenigſten freilich ſind antik. Entſchieden aus dem Orient bezogen ſind die überreich ſculptirten, mit einem Kreuz über joniſchen Voluten, und die mit Tauben und Löwen oder Widdern an den Capitälen, ſowie die würfelartigen mit Lilien und die mit Flechtnetzknäufen .... Alle dieſe Säulenarten, deren Material bald aus Marmor oder Porphyr, bald aus Serpentin oder Cipollin beſteht, findet man im Innern der Kirche. Noch ſtehen wir aber unter dem Hauptbogen der Vorhalle. Vor uns haben wir eine der herrlichen Erzthüren, welche aus der Vorhalle in den Dom führen.

Die byzantiniſchen Grundmotive und die griechiſchen Bibelſtellen auf den Spruchbändern verrathen uns — wenn auch nicht die Provenienz, denn die Arbeit iſt venetianiſch — ſo doch das Vorbild. Dieſes iſt in der That vorhanden: die Erzthüre rechts vom Haupteingange, die byzantiniſchen Urſprunges iſt und höchſt wahrſcheinlich im Jahr 1204 von Conſtantinopel nach Venedig kam. Aufwärts gewandt, taucht der Blick in das farbige Wunder herrlicher Moſaiken. Der Genuß dieſes Anblickes wird indeß getrübt durch eine geſchichtliche Reminiscenz, mit der wir uns im buchſtäblichſten Sinne in Contact befinden. Die drei rothen Marmorplatten des Fußbodens, auf welchem wir ſtehen, ſollen nämlich die Stelle bezeichnen, wo im Jahre 1177 durch den Dogen Sebaſtian Ziani die Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa und dem Papſte Alexander III. ſtattgefunden hat.

Doch halt! Da giebt es noch andere geſchichtliche Erinnerungen. In der Niſche der Eingangswand ſind alte Dogengräber angebracht, am rechten Pfeiler: Vitale Falieri, am linken: die Gattin des Dogen Vitale Michieli. An ihre Namen knüpfen ſich keine Thaten von Belang. Im linken Seitenflügel folgt das Grabmal des Dogen Bart. Gradenigo, unter dem der Terrorismus der Geheimregierung ſeinen Höhepunkt erreichte. Die bibliſchen Reliefs an dem Grabmal ſind daher übel angebracht; die hiſtoriſche Treue würde Folterwerkzeuge u. dgl. erfordern, mögen ſie ſich nun auch weniger auf die Perſon des Dogen, denn auf ſeine Zeit und ſeine Regierung beziehen.

Endlich ſchreiten wir durch das Mittelthor und ſind im Innern des herrlichen Tempels. Was die Pracht und die mächtige Eindrucksfähigkeit desſelben anbelangt, haben unzählige Federn ſich bemüht, dieſelben zu ſchildern. Die Geſammtwirkung iſt eine der ergreifendſten, die man an ſolcher Stätte überhaupt empfinden kann. Die geſammte innere Ausſchmückung, die Verkleidung aller Flächen der Wände, Pfeiler und Archivolten des unteren Geſchoſſes mit Tafeln aus geflammtem prokonneſiſchen Marmor, weiſen auf den directen Einfluß des Orients. Wo das dreiſchiffige Langhaus von dem gleichfalls dreiſchiffigen Querhaus geſchnitten wird, wölbt ſich innerhalb der Vierung auf gewaltigen Pfeilern die majeſtätiſche Hauptkuppel mit ihren vier Nebenkuppeln, von einem marmornen Kranzgeſimſe getragen, das von den Tragbogen emporgehoben wird. Das ſpärliche Licht, das faſt nur durch die Rundbogen der Kuppeln eindringt, den Goldgrund der Decken mit den farbigen Moſaiken magiſch erglänzen läßt und an den dunklen glatten Marmorflächen ſich bricht, gießt einen wunderbar myſtiſchen Reiz über den ganzen Raum aus. Was die berühmten Moſaiken anbelangt, ſo ſind dieſelben zwar mannigfach reſtaurirt, laſſen aber in ihrer Vertheilung den urſprünglichen künſtleriſchen Zuſammenhang im Großen noch erkennen. Sie nehmen in ihrer Geſammtheit den ungeheueren Raum von circa 4200 Quadratmeter ein.

Wir ſchreiten im Mittelſchiffe bis zur dritten Säule vorwärts. Dicht neben ihr ſteht die »Edicola del Crocifiſſo« ein Tabernakel mit einem hochgehaltenen Crucifix, das im Jahre 1204 aus Conſtantinopel gekommen

ſein ſoll. Weiter in der Tiefe, wo die Hauptkuppel ſich wölbt, haben wir die Altäre und die Marmorbrüſtung zwiſchen Chor und Querhaus mit ihren herrlichen Marmorſtatuen, von denen W. Lübke ſagt, ſie wären »Werke von ernſter Schönheit und bei etwas gedrängten Verhältniſſen von jenem prächtigen Schwunge der Bewegung, der wahrſcheinlich aus deutſchem Einfluſſe hergeleitet werden darf« .... Der Hochaltar birgt in zwei Särgen die Reliquien des heiligen Marcus. Berühmt und von jedem Beſucher bewundert — iſt die »Pala d'oro«, jener Altarvorſatz aus Gold- und Silberplatten und mit herrlichen Emailmalereien, der einſt die vordere Altarverkleidung bildete, nun aber rückwärts angebracht und faſt immer verhüllt iſt .... Dort, hinter dem Hauptaltar und im Hintergrunde des Chores, ſteht der frühere Sacramentsaltar mit bronzegoldenen Thürchen von Jacopo Sanſovino. Die Erzthüre, die nebenan (rechts vom Altare) in die Sacriſtei führt, iſt eines der berühmteſten Werke dieſes Meiſters. An den zwei herrlichen Reliefs voll maleriſcher Behandlung und ergreifender Wirkung ſoll der Künſtler durch 30 Jahre gearbeitet haben.... Hat man dieſe Thüre hinter ſich, ſo befindet man ſich inmitten einer muſiviſchen Pracht, die die Sinne beſtrickt ....

Wer die Marcuskirche beſucht, pflegt auch in die Krypta, die von hohem Intereſſe iſt, hinabzuſteigen. Sie iſt eine der älteſten bis jetzt bekannten Unterkirchen, iſt gleichfalls in Kreuzform angelegt, nimmt aber nur den Raum des öſtlichen Kreuzarmes der Oberkirche ein. Zweiundfünfzig kurze und dicke Marmorſäulen, dicke Pfeiler und mächtige Bogen tragen die Decke. Der Fußboden liegt unter dem Seeſpiegel, weßhalb es wiederholt vorkam, daß Waſſer eindrang. Im Jahre 1588 mußte deshalb der Eingang zur Krypta ſogar vermauert werden. Die letzte Trockenlegung erfolgte 1868 und mit ihr war auch eine Reſtaurirung der Krypta verbunden.

Die verſchiedenen Kapellen, welche das Querſchiff abſchließen und ſonſt im Innern der Baſilica disponirt ſind, bilden anregende Objecte für den Kunſtkenner. Für unſere Zwecke ſind ſie nebenſächlich; nicht aber die Schatzkammer. Derlei Sammlungen von Raritäten haben einen unleugbaren culturgeſchichtlichen Werth und haben ſicher größere Bedeutung, denn einfach als Objecte der Liebhaberei. Der Zugang iſt vom Veſtibül. Hin-

ſichtlich der ſacroſancten Reliquien muß freilich ein guter Glaube Seitens des Beſuchers vorausgeſetzt werden. Man wird ihm unter Anderem »das Blut Chriſti« in Goldumfaſſung und einen »Splitter vom Kreuze Chriſti« in ähnlicher Hülle, dann ein Stück vom Schädel Johannes des Täufers und hochheilige Reliquien des S. Iſidoros zeigen. Die erſten Reliquien ſtammen, wie nicht anders zu denken, aus Conſtantinopel und waren einſt im Beſitze der hochfrommen Mutter Conſtantins des Großen, Helena, die bekanntlich eine große Reliquienliebhaberin war, und unter Anderem die Begräbnißſtätte des Heilands und das Kreuz, an dem er geblutet, an dem Felshügel von Golgatha aufgefunden haben will. Für Kunſtkenner haben andere Schätze dieſer Sammlung hervorragenden Werth, die byzantiniſchen Reliquiaren auf dem Altare, das ſilbervergoldete Modell der Sofienkirche, in welcher ſich gleichfalls Blut Chriſti befinden ſoll; dann ein Achatbecher mit dem Bildniſſe des Täufers und Anderes.

Endlich treten wir ins Freie und ſchlürfen das heitere Tageslicht, das über den Marcusplatz gebreitet iſt. Doppelt herrlich erſcheint uns nun dieſes grandioſe Forum mit ſeiner Doppeleinfaſſung rechts und links: den alten und neuen Procuratien — dieſen wahren Repräſentanten des ſtolzen, glänzenden Patricierthums — mit der Verbindungsfront im Hintergrunde und dem Knie, welches als Bibliothek rechtwinkelig an die neuen Procuratien anſchließt und ſo zur Weſtfront der Piazzetta wird. Rechter Hand, dort wo zu jeder Stunde ein Menſchenſtrom vom Marcusplatz in die »Merceria« ſich wälzt, ragt Pietro Lombardo's Uhrthurm, ein mit köſtlichen Marmorplatten bekleideter, im Uebrigen aber etwas nüchterner Renaiſſancebau, der in demſelben Jahre fertiggeſtellt wurde, als Columbus ſeine zweite transatlantiſche Reiſe antrat....

Vor uns aber ſteigt das gigantiſche Wahrzeichen Venedigs — der Glockenthurm — in ſonnenheiterer Höhe empor. Von ſeiner offenen Glockenſtube aus, zu der man nicht auf Treppen, ſondern auf bequemen Rampen emporſteigt, genießt man eine der zaubervollſten Fernſichten der Welt. An den Campanile lehnt ſich ein berühmtes Werk Jacopo Sanſovino's: die Loggetta mit ihrer verſchwenderiſchen Fülle von Bronzewerk und köſtlichen Reliefs.

Vom Campanile ſchreiten wir zur Piazzetta hinüber. Wir nehmen hierbei den Weg längs der Façade der Marcuskirche bis an ihr ſüdliches Ek. Dort ſetzt die ſüdliche Querfaçade an und brennen zwiſchen dem oberen Bogen während des Ave-Maria-Geläutes zwei Kerzen. Sie erinnern an die zwei ſchwarzen Kerzen, welche während der Hinrichtungen zwiſchen den zwei Säulen der Piazzetta für die armen Sünder brannten, welche auf jener Richtſtätte von den geſtrengen und eben nicht immer gerechten Staatsinquiſitoren in ein beſſeres Jenſeits befördert wurden. Schreiten wir weiter bis zur Thüre des Baptiſteriums, ſo ſtoßen wir auf zwei Pfeiler mit kop-

Gondelfahrt.

tiſcher Inſchrift. Sie ſind über zwölf Jahrhunderte alt und ſtammen aus dem Wüſtenkloſter San Saba, welches auf ſteiler Höhe des öden Kidron-Thales ſüdöſtlich von Jeruſalem hängt. Die Pfeiler wurden als Trophäen durch den Dogen Lorenzo Tiepolo aus Paläſtina nach Venedig gebracht....

So wird denn auch der Spaziergang längs der Südfaçade der Marcuskirche zu einem geiſtigen Wandern in längſt verrauſchte Tage. Noch kurz bevor wir zum Dogenpalaſt gelangen, kommen wir zu zwei abſonderlichen Statuengruppen, je zwei ſich umarmende byzantiniſche Kaiſer, von denen Schnaaſe ſagt, ſie bezögen ſich wahrſcheinlich auf die Einigkeit der Söhne Conſtantins. Kaum kann man in dieſen widerlichen Geſtalten Men-

Digitized by Google

ſchen erkennen; merkwürdig iſt die Rohheit des Sinnes, welche dieſe Geſtalten duldete .... Wir wenden und ſtehen auf der Piazzetta. Welch' ein herrlicher Platz mit ſeiner architektoniſch unvergleichlichen Umrahmung: links der Dogenpalaſt, rechts die alte Bibliothek, von der Palladio ſagte: es ſei dies die reichſte und glänzendſte von den Alten bis auf den heutigen Tag ausgeführte Doppelhalle. Nach vorne fällt der Blick auf die zwei ominöſen Säulen und an ihnen vorüber über die Lagune nach der Inſel San Georgio maggiore hinüber und auf das Oſtende der Giudecca. Zu dieſem großen Volks- und Staatshofe giebt das Firmament die einzig würdige Decke ab. Heiter ſpielt das Sonnenlicht auf dem glatten Pflaſter und läßt, je nach dem Stande des Geſtirns, entweder die Fronte des Dogenpalaſtes oder die der Bibliothek im Schatten. Aber dieſer Schatten iſt hier nicht kräftig, ſondern duftig leicht, durchſichtig wie matteſtes Rauchglas.

In dieſer Verſchleierung finden wir den Dogenpalaſt am Vormittage, wenn die Sonne über dem ſüdöſtlichſten Theile von Venedig ſteht. Zu dem Myſterium dieſes ſtolzeſten Staatspalaſtes auf europäiſchem Boden geſellen ſich alſo noch nebenher myſtiſche Beleuchtungseffecte. Wenn Selvatico von dieſem ernſten Prachtbau ſagt: er repräſentire die venetianiſche Staatsgewalt, welche ſich ebenſo ſehr als Freundin des Volkes zeige, als ſie eiferſüchtig auf ihre ariſtokratiſche Herrſchaft ſei, ſo wäre dagegen einzuwenden, daß die Geſchichte uns den Beweis in erſterer Hinſicht ſchuldig geblieben iſt. Daß das Volk verhältnißmäßig wenig behelligt war, verdankte es vorwiegend ſeiner untergeordneten Stellung in dieſem glänzenden Gemeinweſen. Unter ſeinesgleichen war der Gewalt auch die neutrale Stätte des Familienheims nichts weniger denn heilig.

Die kurzen ſtämmigen Säulen der Parterrehalle des Dogenpalaſtes haben etwas von dem traditionellen venetianiſchen Trotz. Wie Stiernacken halten ſie die obere Loggia mit ihren zierlichen ſchlanken Säulen und den mit Kleeblattroſetten ausgefüllten Zwickeln der gothiſchen Spitzbogen. Die darüber ragende kahle Front, welche gut die halbe Höhe der Geſammtfaçade einnimmt, iſt, damit ſie von ihrer Schwerfälligkeit verliere, in ſtufenförmig aufſteigenden Streifen mit weißen und rothen Marmorplatten gemuſtert. Siebzehn Arcaden öffnen ſich nach der Lagunenſeite, achtzehn nach der

Piazzettaſeite. Der Grundplan des Baues zeigt alſo faſt ein Quadrat. Reicher plaſtiſcher Schmuck iſt über alle Theile des Baues verbreitet; die Figuren zeigen faſt durchweg Kraft und Wahrheit des Ausdruckes und innerer Empfindung.

Wer nicht nur Kunſtfreund, ſondern auch Kunſtkenner iſt, mag ſich an der Symbolik der Capitäl-Sculpturen Belehrung und Zerſtreuung holen. Uns beengt ſolches Detail. Der Dogenpalaſt hat für uns andere, ergreifendere Reize, er iſt uns ein zu Stein gewordenes Monument tauſendjähriger Herrſcherherrlichkeit .... Wir ſchreiten den Arcaden entlang, nordwärts nach der Marcuskirche hin, und ſuchen den Haupteingang auf. Es iſt die Porta della Carta, ein gothiſches Prachtwerk aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Die Republik, in ſolchen Dingen niemals knauſeriſch, zahlte für das herrliche Werk 1700 Goldgulden. Das war für jene Zeit, wo man für 50.000 Ducaten ein ganzes Königreich kaufen konnte (ſiehe Korfu), enorm viel. Ober dem Giebel hat man die ſymboliſche Figur der Gerechtigkeit angebracht, die auf einem Löwen thront. Wäre es der Marcuslöwe, dann könnte man annehmen, Venedig habe ſich hier ſelber ſymboliſirt. Mit der Gerechtigkeit ſah es aber hier in dieſem Gemeinweſen allezeit verteufelt windig aus.

Man tritt aus dieſem Thore nicht frei in den Hof, ſondern hat noch einen Gang zurückzulegen. Einmal durchſchritten, haftet das Auge ſtarr an dem architektoniſchen Wunder, das ſich nun rings um den Beſchauer entrollt. Der Raum iſt der »große Hof«, oder auch kurzweg »der Hof« (il Corte) genannt. In der Mitte desſelben ſtehen zwei berühmte Erzbrunnen, ausgezeichnet durch ſchönen Guß und feine Modellirung. Sie fallen kaum auf, denn der Blick richtet ſich hier nicht zur Erde, ſondern aufwärts. Gerade vorn hat man die Rieſentreppe vor ſich. Auf ihr hat ſich durch Jahrhunderte der Pomp venetianiſcher Staatsherrlichkeit bewegt. Auf ihr zeigten ſich die Dogen öffentlich, über ſie ſchritten ſie zur zweifelhaften Herrlichkeit ihres herzoglichen Thrones empor, und ſchritten wieder herab — wie der unglückliche Foscari — wenn die mächtige Signoria die Drahtpuppe, als welche ſo viele Dogen figurirten, abgethan wähnte. Auch ein Dogenhaupt fiel am Fuße dieſer Treppe, dasjenige Marino Falieri's .... Warum

dieser Aufgang »die Riesentreppe« genannt wurde, weiß man wohl allgemein. Die beiden Kolossalstatuen des Neptun und Mars, welche die Treppenhöhe krönen, gaben ihr den Namen. Sie bestechen hauptsächlich durch ihre großartige Behandlung, wie sie eben nur einem Meister, gleich Jacopo Sansovino, möglich war. Für die Venetianer waren diese Statuen übrigens nicht blos Kunstwerke, sondern gleichzeitig Symbole: die Macht der Republik zu Land und zur See. Auf Macht und Gewalt läuft hier eben Alles hinaus. Wir erwähnen noch, daß die herrliche östliche Hoffaçade mit ihrer reichen Renaissance-Architektur das gemeinschaftliche Werk Antonio Rizzo's, Pietro Lombardo's und Scarpagnino's ist. Es hat der Bauthätigkeit von vollen 60 Jahren bedurft, um diese Pracht fertig zu stellen. Der größte Kunstschatz, Vorbilder für unzählige Nachahmer und Bewunderer, sind die Ornamente, »im rechten Stylgefühl römischer Friese«.

Wir sind lange bewundernd vor dieser viergeschossigen Front gestanden und schreiten nun die Riesentreppe empor. Das Gefühl, welches den Besucher beschleicht, mag sich nach dessen Individualität richten, und je nach Temperament, Reflexionsgabe und Studien sehr verschieden sein. Daß es kein alltäglicher Gang ist, liegt auf der Hand. Die Geschichte läßt überall ihre bedeutsamen Spuren zurück; Aufgabe des Menschen ist, diese Spur zu erkennen und ihr zu folgen. Hier ist dieses Nachfolgen sogar im räumlichen Sinne anzuwenden, denn jeder Schritt führt tiefer in das Geheimniß venetianischer Macht und venetianischen Glanzes zurück .... Aus dem oberen Hallenumgang führt eine zweite Stiege empor. Da nur Diejenigen sie betreten durften, deren Namen im »goldenen Buche« standen, führte sie den Namen »goldene Stiege«. Heute kann auch ein Niedergeborener dort emporschreiten und braucht die Rache der Staatsinquisitoren nimmer zu fürchten. Der Gondolier, der Lohnknecht, oder sonst Einer von den »kleinen Leuten«, der einen guten Rock am Leibe hat, kann die Staffeln überschreiten, die vor Jahrhunderten nur der Fuß jener Junker trat, denen an diesem Volke nichts gefiel, als seine Arbeitskraft und seine — schönen Töchter.

Auch die »goldene Stiege« ist ein Werk des Jacopo Sansovino. Die Stuckverzierungen und Reliefs sind von Alessandro Vittoria. Was an ihr

— oder richtiger: um ſie herum — am meiſten überraſcht, iſt der großartige Reichthum der decorativen Ausſchmückung. In der nächſten Umgebung der Treppe ſtehen die Büſten berühmter Venetianer. Ihre Namen ſind uns längſt geläufig: Carlo Zeno, der Feldherr, Kunſtfreund und Gelehrte; Vittore Piſani, dann Pietro Bembo, Enrico Dandolo, der Stürmer von Byzanz, dann (im zweiten Corridor): Marco Polo, Canova, Scamozzi, Tizian, Bellini, Tintoretto — dann abermals Dogen: Andrea Dandolo, Andrea Antonini, Moroſini, »der Peloponneſier«, der drei Jahre auf den Wällen von Kandia heldenmüthig ausgeharrt, hierauf Athen bombardirt und den Peloponnes erobert hatte; Andrea Gritti u. ſ. w.

Wir haben die Halle durchſchritten und ſteigen nun die Treppe zum Hauptſtockwerke empor. Dort bieten uns die Antikenſammlung, die Münzſammlung und die Bibliothek ihre Schätze. Die Räume waren vordem Staatszimmer und führen noch immer ihre alten Namen: das »Scharlachzimmer«, in welchem die Scharlachgewänder des Großen Rathes aufgehoben wurden; der »Wappenſaal«, in welchem das Hauswappen des jeweilig regierenden Dogen hing; der »Saal der Leibwache des Dogen«, der »Audienzſaal« u. ſ. w. . . . . Alle dieſe Räume bergen eine Welt von Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Schätzen, von Merkwürdigkeiten aller Art. Sicher kann ſich kein Muſeum der Welt rühmen, in ähnlichen Gemächern untergebracht zu ſein. Wir durchſchreiten den Empfangsſaal — eigentlich nur ein Corridor — mit ſeinen unzähligen Sculpturwerken und treten in den zweiten Saal ein . . . . Dreihundert Nummern weiſt der Katalog dieſer Sammlung auf. Das berühmteſte Object ſind die drei Gallier aus dem Weihgeſchenke des Attalus II., Königs von Pergamon. Einſt ſtanden ſie auf der Akropolis von Athen und zwar am ſüdöſtlichen Rande, von wo man — über die Brüſtung gebeugt — auf das Dionyſos-Theater hinabſah, und heute auf die letzten Häuſer hinabſieht, die um den Burghügel herum, dort in den noch unverbauten Raum ſüdlich der Akropolis hinausdrängen. Die »drei Gallier« ſind ein Geſchenk des Cardinals Grimani an Venedig aus dem Jahre 1523 . . . . Ueber die anderen Sculpturen giebt jedes Reisehandbuch Auskunft. Wir ſetzen daher unſeren Gang fort und treten in den »Wappenſaal«. Jetzt iſt er ein »Kartenſaal«, und war es auch in früheren

Jahrhunderten, denn die Kartenwerke, die man hier ſieht, ſind altehrwürdige Curioſitäten. Dies gilt namentlich auch von Fra Mauro's Weltkarte, einer Arbeit aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Zu erwähnen wäre außerdem noch das merkwürdige arabiſche Planiſphärium des Tuniſiers Hadſchi Mohammed, das die Venetianer im Jahre 1661 mit einer türkiſchen Galeere erbeuteten.

Wenn wir nach Beſichtigung des archäologiſchen Muſeums die Bibliothek beſuchen, geſchieht es hauptſächlich eines Saales halber, in welchem noch ein Theil der Bibliothek untergebracht iſt, und der für uns ganz beſonderes Intereſſe beanſpruchen darf. Dieſer Saal iſt nämlich derjenige, in welchem der Große Rath tagte. Man hält beim Betreten dieſes gewaltigen Raumes unwillkürlich ſeinen Schritt an und läßt den Blick haſtig über den herrlichen Bilderſchmuck der Wände ſchweifen .... Hier tritt uns Venedig in ſeiner ganzen vergangenen Größe entgegen. Es iſt ein Glück, daß die Kunſt dieſe Erinnerungen vermittelt. Dadurch werden jene Großthaten der Republik heiter verklärt und verlieren von ihrem herben Beigeſchmack, den die hiſtoriſchen Ueberlieferungen an ſich haben. Strenge Kunſtkritiker haben an dieſen 21 hiſtoriſchen Wandbildern auszuſetzen, daß ſie keinen beſonderen künſtleriſchen Werth beſitzen. Gleichviel, wer die Geſchichte Venedigs kennt — oder kennen lernen will — wird in dieſem Prunkſaale einen Geſchichtscurſus durchmachen, an dem Zeitlebens ſeine Erinnerung haften bleiben wird.

Vom Throne aus beginnt unſer Rundgang. Die zwölf Bilder, die wir zunächſt kennen lernen, ſtellen Begebenheiten Friedrich Barbaroſſa's, des Dogen Sebaſtiano Ziani und des Papſtes Alexander III. dar .... Welch' ein reicher Wechſel, welche Fülle von Scenen und Einzelfiguren! Wir ſehen den Papſt, der zu dem großen Congreſſe nach Venedig gekommen war, wie er vom Dogen im Kloſter, das ihn die erſte Nacht beherbergte, erkannt wird. Jacopo Tintoretto führt uns die Scene vor, wie die Geſandten des Papſtes und Venedigs dem Kaiſer Barbaroſſa zu Pavia Freundſchaft anbieten. Andere Ceremonienbilder ſchließen daran. Dann aber ſtehen wir an der Hauptbegebenheit aus jener Zeit: der Seeſchlacht von Salvore-Pirano. Das Werk iſt von Domenico Tintoretto und ſtellt den Moment

dar, wie des Kaiſers Sohn, Otto, mit dem Admiralſchiffe in die Hände des Feindes fällt .... Die hiſtoriſchen Anknüpfungen geben die nächſten zwei Bilder: die Vorſtellung Otto's durch den Dogen beim Papſte und die Abſendung des erſteren an den Kaiſer.

Noch viel bedeutſamer iſt der Bildercyclus, welcher ſich auf die Ereigniſſe des vierten Kreuzzuges bezieht. Wir ſehen den Dogen Enrico Dandolo, wie er in der Marcuskirche das Volk beſtürmt, den Abgeſandten der franzöſiſchen Fürſten Gehör zu ſchenken und den Kreuzzug zu unterſtützen. Es iſt ein ungemein bewegtes Scenenbild. Dann ſehen wir die Kreuzfahrer vor Zara und ſtehen unbewußt wie mit einem Schlage inmitten jener Begebenheiten. Da iſt auch der byzantiniſche Irrfahrer, Alexios Comnenus, welcher die Venetianer um Hilfe fleht gegen ſeinen Vater Iſaak. Das nächſte Bild iſt von Palma dem Jüngeren. Es zeigt uns die erſte Uebergabe Conſtantinopels an die Franzoſen und Venetianer. Die zweite Uebergabe iſt das Werk Domenico Tintorettos .... Nun folgt eine Reihe der reichſten Scenenbilder. Mag das immerhin »gemalte Geſchichte« ſein, wir acceptiren ſie zu unſerer Belehrung; die wahre Weihe der Kunſt wird ohnedies an einem anderen Orte (der Akademie) ihre ganze Gewalt auf uns ausüben .... Dort alſo ſehen wir das Innere der Sophienkirche und den zum Kaiſer erwählten Balduin von Flandern; ſehen dieſen von dem greiſen blinden Dandolo zum Kaiſer gekrönt. Vicentino und Alienſe ſind die Schöpfer dieſer Bilder.

Damit iſt aber der Siegesruhm Venedigs, wie er in dieſem durch die Geſchichte und Tradition geheiligten Raume durch Künſtlerhand verewigt wurde, noch lange nicht erſchöpft. Ein anderes Bild zeigt uns den ſiegreichen Dogen Andrea Contarini, wie er von der Bezwingung Chioggias heimkehrt. Die Anſtrengung war groß, noch größer aber der Sieg und die Beute. Die Bilder führen die Großthaten von zwei vollen Jahrhunderten vor. Die Augen gehen Einem über von dieſem immerwährenden Farben- und Formwechſel, von dieſer bunten Kette von Ereigniſſen zu Land und zur See .... Das erſte Bild, das uns in die Augen fällt, iſt die Vertheidigung Scutaris durch den heldenmüthigen Antonio Loredano. Wie jener Triumphzug des Genueſenbezwingers Contarini iſt auch dieſes Werk

von Paolo Veroneſe, ſowie das folgende: die Einnahme Smyrnas durch Pietro Mocenigo. Wir ſehen weiter zwei Landſiege verherrlicht: den über den Herzog von Ferrara und den über Visconti von Mailand. Jacopo Tintoretto führt uns den Kampf zwiſchen Vittore Saranzo und dem Herzog von Ferrara bei Caſtell' Argenta vor; dann folgen: der Seeſieg Stefano Contarini's über den Herzog von Mailand auf dem Gardaſee; die Erſtürmung

Der Dogenpalaſt.

von Gallipoli im Jahre 1484; die Vertheidigung Brescias durch Francesco Barbaro, Cornaro's Sieg bei Cadore über die Kaiſerlichen. Ein anderes Bild zeigt uns den unglücklichen Carmagnola, der auf ſo heimtückiſche Weiſe von den Inquiſitoren dem Henker überliefert wurde. Hier, wo es ſich nicht um die Juſtizmorde, Folterungen und geheimen Juſtificirungen, nicht um Blut und Jammer handelt, ſondern um Selbſtreclame und pompöſe Verherrlichung der venetianiſchen Waffen und Namen, iſt Carmagnola als Sieger von Maclodio dargeſtellt, wo der damals noch glückliche (wenn auch ſchon

Digitized by Google

damals gefürchtete) Feldhauptmann der Republik die Reiſigen des Herzogs von Mailand zerſprengte.

Nun aber kommt die Krone von Allem: die drei großen Deckenbilder, an denen Paolo Veroneſe, Jacopo Tintoretto und Palma der Jüngere ihre Meiſterſchaft zum Ruhme der Republik zu erproben hatten. Alles, was wir bisher geſehen, ſind im Grund genommen nur hiſtoriſche Motive zur Schlußapotheoſe Venezias. Und dieſe Deviſe führt auch die Schöpfung

Im Veſtibül eines venetianiſchen Palaſtes.

Paolo Veroneſe's. Wir ſehen Venezia von Ehre, Friede und Freiheit zu den Göttern geleitet, Juno, Ceres als Repräſentanten der Größe und des Reichthums, unter dem feſttäglichen Glanz der Erde, auf einer Balluſtrade Nobili, Krieger, ſchöne Frauen u. ſ. w. Das zweite Deckenbild (von Tintoretto) führt uns eine Huldigungsſcene der Venezia vor. Der Doge mit dem Senat und den Gaben unterworfener Städte huldigt der »göttlichen Venezia«. Das dritte Bild endlich, von der Meiſterhand Palma Giovane's, zeigt uns Venedig von der Victoria gekrönt, Völker und Reiche unter ihr allmächtiges Scepter aufnehmend.

An Gelegenheit und Material zur Selbſtverherrlichung hatte die Republik niemals Mangel. Dies begreift man erſt dann, wenn man die Räume des Dogenpalaſtes durchmuſtert. Geſchichtliche Ereigniſſe in ihrer chronologiſchen Reihenfolge machen lange nicht den gleichen Effect, wie deren ſceniſche Vorführung in unzähligen Einzelbildern .... Wir erfahren dies auf unſerem weiteren Rundgange. Noch einmal muſtern wir die Herrlichkeiten im Saale des Großen Rathes. Was wir bisher überſehen, ſind die Dogenbilder: hochintereſſante, zum Theil höchſt merkwürdige, immer charakteriſtiſch individualiſirte Charakterköpfe, die zum Nachſinnen und Reflectiren verleiten. Nicht immer deckt hierbei die Wirklichkeit das Phantaſiebild, welches wir uns ſelber geſchaffen. An der 48. Stelle dieſes Bildercyclus halten wir ſtille. Hier hängt nämlich kein Dogenbildniß, ſondern eine ſchwarze Tafel mit der lateiniſchen Inſchrift: »Bildnißſtelle für den, wegen ſeiner Verbrechen hingerichteten Marino Falieri« .... Sogar den Dogentitel hat man dem Unglücklichen verweigert, denn dieſe Bezeichnung fehlt in der Inſchrift.

Gehen wir weiter. Wir kommen zur Ausgangsthür, werfen noch einen letzten Blick auf den Dogen Sebaſtiano Ziani, der dem Papſte den Sohn Barbaroſſa's vorſtellt, und treten in den nächſten Raum. Es iſt dies das »Wahlzimmer«, ſo genannt, weil hier jene 41 Patrizier gewählt wurden, denen die Wahl des Dogen zufiel. Da ein ſolcher Staatsact von großer Bedeutung war und die Wähler hierbei den Machttraditionen der Republik treu bleiben mußten, hatte man auch hier alle Wände mit Kunſtwerken bedeckt, welche Venedigs Großthaten darſtellen. Palma Giovane, Vicentino, Gregorio Lazzarini, Tintoretto, Pietro Liberi und Andere haben hierbei mehr oder weniger Tüchtiges geleiſtet. Beim Eintreten fällt ſofort der Blick auf den gegenüber befindlichen Triumphbogen Franceſco Moroſini's, des »Peloponneſiers«, ein hübſches Architekturdenkmal mit allegoriſchem Bilderſchmuck. Rechts und links und im ganzen Umkreiſe herrſcht wilde Schlachtenfehde, ein buntes Farbengewoge. Welch' ſeltſames Bild iſt jene Scene, welche ſich »Seeſieg der Venetianer bei Jaffa« nennt, im Grunde genommen aber nur eine rohe Symboliſirung wüthigen Schlachtentriumphes iſt. Marco Barbaro, der Sieger über den Khalifen von Aegypten, hat einem Saracenenführer den Arm abgehauen und beſchreibt nun mit

dem blutigen Stumpf einen Blutkreis auf ſeiner Fahne .... Das gemahnt eher an Irokeſen- und Zulubarbarei, denn an die Kriegsthat eines Culturvolkes. Zum Glücke giebt es Beſſeres in dieſem Saale, wie die lebensvolle Darſtellung des Seeſieges bei Lepanto, des Seeſieges Mocenigo's über die Türken bei den Dardanellen, die Eroberung von Cattaro und Anderes. Sehr intereſſant iſt »die Eroberung von Tyrus«, das Werk Marco Vecellio's, eines Großneffen Tizian's, dann — auf der Decke — das düſtere Nachtſtück »Einnahme von Padua«, die Siege der Venetianer über die Genueſen an der Küſte von Paläſtina im Hafen von Rhodus .... Die übrigen Bilder ſind kaum der Rede werth.

Solche Reichhaltigkeit an Figuren und Scenen ermüdet am Ende auch den geduldigſten Beſchauer. Unſer Gehirn iſt ohnedies voll der lebendigſten Eindrücke, welche wir gelegentlich unſerer hiſtoriſchen Rückblicke gewonnen. Aber am Ende ſind wir gleichwohl noch lange nicht. Ja, im Gegentheile, je tiefer und höher wir in die Räumlichkeiten des Dogenpalaſtes eindringen, deſto gewaltiger werden wir in den Bannkreis der Macht und den Glanz dieſes Staatsweſens gezogen .... Wir ſchreiten den großen Rathsſaal zurück und die nächſte Treppe zum oberen Stockwerke empor. Hier lernen wir die eigentlichen Staatszimmer der Republik kennen. Ein Verſchlag zeigt uns an, daß wir dicht vor dem Allerheiligſten der venetianiſchen Staatskunſt ſtehen. Dahinter öffnet ſich nämlich die Thür zum Rathsſaal der Zehn. Die Oeffnung, die man ſieht, war einſt mit einem marmornen Löwenkopfe ausgefüllt, in deſſen Rachen die Denunciationen geworfen wurden. Dieſe ſteinerne Beſtie hat alſo mehr Unheil angerichtet, als alle lebenden Exemplare des Königs der Thierwelt in ſeinem ureigenen afrikaniſchen Reiche .... Geſpannt treten wir ein. Die Ueberraſchung iſt nicht groß, denn was man hier an Bilderſchmuck ſieht, iſt im Großen und Ganzen nur die Fortſetzung des bereits Geſehenen. Friedens- und Staatsſcenen zwiſchen Dogen und Päpſten, dann Allegorien, darunter eine merkwürdige, welche uns Venezia mit zerbrochenen Ketten, den Blick himmelwärts gewendet, zeigt. Wir denken aber, daß hier Ketten nicht gebrochen, ſondern geſchmiedet wurden .... Einen ähnlichen Eindruck gewinnen wir, wenn wir wieder in den Verſchlag und von hier durch die Thüre rechts

in den Saal der Staatsinquisition treten. Hier sehen wir in einer allegorischen Darstellung die Laster in wilder Flucht von Engeln ergriffen, während die Tugenden flehend heandrängen. Waren die »Capi«, die drei Gewaltigen der allmächtigen Geheimpolizei, jene rettenden Engel? Wenn die Anmaßungen des Adels und der starre Egoismus der Regierenden verkörperte Tugendbilder waren, dann mag jene Darstellung gelten. Ueberzeugt aber werden wir nimmer davon.

Die Stimmung ist also gerade die passende, um den Rundgang entsprechend fortzusetzen. Schon steigen wir eine enge dunkle Treppe empor und sind im nächsten Augenblicke unter dem — Bleidache. Es war der Weg, den unzählige Verurtheilte nahmen. Wer einmal bis in den Saal der drei Staatsinquisitoren gelangt war, hatte gegründete Aussicht, die höchste Stufe im Dogenpalast — die Bleikammern — zu erklimmen. Dort waren die Unglücklichen dem Himmel näher als irgend ein Machthaber der Republik, aber dieser Himmel war noch immer so weit, daß jener Aufenthalt zur Hölle werden konnte. Geschichten und Fabeln über die Martern in den Bleikammern giebt es die schwere Menge. Sicher ist Vieles romanhaft angehaucht und dies verdankt man dem phantasie- und erfindungsreichen Casanova, der seinen unfreiwilligen Aufenthalt in diesem Gefängnisse entsprechend verwerthen wollte. Aber Alles war gleichwohl nicht Lüge, und was noch in allerjüngster Zeit ein Silvio Pellico hier gelitten, ist nicht darnach, uns viel von unseren landläufigen Vorstellungen von den Martern in den Bleikammern (durch Hitze und Kälte) zu rauben. Sicher ist, daß die Machthaber der Republik mit Torturen nicht sparten; sie werden also auch den Aufenthalt unter dem Bleidache des Dogenpalastes nicht zu dem angenehmsten in der sonst an Annehmlichkeiten so reichen Dogenresidenz gemacht haben.

Wir haben die unangenehmsten Eindrücke hinter uns und vermögen uns in den nächsten Räumen durch heitere Kunstgenüsse zu erholen. Diese Erfrischung scheint doppelt nothwendig, da das düsterste Mysterium des Dogenpalastes — die Gefängnisse — noch unentschleiert vor uns liegen. Vorerst also etwas Abwechslung. Dieselbe bringt uns die sogenannte »Sala delle Quattro Porte«, welche auf das Atrio Quadrato (in Verbindung

mit dem Saale der Staatsinquisition einerseits und der Goldenen Stiege anderseits) folgt. Dort ist die Decke reich mit allegorischen Figuren geschmückt. Freilich entbehren dieselben nicht des politischen Beigeschmackes, und wenn beispielsweise ein Antonio Grimani vor dem Glauben kniet, so braucht solche Frömmigkeit den Beschauer nicht zu erbauen. Das Herrlichste in diesem Raume sind die vier prachtvoll geschmückten Eingänge, ein Werk des Palladio aus dem Jahre 1574. Daneben fesselt ein farbenreiches Gemälde von Gabriele Caliari, welches uns eine persische Gesandtschaft aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts vorführt, die ihre kostbaren Stoffe dem Dogen Marino Grimani zu Füßen legt. Welchen Einfluß die Republik zu Zeiten in ganz Europa gehabt hat, das beweist uns eine Darstellung, wie Gesandte der freien Reichsstadt Nürnberg aus den Händen der Machthaber das Vormundschaftsgesetz der venetianischen Republik entgegennehmen.

Der nächste Saal, der uns aufnimmt, ist das »Anticollegio« — das Vorzimmer vor dem ehemaligen Eingangssaal der Gesandten. Hier befindet sich eines der berühmtesten Gemälde Venedigs: der »Raub der Europa« von Paolo Veronese, von dem ein Kenner wie Burckhardt sagt: es sei der schönste Beleg für die venetianische Umdichtung des Mythologischen in eine theils pomphaft, theils anmuthig sinnliche Wirklichkeit. Wer dieses Bild gesehen und hierauf den Blick nach der Decke wirft, an der Scamozzi, Vittoria und Bombarda ihr ganzes Können eingesetzt, der glaubt nicht seiner eigenen Eingebung, sondern nur seinem Cicerone, welcher dieses verunglückte Fresco gleichfalls ein Werk Paolo Veronese's nennt .... Wir gehen weiter und treten in den »Saal der Signoria«. Hier hat der vorgenannte Meister wieder seine ganze Kraft auf das herrliche Votivbild über dem Throne — den Sieg bei Lepanto darstellend — eingesetzt. Was aber will dieses Kunstwerk gegen ein anderes dieses Meisters bedeuten: das grandiose Deckengemälde. Diese Bilder gehören zu den lebensfrischesten Paolo Veronese's. Sie sind sammt und sonders allegorische Darstellungen zum Ruhme Venezias, welche hier um die Welt thront, Friede und Gerechtigkeit zu Mitregenten hat und — laut Inschrift — zum »Wächter der Freiheit« sich aufgeschwungen hat.

Digitized by Google

Die Seitenthüre in dieſem Raume führt in den Senatsſaal. Sein maleriſcher Schmuck läßt uns, ſo ſchön er ſein mag, kalt; wir haben genug der Meiſterwerke geſehen und unſer Kopf iſt ſo voll davon, daß er ſich ermüdet fühlt .... Wir haben alſo die Oberwelt erſchöpft und laſſen uns durch den ſchlüſſelraſſelnden Cerberus in die — Unterwelt führen. Der Vergleich iſt keineswegs bei den Haaren herbeigezogen. Oder konnten Teufel etwa ein grauſigeres Höllenverließ erſinnen, als die venetianiſchen Machthaber dieſe »Pozzi«, wie man die unterirdiſchen Gefängniſſe nennt? Die ſchauerlichſten von ihnen liegen unter dem Spiegel der Lagune und ſind finſter wie das Grab. Ein großer Mann muß gebückt eintreten. Die Luft iſt ſo dumpf, daß der Athem ſich beklemmt fühlt. Feuchter Odem umweht die Stirne. An den feuchten Wänden lieſt man noch Inſchriften der Unglücklichen, welche hier von der ausgeſtandenen Tortur »ausruhten«. Inſchriften dieſer Art hat Jacopo Foscari, der gefolterte Sohn des Dogen Francesco Foscari, zu entziffern geſucht (in Byron's Tragödie, III. Act, 1. Scene):

»Kein Licht, nur matter Dämmerſchein iſt hier,
Er zeigt mir Mauern, die von Tönen nur
Des Elends wiederhallten, von den Seufzern
Langwier'ger Haft, von Tritten, deren Laut
Des Eiſens Klang begleitete, von Röcheln
Des Todes und von Flüchen der Verzweiflung!
— — — — — — — — — — —
Sieh, Lettern, die fühlloſe Wand entlang
Gekritzelt!.... Ob's die Dämmerung geſtattet,
Sie zu entziffern?.... Ach, die Namen meiner
Vorgänger ſind's an dieſem Ort des Jammers,
Angaben ihres Elends, kurze Worte
Des ſtummen Grams. Dies ſteinerne Geſchichtsblatt
Erzählt ihr Leben, einer Grabſchrift gleich,
Und des Gefang'nen Lied iſt eingegraben
Auf ſeines Kerkers Grenze, wie das Glück
Des Liebenden auf einem ſchlanken Baum,
Der ſein' und ſeines Liebchens Namen trägt.
Weh, hier erblick' ich Namen von Verwandten,
So unglückſelig wie mein eigener!
Ich will den meinen ihnen beigeſellen,
Er paßt in eine ſolche Chronik gut,
Die Niemand ſchreibt und lieſt als Unglücksbrüder« ....

Die Decke dieser gräßlichen Gefängniſſe iſt ſo nieder, daß man wähnt, von ihr erdrückt zu werden. Es bedurfte die ganze Teufelei venetianiſcher Machthaber, um eine ſolche Marterhölle zu erſinnen. Für Alle, die hier geſchmachtet, war es Befreiung, wenn die Kerkerſchlüſſel raſſelten, der Glühſchein der Fackel in das ekelhafte Verließ fiel und der Gefangene nach jenem Vorraume geführt wurde, deſſen Thüre direct nach dem Canale führt. Aus dieſem Raume gelangte man nur als Erdroſſelter oder Erdolchter. Die Pforte that ſich auf und der Canal erhielt das Opfer, um es in die Lagune hinauszuſpülen .... Wenn wir an der Schwelle dieſer Pforte ſtehen, ſehen wir den kühnen Bogen einer Brücke — der Seufzerbrücke — über uns ſich ſpannen. Ihr Name giebt die Bedeutung. Sie iſt heute eins der populärſten Objecte für jeden Beſucher Venedigs; war es aber keineswegs in früherer Zeit, wo ſeine Doppelgänge nur von den Schritten von Angeklagten, Verurtheilten und Häſchern wiederhallten .... Der ernſte, monumentale Bau, den die Seufzerbrücke an den Dogenpalaſt gliedert, iſt das berühmte Criminalgefängniß (le Prigioni). Vorne, gegen die Riva Schiavoni hin, lärmt das Volk und drängt nach den lärmerfüllten Oſterien und Kaffeebutiken: ein Bild des vollpulſenden Lebens gegen die Todesſtarre des nüchternen Gefängnißpalaſtes ....

Der Canal Grande.

.... Wir ſtehen vor den zwei Säulen der Piazzetta und blicken weſtwärts, wo ein goldener Saum über dem Horizont den heranbrechenden Tag verkündet. Graue Schatten brüten noch auf der bleifahlen Spiegelfläche der Lagune. Santa Maria Maggiore taucht faſt wie ein Spukgebilde aus dem feuchten Meerdunſte. Aber der Himmel iſt wolkenlos und von einem Glanze, der die ganze Herrlichkeit des werdenden Tages errathen läßt. Der Glühſchein im Oſten wird zu ſattem Purpur, dann zu lauterem Gold und verflammt ſählings, wenn die Sonne die Nebelſchleier durchbrochen hat.... Das iſt die Stunde zum Aufbruch. Wir beſteigen die bereitſtehende Gondel

und treten unſere Canalfahrt an. Zwar haben wir uns gleich zu Beginn unſeres Venetianer Aufenthaltes zwiſchen jenem Doppelwall von herrlichen Palaſtbauten hindurchrudern laſſen. Damals aber wußten wir noch nichts oder wenig von Venedigs vergangenem Ruhme. Anders als an jenem Tage wirkt heute die Herrlichkeit dieſes merkwürdigſten »See-Corſos« der Welt auf unſere Phantaſie. Zudem haben wir es diesmal nicht nöthig, dem Ariadne-Faden unſeres Cicerone zu folgen, Treppen auf und Treppen ab durch Prachträume ohne Zahl zu irren, bis der Kopf zuletzt ſo voll, daß vor den Augen Farbenſterne, Schlachten, Siegesaufzüge, Schwerter, Henkersknechte, Folterwerkzeuge, Bleikammern und Verließe im tollen Durcheinander irren.

Im großen Canal iſt's nicht ein Palaſt – es ſind ihrer Dutzende Da ſie zumeiſt die Namen berühmter venetianiſcher Adelsfamilien führen, entbehren wir nicht der Anknüpfungspunkte zu dem bereits Geſehenen und Genoſſenen .... Alſo »vorwärts, Beppo!« .... Das Ruder klatſcht im trüben Gewäſſer und ſchlägt perlmutterfarbige Ringe um ſich. Ein heiterer Goldduft iſt über die Rieſenkuppel der Santa Maria della Salute – dieſes Prachtwerk des Loghena – – ausgegoſſen. Davor, noch eine Strecke lagunenwärts, ſehen wir die Dogana (das Seezollamt) und gegenüber die erſten Paläſte des Canal Grande: gleich zu Beginn, nur wenige Häuſer über den königlichen Garten hinaus, Palazzo Giuſtiniani — jetzt »Albergo all' Europa« .... Alſo kein Adelsſitz, ſondern ein Hôtel. Das wäre der ſchlimmſte Wandel nicht, denn es giebt in Venedig Paläſte mit ſtolzeren Namen, die man nicht zu Herbergen, ſondern zu — Kaſernen degradirt hat. Aus der Häuſerzeile, die nun rechts hinaufzieht, treten weitere Paläſte hervor: Emo, Tiepolo, Micheli, Contarini und Contarini-Faſan. Dieſer liegt der Santa Maria della Salute gerade gegenüber und ſo laſſen wir die Gondel einen Augenblick ſtille halten, um uns die architektoniſche Wirkung dieſer Eingangspylonen zum großen Canale nicht entgehen zu laſſen. Wie ein Feuerſtrom wallt nun das Licht der Morgenſonne herein. Die Lagune, anfänglich noch immer milchig und trüb, wird etwas klarer durch die grellen Reflexe und ſpiegelt nun ihre Architekturen in der Tiefe. Im Hintergrunde ſehen wir bereits einen Theil der den Canal über-

Fiſchmarkt am Canal Grande.

Digitized by Google

spannenden »eisernen Brücke«. Sie erscheint noch sehr verkürzt und der Canal selber endet in einen Zipfel, als wäre schon dort alle Herrlichkeit abgeschlossen. Wir wissen aber, daß der Wasserweg nicht endet, sondern eine Wendung nach Norden, und wieder nach Osten zurück macht, um dann neuerdings (bei der Rialtobrücke) nordwärts und zuletzt ostwärts abzuschwenken .... So windet sich der große Canal gleich einem riesigen S zwischen der steinernen Pracht der Lagunenstadt hindurch, wodurch der ganze Ueberblick — die weiteste Perspective — zwar gehemmt, das Uferpanorama aber in eine Reihe von Einzelbildern aufgelöst wird, die gleichwohl genügen, unser Staunen und Bewundern ganz und gar zu absorbiren ....

Einige Ruderschläge genügen, um uns eine neue Kette von Palästen vorzuführen. Ferro, Fini, Gritti, sind ihre Namen; der erste und letzte (im Spitzbogenstyl) stammen aus dem XIV. Jahrhundert, der zweite aus späterer Zeit, wie sein Barockstyl sofort verräth .... Endlich auch ein Palast auf der linken Seite — Palazzo Dario .... Aus seinem Nachbar, Palazzo Venier, ist eine »Maison meublée« geworden. Vor sich, über dem Canal, hat er den prächtigen Palazzo Corner della Ca grande, ein Werk des Jacopo Sansovino. Die Façade ist eine der schönsten Venedigs. Vielleicht böte es Anregung, den Geist in diese Stylharmonie zu versenken, aber Beppo's Ruderschläge geben aus, und ehe wir uns Vorhalle, Erdgeschoß und Bogenfenster auch nur flüchtig angesehen, gleitet die Gondel bereits an einer ganzen Reihe kleiner Paläste vorüber und ist eben im Begriffe die eiserne Brücke zu unterfahren. Links haben wir den breiten Quai, den das gewaltige Gebäude der Kunstakademie (Academia di belle Arti), Venedigs berühmteste Schatzkammer, im Hintergrunde abschließt. Ist die Brücke einmal hinter uns, dann sind wir in dem Canalarm, der nordwärts wendet.

Das giebt eine eigenartige Ueberraschung. Durch die Stellung der Gebäudefronten kann hier das Sonnenlicht nicht mit voller Intensität in den Canal hereinfluthen, sondern streift nur die obersten Spitzen der linksseitigen Paläste. Der größte Lichtfleck liegt auf dem Palazzo Foscari, der über die Schultern aller voranstehenden herübersieht. Ursprünglich im Besitze der Grimani und nachher in dem des Herzogs Francesco Gonzaga von

Digitized by Google

Mantua, wurde er, als der Herzog zu der Republik in ein feindliches politiſches Verhältniß getreten war, vom Senat verſteigert. Der Doge Francesco Foscari, der ihn erſtand, ließ einen Stock aufſetzen, damit er die Nachbarpaläſte überrage. Dieſen Stolz hat die Zeit nicht reſpectirt; die Oeſterreicher machten den Palaſt zur Kaſerne, die Italiener zur Handelsſchule. In der Palaſtreihe, welche der Palazzo Foscari abſchließt, ſtehen vorher, alſo näher zur eiſernen Brücke, Rezzonico und Giuſtiniani. Der Palaſt gegenüber (Graſſi) gehört der Familie Sina.

Beim Palazzo Foscari wenden wir abermals — diesmal nach Oſten zurück. Wir haben alſo wieder volles Licht, ſehen Goldflocken auf dem Spiegel des Canals und heiteres Farbenſpiel auf den Gebäudefronten. Auch ſteigen hier die Gebäude nicht unmittelbar aus der Fluth (was die maleriſche Wirkung weſentlich erhöht), ſondern treten etwas vom Ufer zurück, ſo daß ſie vor ſich lange Uferſtreifen — Fondamente — freilaſſen. Dies gilt indeß nur von der rechten Uferſeite des Canals, nicht von der entgegengeſetzten. Während alſo dort Leben und Bewegung, Farbe und Abwechslung und Stimmengetöſe herrſcht, iſt die Canalfront links faſt todt und ausgeſtorben. An der Canalwende und in Folge des Einſtrömens zweier Seitencanäle auf drei Seiten vom Waſſer umfluthet, ſteht der Palazzo Balbi, von deſſen Fenſter Napoleon im Jahre 1807 der Gondelregatta zuſah. Alſo nur neun Jahre nach der Verbrennung des goldenen Buches und der Aufhebung der Republik huldigte Venedigs Volk dem fremden Machthaber! Daß die Maſſe der Venetianer ihrer uralten ererbten Verhältniſſe ſo raſch ſich entwöhnen konnte, beweiſt, daß der Wechſel ihr nicht ſehr fühlbar, der ſtattgehabte Verfall der Macht bereits ſo bedeutend war, daß die Todesſtunde der Republik auch ohne einen Bonaparte jeden Augenblick eintreten konnte ....

Wir laſſen nun die Gondel etwas näher an das rechte Ufer herarudern. Die drei Paläſte, welche eine lange Front einnehmen, tragen den Namen der Mocenigo, einer der berühmteſten Familien Venedigs. Die Paläſte ſelber rühren aber aus der Zeit des Verfalles her. In einem dieſer Paläſte wohnte Lord Byron und hier begann er ſeinen »Don Juan«, ſchrieb er den »Marino Falieri«, den »Sardanapal« u. A.... An ſtolzen

Familiennamen aber ist auch jenseits kein Mangel. Die auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängten Paläste gegenüber auf dem linken Canalufer tragen die Namen Tiepolo, Pisani und Barbarigo. Dann etwas weiter: Bernardo und abermals Tiepolo — und schief gegenüber: Contarini und Corner (-Spinelli). So nahe bei einander konnten Leute wohnen, die im Leben sich grimmig befehdeten, gegenseitig Intriguen schmiedeten und aus Ehrgeiz oder Rache zu den unlautersten Mitteln griffen, um den Gegner zu demüthigen, unschädlich zu machen, oder vollends zu vernichten! . . . .

Nur die Foscari und Loredan — die grimmigsten Feinde — hielten sich auch räumlich von einander fern . . . . Den Palast der letzteren treffen wir am rechten Ufer, jenseits einer weiteren Palastreihe, welche mit dem Palazzo Morosini beginnt und mit dem Palazzo Manin schließt. Mitten dazwischen liegt der Palast der Loredan's, links von ihm Farsetti und Grimani, rechts Bembo. Palazzo Farsetti ist ein sehr alter Bau und gehörte ursprünglich der Familie Dandolo. Da er schon im XII. Jahrhundert erbaut war, dürfen wir uns denselben auch von jener Heldengestalt bewohnt denken, welche die Großthaten Venedigs durch den kühnen Zug nach Constantinopel eröffnete und durch die Unterwerfung des byzantinischen Reiches die Republik Venedig zu einem Machtfactor in der Levante erhoben hatte.

An der Stelle aber, wo wir augenblicklich in unserer Gondel weilen, ist wenig Raum für die historische Erinnerung. Zwar geben die genannten Paläste ein so herrliches Architekturbild ab, daß man fast starren Auges an diesem Wunder hängt. Aber auch das bunte, vollpulsende Leben hat Anspruch auf unsere Beachtung. Auf der breiten Fondamenta da Carbone, auf welche die Ahnenpaläste so vieler Dogen verwittert und altersgrau herabsehen, herrscht zu gewissen Tageszeiten ein sinnverwirrendes Volksgewühl. Aus allen umliegenden Stadtwinkeln drängt das Volk nach diesem Uferquai, wo Handel und Wandel reger und farbiger als irgend sonstwo in Venedig sich entfalten. Und dazu dieses Drängen und Toben auf dem Wasser, das Gewimmel von zahllosen Barken und Gondeln, die feilschenden Marktweiber, die schreienden Fischer mit ihrer zappelnden Beute: welch' eine Staffage zu dem ehrwürdigen

Digitized by Google

Architekturbilde des Hintergrundes! Dazu ſpannt gleich linker Hand, wo der Canal abermals in einen Zipfel auszulaufen ſcheint, die herrliche Rialtobrücke, und der Strom des Lebens geht auch über ihre Stufen hinweg und pulſt rechts und links durch das Gaſſennetz der Stadt wie durch die Arterien eines thieriſchen Organismus aus. Der Hauptſtrom fluthet durch die »Merceria« ab, die auf den Marcusplatz mündet und dort ein zweites Sammelbecken hat. Dort, zumal auf der Piazzetta, ſtaut ſich der Menſchenabfluß an jenem zweiten Lebensſtrome, der von der Riva degli Schiavoni herüberdrängt .... Damit iſt aber gleichzeitig alles Leben der Lagunenſtadt erſchöpft. Ueberall ſonſt herrſcht Stille, ja Todtenſtille — auf einem Raume, der ſicher zehnmal größer iſt, als der eben umſchriebene ....

An der breiten Fondamenta bei der Rialtobrücke laſſen wir die Gondel anlegen und mengen uns ins Volksgewühl. Die Brücke ſelber, künſtleriſch von keinem Werthe, imponirt durch die Kühnheit ihrer Anlage. Mit einem einzigen Bogen von mehr als 27 Meter Spannweite ſetzt ſie über den Canal. Ihre ungewöhnlich große Breite iſt auf den immenſen Verkehr berechnet, der hier faſt zu allen Tagesſtunden, namentlich aber des Morgens herrſcht. Dieſe Breite der Bahn verliert freilich dadurch an Effect, daß ſie in zwei ſchmälere Seiten- und einen bequemeren Hauptweg getheilt iſt. An der Grenzlinie ſtehen durch Geländer eingefaßte Verkaufsbuden. Während auf der Mittelbahn Einen das Volksgedränge mit ſich fortreißen kann, findet man die Seitenwege ruhiger. Von hier fällt der Blick auf den Canal, und zwar von oben herab, ſo daß man das ganze Barkengewühl, dem man kaum erſt entronnen, nun zu Füßen hat. Daran ſchließen Paläſte in ſcheinbar endloſer Folge. Selbſt der Palazzo Foscari, weit drüben am Knie des Canals, ragt noch in den Rahmen des Bildes hinein.

Wir wiſſen aus einer früheren Mittheilung, daß zur Zeit der Gründung Venedigs der heutige Stadtplan eine Gruppe von Inſeln bildete, welche nach und nach beſiedelt und untereinander durch Brücken in Verbindung geſetzt wurden. Die größte dieſer Inſeln — die einzige, welche dem Flottenanſturme unter Pipin widerſtand — war Riva Alta. Das hieraus entſtandene »Rialto« iſt auch in allen folgenden Zeiten eine der Nebenbezeichnungen der Lagunenſtadt geblieben. Wir vermöchten ſie ebenſo wenig

wegzudenken wie die anderen drei Wahrzeichen Venedigs: die Marcuskirche, den Campanile und Dogenpalaſt .... Die alte Verbindung an der Stelle, wo heute die Rialtobrücke ſpannt, war ein Holzſteg. Er wurde gelegentlich abgebrochen und durch eine Fähre erſetzt. Aber ſchon im Jahre 1252 baute man eine Holzbrücke, die 190 Jahre ſpäter in Folge Volksandranges beim Beſuche der Prinzeſſin von Aragonien einſtürzte. Dasſelbe Schickſal erfuhr eine zweite Holzbrücke. Spät genug — erſt im Jahre 1586 — entſchloß man ſich zu einer ſoliden Brückenanlage. Vincenzo Scamozzi, Vignola, Sanſovino und ſogar Michelangelo hatten Entwürfe eingeſendet. Acceptirt wurde Scamozzi's Entwurf und im Jahre 1587 erhielt Antonio da Ponte den Auftrag zur Bauausführung. Um den Bogen feſtzuhalten, bedurfte es auf beiden Ufern eines Pilotenroſtes von 12.000 Ulmenpfählen, auf die eine Lärchenbettung und darauf ein Gußwerk von Kalk und Steinen zu liegen kamen. In drei Jahren war das Prachtwerk vollendet.

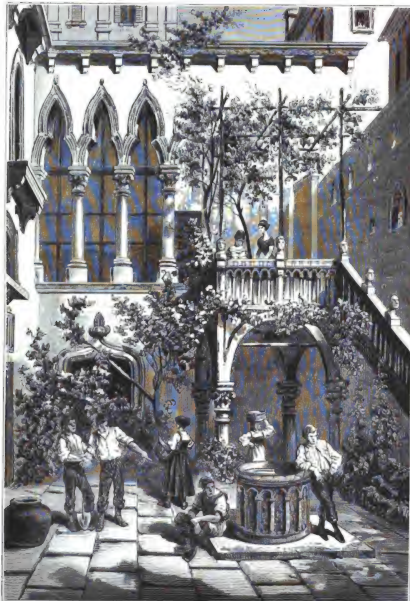
Bevor wir wieder unſere Gondel aufſuchen, ſteigen wir die Brückentreppe des Oſtarmes hinab. Linker Hand ſetzt die Fondamenta fort und ſchließt beim Fondaco dei Tedeschi, einer uralten Kaufhalle der Deutſchen. Schon im XIII. Jahrhundert, unter dem Dogat Enrico Dandolo's, wurde dieſe Kaufhalle eröffnet. Es war aber nicht die, welche wir heute ſehen, da zu Beginn des Jahres 1504 eine Feuersbrunſt den älteren Bau eingeäſchert hatte. Der Neubau wurde von der Republik, welche großen Werth auf ihre Handelsbeziehungen zu deutſchen Kaufleuten legte, ſofort angeordnet und einem Deutſchen übertragen. Einſt war dieſe glatte, verwitterte Façade, zu der wir emporblicken, eine heitere Farbenfläche. Georgione, der »in Sinnenluſt verglühte«, hatte den Farbenzauber über jene gewaltige Front ausgegoſſen. Einige dieſer Fresken, oder doch Fragmente von ihnen, liegen wohl noch unter der Tünche, mit der man den Fondaco — wie leider noch ſo manches andere Bauwerk — überpinſelt hat; das meiſte aber iſt verſchwunden.

Wenn wir in den Morgenſtunden bei der Rialtobrücke verweilen, dann verlohnt ſich's wohl, einige Minuten dem Fruchtmarkte und ſeinem Seitenſtücke, dem Fiſchmarkte zu widmen. Namentlich auf dem Letzteren wird es nicht an Ueberraſchungen fehlen, wenn der Beſucher die ſtrotzenden Körbe

und Behälter durchmuſtert: ganze Berge von Branzinen, Thunfiſchen, Schollen, Triglien, Hummern, Auſtern, Muſcheln, der übrigen Seemonſtren nicht zu gedenken .... Dann aber heißt es eilig das Weite ſuchen. Schon ſteht die Sonne hoch und ihre ſchrägen Strahlen ſpielen über die Zinnen des Fondaco dei Tedeſchi herüber. Das Pflaſter der Marktplätze iſt feucht, ſchlüpfrig — eine athembeklemmende Atmoſphäre brütet rings in allen Gaſſen und Canälen. Auch der Canal Grande iſt um dieſe Zeit kein Paradieſes-Gewäſſer, denn der rege Verkehr bringt es mit ſich, daß reichlich Unrath in ſeine trübe Fluth gelangt .... An der Fondamenta aber ſchläft Beppo auf der Gondelſtufe. Ihm — dem Glücklichen — iſt dieſes reiche Leben, dieſe Pracht der Architektur, dieſer Glanz des Himmels, eine banale Alltäglichkeit.

Ein ſanfter Ruck bringt den braven Gondolier aus dem Reiche der Träume in die reale Welt zurück. Auf die Beine ſpringen, das Ruder einlegen und die Gondel pfeilſchnell dahinſchießen laſſen, iſt das Werk eines Augenblickes .... Schon wölbt ſich die Rialtobrücke über uns und das Stimmengebrauſe drängt dumpfer an unſer Ohr. Hinter der Brücke wendet der Canal ſcharf nach Nordweſten. Wir fahren dicht am »Palazzo de' Camerlenghi« — einſt das Heim des Schatzmeiſters der Republik — vorüber. Bald dahinter folgt linker Hand der Fiſchmarkt, den wir kurz zuvor beſucht. Das laute Leben verſtummt mehr und mehr und wieder iſt es eine Reihe von ſtolzen Paläſten, welche unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Da iſt zunächſt die herrliche Cà d'oro — das »goldene Haus« — Venedigs zierlichſter, architektoniſch reichſter Palaſtbau. Zwar hat man getadelt: der Bau weiſe keinen reinen Styl auf; aber dieſe luftigen Säulenhallen in der reich gegliederten Façade, dieſe graziös ſpannenden Spitzbogen mit den Roſettenfeldern darüber: ſie muthen faſt märchenhaft an. Um den bedeutenden Effect, den dieſer Palaſt einſt machte, ganz zu begreifen, müſſen wir uns denſelben in reichſter Vergoldung denken. Der Bau datirt aus dem Jahre 1360, wurde aber erſt im nächſten Jahrhundert fertig .... Edler und impoſanter als er, wenn auch nicht ſo heiter, iſt der Palazzo Vendramin-Calergi, der für den ſchönſten Palaſt Venedigs gilt. Sein erſter Beſitzer war Andrea Loredan, ſein zweiter der Kandiote Kalergis,

Digitized by Google



Im Hofe eines Palastes in Venedig.

Google

Digitized by Google

sein dritter die Grimani, dann die Vendramin. Im Jahre 1842 erstand ihn die Herzogin von Berry (Mutter des Grafen Chambord) für die Bagatelle von 33.000 Gulden — eine Summe, für die man anderwärts kaum ein anständiges Landhaus bekommen kann ....

Die Lagune.

Wer der steinernen Pracht des Canal Grande müde wird, sucht Erquickung in der offenen Lagune. Für uns ist dieses Labsal zur Hand. Vom Palazzo Vendramin-Calergi steuern wir noch eine Strecke vorwärts, lassen das Museo Corer — das auf der linken Seite liegt — diesmal unbesucht und gelangen so, fast knapp vor dem Bahnhofe, an die Ausmündung des zweitgrößten Canals von Venedig, des Canareggio. Dort steht an der Ecke Carlo Corbellini's Kirche San Geremia und sieht hinter ihrer linken Schulter noch ein Stück des Palazzo Labia hervor. Bauten dieser Art (beide datiren aus dem vorigen Jahrhundert) lassen uns jetzt, nach der Fülle des Genossenen, gleichgiltig. Zwei Brücken, welche den Canareggio überspannen, werden unterfahren .... Dann schwenkt Beppo's Gondel ins Freie. Eine köstliche Luft weht von den fernen Alpenhöhen herüber. Es ist der kräftige Nord, der die weiche Seeluft Venedigs und der Lagunen auffrischt, ohne sich durch zu große Schärfe geltend zu machen. Die Alpenluft ist es auch, welche der venetianischen Luft jene Durchsichtigkeit, dem Himmel jenen Glanz verleiht, die sprichwörtlich sind.

Eine solche Fahrt aus dem Canalgewirre der Dogenstadt in die nördliche Lagune ist somit von doppeltem Gewinn. Man stärkt die Sinne und findet neue Anregung in der maritimen Umgebung. Da ist zunächst linker Hand das moderne Wunderwerk dieser an Wundern keineswegs armen Stadt — die gigantische Eisenbahnbrücke, welche als steinernes Band Venedig an das Festland kettet. Um den Bau fertig zu bringen, bedurfte es eines Rostes von 80.000 Lärchenpfählen, welche in den unteren

Sandgrund der Lagune eingerammt wurden, nachdem man die etwa zwei Meter ſtarke Schlammſchichte entfernt hatte. Auf den Pilotenroſt kam ein zweiter von Eichenholz zu liegen und darauf ſetzte man die mächtigen Pfeiler, welche Bogen und Brückendecke tragen. Wer, vom Feſtlande kommend, im Coupé über dieſe Brücke fährt, denkt in der Regel nicht an die Kraft und das Genie, welche zu dieſem Baue aufgewendet wurden. Sein Auge ſchwelgt einzig und allein in dem goldigen Duft, welcher über der Lagunenſtadt brütet, und an der Glockenſtube des Campanile, dieſem ſtolzen Wahrzeichen der Lagunenſtadt. Seine Seele iſt der Erwartungen voll, ſei der Ankömmling nun ein Neuling auf dieſem Boden oder ein Erfahrener. Venedig iſt das unerſchöpfliche Buch der Verheißungen, deſſen Seiten ungezählt ſind, deſſen Geheimniſſe immer wieder zu neuen Nachforſchungen reizen.

Die Sonne ſteht noch im Oſten, da wir in die grüne Lagune hinausſteuern. Sie iſt hier faſt unbelebt, ſtill, ausgeſtorben — mehr zur Reflexion, denn zu unmittelbarer Anſchauung geeignet. Der volle Glanz des Morgenlichtes kommt auf dem Gewäſſer nicht zur Geltung. Die Waſſerfläche ſchillert zwar ab und zu in den Farben der Perlmutter, aber grelle Reflexe oder breite, ausgeſprochene Farbenflecken bleiben auf ihr nicht haften. Umſo ſonniger präſentirt ſich das nahe Murano, die Inſel mit dem merkwürdigen Dom von S. Donato, einer der ſehenswertheſten Kirchen Venedigs. Für Kunſtfreunde hat S. Pietro martire mehr Intereſſe. Dort befindet ſich ein berühmtes Bild des Giovanni Bellini — die Adoration der heiligen Jungfrau durch den Dogen Agoſtino Barbarigo. Was das Gemälde an ſich betrifft, ſo weiß man, daß Crowe es für eine der herrlichſten Schöpfungen des Meiſters hält. Der Doge iſt, beiläufig bemerkt, derſelbe, der die ſchöne Caterina Cornaro von Cypern nach Venedig bringen ließ und die Inſel ſo an Venedig brachte. Das Dogencoſtüm zeigt ſo recht den alten Fürſtenpomp der venetianiſchen Republik.

Murano iſt die Heimat eines Induſtriezweiges, der ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend blüht — einer Glasfabrikation von ſpecifiſcher Eigenart. Als Marco Polo, der Aſienfahrer, nach Venedig zurückgekehrt war und ſeine Schätze im Corte del Millione aufgeſtapelt hatte, fühlte er das Bedürfniß, den Aſiaten für die ihnen abgenommenen Koſtbarkeiten

einen Ersatz zu bieten. Der speculative Venetianer wußte, worin das wahre Geschäft bestehe: er betrieb bei der Republik die Errichtung einer Glasperlenfabrik und in Kürze wurde der Orient mit diesem Tand überschwemmt. Ungeheure Mengen von falschen »Steinen« wanderten nach dem Osten, der seine echten an die Machthaber, Großen und Reichen der Republik abgegeben hatte. Später wurde Murano berühmt durch seine Spiegelfabrikate, die noch immer gesucht sind, aber dermalen sich nicht über die Bedeutung von Curiositäten erheben. Die Glasperlen-Fabrikation sieht aber noch im alten Schwunge. Bei 2500 Personen beschäftigen sich damit. Jeder Besucher von Murano kennt die Schmelzöfen und die Arbeitsstuben, in welchen die Milliarden von schimmernden Dingern, die über den ganzen Erdkreis verbreitet sind, fertiggestellt werden. Gleich einem farbigen Strome rieseln die abgehackten Rohrstückchen auf schiefer Ebene in das bereit stehende Sammelbecken. In großen drehbaren Cylindern aus starkem Eisenblech erhitzt, runden sie sich ab. Bei den sogenannten »Korallenperlen« bestehen die Röhrchen aus einer inneren Schicht von milchweißem Glas und einer äußeren Schicht von schwach röthlichem Goldrubinglas, das beim Erhitzen eine purpurrothe Färbung erhält. Das Aufreihen an Fäden besorgen die Frauen in den Häusern und viele Millionen Perlen werden an einem Tage in einem Stübchen aufgereiht.

Nach jener Lagunenbrücke, die mit ihren grauen Silhouetten kaum über den Wassern ragt, geht unsere Fahrt zurück. Rechts, im Dunste der Laguna morta — wie man den Sumpfrand des Strandsees nennt — dämmern die Contouren des Festlandes. Zu erkennen ist dieses nicht, auch die Stelle von Malghera nicht, wo das eine Brückenende ansetzt. Bei jenem Malghera hat es in den Sturmjahren zu Ende des vierten Jahrzehntes harte Kämpfe abgesetzt; nun liegt das Fort still und vereinsamt — ein altersschwach gewordener Lagunenwächter. Während die Gondel sich der Brücke nähert, saust ein Eisenbahnzug über die endlose Pfeilerreihe hinweg und verschwindet im Goldnebel des entlegenen Festlandes. Wir aber steuern durch eines der Wasserthore, welche durch die Pfeilerpaare gebildet werden, schwenken im Verlaufe um das Nordwestende von Venedig herum, bis uns zuletzt ein breiter Lagunencanal aufnimmt. Eine schnurgerade Fonda-

Digitized by Google

menta begrenzt ihn linker Hand, eine langgeſtreckte, häuſerbeſetzte Inſel rechter Hand. Die erſtere iſt die Fondamenta delle Zattere — die ſtillſte, ausgeſtorbenſte Riva Venedigs, ſo recht eigentlich das Aſyl für Lebensmüde und Heilungſuchende. Die Inſel rechts iſt die Giudecca. Sie bildet eine Art Waſſervorſtadt von Venedig und iſt ſo recht das Heim der »kleinen Leute«. Wer bei der Fondamenta di San Biagio oder bei der Fondamenta del Ponte longo ans Land ſetzt, betritt juſt keine paradieſiſche Gegend. Auf die Giudecca würde wohl nicht der geringſte Bruchtheil von den Herrlichkeiten der Dogenſtadt fallen, wenn ſich auf ihr nicht ein Monumentalbau von hervorragender Bedeutung befände: Der Redentore, Palladio's vorzüglichſter Kirchenbau. Er wurde 1577 als Votivbau für das Erlöſchen der Peſt (der, beiläufig bemerkt, auch der 99 Jahre alte Tizian zum Opfer fiel) auf Weiſung des Senats errichtet. Die Façade zeigt eine einzige Säulenſtellung, ein griechiſcher Giebel bekrönt das mächtige Kranzgeſimſe, der breite hohe Mittelbau und die zwei ſchmäleren Seitentheile mit Halbgiebeln bringen die Gliederungen des Innern, in das eine grandioſe Treppe emporführt, zum Ausdruck. »Im Gegenſatze zu der betäubenden Farbenpracht und dem myſtiſchen Halbdunkel San Marco's, übt dieſes farbloſe und helle Innere, das allein durch das Liniengefühl, die keuſchen Ornamente und die Raumverhältniſſe der Antike zu wirken ſucht, einen faſt kühlen, froſtigen Eindruck aus.« Dennoch meinte Goethe — der das Aeußere des Baues nur »lobenswürdig« fand — inwendig ſei alles köſtlich ....

Der Redentore iſt ein Anachronismus in dem Bilde, welches die heutige Giudecca darbietet. Sie war in früheren Zeiten freilich keine Heimſtätte armer Fiſcherfamilien, ſondern das bevorzugte Quartier der Patricier, in welchem die Vendramin, Grimani, Donato, Zenobio, Gritti, Bardoër u. A. prächtige Paläſte hatten. In jene Zeit gehört Palladio's Meiſterwerk. Die Paläſte ſind längſt verödet, während der Dom noch immer einen Schimmer der alten Pracht auf die Proletarier von Venedig wirft. Wäre nicht er, kaum ein Fremder würde ſeinen Fuß auf die Giudecca ſetzen.

Aus dem Canal della Giudecca geht es in den weiten Raum, der ſich zwiſchen der Piazzetta und der Inſel San Giorgio Maggiore

erſtreckt. Die Sonne ſteht hoch und durchleuchtet derart das Meer, daß die ganze ungemein langgeſtreckte Front der Riva degli Schiavoni ſich in der Tiefe wiederſpiegelt. Welch' ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen den nördlichen Uferrändern Venedigs, wo es aus dem vereinſamten Canareggio in die ſtille Lagune von Murano hinausgeht, und dieſer Riva mit ihren bunten Fiſcher- und Schiffertypen, dem Gedränge von unzähligen Barken und Segelbooten, und im tieferen Waſſer davor die Hochſeeſchiffe, Oceanfahrer und Dampfer! Dazu geben Venedigs ſtolzeſte Bauten den Schlußrahmen zu dieſem eigenartigen Bilde ab: Die Zecca, der Dogenpalaſt, die alte Bibliothek, der Glockenthurm und ein großer Theil der Marcuskirche.

Wer dorthin hinüberlauſcht, legt gleichſam ſein Ohr an das Herz der Lagunenſtadt. Das Pochen iſt nicht mehr ſo kräftig wie in früherer Zeit. Von heftigen Fiebern wird es ſo wenig mehr erregt, wie von mächtigen Gefühlsſtürmen. Die ſtolzeſten Träume ſind geknickt und die Erinnerungen haben nur ſchwache Belebung. Aber auch die Ruhe, die Altersſchwäche haben ihr Gutes. Das Herz zuckt nicht mehr krampfhaft zuſammen, denn die einſtigen Leidenſchaften ſind verglüht. Auch die Fieberträume ſind gewichen, denn ſeit hundert Jahren vernimmt man nichts mehr von Folterungen und geheimen Juſtificationen, von nächtlichen Ertränkungen an der Canalpforte des Dogenpalaſtes oder Strangulirungen zwiſchen den beiden Säulen der Piazzetta .... Leider ſind Ruhe und Tod miteinander verſchwiſtert: Venedigs Ruhe ward Venedigs Tod. Was der neue Lebensdrang bringt, iſt nicht von Belang. Handel und Wandel, wenn auch neuerdings wieder raſcher pulſend, als in den letzten Decennien, tragen keineswegs den Stempel des Außergewöhnlichen. Auch verarmte Geſchlechter erfahren zuweilen der Nachhilfe durch eine rührige Generation — ihren alten Glanz erreichen ſie nie, den früheren Reichthum ſelten. Ein Volk ſteigt und ſinkt mit ſeinen Thaten. Thaten aber bedürfen ihres Actionsfeldes, ihrer Träger, und in Bezug auf dieſe beiden ändern ſich die Geiſter radicaler, als manchen Anhängern von der »Macht der Tradition« lieb ſein dürfte. Venedig hat kein Außenleben mehr, es hat nur ein Innenleben. Es iſt eine große Familie von altem, tadelloſem

Stammbaume, aber ohne Repräsentation. Nur der Ahnenschmuck ist ihm geblieben: seine Baudenkmale und Kunstschätze.

Mit derlei Reflexionen beschäftigt, gewahren wir nicht, daß unsere Gondel stille hält und sich an die Mauerflucht einer Riva schmiegt. Rückwärts gewendet sehen wir einen stattlichen Kirchenbau — das getreue Abbild des Redentore, aber minder effectvoll in seinen Hauptdimensionen. Wir sind bei der Insel San Giorgio Maggiore. Die Kirche, welche den gleichen Namen führt, ist das gemeinsame Werk Palladio's und Scamozzi's. Jeder Besucher Venedigs weiß, daß diese Kirche vorwiegend wegen ihrer herrlichen 48 Chorstühle, einiger Bilder Tintoretto's und wegen des Dogen-Monumentes (es ist dasjenige des Domenico Michiel, des »Schreckens der Griechen«) von Longhena, dem Schöpfer der Santa Maria della Salute, besuchenswerth ist. Wer überdies über den Kunstgenuß jenen anderen Genuß, den der Anblick der heiteren Lagunenstadt bietet, nicht bei Seite gedrückt sehen will, steigt die bequeme Holztreppe zur Glockenstube des Campanile empor, um die ganze Pracht des Architekturbildes, welches Marcusplatz und Piazzetta aus solcher Entfernung doppelt wirksam darbieten, zu genießen. Von jener Höhe fällt der Blick des Beschauers auch auf das Südostende der Stadt, wo die spärlichen Anlagen der Giardini pubblici dunkeln und das breite Band des Hauptcanals der Lagune sich zwischen der Riva degli Schiavoni und der Insel San Giorgio Maggiore windet. Durch diesen Canal müssen wir im weiten Bogen, um die offene Lagune zu gewinnen. Eine lange Strecke hindurch ist die Riva mit ihrer sonnebeschienenen Gebäudefront unser Begleiter. Zeitweilig sieht man weit in die Seitencanäle hinauf und gewahrt ab und zu eine Kirchenkuppel in den Rahmen des Bildes hereinragen. Die Architektur aber verliert mehr und mehr an Pracht, ja selbst an Stattlichkeit; man fühlt sofort, daß man sich nur mehr im Bereiche eines »Borgo« — einer Vorstadt — befindet. Die Häuserzeile beginnt sich immer mehr zu lichten, wir kommen auf die Höhe des Arsenals und sehen dann bereits die Laubkronen des öffentlichen Gartens übers Meer herüberlugen ....

Vegetation ist in Venedig ein so ungewohnter Anblick, daß unsere Augen förmlich nach dem spärlichen Grün lechzen. So wird uns dieser an

ſich wenig anheimelnde Gartenfleck zum Paradieſe. Es iſt ein ziemlich weiter Weg von San Giorgio Maggiore bis hierher. Der letzte Theil der Gondelfahrt geht knapp unter dem Ausſichtshügel — der Punta della Motta — vorüber. Venedig läuft daſelbſt in eine keilförmige Spitze aus, ſo daß man alsbald die Lagune auch von Nordoſten her herandrängen ſieht. Nun erſt iſt Venedig die typiſche Waſſerſtadt. Wie auf einem Luftteich ſcheint die Stadt zu ſchwimmen, von weichen Wellen getragen, aber gleichwohl feſtwurzelnd mit dem unerſchütterlichen Roſte ihrer Millionen von Eichen- und Lärchenpiloten, welche durch die Jahrhunderte lange Berührung mit dem naſſen Elemente zu Stein geworden ſind.

So taucht die Märchenſtadt mehr und mehr zurück, als ob ein holder Spuk ſie uns entrückte. Schon werden die Nebelſchleier ſchwerer und machen das Häuſermeer verblaſſen. Nur wo das Sonnenlicht noch voll aufliegt, glüht es auf, wie wenn eine Feuercascade über die Prachtbauten ſich ergöſſe. Unverrückt in ſeiner ganzen Größe und breitſchulterig wie ein Rieſe in der Märchenwelt ragt der Campanile über das Gewimmel, das ihn umgiebt, empor. Wenn alle Contouren verſchwinden, jedes Detail im farbigen Nebelgewoge zerfließt: der Campanile zeigt ſich immer in unveränderter Koloſſalität.

Nun erſt ſind wir in unſerem Element. Nichts als grüne Fluth, ſo weit das Auge reicht. Sie wird ſtellenweiſe unterbrochen durch niedere, winzige Eilande, die auf der trüben Fläche ſchwimmen, und durch den langgeſtreckten Streifen Landes im Oſten — den Lido. Zwei Brazzeren, chioggiotiſche Fiſcherboote mit phantaſtiſch bemalten Segeln, kommen uns entgegen. Beppo ſteuert ſicher und hält ſich hart an die Capiſaldi — jene Pfähle, welche das Fahrwaſſer (die »Fondi«) markiren. Auf einem dieſer Pfähle ſitzt ein windſchiefes Häuschen, ein Tabernakel, auf. Man könnte es für ein Niſtkäſtchen halten oder für einen winzigen Taubenkogel. Nun zieht Beppo die Mütze und wir erkennen eines jener Madonnenhäuschen, deren der fromme Meerfahrer ſelbſt in einem ſo gefahrloſen, ruhigen Gewäſſer wie die Lagune, nicht entbehren zu können ſcheint. Traumſtill gleiten die beiden Brazzeren vorüber. Ein lauter Gruß herüber und hinüber und die Begegnung iſt vorüber .... Doch kommt alsbald beſſeres

nach. Vollgetakelte Briggs oder Briggſchooner nehmen ſich hier, zwiſchen Inſeln und Lagunenpfählen, wie rieſige Oceanfahrer aus. Der tagelange Verkehr in den Stadtcanälen, mitten durch unzählige Nußſchalen, hat das Auge größeren Fahrzeugen entwöhnt. Förmliche Aufregung aber ruft das Erſcheinen eines Dampfers hervor. Sie verkehren aber faſt immer nur durch den Porto di Lido, das Seethor im Norden der gleichnamigen Düne.

Die Sonne ſteht tief, da wir am Ufer der reizvollſten unter den uns umgebenden Inſeln anlegen. Es iſt San Lazzaro, die Inſel der Armenier. Ihren Namen hat ſie von dem Orden der Mechitariſten, der

Am Geſtade des Lido.

hier ſeit mehr als dritthalb Jahrhunderten ſchaltet. Das ſegensreiche Wirken dieſes katholiſch-armeniſchen Ordens iſt allgemein bekannt. Im Heimatlande durch das orthodoxe Armenierthum bedroht und gehemmt, ſich frei dem Studium der altarmeniſchen Literatur hinzugeben, überſiedelte die Congregation, nachdem ſie 1712 durch Papſt Clemens XI. ihre dem Benedictinerorden nachgebildeten Statuten beſtätigt erhielt, nach Morea, und als dieſes den Türken zufiel, nach Venedig, wo ihr 1716 durch die Republik die Inſel San Lazzaro als neue Heimſtätte zugewieſen wurde. Mechitar ſelber hatte nur ein Lexikon des Haikaniſchen (Schrift-Armeniſchen) und eines der armeniſchen Vulgärſprache verfaßt. Bald hierauf aber folgte die reiche

Ausbeute, Drucklegung und Verbreitung der classischen Schriften und die Publication zahlreicher anderer orientalischer Sprachstudien, historischer und wissenschaftlicher Werke, die alle wieder durch deutsche (zuerst durch Dr. Neumann und Dr. Petermann) und französische, sowie durch andere französische Philologen dem Fachpublikum des Abendlandes vermittelt wurden. Dermalen beschäftigt sich von den Patres San Lazzaro's ein großer Theil mit der Uebertragung italienischer, französischer und deutscher Werke ins Armenische, sowie mit der Anfertigung von Sprachlehren und Wörterbüchern zum Gebrauche für Abendländer und Orientalen .... Wie man

Die Marazzi von Sottomarina bei Chioggia

weiß, weilte unter Anderen auch Lord Byron längere Zeit unter den Mechitaristen auf San Lazzaro. Er gab sich namentlich dem Studium der armenischen Sprache hin. Die Bibliothek enthält seltene Werke und Handschriften, darunter ein tausend Jahre altes Evangelium, das einst Eigenthum der Königin Melke gewesen sein soll; eine Papyrusrolle mit birmanischem Text (Pali) u. s. w. In der Sammlung fällt eine reich mit Perlen geschmückte Mumie auf.

Wenn man aus dem Klosterinnern in den Garten tritt, fühlt man sich sofort in selige Vereinsamung. Keine Großstadt könnte ein Plätzchen, das den Charakter eines vollkommenen Asyls hat, in so unmittelbarer Nähe

aufweiſen. Freilich iſt Venedig ſelber im Großen und Ganzen eine ſtille Stadt. Der Hauptantheil fällt aber hier auf das Meer. Zwar ſagt man: Das Meer verbinde — nur Gebirge trenne die Menſchen. Hier aber ſcheidet das Meer das Mechitariſtenheim ſo vollſtändig von aller Welt ab, daß man die Liebe eines Dichters — gleich Byron — zu dieſer Scholle ſofort begreift. Der Garten iſt eigentlich eine Terraſſe, eine Terraſſe am Meere mit dem zaubervollſten Fernblicke. Jetzt, da wir eben zwiſchen den Cypreſſen und Roſenſtauden wandeln, neigt ſich die Sonne bereits zum Untergange. Wer vermöchte die Pracht des Seebildes zu beſchreiben, die ſich zu ſolcher Stunde rings um San Lazzaro entfaltet! Im Purpurlichte glühen S. Clemento, S. Spirito, S. Giorgio und die anderen Eilande, die weſtwärts auf der grünſchillernden Lagune ſchwimmen. Wie Perlmutterſtreifen winden ſich die ›Fondi‹, die Fahrcanäle, durch die im Sonnendampf verglühende Ferne. Der ganze Bereich, den man zunächſt überblickt, iſt die ſogenannte ›Laguna viva‹, die eigentliche Strandſee. Weiter im Weſten liegt die ›Laguna morta‹, die todte Strandſee: ein brauner, dampfender Sumpfboden, den unzählige Waſſeradern durchfurchen. Vom eigentlichen Feſtlande iſt keine Spur zu entdecken. Goldnebel, die auf dem Horizont aufliegen, verdecken es. Dieſes Feſtland iſt übrigens ſo flach wie das Meer ſelber und es bedürfte ſonach eines erhöhten Standpunktes, um nur jenen an die Lagune zunächſt angrenzenden Strich zu überblicken, der von dem Brentafluſſe und ſeinem großen Canale — der Trennungslinie zwiſchen Sumpf- und Culturland — durchfurcht wird. Dort — an der Grenzſcheide, aber noch im Lagunenbereiche gelegen — heißt ein Streifen der ›todten‹ Lagune Valle di Mile Campi: die Bucht der ›Tauſend Felder‹, denn Legionen ſind der Sumpfinſelchen, die zwiſchen den verſchlammten Canälen liegen.

Wenn in ſolcher Zauberſtunde auf San Lazzaro Nordwind weht, dann treten die Alpen in blaſſen Silhouetten aus dem fernen Hintergrunde. Auf ihren Häuptern liegt dann gleichfalls etwas von dem lauteren Golde der ſcheidenden Abendſonne. Der Anblick der ſcheinbar weltentrückten Berge wirkt wehmüthig auf den ſolcher Scenerie ungewohnten Beſchauer. Nun erſt fühlt er die Vereinſamung ganz. Kein Ton unterbricht die Stille. Die

Lagune entschlummert wie ein müdes Kind, das keine Leidenschaften, keine Stürme und Kämpfe kennt. Sinnbild des menschlichen Herzens aber ist das Meer. Von diesem Meer, mit seiner zeitweiligen tückischen Ruhe und seinem Sturmgetöse, sieht der Besucher der Insel der Armenier nichts, denn es brandet jenseits des Lidostreifens. Ist einmal das Abendrot verflackert und hat die Lagune ihre schlammig-trübe Farbe angenommen, dann kann ein Aufenthalt auf San Lazaro — trotz alles Abendzaubers im Dampfe der Purpurlohe, die im Westen verglüht — Herz und Kopf zusammenschnüren. Dem Lande meilenweit entrückt, und ohne Anblick der offenen, freien und befreienden See: so mag die Insel der Armenier für Asketen ein Paradies sein — für ein Weltkind ist sie ein Gefängniß.

Es ist Nacht, da wir San Lazaro verlassen. Einzelne fahlgelbe Lichter, welche da und dort über der Lagune flackern, sind die »Fari« — Leuchtpfähle. An ihnen müssen wir vorüber, denn sie bezeichnen das Fahrwasser. Fast unheimlich ist es in sternenloser Nacht auf schmalem Schiffahrtscanale dem rothen Lichtauge eines geisterhaft daherschwebenden großen Seglers zu begegnen. Die Segel sind mäßig gebläht oder klatschen monoton gegen die Masten, wenn der unstäte Wind die Richtung ändert. Wie dies in der Nacht gewöhnlich der Fall, glaubt man die Gegenstände noch in beträchtlicher Ferne und wird unangenehm überrascht, wenn der dunkle Schiffskörper zum Greifen nahe an den Kahn heranritt .... Ein Wahnruf vom Auslug des Seglers gellt scharf durch die stille Nacht .... Dann rauscht die Lagune auf — die Gondel kommt ins Schwanken und weiße Schaumwellen klatschen an die niederen Bordwände. Beppo's eiserne Arme theilen die aufgewühlte Fluth — dann geht es wieder über glatte Bahn. Jetzt flackert eine der Fari-Laternen in nächster Nähe. Einige Goldfunken schwimmen auf dem Gewässer und verglühen im Schatten des nächsten Bereiches. Dann aber erglimmen Lichter in großer Zahl, wie hunderte von Irrwischen. Wir haben nämlich die Rückfront der Giudecca vor uns, wohin Beppo seinen Rückweg nimmt. Ganz Venedig mit seiner abendlichen Lichterpracht liegt hinter diesem dunklen Walle verborgen. Nur der helle Schimmer hoch über allen Dächern verräth, daß jenseits dieses Walles tausende von Flammen den Marcusplatz und die Piazzetta in ein Meer

Digitized by Google

von Licht tauchen und das Gewühl des venetianiſchen Nachtlebens zum Tagesbilde geſtalten.... Und dennoch: dieſe Abgeſtorbenheit, wie ergreifend wirkt ſie auf die Phantaſie! Beppo ſummt ein melancholiſches Lied, aber wir ſind nicht bei ihm. Eben ſteuern wir dicht an der Riva vorüber, wo nur einzelne Häuschen ſtehen. Baumkronen ziehen ſich in endloſer Folge dicht daneben. Im Oſten zeigt ſich nun auch der Mond und das Sternenlicht wird blaſſer. Kein Ton — nur das Klatſchen der Ruder. Auch Beppo ſchweigt und hantirt müde mit ſeinem Ruder.... Iſt das nicht Leopardi'ſche Stimmung der Natur, die an die Nerven greift? Warum lugt Beppo ſcharfen Auges nach jenem erleuchteten Fenſter am Geſtade — warum wendet er ſich zurück und immer wieder zurück — bis ein Seufzer ſeiner Bruſt ſich entringt, da das Licht wie ein Spuk in der Finſterniß verſinkt? Der wackere Beppo hat alſo nicht ohne Grund den Rückweg über die Giudecca genommen. Armer Burſche!

Dolce e chiara è la notte, e senza vento,
E queta sovra i tetti e in mezzo agli orti
Posa la luna. — — — — — — — —
— — — — — — O donna mia,
Già tace ogni sentiero, e pei balconi
Rara traluce la notturna lampa:
Tu dormi, che t'accolse agevol sonno
Nelle tue chete stanze; e non ti morde
Cura nessuna; e già non sai nè pensi
Quanta piaga m'apristi in mezzo al petto.
Tu dormi: io questo ciel, che si benigno
Appare in vista, a salutar m'affacio
E l'antica natura onnipossente,
Che mi fece all' affano. »A te la speme
Nego,« mi disse, »anche la speme; e d'altro
Non brillin gli occhi tuoi sen non di pianto« ....

So ſingt Leopardi. Sicher iſt Beppo's Herz nicht von ſolch' tragiſchem Kummer erfüllt. Wir aber ſchwelgen in der bloßen Vorſtellung hiervon, denn zu ſolch' nächtlicher Fahrt bedarf es der entſprechenden Seelenerregung. Vielleicht dankt uns der freundliche Leſer, wenn wir jene Strophe in rhythmiſcher Verdeutſchung wiedergeben:

Die Nacht iſt mild und klar, es ſchweigt der Wind
Und über Dächer, über Gärten hin
Geht ſtill der Mond. — — — —

— — — — — — — Holde Frau,
Auf allen Wegen herrscht nun tiefes Schweigen,
Nur selten scheint ein Licht noch durch die Fenster.
Du schläfst; denn Dich umfing gar leicht der Schlummer
In Deinen stillen Zimmern; keine Sorge
Plagt Dich, noch weißt Du oder ahnst Du
Die Wunde, die Du meinem Herzen schlugst.
Du schläfst; ich treff' an's Fenster, zu begrüßen
Den Himmel, scheinbar gütig allen Menschen,
Und die allmächtige Natur, die mich
Zu Leiden schuf. »Dir sei verzagt,« sprach sie,
»Die Hoffnung, selbst die Hoffnung! Deine Augen,
Erglänzen sollen sie allein von Thränen.« ....

....Vorbei! noch eine Schwenkung der Gondel und wir steuern aus dem engen Canal zwischen der Giudecca und der Insel San Giorgio Maggiore hinaus. Ein Märchenbild steigt aus der Fluth empor. Lichtgeflimmer und goldige Schleier, dumpfes Stimmengebrause, hochragende, schattenumhüllte Paläste, der steinerne Riesenwächter auf der Piazza dicht vor uns, hohe Kuppeln, vom Mondlichte beglänzt, fast gespensterhaft leicht in den Lüften schwebend: so präsentirt sich uns das nächtliche Bild von Piazzetta und Marcusplatz .... Welch' naiv-heiteres Volk diese Venetianer sind, erkennt man erst bei nächtlichen Wanderungen. Das ist noch ein Abglanz des Lebens aus den früheren herrlichen Tagen, denn bei aller Ungezwungenheit des geselligen Verkehrs, herrscht gleichwohl eine Gemessenheit und Liebenswürdigkeit vor, die sich als Erbe einer jahrhundertelangen guten Erziehung erhalten hat. Der Schwarm der Nachtvögel, der über diesen Platz flattert, recrutirt sich aus den typischsten Staffagen Venedigs.

Keine der uns wohlbekannten Gestalten fehlt. Wer ein Jahrzehnt fern von der Lagunenstadt geweilt hat und dann wieder unvermittelt in dieses Traumreich hineingeworfen wird, findet nichts verändert. Selbst die Zunft der Straßenmusikanten zeigt sich als unverwüstlich conservativ, denn der greise Fagottist, der vor dem Café Quadri die buchstäblich »unendliche Melodie« des »Carnevals von Venedig« executirt, stand schon vor einem Menschenalter auf demselben Platze, da wir Kinder waren und zum ersten Male an den Weisen des Alten Gefallen fanden. Und sind nicht auch die schönen

Blumenſpenderinnen, die gleich ſchillernden Nachtfaltern durch die Menge flattern, ſolche Erbſtücke des venetianiſchen Volks- und Nachtlebens? Wenn wir die Eine oder Andere ſchärfer aufs Korn nehmen, will es uns freilich bedünken, daß auch ſie ſchon vor vielen Jahren unſer jugendliches Herz höher pochen machte, wenn ſie eines der Kinder Florens in unſere Hand drückte. Das iſt ſchon lange her und die Reize der Spenderin dürften in der Zwiſchenzeit kaum zugenommen haben. Solcher Conſervatismus mag freilich nicht von Jedermann kritiklos acceptirt werden ....

An einem heiteren Morgen rüſten wir uns zu unſerer letzten Lagunenfahrt. Es geht zunächſt nach dem Lido, von deſſen öſtlichem Ufer aus wir zum erſten Male das offene Meer erblicken. Förmlich neugeboren ſchwelgen wir in dem Anblicke des Elementes, mit welchem wir uns auf unſeren vielen Fahrten vertraut gemacht haben. Zudem iſt es noch vor Sonnenaufgang. Nur ein rother Streifen glüht im Oſten und davor wallt die See im purpurnen Lichte, als ſollte eine andere Schönheitsgöttin den Fluthen entſteigen. Der Streifen wird intenſiv goldroth, dann rein golden und zuletzt ſchwebt der Sonnenball über dem leiſe athmenden Gewäſſer. Alle grellen Farben zerfließen vor dieſer Gluth, die nun zu uns herüberwallt. Zu unſerer Linken haben wir das Seebad Fiſola, zur Rechten die lange, weiße Strandlinie, an der ſich die Wellen brechen und Goldfunken auf den Kies werfen.

Ein Spaziergang längs dieſem Geſtade iſt der reine Gegenſatz zu einer Lagunenfahrt. Da giebt es weder trübe, ſchlammige See, noch myſtiſche Beleuchtungseffecte; weder märchenhaften Glanz, noch Denkmäler der Geſchichte und Kunſt; weder buntes Menſchengewühl, noch ernſte Erinnerungszeichen aus alten Tagen. Jeden Morgen feiert hier, im Angeſichte der See, der kurze Tag ſeine Wiedergeburt und der vergangene iſt vergeſſen. Die Reflexion hat hier, wo Luft und Licht die Sinne zu vollſter Daſeinsfreude beleben, keine Arbeit zu verrichten. Balſamiſch iſt der Athem des Meerwindes, erquickend das Grün der Gärten. Der arbeitende Bauer in ſeinem Artiſchokenfelde muthet fremdartig an. Würde nicht der ſtolze Campanile über die Höcker und Strandbatterien des Lido herüberlugen, wir könnten uns von der Lagunenſtadt hundert Meilen weit entfernt fühlen.

In Malamocco aber ist unsere Phantasie sofort wieder in vergangene Ereignisse verstrickt. Wir gedenken der ersten Dogen, welche hier in einem verhältnißmäßig so bescheidenen Heim gehaust, zu einer Zeit, da auf den Inseln des heutigen Venedig nur vereinzelte Fischerhütten standen und über den trüben Canälen gefräßige Möven huschten .... Dann überspringen wir einige Jahrhunderte und gedenken der Zeit, da im Jahre 1379 an dieser Stelle Pietro Doria mit dem Genueserheere lagerte. So nahe ist nie ein Feind an die Dogenresidenz herangerückt. Doria kam von Chioggia herüber, wahrscheinlich mit theilweiser Benützung des Landweges. Wenn wir also den Dünen entlang wandern, folgen wir der Spur jenes Heereszuges. Von Malamocco geht es nach Alberoni, wo jener ungeheure Schutzdamm (die »Diga«) wurzelt, der die Einfahrt — Porto die Malamocco von Verschlammung freihält. Jenseits aber, auf der Düne von Pelestrina, folgen andere Schutzdämme, die berühmten Murazzi. Diese gewaltigen, durch Mauerdämme verstärkten Uferschutzbauten wurden mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen venetianischer Lire hergestellt. Ihre Länge bis Chioggia beträgt 5227 Mtr., die Dicke des Mauerwerkes stellenweise nicht weniger als 13 bis 14 Mtr., bei 10 Mtr. Höhe.

Die Schutzbauten setzen jenseits der Porta di Chioggia auf dem Litorale von Sottomarina fort. Wir haben aber ein anderes Ziel. Vor uns schwimmt in der Lagune das Heimatstädtchen des regsten und unternehmendsten Fischervolkes, das zu Zeiten fast nur von Weibern, Greisen und Kindern bevölkerte Chioggia. Die Männer sind nämlich durchwegs Fischer und Schiffer und suchen ihren Erwerb auf der See. Sie bleiben tagelang, ja selbst durch Wochen fern von ihrer Heimat, und das Haus- und Stadtregiment führen dann die Weiber, deren Schönheit weit berühmt ist. An Sonntagen legen sie den Schleier an und behängen sich mit Goldschmuck. In den Kirchen bilden sie die Masse der Besucher und geben dem Fremden ein überaus anziehendes Bild ab. Sonn- und Festtage bringen auch viele der im näheren Bereich von Chioggia fischenden Männer und dann sind die Plätze voll von diesen interessanten, wetterharten Gestalten. Mit phrygischer Mütze, kurzem, mit einer Kapuze versehenen Bärtolow, kurzen Beinkleidern und schweren Holzschuhen füllen sie die Mastichoutiken.

Digitized by Google

oder versammeln ſich auf der Piazza Vittorio Emanuele, um den Vorträgen der Improviſatoren zu lauſchen, die von Alters her in Chioggia eingebürgert ſind.

Das ſüdlichſte Ende der Lagune markirt das Fort Brondolo. Das gegenüberliegende Feſtland hat noch ganz das Ausſehen der Laguna morta, obgleich das Seeſumpfgebiet von großen regulirten Canälen durchzogen iſt, im Norden von der Brenta, im Süden von der Etſch begrenzt wird. Von Brondolo aus geht es auf hoher Dammſtraße etwas über eine deutſche Meile weit zur Etſchbrücke bei Cavanella. Jenſeits derſelben beginnt das Culturland. Der Wanderer hat wieder feſten Boden unter ſich und verliert faſt plötzlich den Anblick des Meeres. Es iſt übrigens ein Weg, der von fremden Reiſenden nie betreten wird. Wer Venedig verläßt, ſchlägt gewöhnlich den Landweg per Eiſenbahn ein und erreicht ſo beim Fort Malghera das venetianiſche Feſtland, wo ſein Blick zum letztenmale über die ſtille Lagune ſchweift ....

Fiſcherbarke in den Lagunen von Venedig.

Anhang.

Sachliche Abhandlungen. — Statistik. Maritime Notizen.

1. Der Handel Trieſts.

Welche Bedeutung Trieſt als erſtes Emporium an den adriatiſchen Küſten hat, wurde von uns bereits im erſten Abſchnitte dieſes Werkes dargethan. Es hat nie an Stimmen gefehlt, welche dieſe Bedeutung zwar anerkannten, im Uebrigen aber eine große Zahl von Uebelſtänden erläuterten, die der Entwicklung Trieſts in ſeiner Eigenſchaft als Seeſtapelplatz und Tranſitſtation als ſchwer fühlbare Hinderniſſe ſich in den Weg ſtellen. Man hat geltend gemacht, daß die üble Lage Trieſts ganz beſonders auf drei Cardinalpunkte zurückzuführen ſei: auf die mangelhaften feſtländiſchen Verkehrswege, auf die ungenügenden überſeeiſchen Schifffahrtslinien und auf die ſchlechte Organiſation des Handels und Verkehres im Hafen ſelbſt. Neue Eiſenbahnen, neue Dampferlinien und Reformen des Trieſter Handels ſollten alſo die nächſtliegenden und allernothwendigſten Hilfsmittel ſein. Trieſt — erklärt man — darf nicht blos Handelshafen ſein, es muß zu einem hervorragenden Stapelplatz und zu einem den anderen Hafenſtädten ebenbürtigen Wechſelplatz werden .... »Der Staat hat den neuen Hafen geſchaffen, er wird auch die auf ſeinem Grunde erbauten Lagerhäuſer in Betrieb nehmen müſſen, um ſie zu wirklichen Entrepôts für den großen Schiffsverkehr zu machen.«

Ueber alle dieſe Fragen iſt — ſo denken wir — in erſter Linie diejenige Stelle competent, der es obliegt, über die wirthſchaftlichen Verhältniſſe Trieſts Buch und Rechenſchaft zu führen, in unſerem Falle alſo die Trieſter Handels- und Gewerbekammer! Der letzte officielle Bericht derſelben umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1871 bis 1875, wodurch freilich manche Daten desſelben dermalen antiquirt ſein mögen. Die betreffenden

Unterſuchungen, ſowie das einſchlägige Material ſind aber von ſo hohem und allgemeinem Intereſſe, daß wir unſeren Ausführungen den officiellen Bericht zur Grundlage geben müſſen.

Es iſt wahr: man ſchenkt im Inlande dem Seeweſen im Allgemeinen lange nicht jene Aufmerkſamkeit, die es verdient. Dies gilt beſonders von der Handelsmarine. Ein Blick in die politiſche und ökonomiſche Geſchichte der Völker zeigt, daß England, Holland, Spanien, Portugal, die Republiken Venedig und Genua ihre Größe und ihren Reichthum der Handelsmarine verdanken. Gelegentlich unſerer Mittheilungen über die geſchichtliche Entwicklung Venedigs haben wir nur zu oft Anlaß genommen, auf dieſe Thatſache hinzudeuten. Sind nun auch die Verhältniſſe der Gegenwart verſchieden von jenen in früheren Jahrhunderten, ſo bleibt gleichwohl die Wichtigkeit der Handelsmarine und des Seehandels überhaupt ſowohl in politiſcher, als auch in wirthſchaftlicher Beziehung dermalen unbeſtritten. Alle Staaten, welche derzeit eine hervorragende Stellung im Rathe der Völker einnehmen, haben großes Augenmerk auf die Entwicklung der reſpectiven Handelsflotten. Ueberall macht ſich das Beſtreben geltend, der Handelsmarine unter die Arme zu greifen und dieſer Art die nationale Schifffahrt zu heben, die internationalen Beziehungen entweder zu kräftigen oder zu erwerben.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es auffallend genug, daß die öſterreichiſch-ungariſche Handelsmarine nicht vom Flecke kommt. Zwar die in Trieſt und Fiume amtirenden officiellen Seebehörden entwickeln bereits ſeit Jahren eine ſehr beachtenswerthe Thätigkeit. Allein die Handelsmarine bedarf nicht blos formeller, ſondern thatkräftiger Unterſtützung. Die öſterreichiſch-ungariſche Marine hat auf der Bahn ihrer Entwicklung Halt gemacht; ja die Schifffahrt ſcheint eher dem Rückgange ſich zuzuwenden, denn die Werften zeigen eine faſt abſolute Unthätigkeit .... Zu Beginn des Jahres 1871 wurde ſeitens des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes die Regierung aufgefordert, die Aufhebung des Trieſter Freihafens in Erwägung zu ziehen. Die Trieſter Handelsvertretung war aber der Anſicht, daß die großen Vortheile, welche Trieſt aus ſeiner Freihafenſtellung zu ziehen vermag, bei weitem jenen Nutzen überwiegen, welchen der Staat in finanzieller Beziehung aus der Einverleibung des Platzes in das allgemeine

Digitized by Google

Zollgebiet erzielen würde. Sie richtete daher eine Denkſchrift an die beiden Häuſer des Reichsrathes und an das Miniſterium, in welcher für die Belaſſung des Freihafens eingetreten wurde.

Das ſtatiſtiſche Material des officiellen Handelskammer-Berichtes für das Quinquennium 1871 bis 1875 conſtatirt einen entſchiedenen Rückgang des Trieſter Handels. Und worin liegen die Urſachen dieſes Rückganges? Der Bericht macht geltend, es müſſe vor Allem berückſichtigt werden, daß Trieſt, obſchon ſeiner Poſition und politiſchen Lage nach einerſeits eng an die Monarchie gekettet, doch als Freihafen und reichsunmittelbare Stadt, ſowie wegen ſeiner ſonſt ſelbſtſtändigen commerciellen und maritimen Entwicklung eine Ausnahmsſtellung einnimmt. Dieſe Stellung iſt derart, daß, während die Stadt in vieler Beziehung die Vortheile des Geſammtſtaates genießt, in anderer Hinſicht mancher Schaden und Mangel, beſonders in mercantiler Richtung hier entweder intenſiver oder minder empfunden wird als im Hinterlande. Oder kurz: die Poſition von Trieſt iſt derart, daß unter normalen Verhältniſſen der Fortſchritt des Inlandes hier erhöhten günſtigen Einfluß üben müßte, während eine Kriſis dortſelbſt Trieſt wegen ſeiner anderweitigen Relationen und theilweiſen Selbſtſtändigkeit in anderer, wahrſcheinlich minder ungünſtiger Weiſe als dortſelbſt berühren ſollte .... Die Haupturſache der retrograden Bewegung des Trieſter Handels wird in jenem Gutachten der Handelskammer auf den Mangel an Communication mit dem Hinterlande zurückgeführt.

Die große Bekümmerniß iſt die: Während das erſte Emporium, der größte Seehafen der Monarchie und Süddeutſchlands, welcher allein mit einem Sechstel an der Bilanz des auswärtigen Handels Geſammtöſterreichs participirt, nur auf eine einzige Eiſenbahnverbindung mit dem Hinterlande angewieſen blieb, wurden rings um Trieſt Eiſenbahnlinien hergeſtellt, deren Zweck darin beſtanden haben ſoll, den Verkehr von dem genannten Platze abzulenken und ihn nach einem anderen Hafen hinzuleiten. Das iſt freilich eine Logik, die nicht Jedermann einzuſehen vermag. Um Trieſt zu Reichthum und Aufſchwung zu verhelfen, ſollen andere Häfen unberückſichtigt, in ihren Aufſchwungsbeſtrebungen gehemmt, in ihren Handelsbeziehungen geſchädigt werden. Es iſt alſo die alte Deviſe: »Alles für

Trieſt, nichts für die übrigen Häfen.« Daß man ſpeciell auf Fiume in Trieſt ſchlecht zu ſprechen iſt, iſt wohl allgemein bekannt. Es gehört aber eine bedeutende Doſis von Eigennutz dazu, rundweg zu erklären: die Eiſenbahnlinien St. Peter-Fiume und Karlſtadt-Fiume hätten den Handel Trieſts geſchädigt und ſeien alſo auf das Verderben Trieſts berechnet geweſen. Zugegeben aber wird, daß Fiume ein von der Natur ihm zugewieſenes Actionsgebiet habe, das ihm ſchlechterdings nicht ſtreitig gemacht werden könne.

Nun hat aber, ſo denken wir, Fiume das gleiche Exiſtenzrecht wie Trieſt. Es iſt arm, oder war es wenigſtens bislang, bedurfte alſo der Aufhilfe. Trieſt iſt reich und hatte durch Jahrzehnte Gelegenheit, ſeine Poſition zu feſtigen. Die Trieſter Handelswelt perhorrescirt aber auch die Iſtrianer Bahn, obwohl der Güterverkehr auf dieſer Bahn ganz unbedeutend iſt, wie ſich Jeder überzeugen konnte, der dieſe Linie befahren hat. Große Beſorgniſſe hegt man auch hinſichtlich der Dalmatiner Bahnen. Dieſelben ſind bis jetzt freilich nur Localbahnen, eine Linie überdies eine Küſtenbahn, die zweite (nach Siveritſch) eine Sackbahn. Wenn aber dieſe Localbahnen einmal mit der Monarchie oder mit den bosniſchen Bahnen in directer Verbindung ſtehen werden, dann iſt Trieſt — verloren! Dadurch würde dem Trieſter Hafen nicht nur der Zuzug der Dalmatiner Producte, ſowie die Verſorgung Dalmatiens mit inländiſchen und fremden Erzeugniſſen entzogen, ſondern es würde auch der Verkehr der dalmatiniſchen Schiffe, welche den Transport dieſer Waaren vermitteln, ausfallen: ein Entgang, der ſicher ſchwer in die Wagſchale fallen würde. So meint die Trieſter Handelswelt. Sie behauptet: auf die Schifffahrt ſelbſt müſſe die Anlage einer Bahn in einem ſo ſchmalen Küſtenſtriche, wie Dalmatien iſt, einen entſchieden ungünſtigen Einfluß ausüben, da ſie offenbar einen großen Theil des Verkehres der Küſtenſtädte untereinander, ſowie dieſer mit den anderen Häfen, unter denen Trieſt die erſte Stelle einnimmt (denn von den 16.400 Schiffen mit mehr als 2 Millionen Tonnen, welche im Trieſter Hafen im Jahre 1871 ein- und ausliefen, entfallen bei 10.000 Schiffe mit 400.000 Tonnen auf die öſterreichiſchen Häfen und von dieſen ein großer Theil auf die Dalmatiner Häfen), abſorbiren würde .... Dieſe Bedenken ſind mit der Occupation Bosniens und der Herzegowina freilich

gegenſtandslos geworden, da Dalmatien kein »ſchmaler Küſtenſtrich« mehr iſt, ſondern ein ergiebiges, noch ganz und gar zu exploitirendes Hinterland beſitzt. Kurz: ſoll Trieſt nicht unwiderruflich dem Verderben preisgegeben werden, ſo muß — nachdem ihm oſtwärts durch die Beſitznahme des ungariſchen Handels ſeitens Fiumes ein weites, bisher beſſeres Verkehrsgebiet entzogen worden, nachdem ihm durch die Herſtellung der Iſtrianer und Dalmatiner Bahn der Handel mit dieſen Provinzen ebenfalls verkümmert wird, und nachdem ihm durch die Ponteba-Bahn der ganze von, über und nach Italien gehende Waarenverkehr allmählich entriſſen werden wird — wenigſtens durch einen neuen Communicationsweg ein Markt erſchloſſen werden, wo Trieſt, ſei es auch unter gleichzeitiger Concurrenz anderer Seehäfen, in ſeinem Charakter als Emporium erſten Ranges entſprechendes Gebiet für ſeine Handelsthätigkeit fände.

Die Spitze dieſer Handelspolitik kehrt ſich, wie man ſieht, gegen die Südbahn. Die Frage iſt nun die: wenn Trieſt, wie officiell zugeſtanden wird, durch das Aufblühen Fiumes und Venedigs und durch die oben erwähnten neuen Bahnlinien ſeinen Handel zurückgehen ſieht: welchen Nutzen könnte ihm eine zweite Bahnverbindung mit dem Hinterlande gewähren? Sollte dieſe neue Linie thatſächlich den Erfolg für ſich haben, daß auch der Seeverkehr wieder concentriſch nach Trieſt laufe, Fiume und die Kopfſtationen (als Seehafen) der Dalmatiner Bahn alſo veröden, zurückgehen ſollten — weshalb dann hat man die nach Fiume, Sebenico und Spalato laufenden Bahnen gebaut? Soll der ganze Oſten der Adria wirthſchaftlich und commerciell lahm gelegt werden, um geringere Frachtſätze zu erzielen, als die Südbahn ſie aufweiſt? Soll der Staat ſich ſelber Concurrenz machen, neue Bahnen bauen, um die alten vorhandenen zu ruiniren, Trieſt großartig bevorzugen, um Fiume zu Grunde zu richten?

»Sehe Jeder, wie er's treibe — und wer ſteht, daß er nicht falle!« .... Wenn Fiume aufblüht, dann wird es wohl die natürlichen Bedingungen zu dieſer Proſperität beſitzen. Es beſitzt ein natürliches Actionsgebiet, das ihm ſtreitig zu machen, Trieſt kein Recht hat. Wir haben auf dieſe Thatſache bereits im erſten Theile dieſes Werkes hingewieſen. Die Bahnverbindung allein wird alſo in Trieſt den Rückgang des Handels nicht verſchuldet

haben; es müssen noch andere Ursachen hierbei einwirken. Diese Ursachen liegen im österreichisch-ungarischen Seewesen und bilden als solche eine wirthschaftliche Erscheinung, die für sich, ohne Seitenblicke auf die festländischen Communicationen beurtheilt sein will. Wenn die österreichisch-ungarische Handelsmarine keinen Aufschwung nimmt, dann müßte ja auch die Handelswelt Fiumes in Klagen und Jammern ausbrechen, denn dieser Seehafen wird von dieser Calamität in gleicher Weise beeinflußt, wie Triest. Nun ist aber letzteres bedeutend reicher und mächtiger, es hat eine große Vergangenheit als Emporium hinter sich und liegt für den europäischen Handel jedenfalls günstiger als Fiume, das nur auf bestimmte Rohproducte (Salz, Cerealien) angewiesen ist: eine Exportthätigkeit, die durch irgend welche neue Conjunctur plötzlich lahmgelegt werden könnte.

Wir wollen nun unsere Ausführungen mit Ziffern belegen. Aus dem vorliegenden statistischen Materiale geht hervor, daß in dem Zeitraume von 1871—1875 eine beständige Abnahme des Triester Handels mit dem Hinterlande stattgefunden hat und daß sich derselbe von 231·9 Mill. 1871 auf 219·1 Mill. 1872, auf 218·8 Mill. 1873 und auf 202·9 Mill. Gulden 1874 verminderte, jedoch im Jahre 1875 einen plötzlichen Aufschwung genommen hat und zwar auf 225·2 Mill. Gulden stieg, ein Umstand, der zum großen Theile in dem guten Ernteausfall seine Erklärung findet, weshalb auch der Import aus der Monarchie ein Plus von mehr als 16 Mill. fl. gegen 1874 und von mehr als 6 Mill. gegen 1871 aufweist. — Die Ausfuhr nach dem Hinterlande zeigt jedoch keinen solchen Fortschritt, sondern blieb um 11 Mill. hinter 1873 und um 13 Mill. hinter 1871 zurück. Ob die Begründung des ungenügenden Verkehrs vom Hafen nach dem Binnenlande (im Gegensatze zu dem genügenden vom Binnenlande zum Hafen) in der mangelhaften Communication stichhaltig ist, mag dahingestellt bleiben .... Die Zufuhr erfolgt ja auf derselben Linie wie die Abfuhr!! Es resultirt vielmehr daraus, daß die Einfuhr über den Triester Platz nach dem Binnenlande kleiner als die Ausfuhr ist, was ja nur der Monarchie zu Gute kommen kann.

Was nun den Handel Triests mit dem Auslande anbetrifft, sind die nachfolgenden Ziffern von Werth:

Jahr:	Einfuhr:	Ausfuhr:	zusammen:
1871	145,247.345 fl.	86,460.685 fl.	231,708.030 fl.
1872	145,461.114 »	73,429.026 »	218,890.140 »
1873	130,388.979 »	67,714.855 »	198,103.834 »
1874	118,107.589 »	67,461.430 »	185,569.019 »
1875	123,919.690 »	74,950.003 »	198,869.693 »

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß — abgesehen von den niedrigen Ziffern, welche das Jahr 1874 und in der Ausfuhr auch das Jahr 1873 repräsentirt — der angeführte Zeitabschnitt eine Abnahme des Triester Handels mit dem Auslande zeigt, und zwar: daß das Jahr 1875 um 14·2% im Gesammtverkehre, um

14·7% in der Einfuhr und um 13·4% in der Ausfuhr niedriger steht, als das Jahr 1871 .... Hinsichtlich der Richtung, welche der Triester Gesammthandel nach dem Auslande nahm, wäre folgendes zu bemerken:

Nach **Italien** war die Ausfuhr Triests in dem angelegten Zeitabschnitte in Abnahme begriffen, während die Einfuhr von dort eine größere wurde, und zwar so, daß, während 1871 die Einfuhr von dort 20·6 Mill., die Ausfuhr aber 21·5 Mill. betrug, erstere 1875 bis 28·5 Mill. gestiegen, letztere auf 18·7 Mill. gesunken ist. Der italienische Handel Triests repräsentirte zu Anfang des Zeitraumes 1871—1875 ungefähr ein Fünftel des Triester Außenhandels und hob sich im Laufe desselben auf nahezu ein Viertel desselben.

Türkei. Der Handel Triests mit der Türkei repräsentirt ungefähr ein Sechstel des gesammten Triester Seehandels. Es betrug der Werth der

	Einfuhr:	Ausfuhr:	zusammen:
1875	18,941,501 fl.	18,793,158 fl.	37,734,659 fl.
1874	16,131,613 »	17,112,567 »	33,244,180 »
1873	19,377,108 »	20,503,137 »	39,880,245 »
1872	24,881,123 »	20,530,045 »	45,411,168 »
1871	22,478,952 »	24,661,955 »	47,140,907 »

Aus dieser Zusammenstellung resultirt ein Rückgang des Gesammthandels mit der Türkei um 9·4 Mill. Gulden oder circa 20%, und entfallen hiervon auf die Einfuhr 3·5 Mill. oder 15·7%; auf die Ausfuhr 5·9 Mill. oder 23·8% .... Da in dem gleichen Zeitabschnitte der Gesammthandel der Monarchie mit der Türkei nicht die gleichen Erscheinungen aufweist, so ist es unzweifelhaft, daß der Orientverkehr im Osten der Monarchie Triest geschädigt hat. Für die Monarchie bleibt das Resultat dasselbe: der Orienthandel nimmt seinen Weg entweder auf der Donau oder auf dem Seewege nach Triest. Wird einmal der directe Bahnverkehr mit Constantinopel und Saloniki eröffnet, dann dürfte Triest abermals geschädigt werden. Diese Schädigung wird aber auch eine zweite Bahnverbindung Triests mit dem Hinterlande nicht zu verhindern vermögen. Die Linien Constantinopel-Mitteleuropa und Saloniki-Mitteleuropa sind eben Concurrenzlinien zu dem Seewege Levante-Triest-Mitteleuropa. Es kommen hier Momente des Welthandels zur Geltung, welche sich nicht unter die Localspeculation und Localinteressen stellen lassen. Saloniki und Constantinopel sind eben orientalische Häfen; die Verbindung mit Mitteleuropa ist eine directere, von dem Seewege nach Triest gar nicht beeinflußte und dies vorwiegend wegen der großen Entfernung der beiden genannten Levantehäfen von Triest.

Digitized by Google

Diese Ausführungen ergeben abermals, daß nicht die mangelhafte Verbindung Triests mit dem Hinterlande einzig und allein dem Triester Handel verderblich zu werden droht. In diesem Falle entscheidet einfach nur die geographische Lage, das Eingreifen anderer Actionsgebiete in den Levantehandel mit Umgehung der Adria. Erwägt man nun, daß Brindisi mit Constantinopel und Saloniki die gleiche geographische Breite aufweist, so tritt jenes als dritter großer Concurrenzhafen in die Reihe. Für Triest aber ist Brindisi viel gefährlicher als jene beiden Levantehäfen es sind, da es mit Triest in einem und demselben Actionsgebiete liegt. Freilich ist Brindisi die große Einbruchs- und Ausgangsstation für den Verkehr zwischen Westeuropa und der Levante, weniger für Mitteleuropa und der Levante. Es wird aber nicht zu übersehen sein, daß die Brennerbahn die kürzeste und directe Verbindung jener Hauptlinie mit Mitteleuropa ist. Der Donau- und Balkanverkehr gravitiren gleichfalls nach Mitteleuropa (und fast gar nicht nach Osteuropa). Auf diese Weise würde also Triest auf zwei Seiten überflügelt und hätte nur noch Bedeutung für den Verkehr mit dem entlegenen Orient — also auf der Linie Triest-Suezcanal-Ostindien ꝛc. . . . . Dennoch hat sich dieser Verkehr nicht sonderlich gesteigert und verspricht erst durch die neueröffneten Lloydfahrten nach Süd- und Ostasien an Intensität zu gewinnen. Daran kann wieder nicht die »mangelhafte« Verbindung mit dem Hinterlande Schuld sein, sonst würde dieser Mangel auch die Bestrebungen des Lloyd illusorisch gemacht haben, was — wie die Thatsachen beweisen — keineswegs der Fall ist.

Aegypten. Unter den levantinischen Ländern ist es Aegypten, welches die größte Bedeutung für Triest hat. Der Werth derselben bezifferte sich nämlich:

		in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	mit	11,492.783 fl.	6,280.268 fl.	17,773.051 fl.
1874	»	10,018.310 »	5,702.976 »	15,721.295 »
1873	»	9,560.137 »	6,283.430 »	15,843.567 »
1872	»	14,475.958 »	5,657.589 »	20,133.547 »
1871	»	14,748.990 »	5,935.378 »	20,684.368 »

Beim Anblick dieser Zahlen fällt sofort der Rückgang ins Auge, den der Triester Handel mit Aegypten in dieser Periode genommen hat — also trotz der Eröffnung des Suezcanals. Besondere Beachtung aber verdient die Thatsache, daß die Einfuhr von 14·7 Mill. fl. 1871 auf 11·5 Mill. fl. 1875, also um volle 22% gefallen ist, während die Ausfuhr gleichzeitig sich von 5·9 Mill. auf 6·3 Mill. oder um 6% erhöhte, so daß im Gesammtresultat des Triester Handels mit Aegypten

noch ein Minus von 14% erübrigt .... Dieser Handel wurde hauptsächlich durch Dampfer vermittelt, und zwar waren es in den einzelnen Jahren des fraglichen Zeitabschnittes durchschnittlich 53–55 Dampfer unter 89—108 Schiffen. Man ersieht hieraus, daß die Segelschifffahrt im ägyptischen Verkehre fast ganz in den Hintergrund gedrängt ist.

Tunis, Tripolis, Marokko. Nächst Aegypten ist es die Regentschaft Tunis, mit welcher Triest in directen Handelsbeziehungen steht, doch war der unmittelbare Verkehr nur von höchst untergeordneter Bedeutung, indem derselbe sich im Jahre 1875 zusammen (Einfuhr und Ausfuhr) auf 75.319 fl. belief. Dieser Verkehr wurde ausschließlich durch Segelschiffe (2—6 per Jahr in dem fraglichen Zeitabschnitte) vermittelt .... Was den Handel Triests mit Tripolis anbelangt, so fand seit dem Jahre 1867 keine directe Einfuhr mehr von dort statt und hörte mit den Jahren 1874 und 1875 auch die directe Ausfuhr dahin gänzlich auf .... Aus Marokko langten nur 1872 zwei Segler von 362 Tonnen Gehalt mit einem Ladungswerthe von 47.000 fl. in Triest an. Dieselben brachten 7840 Star Weizen. Dies ist der einzige Versuch eines directen Verkehrs mit jenem Lande und fand seitdem weder ein directer Bezug noch eine directe Versendung dahin statt.

England und seine Colonien. Außer Italien und der Türkei ist es England, mit welchem ein sehr bedeutender Handelsverkehr von Triest aus stattfindet; ja, wenn man die Colonien mit einbegreift, so übersteigt der Handel Triests mit diesem Reiche jenen mit jedem der beiden vorgenannten Staaten. Der Gesammtverkehr in dieser Richtung bezifferte sich:

	in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	auf 36,686.958 fl.	13,292.476 fl.	49,979.434 fl.
1874	» 40,297.140 »	8,602.543 »	48,899.683 »
1873	» 42,599.505 »	8,450.963 »	51,050.468 »
1872	» 48,886.818 »	9,609.951 »	58,476.769 »
1871	» 55,601.268 »	11,824.050 »	67,425.318 »

Wie man aus diesen Ziffern ersieht, ist auch der Handel Triests mit England und seinen Colonien in der angeführten Epoche constant zurückgegangen. Die Situation gestaltet sich aber noch viel schlimmer, wenn man in diesem Verkehr von den Colonien absieht. In dieser Richtung machen wir die Erfahrung, daß — ohne hierfür Ziffernbelege vorzubringen — in der Einfuhr der Rückgang von 38·2 Mill. 1871 auf 18·9 Mill. 1875, oder um 19·3 Mill. (50%) stattfand, dagegen in der Ausfuhr eine Steigerung von 10·1 Mill. 1871 auf 12·2 Mill. 1875, d. i. um 20%. Es fand also im Gesammtverkehr während der fraglichen Epoche eine Verminderung von 48·3 Mill. auf 31·2 Mill. oder um 17·1 Mill. = 35% statt, während das Jahr 1875 gegenüber dem Jahre 1869 in der Einfuhr ein Minus von 7·1 Mill. oder 27%, in der Ausfuhr ein Minus von 9·5 Mill. oder von 44%, und im Gesammtverkehr ebenfalls ein Minus von 35% zeigt.

Das Minus in der Einfuhr, das hier die erschreckliche Höhe von 50% erreicht, führt die Triester Handelskammer auf — die mangelhafte Bahnverbindung mit dem Hinterlande zurück. Das ist nicht sehr plausibel und es wäre leicht nachzuweisen, daß hierbei ganz andere Factoren maßgebend sind. Zu erwähnen wäre noch, daß im Verkehre Triests mit England weitaus die Dampfer überwiegen. Im Jahre 1875 liefen in Triest aus Großbritannien, Malta und Gibraltar 128 Dampfer und

121 Segler ein. Ausgelaufen sind in derselben Richtung 133 Dampfer und nur 23 Segler.

Viel bedeutender als mit Großbritannien war in der angegebenen Epoche der Handel Triests mit den englischen Colonien. Da sich die betreffenden Werthe fast constant bleiben, führen wir nur die Ziffern vom Jahre 1875 an; die Einfuhr betrug: 17·6 Mill., die Ausfuhr 1 Mill., zusammen also 18·6 Mill. Dieser Verkehr geht vorwiegend durch den Suezcanal und durch diese Thatsache wird auch unsere obere Ansicht erhärtet, daß Triest durch seine geographische Lage hauptsächlich auf den Verkehr durch den Suezcanal angewiesen ist: wenn Saloniki und Constantinopel einmal ihre directe Schienenverbindung mit Central-Europa haben werden, kann Triest mit diesen Stapelplätzen im engeren Levante-Verkehr nicht mehr concurriren. Dennoch hat Triest in seiner unmittelbaren Nähe eine Handelsrivalin, von der später die Rede sein wird. Wir meinen Venedig, dessen Orienthandel in letzter Zeit ungeahnten Aufschwung genommen hat.

Griechenland. Der Handel Triests mit Griechenland und den Jonischen Inseln ist in dem fraglichen Zeitraume so ziemlich stabil geblieben, obschon nicht zu verkennen ist, daß auch hier die Stabilität zum Rückschritte neigt, abgesehen davon, daß selbst die percentuelle Zunahme, wie sie sonst durch die Bevölkerungs-Verhältnisse bedingt wird, gar nicht zum Ausdrucke gelangt. Der Verkehr mit Griechenland bezifferte sich im Jahre 1875 auf 12·9 Mill. Gulden. Hierbei überwiegt die Einfuhr. Dieses Uebergewicht rührt von dem großen Import an Früchten, Wolle, Oel, Schwämmen Tabak und Valoneen her. Auch im Handel mit Griechenland hat sich Venedig als gefährlicher Concurrent erwiesen.

Rußland. Der Handel Triests mit Rußland zeigt in dem fraglichen Zeitabschnitte gleichfalls unbefriedigende Ergebnisse. Die geographische Lage dieses Actionsgebietes läßt einen intensiveren Verkehr wohl schwer aufkommen. Dennoch glaubte die Triester Handelskammer, daß dieser Verkehr wesentlich lebhafter sein würde, wenn Triest — eine zweite Schienenverbindung mit dem Hinterlande hätte. Also immer und immer wieder die leidige »Südbahnfrage«! Der rasche Aufschwung, den der Handel Venedigs mit Rußland genommen, wird auf die vorzüglichen Schienenverbindungen, welche jenes besitzt, zurückgeführt. Auch die Ponteba-Bahn wird hierbei ihre Bedeutung zur Geltung bringen. Die letztere Bahn ist aber eine directe Concurrenzlinie der Südbahn und wenn sonach Venedigs Handel mit Rußland sich hob, indeß jener Triests (wenigstens in der Ausfuhr) zurückging, so hat neben Triest die Südbahn selber den Schaden (den Ausfall an Fracht) zu tragen.

Der Handel Triests mit Rußland bezifferte sich:

		in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	mit	4,030.499 fl.	916.157 fl.	4,946.656 fl.
1874	»	7,396.840 »	774.772 »	8,171.612 »
1873	»	7,564.550 »	1,158.581 »	8,723.130 »
1872	»	5,049.875 »	2,168.203 »	7,218.078 »
1871	»	4,316.077 »	2,136.370 »	6,452.447 »

Natürlich spielt bei dem Triester Verkehr mit Rußland das Ernteresultat die größte Rolle. Allein wenn man diesem Factor auch seine volle Geltung läßt, so wäre dadurch höchstens die Differenz in der Einfuhr aus Rußland gerechtfertigt, die im Ganzen eine geringere ist und von 1871 bis 1875 nur 0·3 Mill. fl. oder 6¹/₂% beträgt, aber durchaus nicht das Minus der Ausfuhr nach Rußland, das in dem

angegebenen Zeitraume nicht weniger als 1·2 Mill. fl. oder 58% beträgt — trotzdem der Export nach den Ostseehäfen eine Zunahme erfuhr .... Der Verkehr mit Rußland findet ausschließlich auf dem Seewege statt. Denselben vermittelten im Jahre 1875 58 Segler und 8 Dampfschiffe mit einem Ladungswerth von 4 Mill. fl. Weder beim Verkehr der Segelschiffe noch der Dampfer zeigt sich irgend eine Stabilität oder Regel; fest steht nur der Rückgang, und zwar sowohl im Export wie im Import. Wenn man die Artikel der Einfuhr aus Rußland betrachtet, findet man außer Cerealien, Wolle und etwas Tabak keinen, der einen stetigen Verkehr aufzuweisen hätte, und erscheint der übrige Waarenumsatz somit als ein zufälliger.

Frankreich und Algerien. Der Verkehr Triests mit diesem Actionsgebiete betrug im Jahre 1875 8·7 Mill. fl., im Jahre 1874 8·6 Mill. fl., im Jahre 1873 6·1 Mill. fl., im Jahre 1872 11 Mill. fl. und 1871 7·9 Mill. fl. Die Werthsummen zeigen sowohl in diesem Quinquennium wie im vorangegangenen große Schwankungen. Der Handel mit Frankreich wird ausschließlich zur See vermittelt, und zwar nehmen den Hauptantheil daran die französischen Häfen des Mittelmeeres, ihnen zunächst stehen die französischen Häfen im atlantischen Ocean, welche namentlich in der Ausfuhr eine bedeutende Rolle spielen. Der Verkehr wurde im Jahre 1875 vermittelt durch 101 Segler und 58 Dampfer in der Einfuhr und durch 336 Segler und 62 Dampfer in der Ausfuhr. Die Unregelmäßigkeit im Schiffsverkehr in den einzelnen Jahren ist übrigens groß.

Belgien und Holland. Mit beiden Ländern steht Triest in verhältnißmäßig lebhaftem Verkehr. Trotzdem ist auch hier ein Rückgang fühlbar. Der Gesammtwerth des Handels mit Belgien betrug 1875 circa 638.000 fl., mit Holland circa 140.000 fl. Diese letztere Ziffer erweist das bedenkliche Resultat, daß der Triester Handel mit Holland im Jahre 1875 nur mehr den zwanzigsten Theil dieses Verkehres im Jahre 1868 (4 Mill. fl.) resultirt. Das ist allerdings schlimm! ....

Deutschland. So eng und vielfach die Beziehungen Deutschlands zum Triester Platze sind, so wenig finden dieselben in den Ziffern Ausdruck, welche den Werth des directen Handels mit Deutschland im Seeverkehr repräsentiren: die Concurrenz anderer Häfen hat dahin geführt, daß der unmittelbare Verkehr Triests mit den deutschen Häfen fast ganz aufgehört hat. Im Jahre 1875 bewerthete sich der ganze Verkehr auf nur 275.000 fl. Der Verkehr wurde fast ausschließlich über Hamburg vermittelt und betheiligten sich im Jahre 1875 daran 5 Segler von zusammen 992 Tonnen Tragfähigkeit.

Dänemark, Schweden und Norwegen. Auch mit diesen Ländern ist der Handel Triests — wie es ja die geographischen Verhältnisse mit sich bringen — unbedeutend. Im Jahre 1875 bezifferten sich die Werthe für Dänemark mit 4325 fl., für Schweden und Norwegen 214.555 fl. Nach den letzteren Ländern vermittelten im gleichen Jahre den Verkehr 9 Segler von zusammen 1126 Tonnen Tragfähigkeit.

Spanien und seine Colonien. Obwohl die geographischen Verhältnisse hier einen lebhafteren Verkehr voraussetzen lassen, ist dem gleichwohl nicht so. Vom Jahre 1872 bis 1875 fielen die Ein- und Ausfuhrwerthe von 74.000 fl. auf 11.400 fl. Im Jahre 1875 wurde der Verkehr durch 1 Dampfer und 1 Segler von zusammen 786 Tonnen Tragfähigkeit vermittelt.

Portugal. Die Lage dieses Landes, seine engeren Beziehungen zu England und Amerika, welche seinen Bedarf vollständig decken, bringen es mit sich, daß der

Triester Handel zu diesem Staate keiner besonderen Entwicklung fähig ist. Im Jahre 1875 betrugen die Handelswerthe 73.000 fl.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. Nebst England und seinen Colonien, der Türkei und Italien, ist es die nordamerikanische Republik, mit der Triest einen sehr lebhaften Verkehr unterhält. Derselbe stellt sich dem Verkehre mit den übrigen europäischen Großstaaten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Der Handel Triests mit den Unionsstaaten bewerthete sich

		in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	mit	7,896.744 fl.	1,351.008 fl.	9,247.752 fl.
1874	»	8,221.541 »	1,841.814 »	10,063.355 »
1873	»	8,073.466 »	888.203 »	8,961.669 »
1872	»	7,901.777 »	1,745.978 »	9,647.755 »
1871	»	7,187.177 »	2,018.735 »	9,205.712 »

Der Waarenaustausch Triests mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde im Jahre 1875 vermittelt durch 65 Segler von zusammen 29.079 Tonnen und 8 Dampfern von zusammen 9232 Tonnen.

Brasilien. Der Handel Triests mit Brasilien ist von nicht minderer Bedeutung als der mit den Vereinigten Staaten. Allein, während sich im Handel mit der Union eine gewisse Stabilität zeigt und namentlich durch die Zunahme des Petroleum-Imports ein etwaiger Entgang in den anderen Artikeln ausgeglichen erscheint, ist beim Handel mit Brasilien, wenigstens in dem fraglichen Zeitraume, eine Abnahme zu constatiren. Der Handel Triests mit Brasilien bezifferte sich im Jahre 1871 auf 8·3 Mill. fl., im Jahre 1875 auf 5 Mill. fl. Die Ursache dieses Rückganges ist im Import darin zu suchen, daß der Triester Platz seinen Bedarf an Kaffee in dem angegebenen Zeitraume vorzüglich von Ostindien zu decken suchte. Andererseits ist bei der Ausfuhr in Erwägung zu ziehen, daß sich der Mehlexport vom Jahre 1872 ab stetig verminderte, und zwar deshalb, weil auf dem brasilianischen Markte Nordamerika als Concurrent aufgetreten ist .... Der Verkehr mit Brasilien wurde im Jahre 1875 durch 73 Segler von zusammen 15.316 Tonnen vermittelt.

Der Handel Triests mit dem übrigen Amerika zeigt im Allgemeinen eine Abnahme und war in dem angegebenen Zeitabschnitte ganz unbedeutend.

Für die letzten fünf Jahre (1877 bis 1881) beziffert sich die Gesammthandelsbewegung des Hafens von Triest wie folgt:

(In Tausenden Gulden ö. W.)

	Einfuhr:			Ausfuhr:		
	zur See	zu Lande	zusammen	zur See	zu Lande	zusammen
1877	140.277	98·203	238.480	105.881	103.988	209.869
1878	133.534	104.184	237.718	112.508	97.352	209.860
1879	144.872	108.219	253.091	116.633	95.426	212.059
1880	135.033	111.966	246.999	117.195	95.007	212.202
1881	157.172	125.959	283.131	134.330	105.808	240.138

Aus diesen Ziffern geht hervor, daß der Gesammtverkehr gegenüber den vorangegangenen Jahren sich immerhin gehoben hat. Dies gilt namentlich von der Einfuhr zu Lande und von der Ausfuhr zur See. Erstere stieg von 98·2 Mill. Gulden 1877 bis auf 125·9 Mill. 1881; letztere von 105·8 Mill. Gulden 1877 bis auf 134·3 Mill. Gulden 1881.

2. Der Handel Venedigs.

Wenn zunächst der Handel Venedigs, als des Haupthafens Italiens in der nördlichen Adria, ins Auge gefaßt wird, so zeigt derselbe in seinem Gesammtverkehre während des gleichen Zeitabschnittes (1871 bis 1875) einen entschiedenen Aufschwung, und zwar um 86·8 Mill. Lire oder um 27·2%, denn es bezifferte sich der Werth desselben im Jahre 1871 mit 318·5 Mill. Lire, im Jahre 1875 mit 405·4 Mill. Lire. Namentlich bedeutenden Aufschwung hat Venedigs Handel mit dem Orient erfahren. Es ist also diesem Handelsplatze der Suezcanal weit mehr zu Statten gekommen, wie der Rivalin Triest. Der Gesammthandel Venedigs bezifferte sich

	in der Einfuhr:		in der Ausfuhr:		Zusammen:	
1875	auf 227,027.814	Lire,	auf 178,362.378	Lire,	auf 405,390.219	Lire.
1874	» 250,482.163	»	» 199,809.931	»	» 450,292.094	»
1873	» 268,334.238	»	» 211,013.665	»	» 479,347.903	»
1872	» 199,961.183	»	» 150,268.206	»	» 350,229.489	»
1871	» 174,252.935	»	» 144,309.401	»	» 318,562.336	»

Obschon nun auch bei diesen Zahlen in den letzten beiden Jahren eine Abnahme ersichtlich ist, so kann dieselbe doch nur als Wirkung der Krisis von 1873 angesehen werden, da sich dieselbe einerseits erst nach diesem Jahre bemerkbar macht und außerdem im letzten Jahre gegenüber dem ersten dieses Zeitabschnittes ein Fortschritt sich geltend macht. Was nun einzig und allein den Seehandel Venedigs betrifft, so bezifferte sich diesfalls der Werth des Gesammtverkehres im Jahre 1871 auf 152 Mill. Lire, im Jahre 1875 auf 184 Mill. Lire. Der Vorsprung gegen frühere Jahre schwankt zwischen 8·4%, 21·7% und 51·6%.

Die für die Beurtheilung des Rückganges im Trieſter Handel lehrreichſten Ziffern liefern jedoch die Daten über den Handel Venedigs nach dem entfernten Orient; Venedig hat weit früher als Trieſt den directen Verkehr mit Arabien, Oſtindien, Japan und ſelbſt Auſtralien inaugurirt. Während alſo beiſpielsweiſe von 1871 bis 1875 der Geſammtverkehr Trieſts mit jenem Actionsgebiete von 39·7 Mill. Gulden auf 36·6 Mill. Gulden ſank, hob ſich derjenige Venedigs von 34·5 Mill. Lire auf 60 Mill. Lire .... Seit den Fahrten des öſterreichiſch-ungariſchen Lloyd hat ſich die Situation für Trieſt allerdings gebeſſert .... Auch mit Griechenland hat der Handel Venedigs eine erhebliche Erweiterung erfahren. Derſelbe ſtieg in ſeiner Werthziffer von 4·2 Mill. Lire auf 9·6 Mill. Lire. Dieſer Verkehr wurde im Jahre 1875 beſorgt durch 174 Schiffe von zuſammen 79·912 Tonnen .... Auch im Handel mit Rußland hat in der angegebenen Zeitepoche Venedig ſeine Rivalin Trieſt relativ überflügelt. Während nämlich der Trieſter Handel in den fünf Jahren von 6·4 Mill. Gulden auf 4·9 Mill. Gulden ſank, hob ſich derjenige Venedigs von 0·9 Mill. Lire auf 4 Mill. Lire. Ganz beſonders hat der Getreidehandel in dieſem Zeitabſchnitte in Venedig bedeutenden Aufſchwung genommen. Im Jahre 1871 bewerthete ſich derſelbe auf 20 Mill. Lire, im Jahre 1875 auf faſt 38 Mill. Lire.

Die officiellen Tabellen über den Schiffsverkehr in Venedig während des Decenniums 1866—1875 zeigen folgende Ziffern:

	Angekommen:		Abgegangen:		Geſammtbewegung:	
	Schiffe	Tonnengehalt	Schiffe	Tonnengehalt	Schiffe	Tonnengehalt
1875	2751	531,010	2798	542,069	5549	1,073,079
1874	3475	578,711	3436	564,801	6911	1,163,512
1873	2644	465,394	2672	474,533	5316	939,929
1872	2978	445,601	2946	440,188	5924	885,789
1871	2738	380,861	2742	387,483	5480	768,344
1870	2766	369,182	2745	367,379	5511	736,561
1869	2963	399,868	2957	393,882	5920	793,750
1868	3099	357,507	3079	351,285	6178	708,792
1867	3156	330,318	3218	334,764	6374	665,082
1866	2866	258,435	2813	253,883	5699	512,318

Der Jahresdurchſchnitt der Geſammtbewegung im Hafen von Venedig beträgt ſomit für das Quinquennium 1866 bis 1870: 5936 Schiffe von 683.500 Tonnengehalt, für das Quinquennium 1871 bis 1875:

5836 Schiffe von 966.130 Tonnengehalt; es stellt sich letzteres also nur um 100 Schiffe niedriger als im vorangegangenen Quinquennium, dagegen um 282.630 Tonnengehalt oder um mehr als 41% Fassungsraum höher als in diesem .... Es ist immerhin betrübend für Triest, hierbei die Wahrnehmung zu machen, daß hier ein Stillstand, ja ein Rückgang im Schiffsverkehr, indeß dort ein stetiger Aufschwung constatirt werden muß. Bei Venedig zeigt der Tonnengehalt der Gesammtbewegung im Jahre 1875 eine Erhöhung um mehr als 100% über jene vom Jahre 1866, bei Triest kaum eine Zunahme von $^1/_3$% ....

3. Der Handel Fiumes.

Die wichtigsten Elemente des Wohlstandes für Küstenstädte: Handel, Schiffbau und Maschinenindustrie, letztere begünstigt durch den wohlfeilen Seetransport der Rohproducte, treffen in Fiume in solcher Weise zusammen, daß sie bei entsprechender Entwicklung, die hier weit weniger künstlicher Nachhilfe bedarf als bei irgend einer anderen Seestadt, einen Totaleffect von großer maritimer Bedeutung hervorbringen müssen, kaum geringer, als Triest sie besitzt .... Was den Handel anbelangt, so ist Triest zwar der natürliche Exporthafen für die Erzeugnisse der Industrie; Fiume dagegen für die weit massenhafteren und ausgiebigeren Bodenproducte; die hinter Fiume liegenden Agriculturländer und die Wälder Kroatiens bilden einen unerschöpflichen Grundstock von Bodenproducten, wie ihn die Hinterländer Triests nicht im entferntesten aufzuweisen haben.

Diese Bemerkungen haben wir im Hauptwerke angebracht und sie werden hier wiederholt, da sie unmittelbar zum Gegenstande gehören .... Wir gehen nun weiter. Eine zweite Quelle, welche den Strom der Wohlhabenheit Fiumes zu bereichern bestimmt ist, bildet der Schiffbau. Die zwei wesentlichsten Elemente desselben: Holz- und Betriebskraft, sind in Fiume um vieles wohlfeiler zu haben, als irgend sonstwo an der ganzen

Digitized by Google

Küſte; es iſt die natürliche Schiffswerfte der öſterreichiſchen Monarchie. Und in der That hat man ſeit Jahren immer, wenn der Schiffbau raſch geſteigert werden mußte, in Fiume mehr große Schiffe conſtruirt als an allen Punkten des öſterreichiſchen Litorales zuſammen, da die Rheder von Luſſin, Trieſt, Zengg und Dalmatien wohl in Rechnung zogen, daß hinter Fiume ſchon ½ Meile landeinwärts die rieſigſten Maſtbäume in dichten Urwäldern ſtehen, während anderwärts nur ſteile Steingehänge meilenweit zum Meere abfallen, und daß auch die ſlavoniſchen Eichen nirgends einen näheren Weg zum Meere haben, als über Fiume. Allein der Schiffbau hängt von den Bedürfniſſen — der Rheder ab, welche bekanntlich große Schwankungen erleiden, beſonders wenn ein bedeutender Theil der nationalen Schiffe der Vermittlung des fremden Handels dient. In Oeſterreich-Ungarn kann alſo nicht leicht ein Platz vom Schiffbau allein einen dauernden ſtetigen Wohlſtand erlangen.

Zum regen Verkehr gehört in erſter Linie ein paſſender Hafen. Dieſen beſitzt Fiume gleichfalls und zwar in duplo. An der Stelle der früheren offenen Rhede iſt ſchon ſeit 30 Jahren ein ſicherer Hafen getreten, der durch einen langen, feſtgebauten Molo gegen alle Winde geſchützt iſt. Er faßt über 100 große und ebenſo viele kleine Handelsſchiffe, bietet überall zähen Lettengrund, iſt durchſchnittlich 5 bis 7 Faden und am Ufer noch 15 bis 20 Fuß tief und hat das beſte Süßwaſſer unmittelbar am Quai. Außerdem iſt ein langer »Porto di Cabotaggio« mit 10 bis 16 Fuß Tiefe entſtanden, indem man die Fiumara in ein neues Bett ſeitwärts ablenkte und die alte Flußmündung ausbaggerte. Hierdurch iſt Raum für 130 Fahrzeuge gewonnen worden. Man hat die Schifffahrt von und nach Fiume durch abenteuerliche Uebertreibungen von den Gefahren des Quarnero in Verruf gebracht, und dennoch ſind die hydrographiſchen Verhältniſſe durchaus ſolche, wie man ſie nirgends zwiſchen Venedig und Cattaro viel beſſer findet. Der Quarnero hat nirgends blinde Klippen. Zahlreiche Häfen bieten vorzügliche Zuflucht.

Der maritime Verkehr Fiumes pro 1881 ſtellt ſich wie folgt:

Geſammt-Import in Meter-Centnern . . .	821.323	(1880)	667.729
Geſammt-Export » » . . .	2,414.220	(1880)	2,189.536

Die Seeſchifffahrt iſt aus nachfolgenden Tabellen erſichtlich:

1881.

Angelangte Segler in Fiume.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Importes	ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische					
langer Fahrt	29	14,554	1,995.067 fl.	57	20,778
Küstenfahrer	675	13,722	1,335.056 »	293	5,897
amerikanische	1	1,356	203,940 »	—	—
dänische	—	—	—	1	196
französische	—	—	—	1	919
griechische	35	3,526	446,597 »	8	982
englische	4	3,318	710,640 »	1	173
italienische	479	16,126	784,829 »	208	12,114
türkische	3	184	5,977 »	1	26
deutsche	4	1,767	472,982 »	—	—
schwedische	4	1,199	316,812 »	1	230
Zusammen:	1234	55,752	6,271,900 fl.	573	41,315

Angelangte Dampfschiffe.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Importes	ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische	494	134,768	1,637.946 fl.	253	41,342
englische	89	97,171	4,153.069 »	31	25,013
italienische	2	960	116,296 »	2	1,255
deutsche	—	—	—	1	742
Zusammen:	585	232,899	5,907,311 fl.	287	68,352
Segler und Dampfer 1881:	1819	288,651	12,179,211 fl.	860	109,667
Segler und Dampfer 1880:	1732	228,158	7,851.655 »	960	114,485

1881.

Ausgelaufene Segler in Fiume.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Exportes	ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische					
langer Fahrt	95	37,405	1,808.097 fl.	8	3,091
Küstenfahrer	860	17,041	2,344.535 »	116	2,993
amerikanische	1	1,356	41,915 »	—	—
dänische	1	196	46,440 »	—	—
französische	3	919	74,499 »	—	—
griechische	38	4,440	252,939 »	7	636
englische	1	173	40,112 »	1	851
italienische	615	25,687	1,508,147 »	73	2,657
türkische	5	357	23,746 »	—	—
deutsche	5	1,421	183,284 »	—	—
schwedische	5	1,621	133,653 »	1	237
Zusammen:	1629	90,616	6,457,367 fl.	206	10,465

Ausgelaufene Dampfſchiffe.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Exportes	ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oeſterreichiſch-ungariſche . .	716	164.971	3,325.545 fl.	37	12.789
engliſche	117	119.237	12,311.844 »	6	5.055
italieniſche	2	1.254	138.348 »	2	960
deutſche	1	742	89.695 »	—	—
Zuſammen:	836	286.204	15,865.432 fl.	45	18.804
Segler und Dampfer 1881:	2.465	376.820	22,322.799 fl.	251	29.267
Dampfer 1880:	2.363	297.168	19,362.498 »	297	42.119

4. Die Schifffahrt Trieſts.

Die Schifffahrtsbewegung im Trieſter Hafen zeigt während des Zeitabſchnittes 1871 bis 1875 nicht jene ausgeſprochene rückgängige Tendenz, die bezüglich der Handelstendenz conſtatirt werden mußte, ſondern hielt ſich dieſelbe ſo ziemlich auf dem gleichen Stande, den ſie im vorangegangenen Quinquennium eingenommen, ja, reicht mit den Ziffern im letzten Jahre ſogar an die höchſten Ziffern des ganzen Decenniums hinan.

Der Trieſter Schiffsverkehr ſtellte ſich in dieſer Periode wie folgt:

	Ankunft Schiffe	Tonnengehalt	Abgang Schiffe	Tonnengehalt	Mittlerer Durchſchnitt im Quinquennium. Ankunft	Abgang
1875	8.152	1,003.914	8.201	1,009.335		
1874	8.282	965.290	8.287	961.254		
1873	8.046	899.037	8.229	909.402	8297 Schiffe von 952.841 Tonnengehalt	8337 Schiffe von 975.193 Tonnengehalt
1872	8.796	933.280	8.698	978.381		
1871	8.210	962.685	8.289	1,017.595		
1870	8.050	960.103	8.023	1,012.776		
1869	9.095	1,087.268	9.125	1,143.458		
1868	11.056	1,006.211	10.956	1,052.068	9960 Schiffe von 986.005 Tonnengehalt	9953 Schiffe von 1,030.091 Tonnengehalt
1867	10.175	894.337	10.264	921.674		
1866	11.422	982.105	11.400	1,020.495		

Auf die Schiffszahl darf natürlich bei Beurtheilung der Schiffsbewegung nicht jenes Gewicht gelegt werden, welches in früheren Zeiten ſeine Berechtigung hatte, da die Schifffahrt in den letzten Decennien eine

vollständige Umwälzung erfahren hat, die einerseits in dem Ersatz der Segelschiffe durch Dampfschiffe, andererseits aber in der Erhöhung der Tragfähigkeit der Segelschiffe besteht, so daß eine Gegenüberstellung des Schiffsverkehres in den einzelnen Jahren eigentlich nur bezüglich des Fassungsraumes einen Maßstab zur Vergleichung bietet.

Wenn der leichteren Uebersicht halber Ein- und Auslauf zusammengefaßt wird, so bietet die Gesammt-Schiffsbewegung im Triester Hafen folgendes Bild:

Mittlerer Durchschnitt im Quinquennium

1871 bis 1875	16.634	Schiffe,
	1,940.034	Tonnengehalt,
1866 bis 1870	19.914	Schiffe,
	2,016.099	Tonnengehalt.

Hieraus ersieht man, daß die durchschnittliche Anzahl der jährlich im Triester Hafen operirenden Schiffe während des einen Quinquenniums um 3280 oder um 16% und die jährliche Durchschnittsziffer der Tonnen um 76.065 oder um $3^3/_4$% gegenüber dem vorhergehenden Quinquennium zurückgegangen ist. Gleichzeitig wäre zu bemerken, daß die Schifffahrtsbewegung in Triest sogleich nach der Eröffnung des Suezcanals den größten Aufschwung genommen hat, indem die Jahre 1868 und 1869 die höchsten Ziffern im ganzen Decennium aufweisen, daß aber seitdem eine fast stetige Abnahme stattgefunden hat, die nur einmal (1875) eine Unterbrechung zeigt ....

Aus den nachstehenden Tabellen ersieht man, daß im Hafen von Triest neben der österreichischen Flagge nur noch die italienische dominirt; alle übrigen Flaggen weisen eine verhältnißmäßig geringe Bewegung auf. Die größten Schwankungen weist die türkische, die größte Abnahme die griechische Flagge auf. Dies gilt vom Einlauf. Was den Auslauf anbetrifft, so zeigt Italien eine von Jahr zu Jahr zu constatirende Zunahme, mit Ausnahme des Zwischenjahres 1873. Die Tonnenbewegung der auslaufenden Schiffe österreichisch-ungarischer Flagge erreichte ihr Maximum im Jahre 1872, hierauf im folgenden Jahre einen starken Ausfall und in der Folge wieder stetige Zunahme.

Uebersicht der Bewegung der einzelnen Flaggen im Hafen von Triest.

Einlauf.

unter	1875		1874		1873		1872		1871	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
österr. ungar. Flagge	5418	593,285	5504	579,982	5581	558,846	5909	612,980	5604	598,765
italienischer »	1959	172,082	1978	170,959	1686	120,933	1913	136,202	1758	128,998
englischer »	190	163,530	163	134,388	175	134,922	201	145,851	218	153,075
griechischer »	354	37,335	360	42,059	392	49,682	481	60,864	361	33,469
schwed.-norweg. »	20	8,231	17	4,826	10	2,872	23	6,377	27	6,908
türkischer »	115	6,704	94	6,690	113	7,776	143	9,702	96	6,443
Ver.-Staaten- »	14	6,208	14	5,789	17	7,208	12	5,947	23	9,776
deutscher »	24	5,173	28	5,914	15	2,714	34	6,177	33	6,134
russischer »	12	4,207	16	5,908	14	4,106	17	4,769	8	3,166
holländischer »	19	3,520	22	4,117	14	3,703	38	9,653	38	7,857
französischer »	10	1,658	9	2,262	6	2,541	6	1,116	15	2,958
samiotischer »	7	832	2	184	3	401	5	509	7	890
rumänischer »	6	672	6	654	9	1,024	7	866	6	796
dänischer »	4	577	7	1025	11	2,309	8	1,032	13	1,837
belgischer »	—	—	1	330	—	—	1	585	1	1,243
portugiesischer »	—	—	1	223	—	—	—	—	1	355
serbischer »	—	—	—	—	—	—	—	—	1	38

Uebersicht der Bewegung der einzelnen Flaggen im Hafen von Triest.

Auslauf.

unter	1875		1874		1873		1872		1871	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
österr.-ungar. Flagge	5441	596,050	5550	574,651	5704	561,027	5820	687,708	5608	603,584
italienischer	1990	173,741	1966	166,022	1713	121,681	1902	133,216	1801	157,636
englischer	196	166,751	163	132,157	172	153,762	206	148,255	209	160,276
griechischer	347	38,708	386	47,463	416	55,055	457	62,917	366	39,938
türkischer	116	6,435	96	6,537	119	7,807	134	9,136	108	7,007
schwed.-norweg.	16	5,694	20	6,461	19	6,593	18	4,957	30	10,361
deutscher	26	6,529	25	5,501	16	3,094	38	6,977	36	8,115
Ver.-Staaten	12	5,056	14	5,793	18	7,725	11	5,442	24	10,397
russischer	12	4,102	18	8,475	10	2,766	18	9,902	8	2,011
holländischer	19	3,454	20	3,514	15	3,613	44	9,401	36	7,840
französischer	10	1,624	12	2,490	5	2,165	8	1,181	24	10,397
dänischer	5	855	7	898	10	2,231	8	1,077	17	3,088
samiotischer	7	780	8	277	2	291	7	786	7	948
rumänischer	4	456	5	534	9	1,082	6	846	8	1,284
belgischer	—	—	1	314	1	330	1	585	1	1,243
portugiesischer	—	—	1	174	—	—	—	—	1	355
serbischer	—	—	—	—	—	—	—	—	1	38

Digitized by Google

Schifffahrtsbewegung in den letzten drei Jahren.

a) Einlauf.

Jahr	Art des Verkehrs		sämmtliche österr. Häfen Schiffe	sämmtliche österr. Häfen Tonnen	Triest Schiffe	Triest Tonnen
1879	inländischer Verkehr		40.902	4,100.081	4.590	214.495
	internationaler »		7.802	1,393.201	3.234	887.575
		Zusammen	48.704	5,493.282	7.824	1,102.070
	darunter österr.-ung.	Flagge	39.577	4,731.498	5.132	637.747
	»	Dampfer	17.488	4,395.403	1.536	757.100
1880	inländischer Verkehr		39.145	4,497.041	4.029	205.563
	internationaler »		7.900	1,414.844	3.179	906.368
		Zusammen	47.045	5,911.885	7.280	1,111.931
	darunter österr.-ung.	Flagge	38.353	5,197.855	4.736	654.793
	»	Dampfer	19.915	4,947.399	1.658	790.066
1881	inländischer Verkehr		39.303	4,672.691	3.512	180.351
	internationaler »		8.491	1,628.699	3.150	963.599
		Zusammen	47.794	6,301.390	6.662	1,143.950
	darunter österr.-ung.	Flagge	38.077	5,478.799	4.205	844.973
	»	Dampfer	20.457	5,324.695	1.778	844.148

b) Auslauf.

Jahr	Art des Verkehrs		sämmtliche österr. Häfen Schiffe	sämmtliche österr. Häfen Tonnen	Triest Schiffe	Triest Tonnen
1879	inländischer Verkehr		40.822	4,096.438	4.739	216.217
	internationaler »		7.722	1,393.979	3.088	893.663
		Zusammen	48.544	5,490.417	7.827	1,109.880
	darunter österr.-ung.	Flagge	39.483	4,739.754	5.132	647.273
		Dampfer	17.493	4,402.166	1.549	766.575
1880	inländischer Verkehr		39.040	4,477.910	4.296	202.831
	internationaler »		7.867	1,435.810	2.904	918.911
		Zusammen	46.907	5,913.720	7.200	1,121.642
	darunter österr.-ung.	Flagge	38.269	5,194.372	4.676	654.204
	»	Dampfer	19.392	4,942.078	1.695	790.815
1881	inländischer Verkehr		38.905	4,652.563	3.655	179.577
	internationaler »		8.621	1,647.015	2.987	968.610
		Zusammen	47.526	6,299.578	6.642	1,148.187
	darunter österr.-ung.	Flagge	37.873	5,477.392	4.173	644.610
	»	Dampfer	20.451	5,330.419	1.788	853.248

5. Oesterreichisch-ungarische Rhederei.

Die Durchstechung der Landenge von Suez hatte anfänglich einen so belebenden Einfluß auf die österreichisch-ungarische Rhederei geübt, daß die Lostrennung der in maritimer Beziehung höchst wichtigen Provinz Venetien für die Handelsmarine in kürzester Zeit verwunden war. Im Jahre 1868 hatte dieselbe, wenn auch nicht der Schiffszahl und Bemannung, so doch dem Tonnengehalte und der Pferdekraft nach, wieder jenen Stand erreicht, den sie vorher eingenommen .... Das Jahr 1865 wies nämlich aus: 8925 Schiffe von 339.760 Tonnengehalt, 32.097 Mann und 13.265 Pferdekraft, somit um 1685 Schiffe von 33.389 Tonnengehalt und 8590 Mann mehr als 1866. Daß die Schiffszahl so bedeutend zurückgegangen ist und auch später nie mehr die frühere Höhe erreichte, ist dem allgemeinen Uebergange von Schiffen geringer Tragfähigkeit zu solchen größerer Tragfähigkeit, vor Allem aber dem Umstande zuzuschreiben, daß die Venetianer Fischerbarken und deren Bemannung stark in die Wagschale fielen, während betreffs des Tonnengehaltes alle Schiffskategorien, mit Ausnahme jener weiter Fahrt, in Betracht kommen.

Die statistischen Tabellen zeigen, daß die Zahl der Schiffe langer Fahrt vom Jahre 1866 ab bis 1872 in steiger Zunahme begriffen war und von 564 auf 657 gestiegen ist, seitdem aber continuirlich abgenommen hat und 1875 bis auf 577 herabsank. Aehnliche Verhältnisse walten auch bezüglich des Tonnengehaltes ob. — Dagegen ist bei der Dampferflotte eine absolute Zunahme, sowohl der Zahl als der Tragfähigkeit nach, unverkennbar. Bei den Seglern zeigen sich große Schwankungen: in einem Quinquennium Zunahme, im nächsten Abnahme u. s. w.

Schiffe großer Küstenfahrt. Bei dieser Kategorie müssen wir für den angenommenen Zeitabschnitt leider einen bedeutenden Rückschritt constatiren. Die Abnahme war bei dieser Kategorie eine continuirliche. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß es hauptsächlich die Herstellung directer Dampferverbindungen zwischen den wichtigen Häfen des Mittel-

meeres gewesen ist, welche den Schiffen großer Küstenfahrt den Lebensnerv unterband. Im Jahre 1875 betrug die Zahl der Schiffe dieser Kategorie 110 mit 8977 Tonnengehalt und 694 Mann; hievon 5 Dampfer.

Schiffe kleiner Küstenfahrt. Obschon sich auch hier ein bedeutender Rückgang zeigt, so ist die Abnahme verhältnißmäßig doch nicht so einschneidend, wie bei den Schiffen großer Küstenfahrt, da eben die kleinen Küstenfahrer trotz des Anlaufens der Dampfer in den Haupthäfen noch immer hinlängliche Beschäftigung finden und außerdem ihrer Handlichkeit und Billigkeit wegen auch in Zukunft schwerlich durch die Dampfer verdrängt werden dürften. Im Jahre 1875 betrug die Zahl der Schiffe dieser Kategorie: 1864 mit 26.430 Tonnengehalt und 5588 Mann.

Barken. Dieser Kategorie gehören die Fischerbarken, numerirte Barken und Leichter an. In dem angegebenen Zeitabschnitte haben die Fischerbarken eine Vermehrung erfahren, während die numerirten und Leichterbarken ziemliche Schwankungen zeigen, welche eher auf eine Abnahme schließen lassen. Die Zahl der Schifferbarken betrug 1875: 1966 mit 5787 Tonnengehalt und 7341 Mann; die der numerirten und Leichterbarken: 2923 mit 7524 Tonnengehalt und 6688 Mann.

Typen der Segelschiffe.

1. Gaëten und Leüten. Die Gaëta ist ein Fischerfahrzeug, theilweise gedeckt, einmastig, mit lateinischem Segel und Klüver, manchmal statt des Klüvers ein zweites kleines lateinisches Segel am Buge. Größe 2—3 Tonnen, Länge 5—6 Mtr., Breite 1·3 Mtr., Höhe 0·6 Mtr., Besatzung 3—5 Mann. Die Gaëta wird hauptsächlich zum Auswerfen des Sardellen-Hängnetzes und anderer benützt und mit einem Leuchtkorbe von Eisenstäben (Graticola) versehen. Sie dient als Illuminator beim Sardellenfange mit großem Zugnetze. Während einer mondlosen Nacht, bei Beleuchtung mit harzigem Fichten- oder Kiefernholz, sucht ein Mann mittelst einer mit Blei beschwerten Leine (Scandaglio), aus deren, von den daran anstoßenden mehr oder weniger zahlreichen Fischen verursachten Bewegung er die betreffende Fischart und die Tiefe, in der sie sich vorfindet, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erkennen vermag, die Sardellen auf und leiter

sie mittelst Licht in eine Bucht, wo sie mit Netzen eingeschlossen gegen das Land gezogen werden. Die Heimat der Gaëta ist vorzugsweise Dalmatien. — Der Leüto ist ein Küsten- und Fischerfahrzeug, ganz gedeckt, einmastig, mit lateinischem Segel, meistens ohne Klüver, und statt dessen ein kleines lateinisches Segel am Buge. Größe (als Fischerfahrzeug) 3—5 Tonnen, Länge 6—8 Mtr., Besatzung 5—7 Mann. Heimat vorzugsweise Rovigno in Istrien.

Diese Fahrzeuge zeigen, wie die nachfolgende Tabelle darthut, eine erhebliche Abnahme:

	Zahl	Tonnengehalt	Bemannung
1875	641	2628	1522
1874	656	2904	1519
1873	696	2743	1668
1872	813	3424	1954
1871	960	3495	2384
1870	1003	3489	2506

2. Brazzeren. Die Brazzera ist ein Fischerfahrzeug mit lateinischem Segel, ein- oder zweimastig, mit oder ohne Klüver, bisweilen auch noch mit einer kleinen Besahn als Beilieger. Länge 10—16 Mtr., Heimat Istrien und Dalmatien.

Brazzera.

Auch diese Kategorie zeigt einen bedeutenden Rückgang:

	Zahl	Tonnengehalt	Bemannung
1875	568	1,290	1540
1874	557	5,295	1555
1873	543	5,216	1509
1872	527	5,258	1509
1871	686	11,331	2006
1870	713	13,393	2083

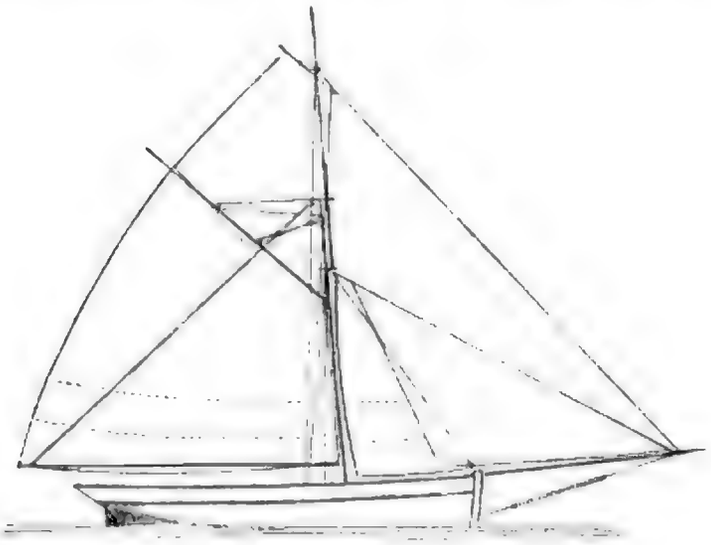
3. Trabakel (Trabaccolo). Das Trabakel ist das gebräuchlichste Küstenfahrzeug im Adriatischen Meere, namentlich in den österreichisch-ungarischen Häfen, mit zwei Masten und zwei luggerähnlichen Ruthsegeln (sogenannten Trabakelsegeln) als Hauptsegeln. Dazu Klüverbaum mit zwei Klüvern. Bisweilen führt der rückwärtige Mast statt eines Trabakelsegels eine Besahn.

Trabakel.

Die Bewegung bei dieſer Kategorie geht aus der nachſtehenden Tabelle hervor:

	Zahl	Tonnengehalt	Bemannung
1875	681	20,125	2536
1874	684	21,003	2657
1873	689	21,428	2635
1872	705	21,146	2651
1871	691	25,327	2918
1870	685	24,671	2705

4. Kutter. Die Kutter (in der Adria ſelten!) ſind gewöhnlich 50—60 Fuß lang, haben aber für dieſe Länge einen ſehr bedeutenden Tiefgang von 9—10 Fuß. Sie ſind ſcharf gebaut, vortreffliche Segler und namentlich ausgezeichnete Seefahrzeuge, ſo daß ſie trotz ihrer Kleinheit



Kutter.

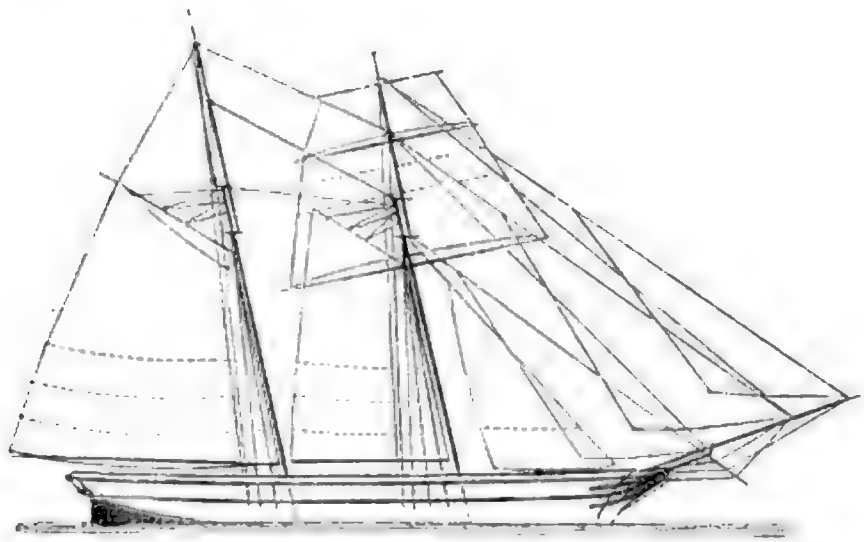
ſchwere Stürme abwettern können. Das Hauptſegel iſt ein großes Giek-ſegel; die Stenge iſt hoch, das Bugſpriet horizontal, der Außenklüver groß. In neuerer Zeit haben die Kutter häufig zwei Maſten, von welchen der rückwärtige indeß ſehr kurz iſt und nur ein kleines Segel führt, welches das Fahrzeug mit dem Kopfe am Winde halten ſoll, wenn es beim Fiſchen ohne ſonſtige Segel vor dem Grundnetze treibt.

Die Kutter-Bewegung ſchwankte in dem angegebenen Zeitabſchnitte zwiſchen 5—8 mit durchſchnittlich 108 Tonnengehalt und 20 Mann Beſatzung.

5. Briggſchooner (auch Marsſegel-Schooner). Ein Schooner, deſſen Fockmaſt voll getakelt iſt, alſo Mars- und Bramſtenge mit Mars- und

Bramsegel hat. Von dieser Kategorie schwankte die Bewegung zwischen 38 und 50 mit durchschnittlich 10.000 Tonnen und 290 Mann Besatzung.

6. Schooner und Lugger. Schooner ist ein Fahrzeug mit zwei oder drei Masten ohne Raaen, oder mit Raaen nur am vorderen Maste .... Lugger ist ein zweimastiges, zuweilen auch dreimastiges Küstenfahrzeug, das meist zur Fischerei in offener See benutzt wird. Die Lugger sind durchweg gute Seefahrzeuge und können viel abhalten. Sie sind niedrig, aber langgestreckt mit plattem Heck, von circa 70—80 Tonnen, mit



Schooner.

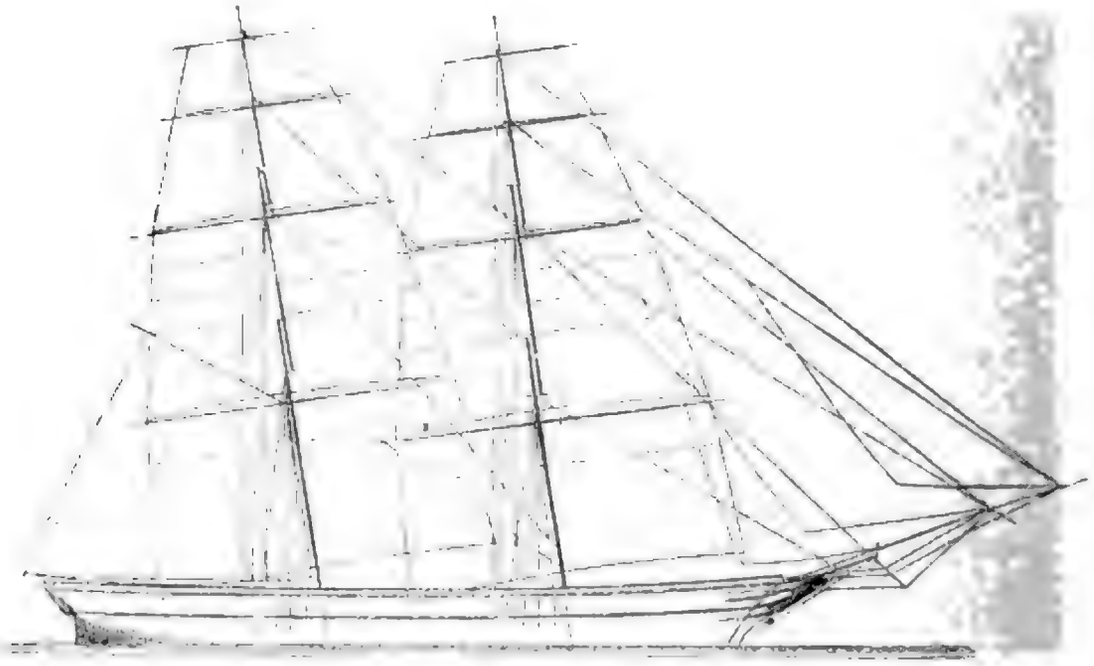
sogenannten Luggersegeln, deren Raaen auf einem Drittel ihrer Länge mit dem Fall an den Masten fahren. Die vorderen Masten können auf Deck niedergelegt werden.

Von dieser Kategorie gab es in dem angegebenen Zeitraume zwischen 43 und 50. Die Zahl hat von 1871 bis 1875 nicht erheblich abgenommen, dagegen die Tonnenzahl von 8517 bis auf 5952. Die Schooner und Lugger hatten eine durchschnittliche Besatzung von 260 Mann.

7. Goletten. Sie sind eine Gattung Schooner (wenn dreimastige Toppsegel-Schooner: Goletta a palo). Ihre Bewegung ist höchst unbedeutend: 2—8 mit durchschnittlich 600 Tonnengehalt. Die Zahl 8 wurde im Jahre 1875 erreicht. Der gleichzeitige Tonnengehalt betrug 1810 — gegen 104 im Jahre 1871.

8. Brigantinen. Die Brigantine iſt eine Varietät der Brigg. Sie hat nämlich die Untermaſten und Marsſtengen aus einem Stücke mit darauf geſetzten Bramſtengen; es fehlen ihr ſonach die Marſen. Die Zahl der Schiffe dieſer Kategorie fiel in dem Zeitabſchnitte 1871—1875 von 114 auf 56 herab, der Tonnengehalt von 36.500 auf 16.059, die Beſatzung von 994 auf 479 Mann.

9. Briggs. Die Brigg iſt ein Fahrzeug mit zwei voll getakelten Maſten, d. i. Raaſegel an beiden Maſten. Der rückwärtige heißt Großmaſt, der vordere Fockmaſt.



Brigg.

Die Bewegung dieſer Kategorie zeigt einen bedeutenden Rückgang:

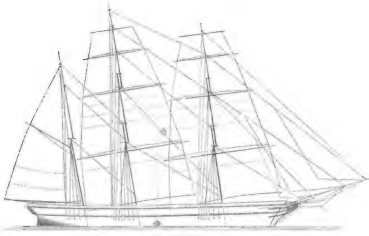
	Zahl	Tonnengehalt	Mannſchaft
1875	94	32,927	895
1874	103	36,209	990
1873	118	42,750	1143
1872	128	46,951	1239
1871	124	51,240	1213
1870	130	53,750	1287

10. Polacken. Die Polacca iſt eine Varietät der Bark (ſiehe unten). Sie hat nämlich beim Fock- und Großmaſte die Untermaſten und Marsſtengen aus einem Stücke mit aufgeſetzten Bramſtengen, und es fehlen

ihr sonach die Marsen. Der Besahnmast ist gleich der einer Bark. Nimmt man der Polacca den Besahnmast weg, so entsteht die Brigantine.

Die Bewegung der Polacken war in dem angegebenen Zeitraume sehr unbedeutend: zwischen 4—6 mit durchschnittlich 1900 Tonnengehalt und 45 Mann Besatzung.

11. Barkschiffe. Die »Bark« ist ein Hochseeschiff mit drei Masten, von welchen aber nur die zwei vorderen Raaen haben. Der rückwärtige



Barkschiff.

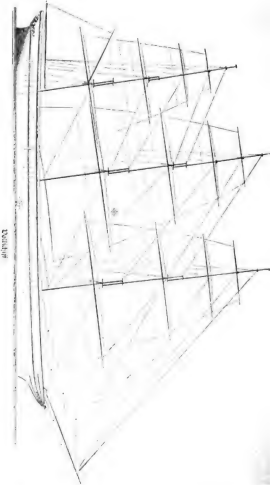
Mast, hier Besahnmast genannt, führt nur ein Gaffelsegel und ein Gaffel-Toppsegel.

Die Bewegung dieser Kategorie ist aus der nachfolgenden Tabelle ersichtlich (die Schwankungen sind gering):

	Zahl	Tonnengehalt	Mannschaft
1875	298	156,521	3291
1874	287	150,534	3194
1873	289	150,573	3211
1872	304	159,956	3412
1871	296	167,224	3360
1870	271	146,874	3063

Digitized by Google

12. Vollschiffe. Man versteht darunter Schiffe, welche an allen drei Masten Raaen führen.



Diese Kategorie zeigt in dem angegebenen Zeitabschnitte einen erheblichen Rückschritt, wie aus nachstehender Tabelle zu ersehen ist:

Digitized by Google

	Zahl	Tonnengehalt	Mannſchaft
1875	9	6.622	126
1874	8	5.645	106
1873	11	7.733	158
1872	15	10.552	221
1871	19	14.118	287
1870	23	16.681	341

13. Dampfer.

	Zahl	Tonnengehalt	Pferdekräfte	Mannſchaft
1875	98	56.271	17.217	2440
1874	105	58.708	18.514	2613
1873	103	56.339	18.213	2593
1872	98	52.965	17.750	2502
1871	92	48.462	16.957	2330
1870	91	49.977	17.749	2492

Wenn wir die vorſtehenden ſtatiſtiſchen Ausweiſe einer näheren Unterſuchung unterziehen, ſo machen wir die nachfolgenden Wahrnehmungen: In dem angegebenen Zeitabſchnitte fand die größte Abnahme bei den Vollſchiffen ſtatt; dieſelben verminderten ſich von 23 mit einem Gehalte von 16.681 Tonnen auf 9 mit 6022 Tonnengehalt, d. i. um 14 Schiffe von 10.059 Tonnengehalt oder um 60·8%, beziehungsweiſe 60·6%. — Weniger regelmäßig iſt die Bewegung bei den Barks und finden wir die höchſte Schiffs- und Mannſchaftszahl 1872, die höchſte Tonnenzahl 1871. — Bei den Polacken iſt wieder eine mehr reguläre Abwärtsbewegung erkenntlich und verminderten ſich dieſelben von 6 mit 2455 Tonnengehalt und 60 Mann 1870, auf 4 mit 1199 Tonnengehalt und 34 Mann 1875. — Die Briggs zeigen eine continuirliche Verminderung, denn ihre Zahl ſank von 130 mit 53.750 Tonnengehalt und 1287 Mann 1870, auf 94, beziehungsweiſe 32.927 und 895 im Jahre 1875. — Ebenſo continuirlich iſt die Abnahme bei den Brigantinen, deren Zahl ſich von 114 im Jahre 1870 auf 56 im Jahre 1875 verminderte, während gleichzeitig der Tonnengehalt von 36.500 auf 16.059, die Bemannung von 994 auf 479 ſank, d. i. um 50·9%, bez. 56% und 51·8%. Unregelmäßig und relativ bedeutungslos präſentiren ſich die Veränderungen bei den Goletten, und zeigt das Jahr 1875 die höchſten Ziffern während der ganzen Periode. — Bedeutender ſind die Abweichungen bei den Schoonern und Luggern. — Faſt conſtant bleiben während der einzelnen Jahre dieſer Periode die

auf die Briggschooner bezüglichen Ziffern. — Die Ziffern bei den Kuttern sind so unbedeutend, daß sie nicht in die Wagschale fallen. — Die Trabakel zeigen fast eine continuirliche Verminderung, und zwar kaum merklich bei der Zahl, aber beträchtlich bei dem Tonnengehalte. — Ebenso tief eingreifend war die Abnahme bei den Brazzeren, wenn auch zeitweilig eine Erholung eingetreten ist. — Die Gaëten zeigen gleichfalls eine continuirliche Abnahme.

Der Stand der Handelsmarine 1875 war demnach der folgende:

	Zahl	Tonnen
Schiffe weiter Fahrt	577	280.502
Große Küstenfahrer	110	8.977
Kleine Küstenfahrer	1864	26.430
Fischerboote und Barken	4889	13.311
Dampfer	98	56.271
Zusammen	7538	385.491

30.046 Mann Besatzung und 18.217 Pferdekräfte.

Dagegen im Jahre 1881:

	Zahl	Tonnen
Schiffe weiter Fahrt	438	224.127
Große Küstenfahrer	62	6.674
Kleine Küstenfahrer	1755	24.396
Fischerboote und Barken	6039	14.773
Dampfer	112	66.859
Zusammen	8406	336.829

27.187 Mann Besatzung und 18.324 Pferdekräfte.

Es ist sonach die Zahl der Schiffe um 868 gestiegen, der Tonnengehalt dagegen um 48.662 Tonnen gefallen. Die Pferdekräfte zeigen nur eine geringe Vermehrung, und die Bemannung sogar eine Verringerung um 2859 Köpfe. Demnach ist dieses Resultat kein befriedigendes, denn die Vermehrung bezieht sich — mit Ausnahme von 14 Dampfern — ausschließlich auf die Fischerboote und Barken, welche für den Handel gar nicht in Betracht kommen. Alle übrigen Schiffskategorien zeigen einen bedeutenden Rückgang.

Das österreichische Staatsgebiet zählt im illyrischen Küstenlande 44, in Dalmatien 57, im Ganzen 101 Häfen, welche der Schifffahrt und dem Seehandel gewidmet sind.

6. Der österreichisch-ungarische Lloyd.

Eines der bedeutendsten Förderungsmittel der österreichisch-ungarischen Schifffahrt, sowie des Handels überhaupt, ist die Gesellschaft des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd in Triest. Sie wurde im Jahre 1833 zu Handelszwecken gegründet und versieht seit dem Jahre 1836 die Dampfschifffahrt zur See. Für die Ostküste des Adriatischen Meeres bildet der Lloyd das beinahe ausschließliche Verkehrsmittel, da die langgestreckten Küstenländer mit ihren zahlreichen Inselgruppen weniger auf die Verbindung zu Lande, sondern auf jene zur See angewiesen sind. Die Lloyddampfer berühren an jener Küste 36 Ortschaften. Außerdem bildet die Lloydflotte nicht nur in Kriegszeiten — wie die Erfahrung in den Jahren 1848, 1849, 1859 und 1866 dargethan — sondern auch im Frieden eine werthvolle, jederzeit verwendbare Ergänzung der Kriegsmarine, indem sie Truppen-, Munitions-, Proviantransporte ꝛc. im großartigen Maßstabe zuläßt und die Kriegsmarine somit von der Ausrüstung und Instandhaltung eigener Transportschiffe enthebt. Die 74 Dampfer des Lloyd wären im Stande, einen Transport von 30.000 bis 35.000 Mann mit einem Male zu bewältigen, und mit der zunehmenden Vergrößerung der Flotte können selbstverständlich auch die Anforderungen wachsen, die in dieser Hinsicht im Bedarfsfalle an das Unternehmen zu stellen sind.

Unterzieht man die den verschiedenen Linien der Lloydfahrten zugewiesenen Betriebsmittel und die Frachtbewegung einer Prüfung, so macht man die Wahrnehmung, daß erstere eine bedeutende Erweiterung fanden, insbesondere was ihre nationalen Linien anbelangt, wo sich die dem küstenländischen Verkehr zur Verfügung gestellten Transportmittel mehr als verdoppelt haben. Im Jahre 1870 waren sämmtliche Boote, welche den Küstendienst versahen, im Stande, circa 33 Millionen Tonnen auf eine Seemeile Distanz fortzubewegen, im Jahre 1875 dagegen erreichte diese Transportfähigkeit über 54·4 Millionen Tonnen. Dividirt man diese

Zahl durch 400 — die Distanz zwischen Triest und Cattaro in Seemeilen — so erhält man 136.145 Tonnen, d. i. das Quantum, welches jährlich durch den Lloyd von Triest nach der südlichsten Spitze der Monarchie, oder umgekehrt, transportirt werden kann.

In den letzten Jahren hat der Lloyd, sowohl in Betreff seines Flottenbestandes wie in Bezug auf die Erweiterung des Verkehrsnetzes (nach Indien und Ostasien und probeweise nach Nord- und Südamerika) rapiden Aufschwung genommen.

Im Nachstehenden geben wir eine Uebersicht der Transportbewegung im Jahre 1881 auf den verschiedenen Linien:

Zahl der Reisen	Fahrten	Meilen-Durchlauf	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendung. in Gulden	Stückzahl der Packete	Gewicht der Waaren in Mtr.-Ctr.	Zahl der Thiere
303	In der Levante .	619.090	94.057	43,795.014	11.226	2,102.898	6.514
18	Nach Indien . .	262.167	5.868	524.271	118	513.064	674
1	Im Rothen Meere	4.115	1.844	111.678	2	6.691	—
241	Im Schwarz. Meere						
152	und der Donau .	158.394	44.544	10,237.117	1.153	1,110.189	8.954
684	Im griech. Archipel	33.649	7.198	2,316.705	356	58.482	6
	An den adriatischen Küsten, und zwar:						
	243 Fahrten zwisch. Triest u. Venedig	31.844	16.740	2,425.581	3.904	339.533	33
	156 Fahrten nach Istrien u. Kroatien	40.764	21.205	2,462.402	5.062	97.051	40
	285 Fahrten nach Istrien, Dalmatien, Albanien, Patras und Ancona . .	242.142	82.480	42,159.571	26.358	419.602	839
166	Außergew. Fahrten	218.720	19.632	1,059.486	95	418.006	2.665
1566	Fahrten im Jahre 1881	1,610.885	293.568	105,091.825	48.274	5,065.516	19.725
1441	Fahrten im Jahre 1880	1,516.201	323.262	112,906.499	51.038	4,650.137	35.876
124	daher 1881 mehr .	94.689	—	—	—	415.379	—
—	daher 1881 weniger	—	29.694	7,814.674	2.764	—	16.151

Die nachstehende Tabelle giebt über die Transportbewegung des Lloyd in den einzelnen Decennien vom Jahre 1836/37 bis 1881 Aufschluß:

Jahr	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Pferdekräfte	Meilendurchlauf
1836/37	7	1.777	630	43,652
1841	10	2.600	860	123,112
1851	34	14.486	5,550	550,336
1861	61	31,950	11,840	885,423
1871	66	61,340	15,760	1,079,909
1881	74	89,148	18,080	1,610,885

In demselben Zeitabschnitte wurden befördert:

Jahr	Zahl der Reisen	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendungen	Waaren in Mtr.-Ctr.
1836/37	87	7,967	3,954,369	5,383
1841	252	35,141	15,020,454	33,289
1851	1128	222,118	48,036,560	264,895
1861	1563	299,048	96,758,298	973,712
1871	1354	274,734	124,004,349	3,058,579
1881	1566	293,568	106,091,825	5,065,516

Zur Beurtheilung der Leistungen der Dampfschiffe der Gesellschaft und der erzielten Frachtpreise geben wir noch die folgenden Zahlen:

Multiplicirt man die Zahl der Passagiere mit den von jedem Einzelnen zurückgelegten Seemeilen, so erhält man:

Meilen 88,367,880 — und im Durchschnitt circa 2 Kreuzer per Passagier und Meile;

für die transportirten Centner Waaren:

Meilen 6,426,510,493 — und im Durchschnitt circa 0·08 Kreuzer per Metercentner und Meile;

für die Geldsendungen:

Meilen 375,494,821 — und im Durchschnitt circa 0·05 Kreuzer per 100 Gulden und Meile.

Das Vermögen der Gesellschaft

stellte sich am 31. December 1881 wie folgt:

Werth der 74 Dampfer	fl.	13,130.600
Auslagen für im Bau begriffene Dampfer	»	1,389.429
Gebäude und Grundstücke außerhalb Triest	»	115,663
Grundstücke in Triest	»	48.000
Grundstück und Baukosten des neuen Administrationsgebäudes	»	817,891
Werth des Arsenals	»	3,000.000
Werth der Werkstätten	»	1,644.375
Fahrnisse in Triest, auswärts und an Bord	»	701.383
Kohlenvorrath 2c.	»	268.290
Guthaben bei dem Aerar	»	107.112
Disponible Fonds	»	405.210
Ausstände in laufenden Rechnungen	»	738.557
Baarschaft, Wechsel und Portefeuille	»	2,234.638
	fl.	24,900.991

Dagegen:			
Restschuld an die k. k. Staats-Centralcasse für fl. 3,000.000 Vorschuß	fl.	804.000	
Restbetrag des Anlehens von 1874 nach Abzug der bereits getilgten 36 Serien	»	2,640.000	
Coupons und verloste Obligationen, die bis Ende 1881 nicht zur Einlösung gelangten	»	206.879	
Restbetrag des Anlehens von 1881 nach Abzug der bereits getilgten 2 Serien	»	1,490.000	
Conto-Corrent-Schulden	»	1,146.809	
Für Abschreibung vom Werthe der Dampfer, Jahresbeitrag an den Pensionsfond, Bezüge des Verwaltungsrathes und der Revisoren, Dividende auf 24.000 Actien (à fl. 35), 5% Tantième	»	1,989.600	fl. 8,277.289
Verbleiben:			fl. 16,623.701
Womit gedeckt werden:			
Actiencapital (für 24.000 Actien)	fl.	12,600.000	
Assecuranzfond Ende 1881	»	2,549.059	
Reservefond Ende 1881	»	1,420.000	
Als Gewinnsaldo-Vortrag auf neue Rechnung	»	54.641	fl. 16,623.701

7. Schiffbau-Industrie.

Die wichtigsten und hervorragendsten Schiffbau-Etablissements im österreichisch-ungarischen Bereiche der Adria sind das Lloyd-Arsenal und das Stabilimento tecnico Triestino. Das Lloyd-Arsenal steht auf dem Continente unübertroffen da, und das Stabilimento tecnico stellt sich den besten in seiner Art zur Seite. Beide Etablissements sind mit Maschinenfabriken verbunden und vermögen die größten Kriegs- und Handelsdampfer vom Kiel bis zum Wimpel, sowie alle Gattungen Segelschiffe herzustellen und vollständig auszurüsten.

Das Lloyd-Arsenal wurde im Jahre 1853 in Angriff genommen und 1856 beendet. Der Flächeninhalt, welchen das Etablissement einnimmt, beträgt 113.089 Quadratmeter. In den einzelnen Werkstätten und auf den Stapelplätzen sind im Jahre durchschnittlich 2000 Personen (1881: 1775) beschäftigt. Im Jahre 1881 gab es: 174 Schiffszimmerleute, 280 Mechaniker, 44 Maschinisten und Feuerleute, 13 Modelltischler, 40 Gießer, 55 Maschinenschlosser, 17 Kupferschmiede, 420 Kesselschmiede,

113 Schiffsschmiede, 33 Spengler, 8 Vergolder und Holzschneider, 50 Maler und Anstreicher, 2 Riemer, 27 Tapezierer (darunter 15 Frauen), 16 Maurer, 14 Mastenmacher, 2 Böttcher, 2 Wagner, 85 Schiffs- und Möbeltischler, 36 Matrosen, 11 Segelmacher, 38 Magazinsdiener, 250 Lastträger, 12 Wächter und Thorhüter, 16 Gendarmen, 10 Nachtwächter, 2 Kutscher.

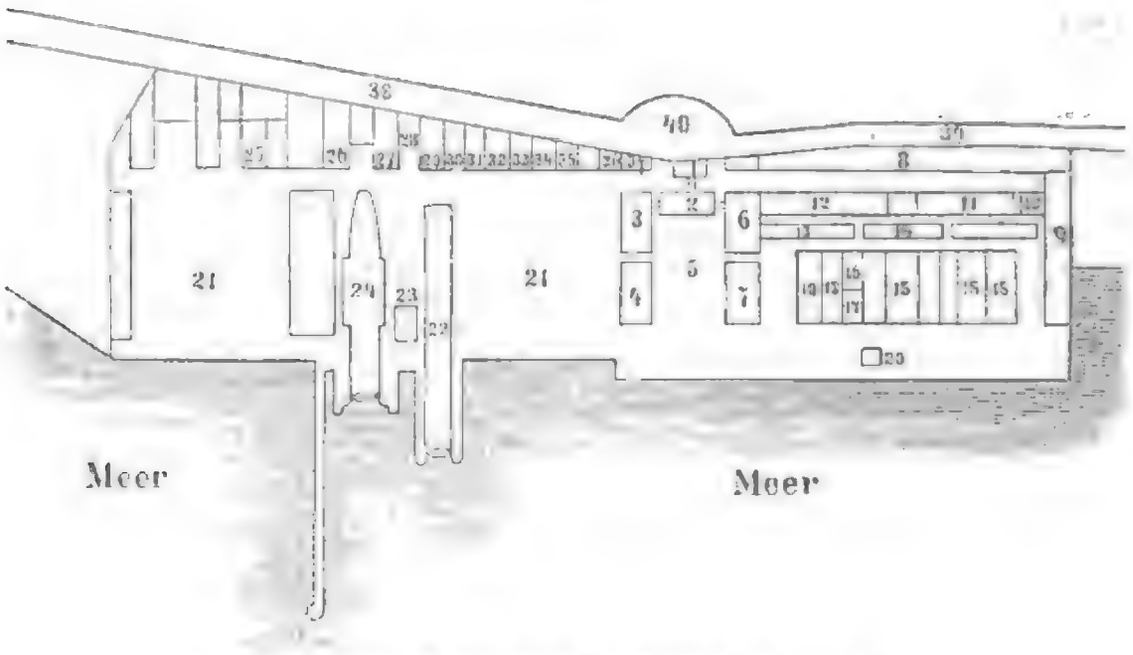
Im Etablissement kommen jährlich ungefähr folgende Quantitäten von Materialien in Verwendung:

Eichenholz	500	Kubikmeter	aus	Steiermark und Krain,
Fichtenholz	970	»	»	Steiermark,
Lärchenholz	570	»	»	Kärnten,
Tannenholz	2000	»	»	Steiermark und Krain,
Buchenholz	20	»	»	Istrien,
Kupfer	12	Tonnen	»	Ungarn,
Eisen und Stahl . . .	2300	»	»	Steiermark,
Zinn	5	»	»	»
Messing und Münzmetall	15	»	»	»
Blei	40	»	»	Kärnten,
Taue und Hanffabrikate .	230	»	»	Triest,
Talg, Oele ꝛc.	250	»	»	Dalmatien,
Farbwaaren	242	»	»	Kärnten und Krain,
Theer ꝛc.	95	»	»	Dalmatien,
Sand, Cement, Thonerde	200	»	»	Steiermark und Istrien,
Segelleinen	100.000	Meter	»	Mähren,
Eiserne Dampfkesselrohre	16.000	Stück	»	England,
Abfälle von Baumwolle	35	Tonnen	»	»
Eiserne Querbalken für Schiffe	60	»	»	»

Ueber die Dimensionen des Dock und Slip, die Eintheilung der Werkstätten, Motoren, Hilfsarbeits-Maschinen ꝛc., giebt der umstehende Plan Auskunft.

Dimensionen des Dock:		Dimensionen des Slip:	
Länge	120·70 Meter	Länge	241·04 Meter
Breite	22·86 »	Breite	22·86 »
Tiefe unter d. Meeresspiegel	6·41 »	Tiefe unter d. Meeresspiegel	6·41 »

Zum Betriebe des Arsenals sind in Thätigkeit: 7 Motoren für Hilfsarbeitsmaschinen (212 Pferdekräfte), 1 Motor für den Scheerenkrahn (50 Pferdekräfte), 2 Motoren für Ventilatoren (50 Pferdekräfte), 2 Motoren für das Slip (110 Pferdekräfte), 3 Motoren für das Dock (140 Pferdekräfte), 2 Motoren für Dampfsägen und Holzbearbeitungsmaschinen (40 Pferdekräfte), 7 Locomobilen (70 Pferdekräfte), 1 Reservemotor (12 Pferdekräfte). Zusammen: 25 Motoren mit 684 Pferdekräften.



Das Lloyd-Arsenal zu S. Andrea bei Triest.

1. Stiegenhaus.
2. Administrationsgebäude.
3. Schlosserei und mechanische Werkstätte.
4. Bootswerfte und Segelmacher-Saal.
5. Park.
6. Montirung.
7. Tischlerwerkstatt.
8. Magazine.
9. Eisengießerei.
10. Metallgießerei.
11. Maschinenwerkstätte und Modelltischlerei.
12. Mechanische Werkstätte.
13. Block-Flaschenzug- und Mastenmacher.
14. Maschinenhaus.
15. Kesselschmiede.
16. Spengler.
17. Kupferschmiede.
18. Schiffsschmiede.
19. Dampfhammer.
20. Scheerenkrahn.
21. Stapelplätze.
22. Slip.
23. Pumpenhaus für das Trockendock.
24. Trockendock
25. Dampfsägewerkstatt.
26. Zeichensaal für Schiffbau.
27. Hochofen für die Schiffbauschmiede.
28. Schiffbauschmiede.
29. Maschinenhaus zum Slip.
30. Hofraum.
31. Schiffbauschmiede.
32. Malerwerkstatt.
33. Hofraum.
34. Tapezierer und Flaggenmacher.
35. Wache.
36. Ställe.
37. Ställe.
38. Weg nach Triest.
39. Weg nach Servola.
40. Eingang.

Hilfsarbeitsmaschinen: 83 Drehbänke, 22 Hobelmaschinen, 32 Bohrer, 10 Schraubenschneidmaschinen, 1 Metallsäge, 18 Stoß- und Schneidmaschinen, 2 Nuthstoßmaschinen, 14 Holzbearbeitungsmaschinen, 2 Niethmaschinen, 13 Schleifapparate, 7 Ventilatoren, 22 Hilfsarbeitsmaschinen für verschiedene Zwecke, 4 Dampfhämmer zum Bearbeiten von Schmiedestücken bis zu einem Gewichte von 40.000 Kilogramm.

Der Lloyddampfer „Mars“ mit Truppen an Bord.

Deplacement — 3356 Tonnen, Tragfähigkeit — 2000 Tonnen, Maſchinen — 1200 Pferdekräfte.

Die größten Dampfer des Lloyd ſind:

	Deplacement	Tragfähigkeit	Pferdekräfte
Berenice	5400 T.	3200 T.	2000
Orion	5400 »	3200 »	2000
Meduſa	5400 »	3200 »	2000
Pandora	5400 »	3200 »	2000

	Deplacement	Tragfähigkeit	Pferdekräfte
Vorwärts	5000 T.	3000 T.	2000
Pollucе	4211 »	2600 »	1300
Helios	4000 »	2300 »	1200
Dafne	4000 »	2300 »	1200
Aglaia	3850 »	2200 »	1200

	Deplacement	Tragfähigkeit	Pferdekräfte
Medea	3800 T.	2200 T.	1200
Caſtore	3787 »	2200 »	1200
Hungaria	3652 »	2000 »	1500
Aurora	3308 »	2000 »	1500
Eſpero	3308 »	2000 »	1500

Das Stabilimento tecnico Triestino. Dieſes Etabliſſement (früher Maſchinenfabrik G. Strudthoff, ſeit dem Jahre 1857 Actiengeſellſchaft mit einem Gründungscapitale von 2 Millionen Gulden) liefert Kriegs- und Handelsſchiffe von den größten Dimenſionen ganz complet, ſowie jede Gattung Dampfmaſchinen und Keſſel für maritime und induſtrielle Zwecke. Das Etabliſſement iſt in zwei beſondere Theile getrennt; der eine umfaßt den Maſchinenbau, der andere den Schiffbau mit ſämmtlichen dazu gehörigen Gegenſtänden. Die Maſchinenfabrik umfaßt einen Flächenraum von 32.000 Quadratmeter und die Werfte jenen von 64.800 Quadratmeter. Auf letzterer beſteht auch ein Trockendock, in welchem die größten Panzerſchiffe trocken gelegt werden können. Zum Betriebe der verſchiedenen Werkzeuge, ſowie der Holzbearbeitungs-Maſchinen, im Ganzen 450, dienen 12 feſtſtehende Dampfmaſchinen und 10 Locomobilen von zuſammen 260 nominellen Pferdekräften, mit einem Kohlenverbrauche von circa 2000 Tonnen jährlich. Beſchäftigt ſind in beiden Abtheilungen des Etabliſſements durchſchnittlich 2000 Arbeiter.

Faſt alle Maſchinen der Schiffe der k. k. Kriegsmarine, 56 an der Zahl, worunter zwei von 1000 und eine von 1200 nominellen Pferdekräften, ſind aus dieſem Etabliſſement hervorgegangen; für den öſterreichiſch-ungariſchen Lloyd wurden 8 große Schiffsmaſchinen von 300 bis 400 Pferdekräften und für Private 137 Schiffsmaſchinen verſchiedener Größe, eine große Anzahl Betriebsmaſchinen und Locomobilen, Dampfkeſſel ꝛc. ausgeführt.

Für die k. k. Kriegsmarine wurden folgende Schiffe ſammt Maſchinen ganz complet erbaut:

Kaſemattſchiff »Tegetthoff«, aus Eiſen und Beſſemerſtahl mit Maſchinen von 1200 nominellen Pferdekräften, 7390 Tonnen Deplacement und einer Panzerſtärke von 36 Centimeter.

Kaſemattſchiff »Cuſtozza«, Eiſenconſtruction, mit Maſchinen von 1000 nominellen Pferdekräften, 7004 Tonnen Deplacement und einer Panzerſtärke von 25 Centimeter.

Panzerfregatte »Habsburg«, Holzconſtruction, mit Maſchinen von 800 nominellen Pferdekräften, 5400 Tonnen Deplacement und 15 Centimeter Panzerſtärke.

Schraubenfregatten »Radetzky« und »Laudon«, gemiſchter Conſtruction (nämlich Eiſengerippe mit Holzbeplankung), mit Maſchinen von 600 nominellen Pferdekräften und 3250 Tonnen Deplacement.

Schraubenfregatte »Novara«, Holzconstruction, mit Maschinen von 500 nominellen Pferdekräften und 2175 Tonnen Deplacement.

Schraubenfregatte »Niklas Zrinyi«, gemischte Construction, mit Maschinen von 230 nominellen Pferdekräften und 1275 Tonnen Deplacement.

Außerdem die Kanonenboote »Spalato« (Stahlconstruction), »Dalmat«, »Hum«, »Velebich«, »Gemse« und »Grille«, der Raddampfer »Taurus«, ein Dampfkrahn-Ponton und 19 stählerne Dampfbarkassen sammt Maschinen.

Für die k. k. Seebehörde wurden mehrere Hafenbagger, 1 Leuchtschiff, Rettungsboote, 1 Dampfkrahn-Ponton, 1 schwimmende Dampffeuerspritze, sowie 2 kleinere und 1 größerer Schraubendampfer erbaut. Sämmtliche im neuen Hafen von Triest befindlichen eisernen Vertäuungs-Pfahlwerke und die meisten schwimmenden Hafenbojen wurden in den Werkstätten desselben Etablissements ausgeführt .... Der k. k. Finanzbehörde wurden 7 Segelwachtschiffe, 3 Schraubendampfer, sowie über 40 Boote für den Hafendienst geliefert .... Ueberdies wurden für fremde Regierungen, Private und Schifffahrtsgesellschaften 2 Panzercorvetten, 1 Schraubenkanonenboot, 2 Hafenbagger, 4 stählerne Lagunen-Remorqueure und gegen 80 Segelschiffe und 64 Dampfer verschiedener Größe erbaut; zuletzt für den österreichisch-ungarischen Lloyd der Dampfer »Berenice«, ganz aus Eisen mit Maschinen von 400 nominellen Pferdekräften und 5265 Tonnen Deplacement.

8. Seefischerei.

Der Fischfang wird längs der österreichischen Küste größtentheils von inländischen und italienischen Fischern gemeinschaftlich betrieben, während in den Seebezirken von Ragusa und Megline (Bocche di Cattaro) dieses Gewerbe ausschließlich von der einheimischen Bevölkerung ausgeübt wird.

Aus der nachfolgenden Zusammenstellung entnimmt man die Mengen und Werthe der im Quinquennium 1877—1881 von den inländischen und italienischen Fischern zusammen erbeuteten Meeresproducte, wobei bemerkt wird, daß die Mengenbezeichnungen nach Stückzahl und Gewicht bei den Mollusken, Schalthieren, Säugethieren, Reptilien und See-Igeln wegen Mangels diesbezüglicher bestimmter Vorschriften variirt, während die Ausbeute von Fischen und Polypen ausschließlich nach Gewicht (in Kilogramm), jene von Schwämmen nur nach Stückzahl dargestellt erscheint. Nach dieser Darstellung beziffert sich der Gesammtwerth der in dem ange-

gebenen Zeitraume erbeuteten Meeresproducte mit 9,762.831 fl., so daß sich im Durchschnitte die Ausbeute eines Jahres mit 1,952.566 fl. bewerthen läßt.

Gattung	Mengen in Stück	Mengen in Kilogramm	Werth
Fische	—	38,208.917	8,695.692 fl.
Mollusken	23,577.137	4,775.897	772.378 »
Schalthiere	2,218.703	289.194	291.804 »
Säugethiere	8	4.140	365 »
Reptilien	19	275	63 »
See-Igel	4.000	410	31 »
Polypen	—	100	6 »
Schwämme	18.400	—	2.492 »
Summe	25,818.267	43,278.915	9,762.831 fl.
Jahresdurchschnitt	5,163.653	8,655.783	1,952.566 fl.

Dieses Gesammt-Ergebniß vertheilt sich auf die verschiedenen Seebezirke derart, daß Zara das größte, Megline das kleinste Local-Ergebniß aufweist. Aus der nachfolgenden Zusammenstellung entnimmt man überdies, daß im Betriebe der Seefischerei das nördliche und mittlere Dalmatien den ersten Rang, der Golf von Triest den zweiten und Süd-Dalmatien den dritten Rang einnimmt.

Es entfällt auf:

	ein 5jähriger Gesammtwerth	ein absoluter Jahres-durchschnittswerth	per Seemeile u. Jahr
Triest	1,520.947 fl.	304.189 fl.	4056 fl.
Rovigno	661.963 »	132.393 »	1676 »
Pola	557.809 »	115.562 »	882
Lussin piccolo	351.269 »	70.254 »	214 »
Zara	3,581.236 »	716.247 »	726 »
Spalato	2,411.713 »	482.343 »	955 »
Ragusa	518.175 »	103.635 »	273 »
Megline	139.719 »	27.944 »	235 »

Wie man aus der dritten Ziffercolonne ersieht, sind relativ die Seebezirke von Triest und Rovigno die ergiebigsten.

In der vorstehenden Darstellung über die Menge und den Werth der Ausbeute an Meeresproducten ist auch jener Antheil enthalten, welcher von den italienischen Fischern erbeutet wurde. Denselben ist bekanntlich laut Schlußprotokoll zum österreichisch-italienischen Handels- und Schiffahrts-Vertrage vom 27. December 1878 das Fischen längs der öster-

reichisch-ungarischen Küste außerhalb der den einheimischen Küstenbewohnern reservirten Zone (1 Seemeile weit vom Ufer) gestattet. Sie betreiben den Fischfang hauptsächlich im Seegebiete von Triest, Pola und Zara, weniger in den Seebezirken von Rovigno, Lussin und Spalato. Von dem Werthe der in den angegebenen Zeitabschnitten erzielten Gesammtausbeute per 9,762.831 fl. entfällt auf die einheimischen Fischer ein Antheil von 8,021.075 fl., was einen Jahresdurchschnitt von 1,604.215 fl. ergiebt, während die italienischen Fischer an der obgedachten Gesammt-Ausbeute mit circa 18 Percent im entfallenden Werthbetrage per 1,741.756 fl. Theil genommen haben, was einem Jahresdurchschnitt von 348.351 fl. gleichkommt. Ihr Antheil an der Ausbeute ist jedenfalls von Belang und kommt hauptsächlich deshalb in Betracht, weil sich die italienischen Fischer, mit Ausnahme des Thunfischfanges, zumeist mit dem Fange der edleren und relativ gewichtigeren, daher auch werthvolleren Meeresproducte befassen. Ueberdies muß bemerkt werden, daß in der letzten Ziffer keineswegs die ganze Ausbeute der italienischen Fischer in der Nähe der österreichischen Küste enthalten ist, da bekanntlich ein Theil dieser Ausbeute auf italienischen Märkten zum Verkaufe gelangt, ohne bei den österreichischen Hafen- und Sanitäts-Organen behufs statistischer Registrirung angemeldet zu werden.

In Betreff der Bewerthung der Meeresproducte ist zu bemerken, daß die Einzelwerthe nicht nur alljährlich nach der Ergiebigkeit der Ausbeute variiren, sondern daß sie auch in einem und demselben Jahre, von einer und derselben Art, nach den Oertlichkeiten ungemein differiren, je nachdem sich die Verkehrs- und Absatzverhältnisse günstiger oder ungünstiger gestalten. In den Seebezirken von Triest, Pola, Spalato und Megline erreichen die Meeresproducte zumeist die höchsten Preise, weil in den drei ersteren, abgesehen von einer dichteren Küstenbevölkerung, der Weitertransport derselben nach dem Innern durch Eisenbahnen begünstigt wird, während in dem letzteren die geringe Ausbeute, sobald sie auf den Markt gebracht wird, von den Küstenbewohnern sofort vergriffen wird.

Der Localconsum (Verbrauch der Küstenbewohner) blieb in dem angegebenen Zeitabschnitte alle fünf Jahre hindurch mit geringen Schwan-

fungen ein ziemlich gleicher und bewerthete sich im Ganzen mit 6,163.094 fl., so daß sich für jedes Jahr ein durchschnittlicher Verbrauch an Meeresproducten im beiläufigen Werthe von 1,232.600 fl. ergiebt. — Der Export (im frischen Zustande der Producte) nach Märkten anderer Seebezirke, dann nach einigen größeren Städten Oesterreichs (Wien, Prag, Graz, Laibach 2c.), sowie nach den italienischen Städten (Venedig, Chioggia, Ancona); ferner der theils eingesalzenen, theils eingelegten Sardellen, Anchovis, Makrelen und Laxirfische, dann der getrockneten Langusten, Kalmaren, Sprotten, Dornhaie, Pantherhaie, Muränen, Rothbrassen 2c. nach den verschiedenen Häfen des In- und Auslandes, beziffert sich im Ganzen auf:

14,610.625 Kilogramm	Fische	im Werthe von	3,302.938 fl.
1,194.638 Stück 1,471.669 Kilogramm	Mollusken	» » »	185.090 »
759.884 Stück 131.570 Kilogramm	Schalthiere	» » »	109.092 »
Andere Producte		» » »	2.617 »
		Zusammen	3,599.737 fl.

Es beziffert sich also die jährliche Bewegung der in den betreffenden Seebezirken gewonnenen, in diesen aber nicht consumirten Ausbeute an Meeresproducten im Durchschnitte mit circa 720.000 fl.

Fischerei-Materiale. Nach den statistischen Aufzeichnungen für das Quinquennium 1877—1881 wurden in den verschiedenen Seebezirken durchschnittlich per Jahr benützt:

		Stück	Werth
Boote	inländische	2531	567.709 fl.
	italienische	235	267.827 »
	Zusammen	2766	835.536 fl.
Netze und sonstige Geräthe	inländische	57.696	1,052.558 »
	italienische	1.379	63.996 »
	Zusammen	59.075	1,116.554 fl.

Beim Vergleiche der obigen, auf das beim Fischfange wirklich verwendete Material Bezug nehmenden Durchschnittswerthe, mit dem durchschnittlichen Werthe des Fischerei-Ergebnisses, stellt sich heraus, daß das in dem Zeitraume von 1877—1881 an Booten, Netzen und sonstigen Fischereigeräthen angelegte Capital

den einheimischen Fischern ein jährliches Brutto-Erträgniß von circa 99%
» italienischen » » » » » » 102%
abgeworfen hat.

Nach den von den österreichischen Hafen- und Seesanitäts-Aemtern und Organen für das Winter-Semester 1881 (d. i. die Fischerei-Periode vom 23. October 1881 bis 22. April 1882) gemachten Untersuchungen, bestand das den einheimischen Fischern Gehörige, ausschließlich österreichische Materiale, im Ganzen in:

	Zahl	Werth
Fischerbarken	2.912	627.314 fl.
Netzen und Geräthen	59.500	1,115.697 »
	Gesammtwerth	1,743.011 fl.

Hievon entfielen auf

den Seebezirk	Fischerbarken	Netze rc.	Gesammtwerth
Triest	894	39.275	587.999 fl.
Rovigno	150	9.051	121.004 »
Pola	150	1.673	52.690 »
Lussin piccolo	143	1.220	74.687 »
Zara	427	2.269	300.018 »
Spalato	793	3.091	411.282 »
Ragusa	316	2.797	177.293 »
Megline (Bocche)	39	124	18.038 »
Zusammen	2912	59.500	1,743.011 fl.

Fischer-Personale. Das Fischereigewerbe wird an den illyrischen und dalmatinischen Küsten von einem Theile der einheimischen Küstenbevölkerung und von italienischen Fischern (Chioggioten) das ganze Jahr hindurch betrieben. In den statistischen Nachweisungen wird zwischen ausübenden und gewerbsmäßigen, einheimischen Fischern, ohne Rücksichtnahme auf ihre jeweilige Betheiligung am Fischfange, ein Unterschied gemacht. Die italienischen Fischer werden separat aufgeführt. Darnach haben sich in dem angegebenen Zeitraume am Fischfange in den verschiedenen Seebezirken betheiligt:

	im Ganzen	im Durchschnitte jährlich
österreichische Fischer	49.304	9.861
italienische »	5.802	1.161
Zusammen	55.106	11.022

Nach den Detail-Ausweisen stellte (im Jahre 1881) die größte Zahl an Fischern der Seebezirk von Spalato (3484), dann zunächst der See-

Digitized by Google

bezirk von Triest (2290); die geringste Zahl der Seebezirk von Megline (158).... Die Betheiligung seitens der italienischen Fischer war am lebhaftesten im Seebezirke von Triest (290), dann zunächst im Seebezirke von Rovigno (265); am geringsten im Seebezirke Lussin piccolo (54); gar keine Betheiligung fand statt in den Seebezirken von Ragusa und Megline. — Nach Abzug der Betriebs- und Material-Abnützungsspesen, der Verzinsung der Capitalsanlage und der verschiedenen Abgaben, resultirt:

Für jeden inländischen Fischer } ein jährlicher Brutto- } 163 fl.
» » italienischen » } verdienst von circa } 300 »

Dieses durchschnittliche Ergebniß kann umsomehr als ein annähernd richtiges angenommen werden, als die Chioggioten das ganze Jahr hindurch fischen, während sich ein großer Theil der österreichisch-ungarischen Fischer dem Landbaue widmet und nur in denjenigen Perioden am Fischfange theilnimmt, in welchen ein besserer Verdienst in Aussicht steht. — An gewerbsmäßigen Fischern wurden mit 22. April 1882 gezählt: im Seebezirke von Triest 2636, Rovigno 599, Pola 477, Lussin piccolo 517, Zara 1652, Spalato 3588, Ragusa 1246 und Megline 158 — zusammen 10.873 Köpfe.

Auf dem Gebiete der Seefischerei hat die österreichische Seeverwaltung mannigfach fördernd eingegriffen und gleichzeitig Maßregeln getroffen zur Hintanhaltung von gefährlichen Fangmethoden. In ersterer Beziehung ist vor Allem die Regelung des Sardellen-Fischfanges mittelst Hängenetze (voighe), welcher in Dalmatien sehr stark betrieben wird, erwähnenswerth. Es fand zu diesem Zwecke eine commissionelle Verhandlung unter Zuziehung der betheiligten Factoren statt und wurde sodann auf Grund derselben und nach vorangegangener Genehmigung seitens des Handelsministeriums die Verordnung der dalmatinischen Statthalterei vom 10. November 1880 erlassen, welche in Modification der bisher in Dalmatien giltigen Bestimmungen des Reglements vom Jahre 1808 (s. g. Regolamento Dandolo), den Fischfang mit Hängenetzen überall dort gestattet, wo hiedurch die Verwendung der Zugnetze (Tratte) keine Beeinträchtigung erleidet. Durch eigene Localcommissionen sind jedoch die Punkte zu bestimmen, an denen mit Hängenetzen gefischt werden darf.

Die bereits im Jahre 1871 ſtrenge unterſagte Verwendung von Dynamit und anderen explodirenden Stoffen zum Fiſchfange wurde neuerlich auf das Nachdrücklichſte und unter Androhung ſtrenger Beſtrafung verboten, weil wiederholt Fälle vorgekommen waren, in denen, in abgelegenen, der Ueberwachung entzogenen Gewäſſern, die Fiſcher ſich verleiten ließen, durch Betäubung der Fiſche in Folge von Exploſions-Präparaten eine ergiebige Ausbeute zu erzielen. Es wird jedoch durch dieſe Methode die Fiſchbrut ganz zerſtört und geht außerdem ein großer Theil der durch die Wirkung der Exploſion betroffenen, aber dann nicht gefangenen Fiſche zu Grunde.

Eine andere für die Fiſchbrut gefährliche Methode liegt in der Anwendung einer der Familie der Euphorbiaceen angehörigen Pflanzengattung, namentlich der Euphorbia Wulfenii Hopp (vulgus Titimalo oder Mliéac genannt), durch deren Saft die Fiſche betäubt und getödtet werden. Dieſe Pflanze kam beſonders in Dalmatien viel in Gebrauch, und da deren ſchädliche Wirkung ſichergeſtellt erſchien, wurde ihre Verwendung zum Fiſchfange amtlich unterſagt. Dagegen wurde der ſogenannte Fiſchfang a ludro (auch a spavento, a corda, a fronzata genannt), welcher bisher unter die im Fiſcherei-Reglement von 1835 als unzuläſſig erklärten Fangmethoden gerechnet worden war, im Jahre 1880 wieder geſtattet und zwar aus dem Grunde, weil dieſe Methode in Betreff der Erhaltung der Fiſchbrut nicht ſo ſchädlich erſchien, als man bisher angenommen hatte, vielmehr ſogar weniger als bei der Verwendung von Zugnetzen. Das Eigenthümliche des Fanges a ludro liegt darin, daß die Fiſche durch Lärm und großes Geräuſch in die Netze getrieben werden.

Die ſtatiſtiſchen Erhebungen über die Fiſcherei haben bisher trotz der erlaſſenen Formularien und Verordnungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Dieſe Schwierigkeiten liegen in der Natur des Objectes, auf welches ſich die Erhebungen beziehen. Dabei ſind die mit der Sammlung betrauten Organe vielfach nur auf die Angaben der Fiſcher oder ſonſtigen Individuen angewieſen, welche Mittheilungen dieſer Art nur ungern und mit vielfacher Zurückhaltung machen. Erſt durch die während einer längeren Periode fortgeſetzte ſtatiſtiſche Erhebung und durch eine

genaue und kritische Vergleichung der jährlichen Daten untereinander lassen sich eine feste Grundlage und sichere Anhaltspunkte für die richtige Verwendung des Materiales gewinnen.

Leider erhellt aus den diesbezüglichen Daten — wie der Leser aus dem Obigen sich selber überzeugen kann — daß die Seefischerei an den österreichisch-ungarischen Küsten noch lange nicht jene Entwicklung genommen hat, welche diesen maritimen Erwerbszweig in anderen Ländern auszeichnet und aus demselben eine reichliche Quelle des Wohlstandes macht. Verschiedene Anläufe zu einer mehr rationellen Bewirthschaftung des Meeres wurden unternommen, aber diese Anläufe sind allemal nur einzelnen Unternehmern zu verdanken; in der Masse der Bevölkerung, welche der Fischerei obliegt, mangelt noch das klare Verständniß für einen den heutigen Verhältnissen entsprechenden Betrieb und Vertrieb; es mangelt aber auch, was freilich noch schwerer und entscheidender in die Wagschale fällt, an den erforderlichen Capitalien. Natürlich vermag in dieser Richtung die Thätigkeit der Regierung nur fördernd und unterstützend, nicht aber unmittelbar schaffend einzugreifen.

Durch die Reform der Fischerei-Gesetzgebung wird jedenfalls auch diesem Gewerbe mancher Vortheil zugewendet, und werden namentlich auf den Betrieb der Fischerei bezügliche Fragen in einer einheitlichen und systematischen Weise an der Hand wissenschaftlicher Erhebung und praktischer Erfahrung geordnet werden. Weil aber für die Fischerei die wichtigen, thatsächlichen Grundlagen des Gesetzes so große Bedeutung haben, deshalb begegnet die Fertigstellung eines neuen Gesetzes großen Schwierigkeiten. Es handelt sich bei der Vorbereitung desselben sowohl um den eigentlich legislativen, als auch um den technisch-wissenschaftlichen Theil.

Was die internationalen Beziehungen auf dem Gebiete des Fischfanges anbetrifft, so wurde durch den Handels- und Schifffahrts-Vertrag zwischen Oesterreich und Italien vom 27. December 1878 den beiderseitigen Fischern das Recht zur Ausübung des Fischfanges innerhalb der territorialen Gewässer neuerlich zugestanden. Die Gemeinde Grado hatte auf Grund alter Investituren auf italienischem Gebiete ein Seegebiet zum ausschließlichen Betriebe der Fischerei zugewiesen. Um die Grenzen dieses Gebietes zu bestimmen

HAFEN von TRIEST.

und darüber entstandene vielfache Differenzen zu beseitigen, trat im Jahre 1875 (November) eine gemischte italienisch-österreichische Commission zusammen, welche jenes Gebiet genau ermittelte und dessen Bezeichnung sowohl am Strande, als durch Bojen in See beschloß. Diese Grenzabsteckung ist seitdem durch ein Organ der österreichischen Seeverwaltung und durch ein italienisches Kriegsschiff geschehen.

---

9. Der neue Hafen von Triest.

(Hierzu Plan Tafel I.)

Wir haben im Haupttexte dieses Werkes (Seite 18 bis 20) ein übersichtliches aber knappes Bild über den Triester Hafenbau gegeben. Es wurden an jener Stelle die allgemeinen Verhältnisse des Triester Golfes, der eigentlichen Rhede u. A. geschildert, und die Ursache angegeben, weshalb zu den neuen — nun fast vollendeten — Hafenbauten geschritten wurde. Die nachfolgenden, ziemlich umfangreichen Details über das ursprüngliche Project und dessen mehrfache Modificationen, über die Durchführung der Arbeiten, die im Verlaufe der Zeit nothwendig gewordenen Reconstructionen u. dgl. entnehmen wir dem officiellen Berichte der österreichischen Seeverwaltung und dem höchst instructiven Werkchen des Bauleiters Friedrich Vönches, Oberinspector der Südbahn. Wir denken, daß die technischen Details dieses großartigen Unternehmens nicht nur die Fachwelt allein, sondern auch die weitesten Kreise interessiren dürften. Der Triester Hafenbau ist eben das bedeutendste hydrotechnische Werk im ganzen Bereiche der Adria, und als solches bildet es eines der interessantesten Themata unter den diesem Werke angehörenden »sachlichen Abhandlungen«.

Die Bestimmungen des Projectes, welches am 27. Jänner 1865 endgiltig festgesetzt worden war, und dessen Ausführung die Südbahn-Gesellschaft übernommen hatte, sind im Wesentlichen (einschließlich der getroffenen *ersten* Modificationen) die folgenden: die neue Hafenanlage sollte die zwischen dem Lazarethbassin und dem Salzmolo gelegene Strecke des nörd-

lichſten Theiles der alten Rhede umfaſſen. Eine die äußerſten Punkte dieſer beiden Anlagen verbindende gerade Linie (ungefähr 1200 Mtr. lang) bezeichnet die Lage der projectirten Quaimauer des neuen Hafens. Aus dieſer Linie ſollten vier Moli vorſpringen, welche drei Baſſins bilden, die nach Außen durch einen im offenen Meere ſtehenden und parallel mit der Ufermauer laufenden Damm, einen ſogenannten Wellenbrecher, geſchloſſen werden.

Die Vortheile, welche durch dieſe Umgeſtaltung des nordöſtlichen Theiles der alten Rhede in einen geſchloſſenen Hafen der Schifffahrt erwachſen mußten, beſtanden zunächſt in der Gewinnung ausgedehnter Lagerflächen (zuſammen 29·61 Hektar), welche auf der in den neuen Hafen einbezogenen Strecke der alten Rhede ſo viel wie gar nicht exiſtirt hatten. Ferner beſaß der neue Hafen eine Quaientwicklung von 3940 Mtr., bei einer Waſſertiefe von 8·5 Mtr., und drei geräumige, mit Tiefen von 8·5 bis 13 Mtr. verſehene Baſſins, während die Quaientwicklung vorher kaum 2200 Mtr. betrug, von welchen jedoch nur 13% eine Waſſertiefe von 6 Mtr., 37% von 4 Mtr. und 50% von unter 3 Mtr. beſaßen.

Die geſammte Hafenanlage war durch den Hafendamm gegen die von Nordweſt nach Südweſt ſtreichenden Winde geſchützt.

Eine nothwendige Folge des Hafenbaues war der Umbau des alten, 10 Mtr. über dem Meeresniveau gelegenen Bahnhofes der Südbahn. Es wurde ein neuer, bedeutend größerer Bahnhof in der Nähe des Ufers, neben dem bereits beſtandenen Zollmagazine, und nur 3·13 Mtr. über dem Meeresniveau errichtet. Ueber ihn, ſowie über die Südbahn, berichten wir weiter unten, in einer ſeparaten kleinen Abhandlung.

Die von der Südbahn-Geſellſchaft auszuführenden Arbeiten umfaßten vier Hauptgruppen, nämlich:

a) den Bau von vier Moli und der Quaimauern zwiſchen denſelben;
b) den Bau eines Hafendammes;
c) die Verſchüttung der bisher durch die See, das Lazareth- und Eiſenbahnbaſſin eingenommenen Flächen;
d) die Verlängerung der Wildbäche Klutſch und Marteſin bis zur Ausmündung in den neuen Hafen.

Wie bereits erwähnt wurde, sollten vom neuen Quai vier Moli senkrecht auf dessen Richtung in das Meer vorgebaut werden. Die drei ersten, unter sich parallel, sollten 95 Mtr. Breite und 215 Mtr. Länge erhalten und zwei Bassins bilden, deren eines 240 Mtr., das andere 285 Mtr. lang sein sollte. Der vierte südwärts gelegene Molo sollte vom dritten an der Wurzel um 323 Mtr. abstehen, 95 Mtr. Breite, jedoch nur 200 Mtr. Länge erhalten.

Die Umfassungsmauern der Moli haben 2 Mtr. Kronenbreite, nach außen Quaderverkleidung und erheben sich 3·16 Mtr. über das Niederwasser. Sie ruhen auf einem aus vier übereinander liegenden Schaaren künstlicher Blöcke gebildeten unterseeischen Mauerkörper; die beiden oberen Schaaren waren 3·3 Mtr., die beiden unteren 3·7 Mtr. lang herzustellen. Diese aus künstlichen Blöcken gebildete 6 Mtr. hohe Mauer wird auf einem Steinwurfe fundirt, der gegen die Seeseite eine Berme von 2 Mtr. Breite und eine $1^1/_2$füßige Böschung erhalten soll .... Die Quaimauern sollten auf ungefähr 1000 Mtr. Länge in einem Abstande von 245 Mtr. von der seeseitigen Flucht des großen Zoll- und Eisenbahnmagazins parallel geführt werden. Das südliche Ende derselben sollte jedoch auf ungefähr 130 Mtr. Länge einen sanften Bogen bilden, dessen concave Seite gegen das Meer gekehrt wurde. Die Quaimauern waren in analoger Weise wie die Umfassungsmauern der Moli auszuführen.

Was den Hafendamm (Wellenbrecher) betrifft, so sollte derselbe eine Länge von 1090 Mtr. erhalten und auf eine Strecke von 970 Mtr. mit dem projectirten Quai in einer Entfernung von 385 Mtr. parallel laufen; das südliche Dammende sollte auf eine Länge von 120 Mtr. einen Bogen von 24 Mtr. Halbmesser bilden, dessen concave Seite gegen das Meer gekehrt ist. — Senkrecht auf die Richtung des Hafendammes, in einer Entfernung von 153 Mtr. vom nördlichen Endpunkte desselben, war eine Traverse von 75 Mtr. Länge herzustellen, welche gegen den ihr gegenüberstehenden nördlichen Molo (I) vorspringt und mit diesem eine Einfahrt von 95 Mtr. Breite bildet.

Bei Construction des Hafendammes hatte der aus natürlichen Steinen bestehende Steinwurf eine Breite von 8·4 Mtr. im Niveau des Nieder-

wassers zu erhalten. Gegen die Landseite ist der obere Theil des Dammes durch eine Reihe künstlicher Blöcke zu ersetzen, welche 2·5 Mtr. lang, 2 Mtr. breit und 2 Mtr. hoch sind und auf 2 Mtr. unter das Niveau des Niederwassers hinabreichen, gegen die Seeseite aber durch einen Belag von künstlichen Blöcken zu schützen. Letztere ruhen auf einer 4·75 Mtr. unter dem Niederwasser gebildeten 4·75 Mtr. breiten Berme des Steinwurfes. Die horizontale Stärke dieses Belages bis zum Niveau des Niederwassers sollte ebenfalls 4·75 Mtr. betragen. Die äußere Böschung desselben war, wie beim Steinwurf, eine solche von 1½ Fuß. Ueber dem Niveau des Wassers lehnt sich dieser Wellenbrecher an eine Mauer, die sich mit ¼ äußerer Böschung bis zur Höhe von 3·8 Mtr. über dem Nullpunkte erheben und eine Kronenbreite von 1·42 Mtr. erhalten sollte. Vor dem Fuße des aus künstlichen Blöcken gebildeten, der Landseite zugekehrten Mauerkörpers sollte eine Berme von 2 Mtr. Breite angelegt werden, von welcher abwärts der Steinwurf mit 1½ Fuß Böschung nach innen abfällt. Auf dem oben erwähnten Mauerkörper sollte sich eine, an der Krone 2 Mtr. breite und 2 Mtr. hohe Ufermauer mit 1/20 vorderer Böschung erheben, welche mit der dahinterliegenden Dammkrone ein 8·33 Mtr. breites Plateau bildet.

Uebrigens sollte die äußere Böschung des Steinwurfes von der Linie abwärts, bis zu welcher der Wellenbrecher aus künstlichen Blöcken reicht, sowie der obere Theil der inneren Böschung aus Steinblöcken von mindestens 2600 Zollpfund Gewicht (½ Kbmtr. Volumen) gebildet werden. Im unteren Theile der inneren Böschung konnten auch kleinere Blöcke oder Bruchsteine verwendet werden. An der Basis der Bekrönung des Wellenbrechers waren, um die sichere Vertäuung der Schiffe *außerhalb des Hafens* zu ermöglichen, in entsprechenden Entfernungen Oeffnungen anzubringen, durch welche starke Ketten durchgezogen werden sollten, die, an der inneren Seite des Dammes befestigt, an der äußeren Seite zu verankern und mit Bojen zu versehen waren.

Dieses ursprüngliche Detailproject erfuhr mehrfache *Modificationen*, die erste im Jahre 1870 durch den französischen Oberingenieur H. *Pascal*, die zweite im Jahre 1870. Auch ergab sich die Nothwendigkeit von dem ursprünglich angenommenen *Bausystem* abzuweichen. Bei Anlage

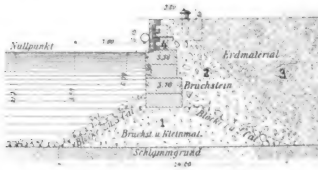
des neuen Hafens wurde nämlich, aus Mangel an Erfahrungen über den bei dieser Gelegenheit in Oesterreich zum ersten Male zur Anwendung kommenden Cyklopenbau, das beim Bau des Hafens von Marseille befolgte Verfahren nachgeahmt. In Folge der Verschiedenheit der Bodenverhältnisse (Marseille hat Sand-, Triest Schlammboden) führte jenes System anfänglich zu einem Mißerfolge. Das Gewicht der bedeutenden Anschüttungsmassen übte nicht nur einen enormen Druck nach unten, sondern auch einen bedeutenden Seitenschub auf den durch Steinwurf, Blockmauer und Hinterfüllung gebildeten Umfassungskörper.

Nach den Mittheilungen des auf E. Pontzen gefolgten Bauleiters — des Oberinspectors der Südbahn, Friedrich Bömches — wurden die zur Untersuchung des Meeresbodens angestellten Bohrungen auf die Tiefe von 20 Mtr. unter dem Meeresgrunde, respective auf die Tiefe von 33 Mtr. unter dem Niederwasser geführt und ergaben folgendes Resultat: Der Grund besteht nur aus Schlamm (aufgelöste Erde und Thonmergel), welcher in der oberen Lage schwärzlich und flüssig, in größerer Tiefe mit bläulichem Thon gemischt und etwas consistenter ist, und endlich in einen dichten, mit wenig Sand gemischten Thon übergeht. Die Bohrungen wurden nicht weiter getrieben, da das angewendete System nicht die Fundirung auf Fixpunkten erheischt. Die Mächtigkeit der Schlammschichte ist daher heute noch unbekannt.

Es handelte sich also zunächst darum: welche Art von Fundirung hier platzgreifen sollte. Die pneumatische Fundirung blieb von vornherein ausgeschlossen, der hohen Kosten wegen, welche die Durchstoßung der bedeutenden Schlammschichte bis zum festen Grund erheischt hätte. Pilotirungen waren ebensowenig anzuwenden, theils wegen der bedeutenden Tiefe, anderntheils wegen der außergewöhnlichen Höhe der Hinterfüllung. Es erübrigte nur noch das bei französischen Häfen angewendete System: die Festigung des Schlammgrundes durch Einfüllung von Wurfmaterial. Es handelt sich also um Herstellung einer auf Steinwürfen fundirten Mauer von künstlichen Blöcken, auf welche das über Wasser reichende Quaimauerwerk gesetzt wurde. Die Blöcke erhielten nach Maßgabe ihres Aufsteigens eine rückwärtige Steinschüttung, um einer übergroßen Neigung nach innen

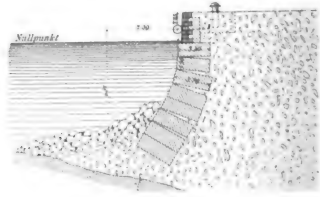
Digitized by Google

vorzubeugen. Nach erfolgter Setzung der Steinwürfe wurde schließlich in die durch die Blockmauern gebildete Einfassung die Anschüttung gebracht. (Vgl. Figur 1.)



Figur 1. Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und Quaimauer in der Anlage.

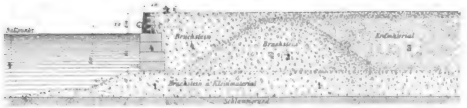
Das beschriebene Verfahren wurde beim Molo I befolgt, ohne übrigens zu guten Resultaten zu führen, ungeachtet der beinahe ausschließlichen Verwendung von Kalkstein, selbst zu den Anschüttungen im Innern. Der ganze Anschüttungskörper erlitt in Folge des Schlammbodens bedeutende Bewegungen im horizontalen und verticalen Sinne. Dieselben hatten nicht nur einen Verlust von mehreren Blockreihen zur Folge, sondern auch eine allgemeine Verrückung der ursprünglichen Quaimauer. (Siehe Figur 2.)



Figur 2. Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und der Quaimauer nach der Ausführung.

Diese bei dem Molo I gemachten Erfahrungen haben zu wesentlichen Modificationen des Systems geführt. Dieselben bestanden in der Ausbaggerung eines Bettes für die Aufnahme des Steinwurfes, in der Herstellung

einer Steinschüttung in der ganzen Breite der Moli, in der wesentlichen Verstärkung des Steinwurfprofiles, in der Anlage eines bis über den Wasserspiegel erhöhten Steindammes zur Sicherung der Anschüttung gegen den Wellenschlag und endlich in der Herstellung des Anschüttungskörpers vor Herstellung der Blockmauern. Auch wurde eine Aenderung der zur Ausführung der verschiedenen Arbeiten beobachteten Reihenfolge getroffen, ein Vorschlag der sehr wichtig war. Denn nicht nur ward durch das Gewicht des ganzen Anschüttungskörpers die größte Bewegung hervorgerufen, sondern demselben auch die nöthige Zeit gegönnt, um die Periode der Setzungen durchzumachen, bevor die Blockmauer errichtet wurde, deren Herstellung somit in letzter Reihe geschah. (Siehe Figur 3.)



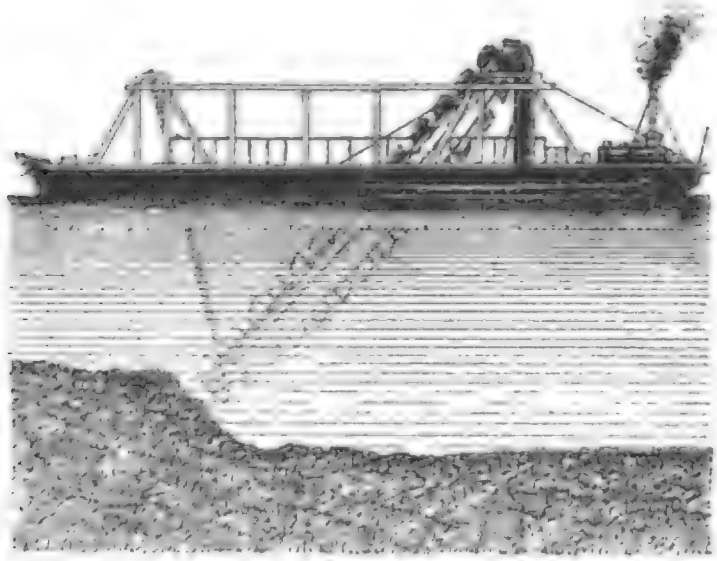
Figur 3. Modificirtes Profil der Quaimauer.

Die Einführung dieser Modificationen konnte gleichwohl die natürliche Beweglichkeit der unterhalb befindlichen Schlamm-Massen nicht ausschließen, welche beim Auftragen des soliden Materiales ein Ausweichen nach der Seite und eine Erhebung der angrenzenden nicht belasteten Massen erlitten. Der erstere Umstand hatte eine Aenderung der Dimensionen der Bauobjecte, der letztere eine Verminderung der ursprünglichen Wassertiefe zur Folge. Zur Wiedergewinnung der für die Schifffahrt höchst wichtigen Wassertiefe waren nachträgliche Baggerungen erforderlich, eine Arbeit, welche nur mit großer Vorsicht und nach Verlauf einer gewissen Zeit durchgeführt werden konnte, um nicht die Stabilität der Quaimauern zu erschüttern.

Das zur Anlage des neuen Hafens gewählte Constructions-System erforderte demnach fünf Hauptarbeiten: Die Baggerung des Steinwurfbettes, die Herstellung der Steinwürfe, die Anschüttung, die Errichtung der Quaimauern und endlich die nachträgliche Baggerung zur Wieder-

Digitized by Google

gewinnung der verlorenen Tiefe. — Baggerungen und Steinwürfe wurden fast gleichzeitig ausgeführt, um die Verschlammung des Steinwurfbettes durch die Meereswogen zu verhindern. Das behufs Aufnahme der Steinwürfe ausgebaggerte Bett erhielt eine Sohlentiefe von 8·5 Mtr. (I. und II. Bassin), respective 12 Mtr. (III. Bassin). Man bediente sich hierzu der Kübelbagger (sogenannter Paternosterbagger. Siehe Figur 4.)



Figur 4. Kübelbagger.

Sobald ein Theil gebaggert war, beeilte man sich, denselben mit Steinwürfen zu füllen. Die Herstellung der letzteren geschah mit Kalksteinen, welche in horizontale Lagen von gleicher Höhe geschüttet wurden. Diese Steinwürfe wurden mit Bruchsteinen und natürlichen Blöcken verschiedener Größe hergestellt und erfolgte die Seitenfüllung mittelst Deck- und Klappenschiffen.

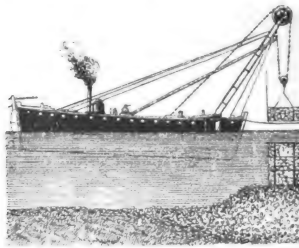
Der Bedarf an Material für den Hafenbau belief sich auf ungefähr 6 Millionen Kbmtr., wovon 4 Millionen auf Anschüttungen, der Rest auf die Steinwürfe, das Block- und Quadermauerwerk entfielen. Diese Massen von Material wurden theils durch Tieferlegung des Plateaus, auf welchem sich der alte Bahnhof befand, theils durch Abgrabung des Terrains mehrerer in der Nähe des Hafens gelegenen Höhen, insbesondere aber durch Ausbeutung von am Meere gelegenen Steinbrüchen im Karstgebirge gewonnen.

Die Material-Erzeugung erreichte ihr Maximum im Jahre 1871 mit 1,044.880 Kbmtr., welches Quantum auf 264 Arbeitstage entfiel, die eine außerordentliche Leistung von durchschnittlich 4000 Kbmtr. per Tag ergiebt. Nur circa 6 Percent des Materiales wurden in kleinen Barken zugeführt, die Fortschaffung des größten Theiles des Materiales ward theils mittelst Locomotivbahn, theils mittelst zweispänniger Erdkarren bewirkt.

Die Erscheinungen, welche die Anschüttung mit solidem Materiale auf dem Schlammgrunde hervorrief, bestanden darin, daß der letztere wohl eine Vermehrung der Dichtigkeit erfuhr, aber nach der Seite hin auswich und die angrenzenden, nicht belasteten Massen emporhob. Diese Erscheinungen traten mit Rücksicht auf die große Mächtigkeit der Schlammschichte in bedeutendem Maße auf. So waren wiederholte Senkungen (verticale Bewegungen) zu verzeichnen, welche sich auf bedeutende Flächen erstreckten und einem Kubus von 6- bis 10.000 Mtr. entsprachen; der continuirlichen Setzungen nicht zu gedenken, welche in den ersten Jahren der (frischen) Anschüttung ein beständiges Heben der Geleise nothwendig machten. Die Verschiebung (horizontale Bewegung) war von sehr langer Dauer und erstreckte sich auf bedeutende Entfernungen (60 bis 100 Mtr.). Die Maßregeln, welche Seitens des Bauleiters Friedrich Bömches zur Verminderung der Bewegung angewendet worden sind, erwiesen sich als unzureichend und konnten jene zwar verzögern, aber keineswegs verhindern. Die Verschiebungen erreichten ihr Maximum bei dem Molo I und der Riva I, so daß dadurch die ursprünglichen Dimensionen des ersten Bassins eine wesentliche Alterirung erlitten haben. Für die übrigen Objecte, bei deren Ausführung die oben erwähnten Modificationen des Systems bereits Anwendung fanden, wurden die programmmäßigen Grundrisse sehr genau eingehalten.

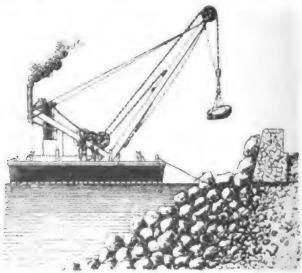
Nach der Herstellung der Steinwürfe und Anschüttungen gelangte man zum annäherungsweisen Profile des Objectes (Vgl. Figur 2) und konnte jetzt zur Errichtung der Mauer aus künstlichen Blöcken schreiten .... Die Blöcke, welche einen Kubus von 11·1 Mtr. und von 9·9 Mtr. haben, wurden auf dem Lande in gewöhnlichem Bruchsteinmauerwerk mit hydraulischem Kalke erzeugt. Sie mußten vor ihrer

Verwendung mindestens drei Monate lang getrocknet haben. Die Zahl der bis Ende 1878 erzeugten Blöcke betrug 8246 Stück .... Behufs Legen



Figur 5. Setzen künstlicher Blöcke mittelst Dampfkahnes.

der Blöcke wurde die obere Fläche des Steinwurfes geebnet, um darauf die erste Blockreihe zu setzen. Das Ebnen geschah durch den Kübelbagger,



Figur 6. Setzen natürlicher Blöcke mittelst Dampfkahnes.

welcher zu gleicher Zeit das Material entfernte, das in Folge Einsenkung des Anschüttungskörpers längs der Steinwürfe in die Höhe gedrängt

worden war. Nachdem man das horizontale Bett mittelst Bagger vorbereitet hatte, gab man die letzte Hand mittelst Hilfe des Tauchers, und konnte hierauf das Setzen der Blöcke beginnen. Diese Operation geschah mittelst Dampfkrahns. (Siehe Figur 5 und 6.)

Die Blöcke wurden ohne Mörtel »voll auf Fug«, auf die Gleiche von 5 Mtr. unter dem Nullpunkt gesetzt. Mit Rücksicht auf die durch die Erfahrung bestätigte Setzung von 1 Mtr. gelangte man später zur Tiefe von 6 Mtr., welche vier Reihen von 1·5 Mtr. hohen Blöcken entspricht. Nachdem die eigentliche Mauer sammt Hinterfüllung errichtet worden war, setzte man auf dieselbe die Belastungsschwere und vor dieselbe die Widerlager. Nach Beendigung dieser Arbeiten wartete man ein bis zwei Jahre ab, um den Effect der von der Anschüttung auf die Mauer geübten Bewegungen zu beobachten.

Diese Bewegungen blieben nicht aus. Die Vermehrung des Gewichtes durch die Ergänzung der Anschüttung und in Folge der außergewöhnlichen Niederwässer, die Zusammendrückbarkeit und Beweglichkeit des Schlammbodens, auf welchem Alles ruht, bilden Elemente, deren Zusammenwirken die erwähnten Bewegungen erzeugte. Diese verursachten nicht nur eine Veränderung der ersten Anlage der Quaimauern, sondern auch eine Verminderung der ursprünglichen Tiefen der Bassins. Die hinausgerückten Mauern mußten reconstruirt und die verloren gegangenen Tiefen wieder hergestellt werden. Man begann mit der Vertiefung der Bassins. Die Verminderung der Tiefen erstreckte sich auf sehr große Entfernungen (bis auf 100 Mtr. im ersten und 175 Mtr. im zweiten Bassin). Nun sollten die Bassins eine Tiefe von 6 Mtr. vom Fuße der Blockmauer und 8·5 Mtr. in einer Entfernung von 7 Mtr. von der oberen Kante derselben besitzen. Die Herstellung des angedeuteten Profiles wurde durch die Baggerung aller Stellen, welche eine geringere, als die angegebene Tiefe besaßen, gewonnen, eine Arbeit von ebenso heikler als schwieriger Natur.

In der That bildete das Gewicht der vor den Mauern angehäuften Masse von Steinen und Schlamm ein mächtiges Widerlager, dessen Entfernung unfehlbar eine neue Bewegung der Anschüttung sammt der Mauer hervorgerufen haben würde. Mit Rücksicht auf diese Voraussetzung geschah

die Baggerung Anfangs nur auf eine durchgängige Tiefe von 6 Mtr., welche dann auf 7 und endlich auf 8·5 Mtr. erhöht wurde.

Die mechanische Schwierigkeit, welche die Ausführung der Baggerung bot, bestand in der verschiedenartigen Natur der Materialien, welche die zu entfernende Masse bildeten: diese bestanden aus einem Gemische von Schlamm, Schotter, Bruchsteinen und natürlichen Blöcken (bis zu 16 Tonnen). Man war daher gezwungen, außer den früher erwähnten Kübelbaggerungen noch Löffelbagger anzuwenden, und wenn auch diese ihren Dienst versagten, zu Taucherarbeiten und Minensprengungen seine Zuflucht zu nehmen.

Ueber die geschichtliche Entwicklung des Hafenbaues geben wir im Nachstehenden in gedrängter Kürze die Daten, wie wir sie in dem officiellen Berichte der österreichischen Seeverwaltung finden .... Der Beginn der eigentlichen Bauthätigkeit fällt in das Jahr 1868. Wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, bestanden die Arbeiten, welche zuerst unternommen wurden, in der Verschüttung des alten Lazareth-Bassins, in der Erzeugung künstlicher Blöcke, in der Austiefung des Steinwurfbettes und in der Vornahme der Steinwürfe. Bis zum Schlusse des Jahres 1868 war das Lazareth-Bassin bis zur Hälfte verschüttet, der Steinwurf des Hafendammes auf eine Länge von 155 Mtr. und eine Tiefe von 11 Mtr. unter dem Meeresniveau, ferner der Steinwurf des zuerst in Angriff genommenen Molo I auf 65 Mtr. vollendet und die Baggerung an der Wurzel des letzteren bis zur Tiefe von 8 Mtr. bewerkstelligt.

Im Jahre 1869 wurde die Anschüttung bis hinter die Südseite des Molo II fortgesetzt. Die Hälfte des Lazareth-Bassins blieb für die Benützung der Fahrzeuge der Unternehmung frei; ferner wurde der Molo I bis auf zwei Drittel seiner Fläche ausgefüllt. Die nach vorhergehender Baggerung vorgenommenen Steinwürfe erstreckten sich über den ersten Quai und zum Theile über die Wurzel des anschließenden Molo II bis zur Tiefe von 9 Mtr. unter Null. Beim Molo I wurde die Versetzung der künstlichen Blöcke als Umfassung der Außenseite desselben in Angriff genommen, nachdem die Steinwürfe desselben bis zur Höhe von 5 Mtr. unter dem Meeresniveau ergänzt worden waren. Die Blockmauern wurden successive auf 5 Mtr. ergänzt, um die durch Setzungen verlorene Höhe des Mauerkörpers wieder zu gewinnen. — Der Steinwurf des Hafendammes wurde bis gegen die nördliche Ecke des Molo II auf die Höhe von 4·5 Mtr. unter dem Meeresniveau gebracht. In demselben Jahre wurden auch von der Regierung einige Abänderungen des ursprünglichen Projectes verfügt, die Dimensionen der Objecte abgeändert und eine ganz andere Eintheilung der Moli und Bassins in Aussicht genommen. Herr Pascal wollte sogar in die (bis auf 300 Mtr. erweiterten) Bassins drei kleinere Moli zwischen je zwei große Moli einfügen, so daß die Hafenanlage eventuell 7 Moli mit 6 Bassins umfaßt haben würde.

Im Jahre 1870 wurde der Hafenbau mit vermehrten Arbeitskräften fortgesetzt. Es stellten sich jedoch in diesem Jahre Erscheinungen ein, welche bereits damals die Nothwendigkeit erkennen ließen, das ursprünglich angenommene Bausystem zu modificiren. Welcher Art diese Erscheinungen und Modificationen waren, haben wir bereits weiter oben auseinandergesetzt. Zu Folge der Abänderungen des Bauplanes wurde an die Versetzung der die unterseeische Mauer bildenden künstlichen Blöcke erst

dann gegangen, nachdem der Anschüttungskörper die horizontalen und verticalen Bewegungen durchgemacht hatte. Die Folge dieser Bewegungen war aber nicht nur eine Verminderung der ursprünglichen Wassertiefe am Fuße der Steinwürfe aus Ursache des aufgedrängten Schlammes, sondern auch eine Ueberschreitung der Richtungslinien des ganzen Bauobjectes. Der Stand der Hafenarbeiten am Schlusse des Jahres 1870 war folgender: Die Anschüttungen waren unter Freihaltung einer für die Transportfahrzeuge der Unternehmung reservirten Wasserfläche vor und innerhalb des Lazareth-Bassins, bis gegen die Wurzel des Molo III vorgeschritten, die Ausfüllung des Molo I nahezu vollendet und jene des Molo II in Angriff genommen. Die Steinwürfe dieses Molo erreichten die Höhe von 5 Mtr. unter dem Meeresniveau, nachdem vorher die Schlammschichte ausgebaggert und eine Schotterbettung hergestellt worden war. Im gleichen Maße schritt auch der Steinwurf des Hafendammes, sowie jener der Traverse vor. Die Blockmauern umfaßten in der Höhe von 4–9 Schaaren beinahe den ganzen Umfang des Molo I und erstreckten sich längs der Riva I in der Höhe von 3–7 Schaaren; in der Mitte derselben war ein Raum von 90 Mtr. Breite für die Durchfahrt der Schiffe in das Lazareth-Bassin freigelassen. Am Hafendamm und an beiden Seiten der Traverse erreichte die Blockmauer bei einer Höhe von 4 Schaaren eine durchschnittliche Länge von 300 Mtr.

Im Jahre 1871 erreichte die Bauthätigkeit ihren Höhepunkt. Das Lazareth-Bassin und die vor demselben liegende Fläche bis an die Riva I wurden gänzlich ausgefüllt und die Anschüttungsfläche hinter dem Molo II bedeutend erweitert. Die Ausfüllung des Molo I wurde vollendet und die des Molo II auf ungefähr zwei Drittel seiner Fläche gebracht. Die Steinwürfe erstreckten sich über den ganzen zweiten Quai und über die Stirnseite des Molo III. Jener des Hafendammes erstreckte sich bis über den letzteren Molo hinaus. Hingegen erfuhren die Blockmauern im Laufe dieses Jahres keine wesentliche Zunahme, weil die fortwährenden Setzungen und Verschiebungen sowohl am Molo I wie an der Riva I Regulirungs- und Ergänzungsarbeiten erforderten, welche dem weiteren Fortschreiten in der Construction dieser Mauern Einhalt thaten und zur Vermeidung von weiteren Unfällen ein längeres Zuwarten geboten.

Mit dem Jahre 1872 beginnt ein Stillstand — respective Rückschritt — in der Massenbewegung für den Hafenbau. Diese Verzögerung der Arbeiten wurde theils durch Schwierigkeiten technischer Natur, in Folge der oben erwähnten Bodenverhältnisse, theils durch Rücksichten für den localen Schiffsverkehr verursacht. Da nämlich der Schifffahrt nur ungenügende Wasserflächen und eine unzureichende Uferentwicklung zur Verfügung standen, sah sich die Regierung veranlaßt, die Benützung der in den neuen Hafen einzubeziehenden Theile der alten Rhede — nämlich des vor dem Zoll- und Eisenbahnmagazine gelegenen Bassins (Darsena) und der Einbuchtung zwischen dem Molo Klutsch und Molo del Sale — so lange aufrecht zu halten, bis nicht für diese Wasserflächen ein Aequivalent im Bereiche der neuen Anlage geboten würde. Hiedurch wurde die Herstellung des unmittelbar vor der Einfahrt in die Darsena befindlichen Molo III wesentlich verzögert, und im Bereiche des dritten Bassins nur die Herstellung der Steinwürfe bis zu einer der Schifffahrt nicht hinderlichen Höhe gestattet, die Anschüttung dieser Flächen aber gänzlich ausgeschlossen .... Am Schlusse des Jahres 1872 erstreckte sich die Anschüttung in ihrer ganzen Breite bis zur Wurzel des Molo II; längs der Riva I drang dieselbe jedoch über die projectirte Baulinie hinaus, indem die unteren Schichten auf dem schlüpferigen Schlammboden ins Gleiten

geriethen und die darauf befindlichen Massen mit sich fortrissen.... Die Steinwürfe des Molo III und des Hafendammes wurden in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet, ferner jene der Riva III und des Molo IV, nach vorhergegangener Ausbaggerung, bis zu einer Höhe von 7 Mtr. unter dem Meeresniveau hergestellt. Am Molo II wurde die Construction der Blockmauern in der Höhe von 4 Schaaren größtentheils durchgeführt, ohne daß sich bei denselben größere Setzungen und Verschiebungen einstellten.... Am Hafendamme wurde in diesem Jahre die äußere Bekleidung mit großen natürlichen Steinblöcken längs dessen ganzer Ausdehnung in Angriff genommen, die Umfassung der Traverse geschlossen und die Blockmauer des nördlichen Dammarmes fast vollendet.... Hingegen mußte eine aus der Baulinie gerückte, etwa 8 Mtr. lange Mauerstrecke am Hafendamme und an der Riva I behufs Reconstruction wieder abgetragen werden.

Im Jahre 1873 erlitt das ursprüngliche Hafenbauproject abermals einige Modificationen. Nach dem Projecte würde nämlich der Kopf des Molo IV dem Molo S. Carlo so nahe gerückt worden sein, daß die Einfahrt in das von den beiden Moli gebildete Bassin erschwert worden wäre. Um diesem Uebelstande zu begegnen, wurde eine Kürzung des Molo IV um circa 70 Mtr. angenommen. Auch andere kleinere Aenderungen der Baulinien wurden getroffen.... Am Schlusse dieses Jahres war die Anschüttung sämmtlicher verfügbaren Flächen vollendet, sowie die Steinwürfe, mit Ausnahme der Riva III und des Molo IV, auf die gehörige Höhe gebracht und die Bekleidung des Hafendammes mit natürlichen Blöcken gegen die Seeseite fast vollendet.... Bei letzterem wurde der Oberbau des nördlichen Theiles, einschließlich der Traverse, welche in Folge der Verlängerung des Molo I auf 58 Mtr. gekürzt wurde, bis gegenüber dem Molo II auf die vorgeschriebene Höhe gebracht. Gleichen Schritt mit der Herstellung der inneren Ufermauer des Hafendammes hielt das gegen die Seeseite zu errichtende Parapett und die Ausführung des dazwischen liegenden Dammkörpers. Auch wurde auf der Traverse und auf einem Theile des Dammes die Pflasterung hergestellt.... Wie aus dem bisher Mitgetheilten zu entnehmen ist, war mit Schluß des Jahres 1873, bis zu welchem Zeitpunkte nach dem Vertrage vom Jahre 1867 die Fertigstellung der gesammten Hafenanlage in Aussicht genommen war, nur der Hafendamm und der Molo I der Vollendung nahe gerückt. In Folge dieser Verzögerung wurde von der Regierung eine theilweise Aenderung und Ergänzung der ursprünglichen Stipulationen mit der Südbahn getroffen. Der Bautermin wurde um weitere fünf Jahre (bis Schluß 1878) verlängert. Dann wurden noch einige Bestimmungen hinsichtlich der Wassertiefe u. s. w. getroffen. Für die vertragsmäßige Ausführung des Hafenbaues erlegte die Südbahn eine Caution von 1 Million Gulden ö. W.

Im Laufe des Jahres 1874 wurden der Hafendamm und der Molo I, mit Ausnahme einer kurzen Strecke nächst der südlichen Wurzel, vollendet, ebenso die Riva I bis auf $^{5}/_{6}$ ihrer Länge und das vordere Drittel des Molo II, sowie auch die zu diesen Objecten gehörigen Anlande und Vertäuungsobjecte.*) Der Hafendamm (siehe Fig. 7) befindet sich in einer Wassertiefe von 16 Mtr.; die Ausführung hat

*) Der Hafen wurde mit folgenden Objecten versehen: 124 Stück gußeiserne Anbindsäulen in Gewichte von à 24 Mr. Ctr.; 127 schmiedeiserne Anbinderinge im Gewichte von à 5·8 Mr. Ctr.; 13 eiserne Leitern für den Hafendamm im Gewichte von à 0·75 Mr. Ctr.; 21 eiserne Leitern für die Moli und Riva im Gewichte von à 1·75 Mr. Ctr.; 9 einfache Landungstreppen aus Sandstein mit je 7 Stufen für den Hafendamm, 20 einfache Landungstreppen aus Sandstein mit je 13 Stufen für die Moli und Riven und schließlich 10 doppelte derlei Treppen mit je 26 Stufen.

$6^1/_2$ Jahre beansprucht und nicht weniger denn 870.000 Kbmtr. Material erfordert, wobei zu bemerken ist, daß die harmonische Aufeinanderfolge der Bauoperationen durch wenig Zwischenfälle gestört worden ist. Der Damm hat in der Achse eine Einsenkung von 8 Mtr. (50 Perc. der Wassertiefe) und ein Aufsteigen des Schlammes auf den Seiten um 3·5 Mtr., respective 4·5 Mtr. (ersteres nach der See-, letzteres nach der Hafenseite erlitten).

Ueberdies finden bei dem Damme seit dessen Vollendung allgemeine (d. h. auf die ganze Oberfläche sich erstreckende) Setzungen statt, ohne jedoch Risse oder Sprünge in dem Mauerwerk oder der Pflasterung hervorzurufen. Diese von Jahr zu Jahr abnehmenden Setzungen hatten im Jahre 1879 0·59 Mtr. erreicht. Daß die erwähnten Setzungen auf die Solidität des Bauwerkes keinen nachtheiligen Einfluß übten, hat die Erprobung desselben durch heftige Libecciostürme (S. W.) am 14. November 1878 und 23. Februar 1879 bewiesen.

Figur 7. Profil des Hafendammes.

In demselben Jahre war der Stand der Arbeiten der nachfolgende: Die noch unvollendeten Strecken des Molo I, der Riva I und des Molo II mußten in Folge stattgehabter Verschiebungen der unterseeischen Blockmauer einer nochmaligen Reconstruction unterzogen werden. Bei dem vor der Einfahrt in das Eisenbahnbassin (Darsena) liegenden Molo III waren die Arbeiten so weit vorgeschritten, daß die Herstellung der Umfassung in Angriff genommen werden konnte. Hingegen waren bei Riva II noch sehr umfangreiche Aushebungen des über die Baulinie vorgedrungenen Anschüttungsmateriales nothwendig, bevor an die Construction der Blockmauer gedacht werden konnte, und waren in beiden Hafenbassins noch bedeutende Baggerungen vorzunehmen, um die im Vertrage bestimmten Tiefen allenthalben herzustellen.

Im Jahre 1875 wurde endlich das I. Bassin der Schifffahrt übergeben. Wir werden auf dasselbe weiter unten noch zurückkommen. Das II. Bassin wurde erst 1880 dem Verkehre übergeben. Beim III. Bassin (Riva III und Molo III und IV) wurden, wie bereits erwähnt, die erforderlichen Ausbaggerungen und Steinwürfe bis zur Tiefe von 7 Mtr. im Jahre 1873 ausgeführt. Letztere wurden nicht weiter fortgesetzt, indem die Frage in Erwägung gezogen wurde, ob nicht von der Ausführung dieses Bassins abzusehen und an dessen Stelle ein neues Bassin an der Nordseite der Hafenanlage herzustellen sei, welches nur für die Schiffe mit Petroleumfracht reservirt werden sollte.

Im Zusammenhange mit dieser Neuanlage stand die Auflassung des ursprünglich projectirten III. Bassins zwischen den Moli III und IV. Die Folge hievon war ein neuer Vertrag mit der Südbahn (Januar 1878). Nach demselben sollte der Triester Hafenbau in südlicher Richtung mit dem Molo III und dessen Verbindung mit der zu verlängernden Außenseite des Molo Klutsch abschließen. Dagegen hatte die Südbahn am nördlichen Ende des neuen Hafens ein Bassin — Petroleumbassin — herzustellen.

Reconstructionen.... In dem Vorstehenden haben wir in knappen Zügen ein Bild von der chronologischen Entwickelung des Hafenbaues gegeben. Es war darin mehrfach die Rede von nothwendig gewordenen Reconstructionen und Modificationen: Elemente, die von hervorragendem hydrotechnischen Interesse sind. Es dürfte daher am Platze sein, derselben zu gedenken, und folgen wir diesfalls den fachmännischen Auseinandersetzungen des Bauleiters Friedrich Bömches.... Die Reconstruction der Blockmauern erwies sich als eine sehr langwierige Operation. Die Bedeutung der Aufgabe ist verschieden, und zwar je nach dem Grade der Verschiebungen, welche die Mauern erlitten. In Folge dessen mußten die Blöcke auf eine oder mehrere Schichten abgetragen und bei der Wiederherstellung entsprechend der neuen Richtungslinie hinein oder hinaus gerückt werden. Die Arbeiten bestanden in Erdabgrabungen, Baggerungen, Abtragen und Wiederaufrichten der Blockmauer auf mehrere, eventuell alle Schaaren. Zur letzteren Arbeit wurden Dampfkrahn und Taucher in ausgiebiger Weise verwendet.

Nach erfolgter Reconstruction wurden die neuen Mauern wenigstens ein Jahr lang beobachtet und nur, wenn ihr Alignement nicht gestört wurde, an die Ausführung der über Wasser reichenden Einfassungsmauern geschritten, nachdem zuvor die Blöcke der Belastung und der Pfeiler entfernt worden waren. Wie bedeutend diese Reconstructions-Arbeiten waren, entnimmt man aus dem nachstehenden Schema (bis 1879):

71%	der Quailänge	bei dem	Molo	I
95%	»	»	»	II
63%	»	»	»	III
131%	»	»	der Riva	I
110%	»	»	»	II

Die über Wasser reichenden Einfassungs-(Quai-)Mauern wurden aus mit Quadern verkleidetem Bruchsteinmauerwerk hergestellt, wozu der

von den Steinbrüchen des Karſt bezogene Kalkſtein erſter Qualität (Gewicht: 2600 Kilogramm per Kubikmeter) verwendet wurde. Der Mörtel wurde mit hydrauliſchem Kalk erzeugt. Die in der Mauer verankerten Anbindemittel beſtehen in ſchmiedeiſernen Ringen, welche in den Quadern ſtecken, und in gußeiſernen Säulen, welche in dem Bruchſteinmauerwerke befeſtigt ſind.

Baufortſchritt. Die in dem Zeitraume von elf Jahren (1868 bis 1878) nach den verſchiedenen Arbeitskategorien erzielten Leiſtungen ſind wie folgt:

Anſchüttungen	3,076.300	Kilogramm
Steinwürfe	1,285.200	»
Blockmauern	87.600	»
Quaimauern	22.200	»
Baggerungen	1,014.300	»
Zuſammen	5,485.600	Kilogramm

Der mit dem Fortſchreiten der Anſchüttung (begonnen 1872) wachſende Seitenſchub der auf dem geneigten Meeresboden ſich fortbewegenden Erdmaſſen bewirkte das Aufſteigen des urſprünglichen Terrains bis auf die Maximalhöhe von 10 Mtr. und auf die Maximal-Entfernung von 175 Mtr. Die Baggerungen des aufgeſtiegenen Bodens behufs Herſtellung der programmmäßigen Tiefe verurſachten wiederholte Bewegungen des Anſchüttungskörpers nach vorwärts, ſo daß Gefahr vorhanden war, die zur Fundirung der Blockmauer dienende Steinwurflinie zu verlieren. Dieſe Befürchtung machte eine neue Arbeit nöthig, von welcher bis dahin noch nicht die Rede war: nämlich die Unterſuchung des Steinwurfes bezüglich deſſen Mächtigkeit. Sie erfolgte nach der ganzen Ausdehnung der Quailinie, durch Eintreiben beſchuhter Piloten mit Hilfe einer Dampframme. Dieſe durch die Vorſicht gebotene Maßregel erwies ſich als ſehr erſprießlich und hatte die Auffindung mehrerer Strecken mit ſchlammigem Terrain zur Folge Dieſelben mußten ausgebaggert und mit Steinmaterial ausgefüllt werden, bevor an das Verſetzen der Blöcke geſchritten werden konnte.

Die Herſtellung der Blockmauer erfolgte unter den durch die Erfahrung gebotenen Rückſichten für die Trace des Alignements, welches um mehr als 6 Mtr. hineingerückt wurde, um der mit Sicherheit erwarteten Bewegung nach vorwärts den nöthigen Spielraum zu gönnen. Dieſer

Spielraum erwies sich jedoch als ungenügend, indem die aus ihrer Richtung gedrängte Mauer an gewissen Stellen eine seitliche Verschiebung von 9·4 Mtr. erreicht hatte! Und dies trotz einer zweiten Pfeilerreihe, deren Errichtung für nothwendig befunden wurde, um dem bedeutenden Schube der Anschüttung Halt zu gebieten.

Die angedeutete Bewegung der Mauer wurde durch die Ausbaggerung des Bassins, sowie durch Vermehrung des Gewichtes der Anschüttung in Folge tiefer Niederwässer hervorgerufen. . . . Die auf die Herstellung der Riva II bezüglichen Operationen lassen sich demnach wie folgt zusammenfassen: Untersuchung der Mächtigkeit des Steinwurfes durch Eintreiben von Piloten; Construction der Blockmauer sammt Belastung und doppelter Pfeilerreihen; Vertiefung des Bassins auf 8·5 Mtr. unter dem Nullpunkte; Reconstruction der Blockmauer.

Die Bassins. Das I. Bassin wurde, wie wir bereits mitgetheilt haben, im December 1875 dem Verkehr übergeben. Die Vorzüge des neuen Hafens gegenüber der alten Rhede gelangten gleich nach Eröffnung des I. Bassins zu immer größerer Geltung. Alle großen Dampfer — nicht nur die des Lloyd, sondern auch englische, französische, italienische u. s. w. — suchen vorzugsweise ihre Verankerung in den Bassins. In der That bieten die großen Tiefen derselben, die geräumigen Anlandeplätze und die allseitige Verbindung mit der Südbahn Vortheile, welche dem raschen und billigen Ein- und Ausladen der Waaren förderlich sind und daher sowohl dem Transit- als auch dem Localhandel gleich trefflich zu Statten kommen. So konnte es kommen, daß das II. Bassin trotz seiner noch unvollkommenen Ausrüstung zu Beginn seiner Benützung eine Leistungsfähigkeit entwickelte, welche zwei Drittel derjenigen eines gut eingerichteten Hafens (z. B. Marseille) erreichte. . . . Im Jahre 1880 wurde auch das II. Bassin dem Verkehr übergeben. — Was das III. Bassin anbelangt, so wissen wir, daß dessen Bau im Jahre 1877 sistirt und das Bassin überhaupt aufgelassen wurde. Gleichwohl bilden die bereits bewirkten Baggerungen und Steinwürfe ein vorzügliches Fundament für den etwa später nothwendig werdenden Ausbau des Bassins. Die in Folge der Auflassung übrig gebliebenen Arbeiten beschränkten sich auf den Anschluß des Molo III an den Molo Klutsch

und die Wiedergewinnung der durch die Schlamm-Aufdrängung verlorenen Tiefen.

Wir brachten weiter oben zur Mittheilung, daß als Ersatz für das aufgelassene III. Bassin ein, ausschließlich für den Petroleum Handel bestimmtes Bassin herzustellen kam. Seit Ende der Sechziger Jahre hatte sich nämlich die Einfuhr von Petroleum nach Triest in ungeahnter Weise entwickelt. Diese Einfuhr, welche im Jahre 1867 begann, bezifferte sich 1870 bereits auf 110.000, 1877 auf 349.321, 1880 auf 388.597 und 1881 auf 652.452 Mtr.-Ctr. Es wurde demnach von Seite der Triester Handelskammer darauf hingewiesen, daß der bestehende Anladeplatz für Petroleumschiffe an der Nordseite des Molo I ungenügend sei, indem derselbe nur für drei bis vier Schiffe Raum gewähre, während die Rhede gleichzeitig von zehn und mehr Petroleumschiffen besucht sei, und daher die Ausdehnung der Hafenanlage in nördlicher Richtung beantragt. Hiezu sollte ein eigenes Bassin mit offenen steinernen Perrons geschaffen und dadurch einerseits der nöthige Anlade- und Manipulationsraum gewonnen, andererseits die Feuersgefahr für den Hafen beseitigt werden.... Das Petroleumbassin umfaßt: eine innere Quaimauer von 230 Mtr. Länge; einen auf die vorerwähnte Quaimauer senkrecht gerichteten Seitenarm von 25 Mtr. Kronenbreite und 150 Mtr. innerer Länge; endlich einen am Kopfe des Seitenarmes unter einem rechten Winkel abbiegenden Abschlußdamm von 20 Mtr obere Breite, dessen 195 Mtr. lange Außenflucht (bei 170 Mtr. innerer Länge) in einer geraden Linie mit der Stirnseite des Molo I zu liegen hat. Dieses Bassin befindet sich dermalen (October 1882) noch in Construction. Die Arbeiten begannen im Mai 1878. In demselben Jahre wurden die Baggerungen und Steinschüttungen für die beiden Abschlußarme hergestellt und im folgenden Jahre dieselben Arbeiten am inneren Quai in Angriff genommen, sowie die Construction der Blockmauer begonnen. Da auch hier der Boden aus einer mächtigen Schlammschichte besteht, so erlitt der Bau durch die in Folge der Setzungen nothwendig gewordenen Reconstructionen und Nachbaggerungen eine bedeutende Verzögerung.

Der neue Hafen bietet nun der Schifffahrt folgende Elemente zur Benützung dar: Geräumige Lagerflächen längs der Uferlinien mit einer Aus-

Digitized by Google

dehnung von 26·1 Hektar (gegenüber 29·61 Hektar des ursprünglichen Projectes mit drei Bassins und vier Moli), drei Moli, welche breit genug sind, um Waarenschuppen, Geleise und Straßen aufzunehmen (die schmälern Moli des Petroleumbassins ungerechnet), eine Quaientwickelung von 2800 Mtr. Länge (gegenüber 3940 Mtr. des ursprünglichen Projectes) — den Hafendamm ungerechnet und endlich drei große Bassins mit einer Wasserfläche von zusammen 35·55 Hektar. Nimmt man an, daß ein gut angelegter und mit entsprechenden Apparaten für die Waarenmanipulation ausgerüsteter Hafen einer mittleren Jahresbewegung von 600 Tonnen per laufenden Meter entspricht, so sieht man, daß der neue Hafen einen jährlichen Waarenverkehr von

$$2800 \times 600 = 1{,}680.000 \text{ Tonnen}$$

zu bewältigen im Stande ist. Dieser Verkehr betrug aber bereits mit Ende des Jahres 1878 ca. 1,200.000 Tonnen: ein Resultat, welches die besten Hoffnungen für die künftige Leistungsfähigkeit des neuen Hafens erweckt. Die drei Bassins haben einen Fassungsraum für zusammen 102 große Schiffe, und zwar das

	Segelschiffe	Dampfer	Zusammen
I. Bassin für	28	18	46
II. » »	28	18	46
Petroleum-Bassin für . .	10	—	10
Summe	66	36	102

Die Gesammtkosten des Hafenbaues belaufen sich auf fl. 14,600.000.... Die Planskizze (Tafel I) zeigt die Verbauung sämmtlicher Quais und Moli, wie sie projectirt und in späterer Zeit in ihrer Vollendung sich präsentiren wird. Dermalen befinden sich auf dem Hafenplateau sechs Lagerhäuser mit 26.577 Qu.-Mtr. Lagerfläche und zwei Güterschuppen mit 2098 Qu.-Mtr. Lagerfläche ....

10. Der neue Südbahnhof.

Der neue Hafen machte einen vollständigen Umbau des alten Bahnhofes der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft nothwendig. Für die Personenbeförderung bestand früher nur ein provisorisches Aufnahmsgebäude aus

Riegelwänden, welches mit den Geleisen des Personen- und Güterbahnhofes in einem Niveau lag, und von der Stadt nur mittelst einer Auffahrtsrampe erreicht werden konnte. Der Zugförderungs- und Werkstätten-Bahnhof war bergseits auf einem noch höher gelegenen Plateau situirt, das mit dem unteren Plateau durch Geleise auf Rampen verbunden war.

Diese terrassenförmige Gestaltung des Bahnhofes hatte für den Verkehr und die Dienstmanipulationen mannigfache Nachtheile. Dieselben wurden durch die Neuanlage vollständig behoben. Der Umbau des Bahnhofes begann im Jahre 1874, nachdem die Anschüttung des Terrains für den neuen Hafen genügend weit vorgeschritten war, und zwar mit der Herstellung des seeseits liegenden provisorischen Güterbahnhofes. Diesem Baue folgte in den Jahren 1874 und 1875 die Herstellung des neuen Zugförderungs- und Werkstätten-Bahnhofes auf dem theils durch Abgrabung, theils durch Demolirung des alten Lazarethes gewonnenen Terrain.

Das neue Aufnahmsgebäude mit der Einsteigehalle, die Adaptirung des ehemaligen Parteien-Kohlenschuppens zu einem Waarenmagazine, die Umgestaltung der aufgelassenen Werkstätten zu Bureaux und Wohnungen ꝛc., wurde in den Jahren 1876 bis 1880 durchgeführt .... Der am Kopfe der beiden großen Frachtenmagazine (vergl. Tafel I) angebaute Getreidespeicher (Silos) wurde von der Südbahn-Gesellschaft bereits im Jahre 1862 hergestellt. Die Kosten, welche die Gesellschaft seit der Uebernahme des Bahnhofes Triest für Neuherstellungen daselbst verwendet hat, betragen (bis 23. März 1882):

a) für die Einlösung der Lazarethgründe	fl.	342,730
b) für Unter- und Oberbau, Abschluß der Signale, inclusive der Ausführung der Ablenkungslinie von 930 Meter Länge	»	650,000
c) für Hochbauten und zwar: Personenbahnhof	»	666,600
Güterbahnhof	»	1,110,500
Zugförderungs- u Werkstättenbahnhof	»	175,100
d) für Adaptirung von Gebäuden zu Bureaux und Wohnzwecken, Bahnerhaltungsmagazin, Umlegung eines Theiles der Aurisina-Wasserleitung	»	103,000
e) Antheil an den Kosten des gemeinschaftlich mit der Staatsverwaltung hergestellten Wasserwerkes Aurisina (zusammen mit 1,008.000)	»	483,000
Zusammen	fl.	3,529,930

Die Bauarbeiten sind noch nicht abgeschlossen.

Digitized by Google

In die obige Kostensumme sind die Arbeiten, welche behufs Abgrabung des alten Bahnhofes nöthig waren, nicht inbegriffen, da diese Kosten zu Lasten des Hafenbaues verrechnet worden sind. Außerdem hat die Südbahn-Gesellschaft in den Jahren 1876 und 1877 am Bahnhofe im Anschlusse an das Eilgutmagazin ein neues Postgebäude, und am Hafenplateau in der Zeit von 1876 bis 1881 Straßen, Geleise und Hochbauten ausgeführt, deren Kosten in den obigen Beträgen gleichfalls nicht einbezogen sind, da dieselben von der Staatsverwaltung getragen werden. — Die Lagerhäuser, welche am Hafenplateau in den Jahren 1879 und 1880 errichtet wurden, hat das Triester Municipium im Vereine mit der Handelskammer auf eigene Kosten ausgeführt. — Das Areale des ganzen Bahnhofes beträgt 245.000 Qu.-Mtr. Hiervon entfallen auf die Personenhalle 3294 Qu.-Mtr., auf das Aufnahmsgebäude 3816 Qu.-Mtr., auf die beiden Veranden desselben 767·8 Qu.-Mtr., auf die Waarenmagazine 16.970 Qu.-Mtr., auf das Silos-Gebäude 5515 Qu.-Mtr., ferner auf die Magazine für zollfreie Güter 5544·6 Qu.-Mtr., sowie auf die Magazine für Ansagegüter 4108·6 Qu.-Mtr. und auf das Magazin C 2379·5 Qu.-Mtr. u. s. w.

Die Geleise-Anlagen umfaßten Ende des Jahres 1881, exclusive jener auf dem Hafenplateau 19.979 Mtr. und 102 Weichen. Vor dem Umbau des Bahnhofes lagen 15.700 Mtr. Geleise und 96 Weichen in der Bahn.

Da die Südbahn das wichtigste und bedeutendste unter allen Verkehrs-Instituten ist, welche zu Land den Verkehr mit den Adria-Häfen vermitteln, so dürften die nachfolgenden statistischen Daten von allgemeinem Interesse sein.*)

Stand der Betriebsmittel.

I. Locomotiven mit 4 gekuppelten Rädern	163	Stück
» 6 » »	285	»
» 8 » »	111	»
Zusammen	559	Stück

*) Sämmtliche Daten beziehen sich auf den Jahresabschluß von 1880.

II. Personenwagen:	Hof- und Salonwagen	17	Stück
	Wagen I. Classe	94	»
	» I. u. II.	142	»
	» II. »	283	»
	» II. u. III. »	16	»
	» III. »	627	»
	» I., II. u. III. »	5	»
	» I. u. II. » mit Post- u. Gepäcksraum	3	»
	» II. » mit Postcoupé	4	»
	Inspectionswagen	3	»
	Zusammen	1194	Stück
III. Lastwagen:	Gedeckte Lastwagen	4.955	Stück
	Kohlenwagen	3,360	»
	Lowrys	1.163	»
	Langholzwagen	710	»
	Zusammen	10,188	Stück
IV. Diverse Wagen:	Conducteur- und Postwagen	304	Stück
	Pferdewagen	60	»
	Borsten- und Hornviehwagen	170	»
	Zusammen	534	Stück
V. Schotterwagen		283	Stück
VI. Schneepflüge		71	»
	Hauptsumme der Wagen	12,270	Stück

Stand und Leistungen der Locomotiven.

Mit Einschluß der Locomotiven auf den Linien, welche nicht Eigenthum der Südbahn-Gesellschaft sind, aber unter ihrer Verwaltung stehen, betrug die Gesammtzahl der im Dienst gestellten Locomotiven 603. Dieselben hatten eine Leistungsfähigkeit von 219.853 Pferdekräften; daher durchschnittlich per Locomotive: 354·6 Pferdekräfte.

Anzahl der	auf den eigenen Linien
Schnell- und Courierzüge	3,482
Personenzüge	34,855
Gemischten Züge	14.466
Güterzüge	30,357
Arbeits- und Materialzüge	375
Zusammen	83 535

Nach diesen Daten wurde jeder Kilometer Bahn von den Zügen durchschnittlich im Tage 13·6mal befahren. Locomotiv-Kilometer wurden zurückgelegt: von Schnell- und Courierzügen 1,114,624, von Personenzügen 3,411,841, von Gemischten Zügen 1,690,821, von Güterzügen 4,684,932, von Material- und Arbeitszügen 20,413, von Vorspann- und Schiebemaschinen 704,213; zusammen Nutz-Kilometer 11,626,844. In Leer- und Schneepflugfahrten: 291,971, im Ganzen also Locomotiv-Kilometer: 11,918,815. — Der Rangierdienst nahm 205,894 Stunden,

der Reservedienst 160.132 Stunden in Anspruch. Es resultiren sonach durchschnittlich per Kilometer Bahnlänge: 5280, per Tag 14·43 Nutz-Kilometer.

Geförderte Achs-Kilometer der eigenen und fremden Wagen auf eigener Bahn:

von Personenwagen	80,231.453
» Lastwagen	420,838.842
» Postwagen	12,151.500
Summe aller geförderten Achs-Kilometer	513,221.795

Eigengewicht der Betriebsmittel auf 1 Kilometer weit befördert:

bei den Personenwagen	267,170.738	Tonnen-Kilometer
» » Lastwagen	1,058,059.468	» »
» » Postwagen	45,239.131	» »
» » Locomotiven und Tendern	639,952.785	» »
von sämmtlichen Betriebsmitteln	2,010,422.122	Tonnen-Kilometer

Geförderte Brutto-Last (exclusive Locomotive und Tender):

von Personenwagen	295,182.150	Tonnen-Kilometer
» Lastwagen	2,042,533.119	» »
» Postwagen	45,239.131	» »
Von sämmtlichen Betriebsmitteln	2,382.954.400	Tonnen Kilometer

Stand und Leistungen der Personenwagen.

Mit Einschluß der Personenwagen auf den Linien, welche nicht Eigenthum der Südbahn-Gesellschaft sind, aber unter ihrer Verwaltung stehen, betrug die Gesammtzahl der in Dienst gestellten Personenwagen 1323 mit 3046 Achsen und 51.993 Sitzplätzen. Die eigenen Wagen haben durchlaufen:

auf eigener Bahn	74,505.689	Achs-Kilometer
» fremden Bahnen	4,081.496	»

Jede eigene Achse hat durchschnittlich durchlaufen 27.256 Achs-Kilometer

Beförderte Personen:

	Zahl	Erzielte Einnahme
I. Classe	134.159	614.881 fl.
II. »	1,166.345	2,523.590 »
III. »	5,965.823	5,349.171 »
Militär	264.846	376.580 »
Zusammen	7,531.173	8,869.222 fl.

Personen-Kilometer wurden zurückgelegt im Ganzen: 357,805.844. — Jeder Reisende hat durchschnittlich zurückgelegt 47·5 Kilometer. Durchschnittlich war jede bewegte Achse besetzt mit 4·46 Personen, von den Sitzplätzen wurden durchschnittlich benützt 25 Percent.

Stand und Leistungen der Lastwagen.

Im Jahresdurchschnitte standen im Betriebe eigene Lastwagen:

Zahl	Achsen	Tonnen Tragfähigkeit
12.224	24.667	119.478

Die eigenen Wagen haben durchlaufen:

auf eigener Bahn	358,709.051 Achs-Kilometer
» fremden Bahnen	98,582.546 »

Jede eigene Achse hat durchlaufen durchschnittlich 19,337 Achs-Kilometer

Beförderte Güter:

Gattung	Tonnen	Erzielte Einnahme
Eilgut	43,358	1,067.683 fl.
Frachtgut	3,806.752	23,419.201 »
Kohlen und Coaks	814.387	1,654.482 »
Regiegut	591.780	91.515 »
Zusammen	5,256.277	26,232.881 fl.
Hiezu:		
Gepäck	22.807	311.886 fl.
Hunde	1.376	5.239 »
Pferde		25.464 »
Equipagen		1.721 »
Verschiedene Einnahmen		396.698 »
Zusammen		741.230 fl.
	5,360.450	26,974.111 fl.

Beförderte Tonnen-Kilometer: 984,473.651. — Jede Tonne hat durchschnittlich durchlaufen 187·15 Kilometer. — Jede bewegte eigene Achse war durchschnittlich belastet mit 2347 Kilogramm. In Percenten der Tragfähigkeit wurde Netto-Last gefördert 48·77.

Die Gesammt-Einnahmen

aus allen Verkehrszweigen betrugen auf den eigenen Linien pro 1880 35,843.111 fl., und zwar:

per Kilometer Bahnlänge	16,181 fl. 99 kr.
» Nutz-Kilometer	3 » 8 »
» Wagen-Achse	— » 6·38 »

(1 Kilometer weit gefördert)

Die Gesammt-Ausgaben

betrugen pro 1880 13,560.071 fl. und zwar:

für allgemeine Verwaltung	617,635 fl. 35 kr.
» Bahnaufsicht und Bahnerhaltung	3,838.894 » 64 »
» den Verkehrs- und commerciellen Dienst	5,143.071 » 56 »
» » Zugförderungs- und Werkstättendienst	3,960.469 » 48 »

Ueberschuß der Einnahmen 22,283.039 fl.

Die Ausgaben auf sämmtlichen Linien der Gesellschaft betrugen bis Ende des Jahres 1880 215,193.371 fl., wovon:

reine Baukosten	194,471.884 fl. 40 kr.
Antheil an den allgemeinen Kosten der Gesellschaft	3,879.963 » 72 »
Zinsen und Lasten des Baucapitales	16,841.523 » 18 »

Die Ausgaben für die Betriebsmittel betrugen bis 31. December 1880 39,561.348 fl. Hievon entfallen

für die Locomotiven	17,587.910 fl.
» » Personenwagen	3,829.540 »
» » Last- und diversen Wagen	15,440.775 »
» den Schotterpark	218.055 »
» die Werkzeuge und Maschinen	820.600 »
Mobiliar und Ausrüstung der Stationen	1,664.408 »
Der Werth der Immobilien der Gesellschaft betrug (mit Ausschluß des Bahnkörpers)	1,953.122 fl.
Der Werth der Materialvorräthe betrug	3,598.624 »

11. Die österreichische Seeverwaltung.

(Nach dem officiellen Berichte der Central-Seebehörde.)

Die Central-Seebehörde eröffnete ihre Thätigkeit am 1. Mai 1850. Sie untersteht dem Handelsministerium und ihr selber sind die verschiedenen Hafen- und Sanitätsanstalten untergeordnet. Zum Wirkungskreise der Seebehörde gehört die Leitung und Ueberwachung des Hafendienstes insoferne derselbe unmittelbar die Bedürfnisse der Seeschifffahrt, die Ausübung derselben und die Rechte und Pflichten der Seefahrer als solcher betrifft, sowie die Regelung und Beaufsichtigung des Sanitätsdienstes in allen seinen Beziehungen; ferner die Erforschung und Beurtheilung der Bedürfnisse jener beiden Dienstzweige und der Maßregeln zu ihrer gedeihlichen, den jetzigen Anforderungen entsprechenden Ausbildung, endlich die Durchführung dieser Maßregeln und aller jene Verwaltungszweige betreffenden Vorschriften und Vorkehrungen.

Der Dienstbereich der Seebehörde umfaßt demnach — um nur die wichtigsten Zweige zu nennen — die Beaufsichtigung des Schiffbaues, die Einflußnahme auf dessen gedeihliche Fortbildung, die leitende Fürsorge zur Herstellung, Verbesserung und Instandhaltung aller Anstalten, welche als materielle Erfordernisse, Schutz- oder Förderungsmittel zum Seeschifffahrtsbetriebe dienen, oder zum Seesanitäts- und Contumazdienste bestimmt sind. Ferner die Ertheilung der Seeschifffahrts-Befugnisse, die Ueber-

wachung der nautischen Schulen und die Verleihung eines bestimmten Grades in der Handelsmarine; die Einflußnahme auf die Seefischerei, die Handhabung und Ueberwachung aller Gesetze und Vorschriften, mit Einschluß der Hafenpolizei-Verordnungen, welche unmittelbar die Bedürfnisse der Seeschifffahrt betreffen; die Evidenzhaltung des Personales der Handelsmarine und die Verwaltung der Marine-Unterstützungsfonde; Anträge auf Belobungen oder Anerkennungen; die Personal- und Disciplinar-Angelegenheiten sämmtlicher für den Hafen-, Sanitäts- und Contumazdienst bestimmten Aemter und Organe; die Einholung, Verbreitung und Benützung der empfangenen, für die nationale Seeschifffahrt und für das Seesanitätswesen wichtigen Nachrichten; schließlich die Einholung und geeignete Benützung aller von den Organen der Hafen- und Seesanitäts-Verwaltung zu liefernden periodischen Nachweisungen und Notizen über den Stand, die Bewegung und den Verkehr der nationalen, sowie über Bewegung und Verkehr der fremden Handelsfahrzeuge, und über die Ergebnisse des inländischen Schiffbaues, sowie die Vorsorge für die Zusammenstellung jener periodischen Nachweisungen behufs ihres weiteren Gebrauches.

In Folge der Bestimmungen des Artikel XXIX des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878, wird die Hafen- und Seesanitäts-Polizei in Antivari und längs der Küste von Montenegro durch Oesterreich-Ungarn ausgeübt und hat Montenegro die für Dalmatien geltende Seegesetzgebung angenommen. Der Seebehörde ist durch die über die Ausführung dieser Bestimmungen getroffene Vereinbarung auch eine entsprechende Ingerenz in dieser Richtung übertragen.

Die Hafen- und Seesanitäts-Anstalten, deren sich die Seebehörde zur Durchführung ihrer Aufgaben bedient, theilen sich in Hafen- und Seesanitäts-Capitanate, -Deputationen, -Agentien, -Exposituren und Seelazarethe. Die Seeküste mit den dazu gehörigen Inseln ist in hafen- und sanitätsamtlicher Beziehung in Bezirke eingetheilt und jeder derselben zerfällt in eine angemessene Zahl von Unterbezirken. Jeder Bezirk bildet den Bereich der Amtswirksamkeit eines Hafencapitanates und jeder Unterbezirk jenen einer Deputation, welche die Bezeichnung »Agentie« führt wenn der Hafen- und Sanitätsdienst einem Zollamte übertragen ist ....

In dem Unterbezirke, in welchem ſich ein Capitanat befindet, iſt keine Deputation oder Agentie aufgeſtellt, ſondern deren Verrichtungen dem Capitanate ſelber übertragen. Die See-Expoſituren ſind an jenen Punkten von größerer Wichtigkeit aufgeſtellt, an welchen das Anlaufen von Schiffen en relache und der locale Seehandel die Anweſenheit eines Organes erheiſcht. Den Expoſituren iſt zum Theile auch die Wahrnehmung der Zollgeſchäfte zugewieſen und umgekehrt ſind an einigen Orten die beſtehenden Zollexpoſituren mit den bezüglichen Agenden des Hafen- und Seeſanitätsdienſtes betraut. Die Capitanate, Deputationen und Agentien haben in Bezug auf ihre Unterbezirke dieſelbe Amtswirkſamkeit; den Capitanaten iſt außerdem für ihren ganzen Bezirk die Ueberwachung ſämmtlicher innerhalb desſelben befindlichen Organe in Bezug auf Perſonal- und Disciplinar-Angelegenheiten übertragen. Die Expoſituren gehören unmittelbar zu den Capitanaten, Deputationen oder Agentien, in deren Unterbezirken ſie gelegen ſind.

Die Aufgabe der Seelazarethe beſteht in der ſanitätsamtlichen Beobachtung der aus ſeuchenverdächtigen Ländern ankommenden Perſonen, und in der contumazmäßigen Reinigung der aus ſolchen Ländern einlangenden Waaren, Effecten und Thiere. Der Perſonalſtand des Hafen- und Seeſanitätsdienſtes zählt: 1 Hafencapitän, 8 Hafen-Vicecapitäne, 6 Hafen- und Seeſanitäts-Adjuncten, 1 Hafen-Lieutenant, 15 Hafen- und Seeſanitäts-Deputirte, 4 Hafen- und Seeſanitäts-Officiale, 15 Hafen- und Seeſanitäts-Aſſiſtenten, 10 Praktikanten, 1 Seelazareths-Director, 1 Seelazareths-Official, außerdem 53 der Finanzverwaltung angehörige Agenten: ferner 4 Bootsmänner und 60 Lootſen, 2 Amtsdiener in Trieſt, 2 Bootsmänner, 31 Lootſenwächter, 24 Lootſen und 23 exponirte Lootſenwächter im übrigen Küſtengebiete. Endlich ſind 64 Functionäre der k. k. Finanzwache als Hafen- und Seeſanitätswächter in Verwendung.

Auf dem Gebiete der ſeerechtlichen Geſetzgebung wurde ein weſentlicher Schritt durch das Geſetz (vom 7. Mai 1879) über die Regiſtrirung der Seehandelsſchiffe gethan. Dieſes Geſetz trat an Stelle aller jener vielfach verwickelten Vorſchriften, welche bis dahin das Recht zur Führung der öſterreichiſch-ungariſchen Flagge und die damit im Zuſammenhange

stehenden Gegenstände, als die Beschaffenheit der Borddocumente und die Evidenzhaltung des Schiffseigenthumes, regelten. Dieses Gesetz kennt nur drei Kategorien der Schifffahrt: Schiffe weiter Fahrt, Schiffe großer und kleiner Küstenfahrt. Es läßt fremde Staatsangehörige bis zu einem Drittel zum Eigenthume an nationalen Schiffen zu; es führt an Stelle der verschiedenartigen und nach einem bestimmten Zeitraume oder gar bei jedem Wechsel des Commandos zu erneuernden Eigenthums-Documente den »Registerbrief« ein, welcher so lange dauert, als das Schiff existirt und nur erneuert werden muß, wenn das Schiff den Namen wechselt, oder von einer Schifffahrtskategorie zu einer andern übergeht, bei Schiffen der kleinen Küstenfahrt auch wenn das Schiff nach einem anderen Seebezirke zuständig wird.

Das Registrirungsgesetz regelt in definitiver Weise das Schiffsregister, welches für die Schiffe weiter Fahrt und für jene der großen Küstenfahrt bei der Seebehörde, für die Schiffe der kleinen Küstenfahrt aber bei dem bezüglichen Hafencapitanate geführt wird, in dessen Sprengel der Heimatshafen des einzelnen Schiffes gelegen ist. Im Schiffsregister können auch Pfandrechte und andere auf den Erwerb von Rechtstiteln bezügliche Anmerkungen eingetragen werden. Ferner wird durch dieses Gesetz völlige Freiheit in der Zusammensetzung der Equipage in Bezug auf deren Nationalität gewährt, was mit Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse der Schifffahrt erforderlich ist. Nur der Schiffer und der Steuermann (tenente) auf Schiffen der weiten Fahrt müssen Angehörige der österreichisch-ungarischen Monarchie sein.

Auch ist die Einrichtung des Interimspasses geordnet, welche von Consulaämtern mit einer auf die Maximalzeit von einem Jahre beschränkten Dauer jenen Schiffen ertheilt werden kann, welche nicht in der Lage sind, sich rechtzeitig mit dem Registerbriefe zu versehen .... Die Durchführung des Registrirungsgesetzes ging anstandslos vor sich, jedoch hat die Zeit des Ueberganges noch nicht ihr Ende erreicht, da namentlich die Schiffe weiter Fahrt erst nach Ablauf von 6 Jahren (ab 7. Mai 1879 — also bis Mitte 1885) nach Inslebentreten des Gesetzes durchwegs mit dem Registerbriefe versehen und in das neue Register eingetragen sein können.

Digitized by Google

Sehr hervorzuheben iſt, daß ſich die Fürſorge der Seebehörde auch auf die erwerbsunfähig gewordenen Seeleute und deren Angehörige, zunächſt Witwen, erſtreckt. Dieſe Fürſorge findet ihren Ausdruck in der Verwaltung des »Marine-Unterſtützungsfonds«, welche bei der Seebehörde durch eine aus dieſer Behörde und Vertretern der küſtenländiſchen Handelskammer zuſammengeſtellte Commiſſion geführt wird. Mit Ende des Jahres 1881 betrug das Geſammtvermögen des öſterreichiſch-illyriſchen und des dalmatiniſchen Fonds 631.105 fl., wovon auf den erſteren 582.055 fl., auf den letzteren 49.050 fl. entfielen. Die Zahl der aus dieſen Fonds unterſtützten Seeleute, deren Witwen und Waiſen, welche im Jahre 1871 627 betrug und bis auf 1000 gebracht wurde, blieb ſich ſeither mit geringen Schwankungen gleich.

In Bezug auf die Förderung und Erleichterung der Navigation wurde in den Jahren, auf welche ſich dieſe Darſtellung bezieht (1876 bis 1882), eine Reihe von wichtigen Anordnungen getroffen. Vor Allem kommt die Straßenordnung zur See in Betracht. Es hatte ſich die Nothwendigkeit einer Reviſion der bisher beſtandenen Vorſchriften ergeben, theils um auf Grund der gemachten Erfahrungen zweckmäßige Verbeſſerungen einzuführen, theils um die möglichſte Präciſion in Bezug auf die Maßregeln und Mittel zu erreichen, durch welche Unglücksfälle vermieden werden ſollen. Der zunehmende Seeverkehr, namentlich in manchen ſehr ſtark befahrenen Gewäſſern, im Zuſammenhange mit der Ausdehnung und Vervielfältigung des Dampferbetriebes, gab den Anlaß, dieſem Gegenſtande die vollſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. In den alten Vorſchriften waren keinerlei Details über die Einrichtung der verſchiedenen Signalmittel, namentlich der Poſitionslaternen, ſowie deren Anbringung, feſtgeſetzt. Da die engliſche Regierung in dieſer Beziehung ſehr eingehende Beſtimmungen getroffen hatte, ſo wurde die Ausarbeitung eines eigenen Reglements unter Mitwirkung von Vertretern der k. k. Kriegsmarine in Angriff genommen und nach längeren Studien und Berathungen auch vollendet. In dieſem Reglement wird die Art der Signalmittel, als: Poſitionslaternen, Dampfpfeifen, Glocken und Hörner, deren Conſtruction und Dimenſion, ſowie die Art und Weiſe, wie ſelbe auf den Schiffen verſchiedener Kategorien

anzubringen sind, nicht minder die Qualität des zur Beleuchtung dienenden Brennmateriales genau bestimmt. Alle Laternen müssen amtlich gestempelt werden. Gleichzeitig ward die Verfügung behufs strenger Beachtung jener Vorschrift getroffen. Hinsichtlich der fremden Schiffe wurde bestimmt, daß die österreichischen Hafenämter darauf zu sehen hätten, daß die obenerwähnten Signalmittel den internationalen Vorschriften entsprechen.

Diese Verordnung war kaum in Wirksamkeit getreten, als man in England zu einer Revision der allgemeinen Regeln zur Vermeidung von Collisionsfällen schritt und mit 1. September 1880 die neuen »Regulations for preventing collisions at sea« in Kraft setzte. Im Hinblick auf diesen in Voraus bekannten Umstand hatte man sich auf Seite der österreichischen Seeverwaltung bereits entschlossen, die oben erwähnte Verordnung vom Jahre 1863 durch ein den englischen Regeln angepaßtes Reglement zu ersetzen, und die Ausarbeitung eines solchen in Angriff genommen. Man hatte umsomehr Veranlassung hierzu, als auch die anderen größeren Seestaaten zur Annahme des neuen englischen Entwurfes in der richtigen Erkenntniß sich anschickten, daß auf diesem Gebiete eine internationale Gleichförmigkeit ganz unerläßlich sei.

Durch die neue Verordnung über die Straßenordnung besitzt die österreichische Handelsmarine die Gewähr, daß bei genauer Beobachtung der gegebenen Vorschriften allen jenen Gefahren vorgebeugt werden kann, welche sich aus dem gleichzeitigen Verkehr mehrerer Schiffe in demselben Gewässer sonst leicht ergeben können. — Um auch den Verkehr in anderer Richtung zu erleichtern, wurde seinerzeit ein internationales Signalsystem adoptirt und der sogenannte Signalcodex auch für die österreichisch-ungarische Handelsmarine eingeführt. Ausarbeiter desselben ist der Hafencapitän von Triest, See-Inspector Ludwig Blasich. Dieser Signalcodex, auf dessen Correctheit viele Mühe aufgewendet worden ist, entspricht in jeder Beziehung allen Anforderungen und bietet der Marine ein für das in der Praxis bereits so vielfach erprobte Bedürfniß entsprechendes Handbuch dar. Der fertige Codex erschien zu Anfang des Jahres 1882.

In einem gewissen Zusammenhange mit den Maßregeln, welche den Verkehr der Schiffe in See betreffen, steht auch die gegenseitige Hilfe-

leiſtung im Falle von Seenoth. Da leider in anderen Marinen der bedauernswerthe Fall vorgekommen war, daß ſogar Schiffe, welche durch Zuſammenſtoß ein anderes Fahrzeug in die höchſte Gefahr gebracht und dadurch den Verluſt zahlreicher Menſchenleben verurſacht hatten, ſich unbekümmert um dieſe Folgen und nur von der Abſicht geleitet, der Verantwortung zu entgehen, entfernt hatten, erſchien es nothwendig, die Pflicht zur Hilfeleiſtung förmlich auf geſetzlichem Wege auszuſprechen. Dies geſchah durch die Miniſterial-Verordnung vom 1. December 1880, betreffend »die Pflicht der Schiffer zur Hilfeleiſtung in Seenoth«.

Nach dieſer Verordnung hat jeder Schiffer die Verpflichtung, jedem anderen in Gefahr befindlichen Fahrzeuge, ohne Unterſchied der Flagge, ferner den auf demſelben, ſowie überhaupt in Seenoth befindlichen Perſonen, zur Abwendung oder Verringerung der Folgen des erlittenen Unfalles den erforderlichen Beiſtand zu leiſten, ſoweit er dazu ohne erhebliche Gefahr für das eigene Schiff und die darauf befindlichen Perſonen im Stande iſt. Unter dieſer Vorausſetzung iſt er auch verpflichtet, ſo lange in der Nähe des gefährdeten Fahrzeuges zu halten, bis er ſich darüber Gewißheit verſchafft hat, daß dasſelbe ſeines weiteren Beiſtandes nicht bedarf. Nach einem Zuſammenſtoße aber hat jeder Schiffsführer dem Anderen vor der Fortſetzung der Reiſe den Namen, den Heimats-, Abgangs- und Beſtimmungshafen ſeines Schiffes anzugeben. Die Nichtbeobachtung dieſer Verpflichtungen wird mit ſtrengen Strafen geahndet.

Bereits im Jahre 1875 waren auch die engliſchen Noth- und Lootſenſignale in der öſterreichiſchen Handelsmarine eingeführt worden und haben dieſelben im Bedarfsfalle zur Correſpondenz zwiſchen Schiffen ſowohl, als zwiſchen letzteren und Semaforen, Signalſtationen, Seeleuchten, Häfen u. dgl. zu dienen.

Ein anderer Umſtand, der eine Fürſorge erheiſcht, war die Regelung der zuläſſigen Anzahl von Paſſagieren, welche auf einem Schiffe gleichzeitig transportirt werden dürfen. — Nicht nur die Rückſicht auf die Tragfähigkeit eines Schiffes, ſondern eben ſo ſehr auch das nicht weniger wichtige ſanitäre Moment, waren hierbei maßgebend. Es iſt nun wohl richtig, daß in der öſterreichiſchen Marine der Maſſentransport von Paſſagieren keine

ſo große Rolle ſpielt, wie in anderen Ländern, namentlich in jenen, wo das Auswanderungsweſen und im Zuſammenhange damit der Transport von Auswanderern eine bedeutende Entwicklung genommen hat; immerhin aber hat durch die Ausdehnung der Dampferlinien über das Mittelmeer-Becken hinaus, beſonders nach Indien und in das Rothe Meer, die Möglichkeit maſſenhafter Transporte zugenommen — ſo in Betreff der Mekkapilger — und es erſchien deshalb gerechtfertigt, nicht erſt abzuwarten, bis daß unangenehme Erfahrungen die Thätigkeit der Verwaltung herausfordern würden, ſondern ſchon bei Zeiten regelnd einzugreifen.

Dies liegt auch im Intereſſe der mit dem Paſſagier-Transporte beſchäftigten Unternehmungen, welche hierdurch in die Lage kommen, alle ihre Einrichtungen in einer Weiſe zu treffen, durch welche ſpätere, unerwartete Schwierigkeiten oder complicirte Aenderungen auf den Schiffen ausgeſchloſſen bleiben. Auf Grund eingehender Studien, denen die in England giltigen bezüglichen Vorſchriften der »Passengers Act« vom Jahre 1855 und anderer in ausländiſchen Staaten erlaſſenen bezüglichen Verordnungen als Vorbild dienten, und einer Reihe von commiſſionellen Verhandlungen wurde der Entwurf eines Reglements für Segel- und Dampfſchiffe, welche Paſſagier-Transporte betreiben, feſtgeſtellt.

Hinſichtlich der Frage über die Unterſuchung der Schiffe in Bezug auf deren Seetüchtigkeit und auf die Beſtimmung ihrer Tragfähigkeit, war kein Anlaß, von dem einmal eingenommenen Standpunkt abzugehen, und zwar umſoweniger, als man auch anderwärts keine befriedigende Löſung gefunden hat. Die Seebehörde hielt immer an der Anſicht feſt, daß die vorhandenen geſetzlichen Beſtimmungen ausreichen, um von Amtswegen einzuſchreiten, ſo oft ein Bedenken über die Seetüchtigkeit eines Schiffes obwaltet, daß aber die Einführung von regelmäßigen Viſitirungen aller Schiffe entweder in beſtimmten Zwiſchenräumen oder vor jeder Ausfahrt, unvermeidlich in eine leere Formalität ausarten würde. Ebenſo wenig empfiehlt es ſich, feſte Regeln über die Ladefähigkeit der Schiffe aufzuſtellen, weil im einzelnen Falle auf dieſelbe eine Menge von Umſtänden Einfluß nehmen, welche in ganz zutreffender und nach allen Seiten billiger Weiſe doch nicht durch allgemeine Normen vorgeſehen werden können. Es iſt auch nicht

Digitized by Google

gelungen, zutreffende Regeln zu finden, und tragen die Anordnungen, welche man in dieser Richtung anderwärts, vor Allem in England, getroffen hat, immer nur einen experimentellen Charakter an sich.

Vom 1. Jänner 1876 ab trat in der österreichischen Handelsmarine eine Verordnung in Kraft, durch die bestimmt wurde, daß bei jedem Schiffe die Tauchungsscala auf der Steuerbordseite des Hinter- und Vorderstevens in metrischem Maße mit der Unterabtheilung von je 2 Decimeter ersichtlich zu machen sei, während auf der Backbordseite diese in englischen Fuß zu geschehen habe, letzteres aus dem Grunde, um die Benützung solcher Seekarten zu ermöglichen, auf denen die Sonden in englischen Fuß eingetragen sind.

Was die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Navigation anbelangt, war die österreichische Seeverwaltung bisher immer bemüht, dieselben zu vermehren und zu verbreiten. Die Ausgabe der Kundmachungen für Seefahrer: »Avvisi ai naviganti«, welche dazu bestimmt sind, die Seefahrer in fortlaufender Kenntniß aller Thatsachen zu erhalten, welche sich auf navigatorisch: Maßregeln und Vorkehrungen, insbesondere also auf Leuchtfeuer, Untiefen und deren Bemarkung, Hafenmaßregeln u. dgl. beziehen, wurde ununterbrochen fortgesetzt und für die möglichste Vollständigkeit dieser für die Schifffahrt wichtigen Publicationen Sorge getragen .... Ebenso war die Seebehörde bemüht, die Einrichtung der regelmäßigen Witterungsberichte zu fördern, namentlich in der Richtung, daß dem mit deren Zusammenstellung betrauten Observatorium der Triester Handels- und nautischen Akademie die hierfür erforderlichen Daten vollständig und rechtzeitig zugingen.

Die fachgemäße Bildung der Seeleute gehört zu den wichtigsten Gegenständen, mit denen sich eine rationelle Pflege des Seewesens zu beschäftigen hat; die Entwicklung der Handelsmarine überhaupt, insbesondere aber deren Ruf, hängt wesentlich von dem Grade der Geschicklichkeit ab, mit welchem die Seeleute der Erfüllung ihres Berufes nachgehen. Diese Geschicklichkeit wird aber nicht durch die Praxis allein erworben, es bedarf vielmehr auch einer Summe von theoretischen Kenntnissen, welche nur auf dem Wege des Unterrichtes und des Studiums gewonnen werden können. Vor Allem gilt dies

für die zu dem Commando von Schiffen berufenen Perſonen. Auf denſelben ruht in erſter Linie die Verantwortung für die Tüchtigkeit und den Ruf einer Marine.

In neuerer Zeit hat ſich die Nothwendigkeit eingeſtellt, den nautiſchen Unterricht einer Reform zu unterwerfen. Der bisherige Unterricht erwies ſich nämlich als ungenügend. Auch wird ſeit Einführung des neuen »Organiſations-Status der nautiſchen Schulen« großes Gewicht auf die Vorbildung der Frequentanten gelegt. Die Aufnahme in die Schulen geſchieht nach zurückgelegtem 13. Lebensjahre und hängt von einer Aufnahmsprüfung ab, durch die der Nachweis hinreichender Vorbildung erbracht wird. Als Obligatgegenſtände werden gelehrt: Religionslehre und religiöſe Schiffsgebräuche, italieniſche und engliſche Sprache, Geographie und Geſchichte, Elementar-Mathematik, Nautik, Experimental-Phyſik, Wärme- und Dampfmaſchinenlehre, Oceanographie und Meteorologie, Elemente des Schiffbaues und der Takelung, Schiffsmanöver, Handels-, Wechſel- und Seerecht, Buchhaltung, Schiffshygiene und Kalligraphie. Als freie Gegenſtände wird auch nach Bedarf in deutſcher und illyriſcher Sprache, ſowie in Gymnaſtik Unterricht ertheilt .... Die Unterrichtsſprache an der nautiſchen Schule iſt in der Regel die italieniſche. Die nautiſchen Schulen ſind ſelbſtſtändige Lehranſtalten, welche den Charakter der Mittelſchulen beſitzen. Solche Schulen beſtehen gegenwärtig in Trieſt, Luſſinpiccolo, Raguſa und Cattaro.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Seeverwaltung hervorragend in die Angelegenheiten der Handelsmarine eingreift. Daß die Lage der letzteren in den abgelaufenen Jahren keine beſonders glänzende war, haben wir in einem früheren Abſchnitte weitläufig auseinandergeſetzt. Die öſterreichiſch-ungariſche Handelsmarine hatte vollauf zu thun, um ſich gegenüber einer gewaltigen Concurrenz wenigſtens zu behaupten. Umſtände verſchiedener Art wirken auf dieſe Verhältniſſe ein. Zunächſt ſpielt der in Folge der Aenderung in vielen Landverbindungen ſich häufig ergebende Wandel in den Verkehrsbeziehungen eine Rolle; der Zug der Waaren nimmt hiedurch die Richtung nach anderen Häfen, die Chancen der Hin- und Rückfahrt an beſtimmten Punkten ändern ſich, und die Flagge jenes Landes,

dem ein hierdurch begünſtigter Hafen angehört, erringt ſich viel leichter den Platz in erſter Linie.

Die Haupturſache, weshalb die öſterreichiſche Handelsmarine mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, muß jedoch in dem Uebergangsproceß geſucht werden, welchen dieſelbe in Bezug auf ihr Material durchzumachen hat. Der Kampf des Dampfes mit dem Segel ſteht auf der Tagesordnung und hat eine Bewegung erzeugt, welche bisher noch nicht das richtige Gleichgewicht zu finden vermochte. Der Dampf iſt dem Segel überlegen, nicht nur wegen der dadurch erlangten größeren Unabhängigkeit des Schiffes von Wind und Wetter, ſondern auch, weil der Dampf einen raſcheren Transport, daher eine intenſivere Ausnützung des Anlage- und einen ſchnelleren Umſatz des Betriebscapitales geſtattet. Wohl aber ſind die Herſtellungskoſten eines Dampfers durchwegs viel höher als jene von Segelſchiffen, und der Betrieb an und für ſich erheiſcht mehr Capital. Dort, wo der Bau von Dampfern wegen des Vorhandenſeins der erforderlichen Materialien keine beſonderen Schwierigkeiten bot, hat man ſich mit Eifer der Herſtellung von Dampfern zugewendet. Dies war alſo namentlich in England der Fall, wo die mercantile Dampfflotte von Jahr zu Jahr in erſtaunlicher Weiſe zunimmt. Alle dieſe Dampfer ſuchen nun Verdienſt auf der See.

Wenn nun auch der große Weltverkehr, in deſſen Bewältigung die Hauptaufgabe der Marine liegt, fortwährend im Steigen begriffen iſt, ſo vervielfältigte ſich doch durch die Benützung des Dampfes die Leiſtungsfähigkeit des Schiffsmaterials in einem noch viel höheren Grade, als die zu bewältigenden Transportmengen ſtiegen. Dadurch kam das Verhältniß zwiſchen der Nachfrage nach Transportmitteln und dem vorhandenen Schiffsmateriale außer Gleichgewicht und zwar zum offenbaren Nachtheile des letzteren. Da hierzu noch der weitere Umſtand trat, daß auf mancher Verkehrslinie mit Rückſicht auf die eigenthümlichen Verhältniſſe der Navigation die Segelſchiffe ganz ausgeſchloſſen bleiben mußten, wie ſolches beſonders ſeit der Eröffnung des Suezcanals in dem Verkehre zwiſchen Europa und Oſtaſien der Fall iſt, ſo erklärt ſich wohl leicht, weshalb einerſeits die Segelſchifffahrt nur mit Mühe Verdienſt findet und anderſeits die Dampfer

dermalen sich gegenseitig eine starke Concurrenz machen und, um überhaupt existiren zu können, die Frachten häufig stark unterbieten müssen.

Auf diese Verhältnisse, welche eben den Charakter eines Ueberganges an sich tragen, läßt sich auf künstlichem Wege nicht regulirend einwirken, und wenn auch auf einigen Seiten der Versuch gemacht, oder verlangt wurde, wie in Frankreich und Italien, durch eine Action des Staates, vorzüglich in der Form von Prämien für den Bau von Dampfern und den Betrieb der Schifffahrt, der nationalen Marine behilflich unter die Arme zu greifen, so haben derartige Maßregeln einen höchst problematischen Werth, und der Nutzen, welchen sie der Marine bringen, ist auf die Dauer weit geringer, als der Schaden, welcher immer zweifellos sich ergiebt, wenn man bei einer Hilfeleistung den eigentlichen Grund der Dinge außer Acht läßt. Es handelt sich heute in allen Marinen ohne Ausnahme nicht um eine Vermehrung des Materials, sondern es handelt sich um den Uebergang vom Segel- zum Dampfbetrieb und um die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Material und Transportbedarf: also um die allmähliche Beseitigung der durch eine theilweise Ueberproduction hervorgerufenen Folgen. Insoweit es überhaupt der staatlichen Thätigkeit möglich ist, in diese Verhältnisse einzugreifen, kann die Aufmerksamkeit wesentlich nur darauf gerichtet sein, die Entwicklung des Dampferbetriebes zu fördern und ohne der Segelschifffahrt neue Impulse zur Vergrößerung zu geben, doch wenigstens die Fortexistenz des vorhandenen Materials und die naturgemäße Verzinsung und Amortisirung des darin angelegten Capitals zu ermöglichen.

In der österreichischen Handelsmarine hat der Dampferbetrieb bisher keine besondere Ausdehnung gefunden, wenn man von der Gesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd absieht. Selbst die einzige Gesellschaft, welche neben dem Lloyd den Versuch hierzu gemacht hatte, die im Jahre 1871 gegründete »Società Adria di navigazione a vapore«, sah sich nach wenigen Jahren zur Liquidation genöthigt, zum Theile wohl auch in Folge des Verlustes einer ihrer drei Dampfer. Die beiden übrigen Dampfer wurden an den Lloyd verkauft. Um wenigstens einigen Antrieb zur Vermehrung der Dampferflotte zu haben, und dadurch auch der inländischen Industrie Nahrung zuzuführen, beschloß die österreichische Regierung, den auf inlän-

diſchen Werften erbauten Handelsdampfern eine zehnjährige Befreiung von der Entrichtung der Einkommen- und Erwerbſteuer zu gewähren. Eine gleiche Begünſtigung kann aber den Segelſchiffen nicht zugeſtanden werden, weil es nicht gerathen erſcheint, die Vermehrung dieſes Materials zu fördern.

Weſentliche Aufmerkſamkeit wird ſeitens der öſterreichiſchen Regierung der Einrichtung regelmäßiger Dampferlinien zugewendet, weil derartige Linien die feſteſte Grundlage zur Entwicklung des Handelsverkehres bilden. Sehr hervorzuheben iſt in dieſer Richtung das mit dem Lloyd am 28. Juni 1878 abgeſchloſſene Uebereinkommen über den Dienſt auf den indiſchen Linien. Der Lloyd verpflichtet ſich in dieſem Uebereinkommen jährlich 3 Fahrten von Trieſt nach Bombay, 6 von Trieſt nach Calcutta und 3 von Trieſt über Bombay nach Singapore zu unternehmen, und hiebei auch auf den Bombay-Fahrten Port Said, Suez, Aden und Ceylon, auf den Calcutta-Fahrten Port Said, Suez, Ceylon, eventuell auch Aden und Madras anzulaufen. Die Regierung gewährt dafür dem Lloyd Meilengelder von fl. 1·80 auf den erſteren und fl. 2·50 auf den beiden letzteren Linien, und erſetzt der Geſellſchaft überdies die für die Paſſage des Suezcanals entrichteten Gebühren. Der Lloyd hat auf den erwähnten Linien Dampfer mit einer Tragfähigkeit von durchſchnittlich 1200 Gewichtstonnen und einer Schnelligkeit von 8 Seemeilen in Dienſt zu ſtellen. — Der Dienſt auf den indiſchen Linien wurde vom Lloyd noch erweitert und bis Hongkong ausgedehnt, weil es ſich zweckmäßiger gezeigt hat, den Endpunkt der Fahrten nicht in Singapore zu belaſſen. Auch wurde die Anzahl der Fahrten vermehrt und im Einvernehmen mit der öſterreichiſchen Regierung die darnach erforderlichen Veränderungen in den Itineraren vorgenommen. Dermalen finden im Ganzen jährlich 12 Fahrten von Trieſt nach Hongkong mit Berührung von Port Said, Suez, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore und zeitweiſe von Brindiſi, und 8 Fahrten nach Calcutta ſtatt. Außerdem wurde mit Beginn 1883 die Linie Trieſt-Tunis activirt.

Auf dem Gebiete der Seebauten hat die öſterreichiſche Seeverwaltung ſehr bedeutende Leiſtungen zu verzeichnen. Mit den alljährlich durch das Finanzgeſetz bewilligten Geldmitteln wurden einerſeits alle jene

Arbeiten ausgeführt, welche zur Erhaltung oder Verbesserung der verschiedenen bestehenden Objecte nothwendig waren, andererseits aber neue Arbeiten dort in Angriff genommen, wo sich auf Grund vorangegangener eingehender Erhebungen ein dringendes Bedürfniß ergab. Da viele Punkte der österreichisch-ungarischen Küste baulicher Vorkehrungen bedürfen und die Geldmittel nicht hinreichen, um gleichzeitig oder doch in rascher Folge diese Vorkehrungen auch ausführen zu können, so war es eine wichtige, aber auch schwierige Aufgabe der Seeverwaltung, die größere oder geringere Dringlichkeit einzelner Objecte, den Grad der Wichtigkeit einzelner Hafenorte genau abzuwägen, um derart die bauliche Thätigkeit in entsprechender Weise zu regeln.

Die bauliche Thätigkeit der Seeverwaltung ist deshalb von großer Bedeutung, weil eine förderliche Entwicklung der Schifffahrt, und namentlich ein reger Seeverkehr nicht möglich ist, wenn nicht die einzelnen Punkte der Küste für die Navigation gut zugänglich sind, den Schiffen sicheren Schutz gewähren und die Vornahme der einzelnen Handelsoperationen ermöglichen. Der Aufschwung des Seeverkehres aber wirkt auf das wirthschaftliche Leben der ganzen Küste zurück, welche so vielfach auf die See angewiesen ist und nur durch möglichste Ausnützung der See und in Folge dessen durch Vervielfältigung der Verbindungen einer gedeihlichen Zukunft entgegenzusehen vermag.

Die seit dem 1. Januar 1854 bis Ende 1881 von der Seeverwaltung im österreichischen Küstenlande und Dalmatien ausgeführten Schutz-, Ufer- und Hochbauten, Vertäuungsmittel, Warnzeichen, See- und Hafenleuchten, sowie andere zum Nutzen und zur Sicherheit der Schifffahrt nöthigen Vorkehrungen haben einen Kostenaufwand erfordert und zwar:

a) im österreichisch-ungarischen Küstenlande	7,562.765 fl.
b) in Dalmatien	4,776.142 »
Zusammen	12,338.907 fl.

Dazu kommen für das Jahr 1882 als bereits im Finanzgesetz genehmigt, und zwar:

a) für das Küstenland	189.900 fl.
b) für Dalmatien	207.350 »
Zusammen	397.250 fl.
Totale bis inclusive 1882:	12,736.157 fl.

Außerdem hat die Central-Seebehörde einen ſehr detaillirten Koſtenvoranſchlag für noch in Zukunft auszuführende Arbeiten aufgeſtellt, welcher ſich beziffert:

a) für das Küſtenland	1,026.111 fl.
b) für Dalmatien	1,667.582 »
Zuſammen	2,693.693 fl.

Die Auslagen ſind alſo immerhin bedeutend. Rechnet man die Staatsmittel hinzu, welche zur Herſtellung des neuen Hafens von Trieſt bewilligt wurden, ſo erhalten wir eine Geſammtſumme der Auslagen für bereits ausgeführte oder ſofort auszuführende Bauten und Arbeiten auf dem Arbeitsgebiete, dem die Central-Seebehörde vorſteht, von rund 27 Millionen Gulden, und zwar in einem Zeitraume von 27 Jahren (1854—1881). Es entfällt alſo durchſchnittlich auf das Jahr eine Million Gulden.

Der beſchränkte Raum, der uns zur Verfügung ſteht, ſowie der literariſche Charakter dieſes Werkes geſtatten uns nicht, in die Details der betreffenden, von der Seeverwaltung ausgeführten Bauten und Vorkehrungen einzugehen. Eine tabellariſche Zuſammenſtellung der Central-Seebehörde weiſt im Küſtenlande 98 Punkte, in Dalmatien 149 Punkte, im Ganzen alſo 247 Punkte auf, an welchen Schutzdämme und Ufermauern, nebſt Vorkehrungen zum Anlegen und Vertäuen der Schiffe, Hochbauten für Amts- und Sanitätszwecke, bewegliche Brücken, Landungsbrücken, Krahne, Bojen, Anbindepfahlwerke, iſolirte Landfeſten, gemauerte, hölzerne und ſchwimmende Warnzeichen, Baggerungen und Sprengungen, See- und Hafenleuchten und andere Arbeiten hergeſtellt wurden. Die größten Summen weiſen Trieſt mit 3,656.734 fl. und Pola mit 185.961 fl. auf. Ferner in Dalmatien: Zara mit 288.801 fl., Brevilacqua mit 112.594 fl., Trau mit 214.654 fl., Spalato nebſt einigen Objecten im Baubezirke mit 706.110 fl., Pelagoſa (Inſel mit Seeleuchte) mit 113.983 fl., Gravoſa mit 261.903 fl., Raguſa (nebſt Lacroma und Canal Daxa) mit 195.710 fl., Caſtelnuovo mit 104.624 fl., Megline (in der Bocche) mit 149.166 fl.

Da wir, wie weiter oben erwähnt, nicht in der Lage ſind, auf ſämmtliche Arbeiten der Seeverwaltung einzugehen, ein Bild von der Art und dem Umfange dieſer Thätigkeit aber immerhin von Intereſſe ſein

dürfte, so geben wir in dem nachfolgenden Abschnitte eine Darstellung der betreffenden Arbeiten im Golfe von Triest auf der Küstenlinie vom italienischen Grenzpunkte bis zum Vorgebirge von Salvore.

12. Der Golf von Triest.

(Hiezu die Uebersichtskarte Tafel II.)

Die Arbeiten der Seeverwaltung in diesem Gebiete beziehen sich auf 24 Küstenpunkte — umfassen also kaum den zehnten Theil der Gesammtarbeiten. Diese Punkte sind:

1. Cervignano und Aussafluß (auf der Karte nicht zu sehen, da die Localität über deren Rand hinausfällt). Nachdem in den früheren Jahren von den festgesetzten 13 Durchstichen zur Regulirung des Aussaflusses (s. S. 71) 7 nebst mehreren Rinnsalvertiefungen zur Ausführung gebracht worden, ist im Jahre 1880 der achte Durchstich begonnen und im Jahre 1881 vollendet worden. In den Jahren 1880 und 1881 wurden überdies bei der am rechten Ufer des Flusses im Hafen von Cervignano bestehenden Landungsriva mehrere steinerne Anbindesäulen theils neu eingesetzt, theils reconstruirt; ferner ward an der linken Seite die Wiederherstellung der 46 Mtr. langen, theilweise eingestürzten Ufermauer in Angriff genommen und bis zu Ende des Jahres 1881 derart fortgesetzt, daß nunmehr nur der Oberbau nebst den Anbindesäulen auszuführen bleibt. (Kosten 30.381 fl.)

2. Portobuso (gleichfalls außerhalb der Karte). Die hier beim Amtsgebäude bestehende hölzerne Landungsbrücke wurde im Jahre 1881 verlängert und am Kopfe derselben eine Hafenleuchte aufgestellt. Von den 27 Pfahlgruppen, welche am linken Ufer des Aussa-Canals, sowie bei der Ausmündung der Aussa ins Meer bestehen, sind in den letzten Jahren mehrere schadhaft gewordene neu construirt und einige der im Canal Anfora (s. S. 70) bestehenden alten Leitpfähle (19 an der Zahl) durch neue ersetzt worden. (Kosten 13.592 fl.)

3. Barbana. An der Stelle des bei diesem vielbesuchten Wallfahrtsorte früher bestandenen kleinen, ganz versandeten, von verfallenen Ufermauern begrenzten Mandrachio (Cabotagehafen) wurde in den Jahren 1865 bis 1872 die Reconstruction der Ufermauer tractweise ausgeführt, im Jahre 1875 der Wiederaufbau des größeren, und im Jahre 1877 jener des kleinen Schutz- und Landungsmolos zu Stande gebracht; endlich im Jahre 1878 die Reconstruction eines kurzen Tractes der als Landungsriva dienenden Schutzmauer nahe beim Mandrachio vorgenommen und in den vorerwähnten Jahren der Meeresgrund innerhalb und außerhalb des Mandrachio bis zur Tiefe von 1 Meter unter dem niederen Wasserstande ausgebaggert. (Gesammtkosten 4519 fl.)

4. Grado. Da der alte kleine Mandrachio ganz versandet war und keine brauchbaren Ufermauern bestanden, wurde in den Jahren 1868 und 1869 ein neues geräumiges Hafenbecken mit regelmäßigen Ufermauern, steinernen Anbindesäulen und

Digitized by Google

Landungstreppen ausgeführt, die neuen Böschungen des 430 Meter langen Zufahrtscanales mit Steinen verkleidet und der Meeresgrund bis zur Tiefe von 1 Meter unter dem gewöhnlichen Ebbestande ausgebaggert. Zur Markirung des Fahrwassers in der Lagune und im Canale San Pietro d'Orio wurden im Jahre 1865 circa 25 Pfahlgruppen aus je 5 Pfählen zum Theile neu hergestellt, andere in den darauffolgenden Jahren reconstruirt und zwei mit Eisenstangen und Ballons versehen. — Der zum Schutze der Stadt bis zum Jahre 1871 in der Länge von 750 Mtr. hergestellte große steinerne Damm ist in den Jahren 1872 bis 1875 an der westlichen Seite um 270 Mtr. verlängert, und im Jahre 1879 eine Terrainschutzmauer an der östlichen Seite hergestellt worden. Im Jahre 1872 schritt man zur Reconstruction des als Warnzeichen für die Seefahrer dienenden Thurmes einer alten nicht mehr bestehenden Kirche in San Pietro d'Orio, und in den Jahren 1875 bis 1877 erfolgte die Abschließung der Ausmündung des Canals Moreri, um weiteren Zerstörungen des Terrains bei der Stadt Einhalt zu thun. Zur Markirung der für die Schifffahrt höchst gefährlichen Untiefe »Mula di Muggia« wurde im Jahre 1868 eine schwimmende Seeleuchte verankert, und an derselben in den darauffolgenden Jahren mehrmals kostspielige durch Seestürme verursachte Restaurirungen vorgenommen. (Gesammtkosten 206.424 fl.)

5. **Seeleuchten-Gebäude in Grado und Galumeto.** Da das Leuchtschiff bei Grado in hohem Grade reparaturbedürftig war und die Erfahrung überdies gezeigt hatte, daß mit dem Leuchtschiffe doch nicht der angestrebte Zweck einer vollkommen sicheren Beleuchtung erreicht werden könnte, weil dessen Verankerung an der Spitze einer zu markirenden Bank nicht möglich war, wurden im Jahre 1880 zwei thurmartige Gebäude an der Küste von Grado und Galumeto (Porto Primero) errichtet und in jedem derselben zwei übereinander gestellte Leuchten angebracht, welche einen Sector von beiläufig 40 Grad gegen die Bank Mula di Muggia derart beleuchten, daß die Schiffe bei Sichtung eines der zwei Leuchtfeuer noch frei von der Bank sind .... Zur Markirung der genannten Bank wurde im Jahre 1880 eine Glockenboje an der äußersten Spitze derselben gesetzt. (Kosten 7153 fl.)

6. **Sdobba.** In den Jahren 1867 und 1869 wurden verschiedene Restaurirungen in dem hier früher bestandenen, später der Finanzdirection überlassenen Sanitätscasino ausgeführt. (Kosten 222 fl.)

7. **Rosega bei Monfalcone.** In diesem nahe bei Monfalcone gelegenen und durch eine gute Fahrstraße mit der Südbahnstation gleichen Namens verbundenen Hafen sind seit dem Jahre 1865 verschiedene Arbeiten zur Ausführung gekommen und zwar vorerst die Herstellung einer neuen Ufermauer mit Anbindesäulen und Landungstreppen vor dem Sanitätscasino und die Vertiefung des Canals im oberen Theile desselben; dann die Verlängerung des Steindammes an der linken Seite des Canales und die Vertiefung des Meeresgrundes an der Ausmündung des Canales; im Jahre 1869 die Verstärkung des früher bestandenen Steinwurfes an der rechten Seite des Canales; in den Jahren 1870, 1872, 1877 und 1878 die abermalige Ausbesserung im Innern und außerhalb der Mündung, in den Jahren 1879 und 1881 endlich verschiedene Restaurirungen an den Mauerwerken und Steinwürfen der Dämme auf beiden Seiten des Canales. (Gesammtkosten 128.342 fl.)

8. **Duino.** In Folge der eingetretenen Dringlichkeit erfolgte in diesem Hafen die Ausführung verschiedener Arbeiten, und zwar 1870 die Herstellung eines hölzernen Anbindepfahlwerkes bei der Einfahrt im Hafen nebst späterer wiederholten Vertheerung,

GOLF von TRIEST
(AQUILEJA)
Kilometer
MEERBUSEN VON TRIEST
MEERBUSEN VON MONFALCONE
TRIEST
Valle di Muggia
MUGGIA
GRADO
Cervignano
Terzo
Aquileja
Belvedere
Isola Morosini
Canale Anfora
S. Canziano
Ronchi
MONFALCONE
Duino
S. Croce
Prosecco
Nabresina
Comen
Gorjansko
Vellikidoll
Sales
Barcola
Punta Sdobba
Porto di Sdobba
La Cura
Punta Grignano
Secca
Dünen

Digitized by Google

sowie mehrere Restaurirungen an der Uiermauer; im Jahre 1871 die Verlängerung des äußeren Schutz- und Landungsdammes; im Jahre 1873 die Verstärkung des Steinwurfes am Kopfe des Schutzdammes; im Jahre 1877 die allgemeine Restaurirung der Hafenbauwerke und im Jahre 1879 die Vertiefung des Meeresgrundes mittelst Dampfbagger bei S. Giovanni in der Nähe der Mündung des Timavoflusses. (Gesammtkosten 18.584 fl.)

9. S. Croce. Zum Schutze der zahlreich an diesem Küstenstriche verkehrenden Fischerbarken und anderer bei Unwetter Zuflucht suchenden Fahrzeuge, wurde in den Jahren 1871 bis 1874 ein neuer mit äußerem Damme, innerer Uiermauer, steinernen Anbindesäulen und Landungstreppen versehener Mandracchio ausgeführt und in Folge mehrerer nach heftigen Seestürmen entstandenen Schäden im Jahre 1880 die Reconstruction des äußeren Dammes vorgenommen. In den Jahren 1875 und 1876 wurde der neue Mandracchio ausgebaggert. (Gesammtkosten 31.757 fl.)

10. Barcola. Der alte, ganz versandete, sehr beschränkte, fast unbrauchbar gewordene Mandracchio wurde in den Jahren 1871 bis 1874 verschüttet und weiter hinaus in die See ein neuer geräumiger mit äußerem Schutzdamme, inneren Uiermauern, Anbindesäulen und Landungstreppen versehener Mandracchio erbaut. Durch diese Hinausrückung erhielt man die nöthige Wassertiefe und wurde dadurch die viel besuchte nach Miramar führende Fahrstraße nicht nur erheblich erweitert, sondern auch zwischen derselben und dem neuen Mandracchio ein weitläufiger, als Halteplatz der Fuhrwerke, zur Austrocknung der Netze und zu anderen Zwecken sehr nützlicher Platz hergestellt. . . . Im Jahre 1874 wurde der Steinwurf am Schutzdamme verstärkt, im Jahre 1875 ein alter kleiner Molo abgetragen und im Jahre 1881 in Folge sehr bedeutender, durch heftige Seestürme herbeigeführter Schäden die Reconstruction des besagten äußeren Schutzdammes durchgeführt. Zu den ursprünglichen Auslagen für die neuen Mandracchi in Barcola und S. Croce hat die Gemeinde Triest namhafte Beträge beigesteuert. . . . (Gesammtkosten 59.267 fl.)

11. Triest. In diesem wichtigsten Hafen Oesterreich-Ungarns wurden seit dem Jahre 1854 sehr bedeutende Neubauten, Reconstructionen, Reparaturen und Baggerungen vorgenommen. Besonders zu erwähnen sind die fortwährend nöthig gewordenen Reconstructionen und Restaurirungen der zahlreichen hölzernen Anbindepfahlwerke, sowie der Pflasterungen auf den Moli; die Legung, Auswechslung und Verankerung eiserner Bojen, die Verlängerung des Molo S. Carlo in den Jahren 1864—1865 um 70 Klafter und des Molo Giuseppino um 50 Klafter; dann in den Jahren 1852—1862 die Herstellung der neuen Uiermauer zwischen dem Salzmolo und dem Molo Klutsch nebst Verlängerung des ersteren und Reconstruction der Uiermauer zwischen dem Salzmolo und dem rechten Uier des Canal Grande; der Bau der Drehbrücke bei der Ausmündung des genannten Canals, die in den Jahren 1874—1875 erfolgte Wiederherstellung des Molo Porporella beim Sanitätscasino, der Bau des letzteren und die im Jahre 1878 erfolgte Vergrößerung desselben; die 1874—1875 erfolgte Reconstruction eines Brückenkopfes an der über den Canal Grande führenden »rothen Brücke«, der Ausbau eines Flügels am Amtsgebäude der Seebehörde, endlich viele andere kleinere Reconstructionen an den Uiermauern und Moli des Hafens. Im Jahre 1872 wurde der Mandracchio an der Spitze von S. Andrea erbaut, mehrmals der Steinwurf am Theresienmolo ergänzt, die Sprengung zur Vertiefung des Sachettabeckens eingeleitet und im Jahre 1880 einige schwimmende Warnzeichen außerhalb des Theresienmolo zur Markirung der dort vorhandenen Untiefen gelegt. Im Jahre 1867 endlich

wurde der Bau des neuen Hafens, über den wir besonders berichtet haben, in Angriff genommen. (Gesammtkosten — ausschließlich des neuen Hafens — 3,656.734 fl.)

12. Muggia. Außer verschiedenen Arbeiten an den Ufermauern des alten Mandracchio, wurde in Folge der vermehrten Anzahl der Barken des Ortes und der nahen Küstengegend in den Jahren 1872—1875 ein neuer Mandracchio mit Ufermauer, Anbindesäulen und Landungstreppen hergestellt; der nordöstlich gelegene Schutzdamm nebst Perapettmauer verlängert, im Jahre 1877 eine neue Ufermauer im alten Mandracchio nebst breiter Fahrstraße zur Verbindung mit den nach Triest und dem neuen Lazarethe in Valle S. Bartolomeo führenden Straßentracten erbaut; im Jahre 1873 ein neues Sanitätsgebäude errichtet, in den J. 1874 und 1875 Baggerungen, dann Pflasterungen und Restaurirungen an den Ufermauern vorgenommen. (Gesammtkosten 70.342 fl.)

13. Servola. Es wurde an der Meeresküste unter diesem Dorfe die vor Jahren erbaute hölzerne Landungsbrücke, welche wegen des Steintransportes aus den nahen Brüchen besondere Bedeutung hat, wieder hergestellt und verlängert. (Kosten 601 fl.)

14. Lazareth in Valle S. Bartolomeo. Da das alte Theresien-Lazareth wegen des neuen Hafenbaues in Triest zum Abbruch bestimmt war, mußte an die Herstellung einer neuen derartigen Sanitätsanstalt geschritten werden. Dieselbe befindet sich in der Bucht S. Bartolomeo zwischen der Punta Sottile und Punta Grossa. Durch Abgrabungen des Bergrückens wurde das nothwendige Materiale zu einer Anschüttung seeseits gewonnen. Diese ist 200 Klafter lang und 100 Klafter breit und hat eine Risalite von 100 Klafter Länge und 15 Klafter Breite. Auf dieser Anschüttungsfläche wurde ein Gebäude für die Lazarethbeamten, ein zweites für die Inspectionsguardiane, ein drittes für Contumazianten, acht Waarenmagazine, ein Waarenumladungsschuppen, zwei Sprechhallen und mehrere Abschließungsmauern errichtet. Gleichzeitig erfolgte die Ausführung der nach der Schiffswerfte S. Rocco führenden 8 Mtr. breiten, mit Stützmauern und Durchlässen versehenen Verbindungsstraße, die Errichtung des Friedhofes auf einer Anhöhe nächst dem Lazarethe, die Anlage von Pflanzungen, Ableitungscanälen u. s. w. Im Jahre 1871 wurde der Quellensammler hinter dem Lazarethe fertiggestellt und das Wasser nach dem Innern desselben geleitet; ferner in den Jahren 1872 bis 1876 mehrere Vertauungsbojen gelegt und tractweise die Ufermauern am äußersten Rande der bis dahin blos mit Steinwurfböschungen geschützten Anschüttung erbaut, Anbindesäulen eingesetzt, Landungstreppen eingerichtet und das Kanzleigebäude hergestellt.

Im Jahre 1874 schritt man zur Einsetzung von Schienengeleisen nebst Anschaffung von kleinen Tramway-Waggons zum Zwecke des raschen Transportes der Waaren aus den Magazinen längs der Strada netta bis zum Verladeplatze. Im Jahre 1869 erfolgte die Herstellung zweier Seemeilen-Distanzanzeiger auf der Punta Sottile und Punta Grossa und im Jahre 1871 die Legung einer Signalboje auf der Untiefe bei der Punta Sottile. Im Jahre 1877 folgte eine neue 9000 Hektoliter fassende Cisterne und in den Jahren 1880 und 1881 die Verstärkung des Schutzsteinwurfes an der Stützmauer der Verbindungsstraße nach San Rocco. In den letzten zwei Jahren wurde auch ein geschlossener Raum für die Unterkunft von verseuchtem und verdächtigem Vieh fertiggestellt. (Gesammtkosten 682.394 fl.)

15. Punta Sottile. Im Jahre 1873 wurde das Gebäude für die Leuchte und im darauffolgenden Jahre die Stützmauer nebst Schutzsteinwurf am Plateau bei der Straße hergestellt, später auch mehrmals die durch Seestürme herbeigeführten Be-

schädigungen am Gebäude und an der äußeren Mauer wieder in Stand gesetzt. (Kosten 6574 fl.)

16. **Capo d'Istria.** Im Jahre 1870 erfolgte die allgemeine Restaurirung des alten Mandracchio und begann die erste — im Jahre darauf die zweite — Verlängerung des Molo delle Galere. In den Jahren 1866 und 1868 wurden Baggerungen innerhalb und außerhalb des vorerwähnten Mandracchio gemacht. Im Jahre 1870 schritt man zur Abtragung eines hölzernen, unbrauchbar gewordenen Schutzwerkes bei der Einfahrt des Mandracchio und zur Baggerung des durch die kreisförmige Verlängerung des Molo delle Galere gebildeten neuen Hafens. In den Jahren 1875 und 1876 kam die Herstellung des neuen Sanitätsgebäudes und der drei Anbindepfahlwerke im neuen Hafen, sowie des Anbindepfahlwerkes in der äußeren Bucht zu Stande. Im Jahre 1875 wurden weitere Baggerungen im alten und neuen Hafen, sowie ein neuer Ufermauertract und eine neue Landungsbrücke ausgeführt. Im Jahre 1877 erfolgte die Erhöhung des Molo delle Galere, in den nächsten Jahren mehrere Reparaturen. (Gesammtkosten 140.863 fl.)

17. **Isola.** Der hier bestehende Mandracchio wurde im Jahre 1865 ausgebaggert; im Jahre 1867 erfolgte die Erweiterung des Sanitätsgebäudes, im Jahre 1871 die Restaurirung des kleinen Landungsmolo bei der Einfahrt zum Mandracchio, im Jahre 1872 die Herstellung einer neuen hölzernen Landungsbrücke, die im Jahre 1874 verlängert und 1878 restaurirt wurde; im Jahre 1876 die Ausbaggerung außerhalb des Mandracchio nebst Entfernung alter Pfahlspitzen. Im Jahre 1881 wurde die Landungstreppe abermals reconstruirt. (Kosten 13.179 fl.)

18. **Strugnano.** Unwesentliche Arbeiten. (Kosten 664 fl.)

19. **Madonna della Salute.** In den Jahren 1874 und 1875 wurde auf der westlich von Pirano in der Nähe der Kirche befindlichen Spitze das Gebäude für die neue Leuchte errichtet; im Jahre 1876 der Ausbau der Plattform vervollständigt und diese mit einem Eisengitter versehen; ferner in den Jahren 1877 und 1879 verschiedene kleinere Arbeiten in den inneren Räumlichkeiten bewirkt. (Kosten 7019 fl.)

20. **Pirano.** In diesem Hafen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sind mehrere, mitunter bedeutende Arbeiten zur Ausführung gekommen. Es wurde, außer der Legung der Bojen und Anbindesäulen, sowie der Reparaturen der Ufermauern, ein neues Anbindepfahlwerk in der Valle di Sezza hergestellt und in den Jahren 1867, 1871, 1872, 1873, 1875 und 1880 die inneren Mandracchi ausgebaggert. Im Jahre 1872 erfolgte die Reconstruction eines alten Ufermauertractes beim alten Landungsmolo; in den Jahren 1872 bis 1874 die Verlängerung dieses Molo um 20 Mtr. zur Bildung des neuen äußeren Hafens nebst Parapettmauer zum Schutze gegen den Wellenschlag bei Südweststürmen; im Jahre 1875 die Reconstruction eines anderen Ufermauertractes an der Wurzel des Molo gegen den größeren Mandracchio; im Jahre 1876 eine neue Steinverkleidung bei dem äußeren Rivatracte des zuletzt erwähnten Mandracchio. Die Hafenleuchten an den Köpfen des äußeren Schutzdammes wurden in den Jahren 1870, 1871 und 1874 hergestellt. (Gesammtkosten 119.851 fl.)

21. **S. Bernardino.** Die Errichtung des kleinen Gebäudes für die Leuchte erfolgte im Jahre 1872; seitdem, und zwar in den Jahren 1873, 1874 und 1877 wurden verschiedene andere Arbeiten zu zweckentsprechender Beleuchtung ausgeführt. (Kosten 3764 fl.)

22. **Portorose.** Der in früheren Jahren hergestellte Landungsmolo beim Sanitätscasino wurde gegen Ende des Jahres 1865 restaurirt; im Jahre 1866 erfolgte

die Herstellung von vier neuen Anbindepfahlwerken in der äußeren Bucht; im Jahre 1868 die Vergrößerung des Sanitätsgebäudes. In den nächsten Jahren waren mehrere Restaurationsarbeiten nothwendig. (Kosten 6502 fl.)

23. **Sicciole und Dragogna.** In Folge der bei der Ausmündung des Dragognaflusses ins Meer vorgekommenen Versandungen, wurden in den Jahren 1868, 1873 und 1874 Ausbaggerungen ausgeführt. ... Um die Steinverladung aus dem nahen Bruche bei der Brücke von Sicciole zu erleichtern, wurde daselbst, und zwar am linken Ufer des Flusses, im Jahre 1875 eine Ufermauer mit Anbindesäulen hergestellt. Im Jahre 1876 erfolgte die Markirung des Fahrwassercanals mittelst eichener Pfähle bei der Flußmündung und im Jahre 1877 eine abermalige Ausbaggerung. (Kosten 55.560 fl.)

24. **Salvore.** Da die in der Nähe des Leuchtthurmes befindliche kleine Bucht häufig als Zufluchtshafen benützt wird, sind im Jahre 1872 die beiden dort bestehenden Steinwürfe mit Warnungszeichen versehen, auch zum Zwecke der Ein- und Ausschiffungen ein kleiner Molo sammt Anbindesäulen und Treppen errichtet worden. Im Jahre 1871 erfolgte eine Vertiefung des Grundes mittelst Dampfbagger, im Jahre 1875 die Restaurirung des Warnzeichens auf den Untiefen Scipar und in den Jahren 1878 und 1879 die abermalige Restaurirung der beiden Warnzeichen. (Kosten 37.842 fl.)

Die Gesammtkosten aller an den aufgezählten Punkten im Bereiche des Golfes von Triest ausgeführten Arbeiten beziffern sich auf 5,302.116 fl.

---

13. Pola.

(Hierzu Plan: Tafel III.)

Ueber den Hafen von Pola ist alles Wissenswerthe und Interessante — einschließlich der maritimen Etablissements — im Haupttexte enthalten. Die dort nicht berührten topographischen Details sind aus dem beistehenden Plane zu ersehen. Die vielen Forts, welche dem Hafen den Charakter eines Kriegshafens verleihen, entziehen sich, wie es in der Natur der Sache liegt, der eingehenden Beschreibung. — Dagegen hätten wir einige Notizen über die von der Seeverwaltung bewirkten Arbeiten nachzutragen. ... Die wichtigste dieser Arbeiten ist wohl die in den Jahren 1876 und 1877 im Anschlusse an die Bauten des Stationsplatzes der istrianischen Staatsbahn hergestellte neue Ufermauer nebst Ueberbrückung und Dammfortsetzung; dann die im Jahre 1878 bewirkte Pflasterung der Riva und des Landungsmolos. Außerdem wurden die nothwendigen Vertäuungsobjecte hergestellt und das Hafenbecken (selbstverständlich nur des Handelshafens) ausgebaggert.

Ferner wurden in den Jahren 1874 bis 1881 drei mit Ballons versehene Eisenstangen auf den Untiefen Cabula bei der Insel Brioni, Cielo und Fanera eingekeilt, dann 1878 eine schwimmende Boje auf der Untiefe Degli Olivi gelegt. Die Gesammtkosten dieser Arbeiten innerhalb der Jahre 1865—1881 beziffern sich auf 145.961 fl.

---

14. Der Quarnero.

(Hierzu Tafel IV: Physikalische Karte des Quarnero.)

Die Karte des Quarnero, welche diesem Werke beigegeben ist, zeigt die Tiefenverhältnisse durch Farbentöne an; je tiefer, desto dunkler die Farbe. Man ersieht aus den schmalen helleren Streifen, welche sich längs des Ufers hinziehen, daß die Küstenberge fast überall steil in das Meer abtauchen; nur an wenigen Stellen, meist in tief eingeschnittenen Buchten (Cassione Dobrigno, Logaro, Sta. Euſemia) giebt es ausgedehnte Seichtgründe (bassi fondi), die aber meistens nicht ursprünglich formirt, sondern erst nach und nach durch Einschwemmung von Erde aus dem umgebenden Lande entstanden sind. . . . Vom Uersaume ins Meer hinabsteigend, gewahrt man im Quarnero im Allgemeinen drei Abstufungen: einen schmalen Saum seichteren Wassers mit Steinklippen, oder an den wenigen Stellen, wo er breiter wird, mit Sand oder mit Schlammgrund; dann einen steilen Abhang (Declivium), der hier immer felsig ist; endlich einen flachen Boden mit Letten oder mit Grus und Conchilienfragmenten besetzt.

Auch diese Vertheilung der Grundarten ist in der Karte dargestellt. Es dürfte von einigem Interesse sein, wenigstens in Kürze mitzutheilen, wie die verschiedenen Gesteinsarten, welche das Skelett des ganzen Quarnerobeckens und folglich auch die vom Meere bedeckten Vertiefungen bilden, sich unter dem Meere als Grundarten erhalten. . . . Die eigentlichen Kalke der hier vorkommenden Formation sind durchwegs sehr compact, fest und hart. Sie sind meist großklüftig, ohne feinere Schieferung. Die Kalkbänke liefern weder Verwitterungsproducte, noch auch zerfallen sie heute mechanisch in Absonderungsstücke. Hingegen sind ihre jedesmaligen oberen Schichtenlagen schon bei jenen Erschütterungen, welchen größtentheils das Karstgebiet seine letzte Gestaltung, insbesondere die meisten Spalten, Risse und Trichter, verdankt, senkrecht auf ihre Flächen in kuboidische Blöcke, Trümmer und Schutt verwandelt worden. Kopfgroße, etwa 40 bis 50 Pfd. schwere Kalktrümmer werden von den im Quarnero herrschenden Brandungen nicht mehr bedeutend abgerollt; sie bleiben immer mehrflächig, wenn auch mit abgerundeten Kanten und Ecken. Erst unter Faustgröße beginnen die charakteristischen ellipsoidischen und kugeligen, ganz abgeglätteten Meeres-Kalkgerölle. Wo aber die Brandung durch vorliegende Seichtgründe etwas abgeschwächt wird, entstehen aus dem nicht gerollten, sondern hin- und hergeschobenen Steinschutte des Ufers nur flache, abgewetzte Geschiebe. . . . Solche harte, meist hell, zur Ebbezeit in der Ferne blendend

weiß, von den grauen Uferfelsen abstechende Strandgerölle und Geschiebe werden hier »Ghiarina« genannt.

Eine weitere Detrition der Kalke und ihrer Breccien liefert der Kalkgrus und Erde. Diese ist die tiefroth-ockerige Thonerde, welche in den Spalten und Klüften der oberen Kreidekalke und der tieferen Conglomeratbänke besonders reichlich auftritt und auch das compacte Gestein in Adern, Nestern und auch Absonderungsflächen so reichlich durchzieht, daß sie nicht als nachträglich eingefüllt, sondern als ursprünglicher Uebergemengtheil jener Kalksteine gelten muß.... Sonst sind noch folgende zu erwähnen: Weißliche und graulichte Dolomitbreccien, dolomitische Sandsteine, Tassello (Nummuliten-Sandsteine) und Schlammgrund. Der Schlamm mit organischen Beimengungen ist bald suppiger Letten, bald Mörtel (Lettenschlamm, Mörtelschlamm, immer aber eine thonige Grundart. Der schwarze Schlamm bildet den Boden der seichten ruhigen Buchten am hintersten Rande derselben (wie Valle Pischio bei Cherso, Valle Noghera, Valle di Castelmuschio, Laguna d'Ossero ꝛc.). Außer diesen erwähnten Grundarten finden sich im Quarnero hie und da in der Gegend von Rheden und Häfen ganz fremde, wie z. B. Granit, Syenit, Thonschiefer, Kiesel u. s. w., in Brocken oder Sand. Diese sind ausgeworfener Ballast fremder Schiffe.

Wellenschlag und Brandung. Der Wellenschlag ist im Quarnero, und besonders im oberen Theile desselben, minder gewaltig und minder häufig, als in der offenen Adria und selbst im benachbarten Golfe von Triest.... Die mehrtägigen, oft auch wochenlangen Windstillen, welche in der Mitte des Winters, dann zwischen Mai und August einzutreten pflegen, lassen bekanntlich den Spiegel der Adria ziemlich glatt: im Quarnero aber ist dann die Meeresstille noch weniger gestört als irgend sonstwo, da sich die zeitweise von vorübergehenden Windhauchen weiter außen im offenen Meer erzeugten Deiningen in den langen Canälen bis zur Unmerklichkeit abschwächen. Ganz im Gegensatze hierzu treibt der Spätherbst, dann Winters Anfang und Ende, durch Bora- und Sciroccostürme die Gewässer zu beträchtlichen Wellen auf. Die höchsten Wogen erzeugt der Scirocco, da er, wenngleich im Quarnero nicht mehr mit großer Gewalt wehend, dennoch den Anlaß zu hoher Hohlsee aus der offenen Adria mitbringt und mehr horizontal herweht, da er kein bedeutendes niederhaltendes Gewicht auf das Meer ausübt. Auch der gleichzeitig verminderte Luftdruck dürfte auf die höhere Erhebung der Wellen einigen Einfluß haben.

Die größte Höhe der Sciroccowellen im freien Golfe wurde vom Ufer aus mit dem Nivellir-Instrumente zu 10 bis 11 Fuß gemessen; die meisten bleiben aber etwa 1 bis 2 Fuß unter dieser Maximalhöhe zurück. Ihre Gestalt ist, den überstürzenden Kamm abgerechnet, sehr rundbäuchig, folglich ihre Breite beträchtlich, etwa 20 bis 30 Fuß, und ihre Länge in der Mitte der breiteren Canäle oft über 100 Fuß. Die Bora mit ihren nach Orten, Richtung und Anzahl wechselnden Stößen erregt weit weniger regelmäßige Wellen. Sie laufen häufig durcheinander, sind weniger breit und lang, oben schäfer und spitzer, und der ungeheuere mechanische Druck, welchen der aufprallende Wind von oben her ausübt, läßt sie kaum über 7 bis 8 Fuß hoch werden.

Andere Winde wehen, seltene Gewitterstürme ausgenommen, nie so heftig, daß sie bedeutende Wellen erregen könnten. Höher und charakteristischer sind nur diejenigen, welche der sommerliche West- und Nordwestwind (Maestral) besonders im südlichen Theile des Quarnero, an den Nachmittagen heiterer Zeitabschnitte, oft mehrere Wochen hindurch regelmäßig erregt. Sie erreichen dann nicht selten die Dimensionen mäßiger Sciroccowellen, überschreiten aber nie die Grenze der Gefahrlosigkeit und legen sich

Tafel 4

PHYSIKALISCHE KARTE
des
QUARNERO
nach
Dr. J.R. Lorenz.
Maßstab 1:580000
Kilometer
Golf von Fiume
Fiume
Monte Maggiore
Kroatisches (Liburnisches) Karst Gebirge
Canale della Morlacca
Can. di Farasina
Quarnerolo
Quarnero
Quarnerolo
Veglia
S. Maria del Capo
Porto Re
Buccari
Castelmuschio
Zengg
Cherso
Plavnik
Pervicchio
Gregorio
Goli
Arbe
Can. di Pago
Pago
Dolin
Levrera
Ossero
Lussin
Unie
Can. di Unie
Canidole
Sansego
Orioli
Trasorti
Fianona
Albona
Ossero
Grundarten
Felsengrund
Trümmer u. Gerölle
Gries
Sand
Letten (bläulich od. grau)
Mörtel (sandig Letten)
Gelber Lehm
Zeichenerklärung
Quellen am Ufer
Quellen unter dem Meere
Tiefenschichten
0 – 3 Faden
3 – 30
30 – 40
40 – 60
unter 60 Faden
Richtung localer Winde
Vorherrschende Richtung der Bora
Ermittelte Richtung d. Fluthströmung
Vermuthete
Richtung der Hauptströmung

Digitized by Google

mmer nach Sonnenuntergang. Im nördlichen Quarnero ist dieser Seegang minder regelmäßig und minder hoch .... Die übrigen wechselnden Winde erregen gewöhnlich nur 2 bis 4 Fuß hohe Wellen, der südwestliche (Libeccio) um einen Fuß höher. Könnte man vor Bora und Scirocco sicher sein, so wären zweiruderige offene Barken hinreichend, um den Quarnero kreuz und quer zu befahren. In der That rudern witterungskundige Fischer und Schmuggler gar häufig bei Tag und Nacht über die breitesten Canäle, wie zwischen Porto Ré und Caisole, Moschenizza und Farasina, Arbe und Veglia, Lussin piccolo und Sansego oder Unie u. s. w. auf und ab, ohne sich anderer Fahrzeuge als solcher kleiner Boote zu bedienen.

Wie überall im Inselmeere, so folgt auch hier die Richtung der Wellen noch mehr als jene der Winde den Mittellinien der Canäle. Daher kommt es, daß bei einem und demselben Winde in verschiedenen Canälen auch verschiedene Richtung des Seeganges herrscht. Besonders bei Scirocco rücken die langen Deiningen aus den drei größeren Canälen (Maltempo, Quarnerolo und Canale di Farasina) convergirend gegen den Busen von Fiume vor, und treffen je zwei solche Wellensysteme unter ziemlich großen Winkeln zusammen. So z. B. rennen die Sciroccowellen aus dem Canal von Maltempo mit beinahe westlicher Richtung in den Golf von Fiume heraus; ein Fahrzeug, welches in dieser Richtung vor den Wellen laufend an der Mündung jenes Canales ankommt, empfängt plötzlich von der Backbordseite die weit bedeutenderen Schläge der aus dem Quarnerolo nach Nordwest vorrückenden Wogen. Aus dem Canal von Farasina rücken die Wellenreihen nordwärts vor.

Die Tiefe, bis zu welcher die Wellenbewegung wirksam ist, wurde ziemlich genau ausgemittelt. Die directe Wirkung kann sich selbstverständlich nur bis auf die Hälfte der Gesammthöhe der Wellen unter dem Meeresspiegel erstrecken — also höchstens 5 bis 6 Fuß unter dem Niveau der Ebbe. In 12 bis 14 Fuß Tiefe bleiben, nach oft wiederholten Versuchen, schon faustgroße Steine selbst bei den größten Sciroccostürmen unverrückt liegen. In 24 Fuß Tiefe erhalten sich schon Grushaufen und Sandhügel unverändert. Langdauernder hoher Wellenschlag scheint aber eine langsam stufenweise abwärts reichende, jedoch nur auf Temperatur und Salzgehalt einflußreiche Wirkung auch noch weiter bis gegen 60 bis 90 Faden auszuüben, was durch eine Temperaturmessung vor und nach einer solchen Sturmperiode ermittelt wurde.

Ebbe und Fluth. Die Beobachtung dieser Erscheinung im Quarnero hat sehr eigenthümliche und unerwartete Resultate geliefert. Die betreffenden Untersuchungen wurden von Dr. Lorenz durchgeführt und zwar durch fast drei Jahre, ein Zeitraum, der mehr als genügend war, um Schlüsse auf die aufgestellten Daten zu gründen. Die Resultate jener Untersuchungen sind in Kürze mitgetheilt folgende: Im Quarnero giebt es täglich nur eine entschiedene Fluth und eine entschiedene Ebbe. Die Stunde des Maximums oder Minimums rückt nicht täglich mit der Culmination des Mondes zurück, sondern bleibt für je mehrere Wochen nahezu gleich und avancirt durchschnittlich nur zwei Stunden jeden Monat, so daß sie erst nach zwölf Monaten wieder auf dieselbe Tagesstunde zurückkehrt. Dadurch ist die Tageszeit der Fluth und Ebbe in jeder Jahreszeit ein- für allemal bestimmt .... Die Differenz des Niveaus beträgt innerhalb eines und desselben Fluthwechsels bei gewöhnlichen Witterungsverhältnissen durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß. Der höchste überhaupt beobachtete Stand des Meeres erhob sich 5 Fuß über den tiefsten beobachteten.

An der Westküste der Adria (auch noch in Triest) findet man täglich zweimal Fluth und Ebbe. Angesichts dieser so wesentlichen Differenzen zweier analog gelegener

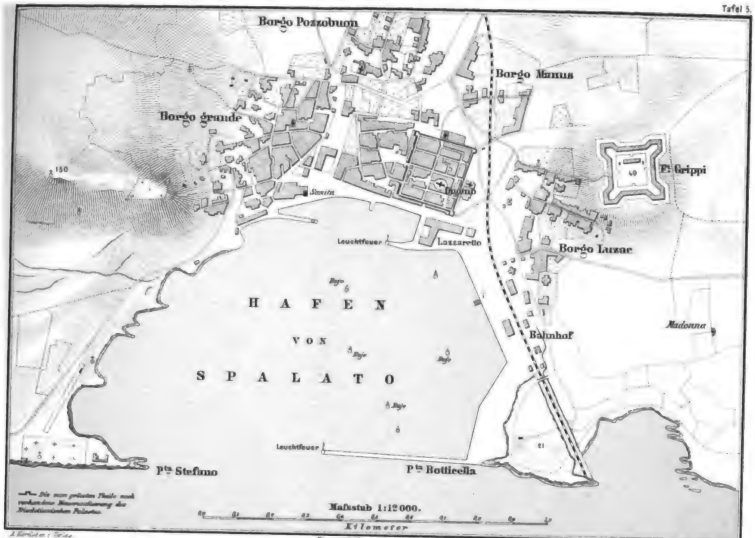
Golfe eines und desselben Binnenmeeres drängt sich zunächst die Frage auf: in welchem von beiden die Regel, in welchem die Ausnahme uns entgegentritt? Ob im Mittelmeer und der Adria in der Regel nur ein Maximum und ein Minimum täglich zu Stande komme, und daher im Golfe von Triest nur aus localen Ursachen eine ausnahmsweise Verdoppelung erfolge — oder umgekehrt? Ob überhaupt der Gegensatz zwischen den Steilküsten der östlichen, und den Flachküsten der westlichen Adria die Ursache eines verschiedenen Ganges der Fluthströmung sei?

Nach Durchforschung aller jener Agentien, welche möglicherweise diese Erscheinung des täglich einmaligen Fluthwechsels und des monatlichen Verfrühens um zwei Stunden bewirken könnten, mußte man vorläufig auf negative Resultate sich beschränken und feststellen, durch welche Kräfte das Grundphänomen nicht bewirkt wird. Sicher ist, daß dasselbe nicht von der Culmination des Mondes abhängen dürfte, nicht etwa weil die Fluth nur einmal täglich auftritt, sondern weil die Fluthstunde in gar keinem angebbaren Verhältnisse zur Culminationsstunde des Mondes steht. Dr. Lorenz führt das Alles sehr ausführlich aus. Wir constatiren nur, daß auch in dem trefflichen Werke M. G. Aimé's: »Exploration scientifique de l'Algerie 1840—1842. Recherches de physique sur la méditerranée« von Beobachtungen berichtet wird, welche dasselbe Grundphänomen, wie es im Quarnero beobachtet wurde, behandeln. Das entschiedene Resultat wäre also, daß das Grundphänomen vom Monde nicht regiert werde. Ja, es wird sich vielleicht herausstellen, daß gerade der einmalige Fluthwechsel eigentlich die Regel für die Adria, und ein zweimaliger Wechsel nur eine locale Ausnahme sei.

15. Der Hafen von Spalato.

(Hierzu Plan: Tafel V.)

Spalato ist der wichtigste Hafen Dalmatiens. Vor der Thätigkeit der Central-Seebehörde waren außer dem leidlich erhaltenen sogenannten Molo grande alle Ufermauern mehr oder weniger beschädigt, theilweise sogar zerstört und die vorhandenen Vertäuungsmittel ungenügend. Es wurden daher im Laufe der Amtsthätigkeit jener Behörde viele, mitunter bedeutende Vorkehrungen zu Stande gebracht und zwar: die Reconstruction der Ufermauern auf beiden Seiten des vorbestandenen Sanitätshauses; im Jahre 1865 die Wiederherstellung eines Ufertractes im Mandracchio (Cabotagehafen) S. Francesco; in den Jahren 1867, 1872, 1875 und 1878 verschiedene Restaurirungen am Molo grande und Molo S. Francesco; in den Jahren 1872 bis 1881 der große 665 Mtr. lange und an der Krone 5·7 Mtr. breite Schutz- und Landungsdamm von der Punta delle Boticello gegen die Punta S. Stefano, d. h. von Osten nach Westen, um den Hafen vor den heftigen Winden des II. und III. Quadranten (von Ost bis West) zu schützen. Derselbe ruht auf einer breiten Steinwurflage, ist an der Außenseite mit hoher Parapettmauer und einer weit ins Meer reichenden, aus mächtigen Steinblöcken gebildeten sanften Böschung, und an der Innenseite mit für jede Gattung Segelschiffe und Dampfer dienenden Anlege-Ufern aus Santorin-Gußmauerwerk und Steinquadern, ferner mit kleinen Aufgangsstiegen und in der Mitte mit einer großen geräumigen



Borgo Pozzobuon
Borgo Manus
Borgo grande
150
F. Grippi
40
Duomo
Sanita
Leuchtfeuer
Lazzaretto
Borgo Luzac
HAFEN
VON
SPALATO
Boje
Boje
Boje
Boje
Bahnhof
Madonna
21
Leuchtfeuer
Pta Stefano
Pta Botticella
Die zum grössten Theile noch vorhandene Ummauerung des Diocletianischen Palastes.
Maßstab 1:12 000.
0,0
0,1
0,2
0,3
0,4
0,5
0,6
0,7
0,8
0,9
1,0
Kilometer

Tafel 6

VENEDIG
Maßstab 1:22.000
Meter
Ponte sulla Laguna
S. Giobbe
Orto Botanico
Bahnhof
Madonna dell'Orto
Sacca della Misericordia
Misericordia
S. Geremia
Canal Grande
S. Simeone piccolo
S. Giacomo dell'Orio
Bacino
Canal Scomenzera
Campo di Marte Exercierplatz
S. Nicolò da Tolentino
S. M.ª dei Gesuiti
S. Apostoli
S. Giovanni e Paolo
S. Salvatore
S. Giuliano
S. Lio
S. Luca
S. Stefano
S. Paolo
S. Sebastiano
Canal di Fusina
S. Trovaso
P.ta S. Marco
S. Marco
Palazzo Ducale
S. M.ª della Salute
S. Zaccaria
S. Giovanni
S. Martino
S. Lorenzo
S. Francesco della Vigna
Docks
ARSENALE
S. Biagio
Via Garibaldi
S. Pietro di Cast.
S. Giuseppe di Castello
Volksgarten
S. Giorgio Maggiore
S. GIORGIO MAGGIORE
Canal della Giudecca
S. Redentore
GIUDECCA

Digitized by Google

Landungstreppe, außerdem mit Landfesten und eisernen Anbinderingen versehen .... Am Kopfe des neuen Schutzdammes wurde an der Stelle des früher bestandenen provisorischen Hafenfeuers der in Folge Auflassung der schwimmenden Seeleuchte von Grado im Küstenlande verfügbar gewordene eiserne Thurm eingemauert und um denselben ein kleines Gebäude für den Wächter hergestellt.

In den Jahren 1875 und 1876 erfolgte auch die Herstellung eines Steinwurfes zwischen dem neuen Schutzdamme und der Riva beim Salzmagazine, nebst Anschüttung des breiten Quais vor der Eisenbahnstation mit dem durch die Terraineinschnitte der Bahntrace gewonnenen Erd- und Steinmateriale; im Jahre 1879 die Regulirung des Straßenkörpers nebst Stützmauer beim Stationsplatze und Ufermauertract beim Salzmagazine; im Jahre 1880 die Vervollständigung dieser Ufermauern nebst Beschotterung; dann im Jahre 1881 die Inangriffnahme der neuen Riva zwischen dem Molo grande und der Eisenbahnstation.... Ferner gelangte im Jahre 1871 der Bau einer kleinen Landungsbrücke im östlichen Theile des Hafens zur Ausführung, an deren Stelle im Jahre 1876 ein neuer Ufermauertract zu stehen kam, und im Jahre 1879 die große Landungsbrücke bei der Eisenbahnstation. Im Jahre 1880 wurde eine Baracke zur Unterbringung von Rettungsgegenständen errichtet; dann in den Jahren 1872, 1874, 1879 und 1881 die Einsetzung von 26 neuen steinernen Anbindesäulen am Stationsquai, sowie die Verstärkung der in beiden Mandracchi locker gewordenen Grundmauern einiger alten Landfesten vorgenommen.... In den Jahren 1865, 1872 und 1876 erfolgte die Sprengung einiger unterseeischer Felsspitzen im Bassin beim Molo grande und der Aushub des Steinmateriales; in den Jahren 1866, 1879 und 1880 die Vertiefung des Meeresgrundes im äußeren Hafen, sowie im Mandracchio grande mittelst Dampfbagger. In den Jahren 1865 bis 1880 erfolgte die Legung von sieben Bojen, ferner die Aufstellung von schwimmenden hölzernen Signalen zur Markirung einiger kleiner Untiefen. Im Jahre 1872 ward zur Herstellung des genannten Warnzeichens auf der Untiefe von Macina, welche sich den den Canal von Spalato befahrenden Schiffen als besonders gefährlich erwies, geschritten. Der Bau wurde, in Folge Beschädigung durch Stürme, erst 1880 fertig. — Die Gesammtkosten dieser Anlagen bezifferten sich, wie aus dem Special-Arbeitsausweis der Central-Seebehörde hervorgeht, auf 574.297 fl. In der Epoche von 1865 (1854 bis 1867) wurden Reconstructionen, sowie andere zur Sicherheit der Schifffahrt nöthige Vorkehrungen mit einem Kostenaufwande von 131.813 fl. ausgeführt. Es wurde daher für den Hafen Spalato in 27 Jahren die immerhin ansehnliche Summe von 706.110 fl. verausgabt....

---

16. Venedig und die Lagunen.

(Hierzu Plan: Karte VI.)

Die Inselstadt Venedig liegt zwei Miglien vom Festlande ab und breitet sich in Form eines Dreieckes von 4130 Mtr. Länge, 1210 Mtr. Breite und 2·5 Qu.-Migl. Oberfläche auf 118 Inseln mit über 15.000 Häusern aus. Die Stadt ist von 157 Canälen durchädert, über die 380 Brücken führen. Die bedeutendste dieser Wasserstraßen ist der Canal grande; er ist 3470 Mtr. lang, 45 bis 72 Mtr. breit und 4·5 bis 7 Mtr.

tief. Neben den Canälen vermitteln 1914 Straßen und Gäßchen — Calli genannt — den Verkehr .... Die Lagunen, welche Venedig umgeben, sind eine Mittelbildung zwischen Meer und Süßwasser — ein Strandsee. Sie entstanden aus der Gegenwirkung zwischen dem Alpengewässer und dem Adriatischen Meere und sind der Ebbe und Fluth noch zugänglich. Das Gesammtgebiet der Lagunen dehnt sich zwischen den Mündungen des Po bis zu den Mündungen des Isonzo. Die »Lagune von Venedig« umfaßt einen Flächenraum von 172 Qu.-Migl. bei einer Länge von 32 Miglien und Breite von 4 bis 8 Miglien, vom Lido und dem Festland von Brondolo (an der Brenta) bis Pesulo (an der Piave) eingefaßt. Die ungeheueren Arbeiten, um die Flüsse von den Lagunen zu entfernen, haben der Republik gegen 2000 Millionen Franken gekostet. Meer und Lagunen sind durch fünf Wasserstraßen (Porti) verbunden, welche die Lidi durchsetzen. Die Porti von Malamocco und Lido lassen größere Schiffe durch; je nach dem Grade der Ueberfluthung unterscheidet man die Laguna viva von der Laguna morta. Die letztere — der »todte« Strandsee — gleicht bei gewöhnlichem Wasserstande einem von unzähligen Canälen durchfurchten, sumpfigen, grünen Festlande, in welches tiefe, kleine, durch Sandbänke unterbrochene Seen sich einbetten; die Laguna viva — »frischer Strandsee« — in welcher die Stadt liegt, bedeckt die seichte Niederung, zeigt aber ebenfalls mächtige, von Meeresvegetation überzogene Schlammbänke oder »Paludi«. Ebbe und Fluth verändern den Wasserstand in der Viva um fast 1 Mtr.; auf die Morta haben sie einen kaum merklichen Einfluß .... »Barene« nennt man die nur von starker Aequinoctialfluth überschwemmten Stellen, deren Thonboden von Seepflanzen überäet ist; »Velme« sind die pflanzenlosen, nur bei Ebbe sichtbaren Flächen; »Fondi«, zu denen man auch die Canäle rechnet, heißen die immer mit Wasser bedeckten Tiefen, deren Grund mit Meeresvegetation bewachsen ist. Um die Gefahr der Barene und Velme für die Schifffahrt zu beseitigen, wurden zu den Seiten der dem Verkehr dienenden Fondi Pfähle (Capisaldi) eingerammt, die zugleich die Straßenordnung repräsentiren, »Mede« beim Zusammentreffen zweier Canäle, »Paline« als Grenzbezeichnung der Fondi und Velme heißen. Diejenigen Capisaldi, welche zum Anbinden der Fahrzeuge dienen, heißen »Gruppi«, »Pennelli« die an der Grenze der Barene, »Fari« die mit Laternen versehenen Pfähle ....

Die Spitze des Dreieckes, auf welchem die Stadt sich ausbreitet, entspricht dem Lido im Südwesten, die Basis des Dreieckes dem Nordosten. Von den zwei Seiten ist die eine dem Nordosten, die andere dem Süden und Südwesten zugewandt. Von den Inseln, welche Venedig umgeben, liegen zwei zwischen Festland und Stadt, die anderen an ihrer Seite, am zahlreichsten zwischen dem Ostende und den Lidi. Sie hemmen die Fluth. Die Insel S. Giorgio bildet die Wand an der großen Wasserstraße, wo der Canal grande und die Giudecca sich vereinigen, die gegenüberliegende Wand bildet die Riva degli Schiavoni .... Diese topographische Situation giebt der Stadt zum Theil die Vortheile, die sie als klimatisches Sanatorium besitzt. Durch das zuletzt umschriebene Gebiet ist nämlich der Luftcirculation der Zugang in der angedeuteten Richtung gestattet. Die Richtung des Canal grande begünstigt das Eintreten der Winde vom Festlande und Meere, denn indem der Canal das Dreieck von der Spitze zur Basis (von Osten nach Westen) durchschneidet, kehrt er mit der ersten (östlichen) Biegung an der Riva degli Schiavoni seine convexe Seite dem Südwesten zu, mit der zweiten Biegung inmitten der Stadt dem Nordosten, und mit der dritten Biegung am Ostende, wo er sich mit dem Canareggio, einem Zweigcanal, verbindet, kehrt er zur ersten Richtung zurück. Die Meerwinde drängen ohne Widerstand bis

zum Zusammenströmen des Giudecca-Canals mit dem Canal Grande vor und bedingen das milde Klima. Der Nordost, der von der Nordseite des Dreiecks heranzieht, weht über die Stadt hin, weil er keine offene Wasserstraße vor sich findet, und mäßigt die Temperatur, reinigt die Luft und verleiht ihr die wunderbare Durchsichtigkeit und Durchleuchtung.

---

17. Maritime Notizen.

(Nach den Mittheilungen der österreichischen Central-Seebehörde.)

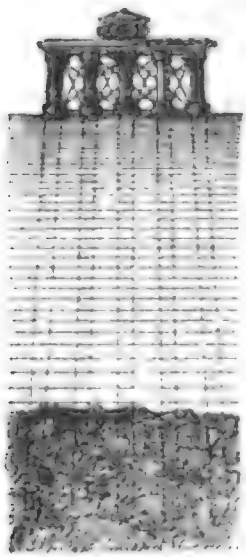
1. Feste und schwimmende Signale an der österreichisch-illyrischen und dalmatinischen Küste. Die schwimmenden Signale bestehen aus Ankerbojen, deren neueste Art eine cylindrische Form hat. Derlei Bojen können leichter und gefahrloser betreten werden und haben den weiteren Vortheil, daß sie umgedreht werden können, so daß der früher unter Wasser befindliche Theil außer Wasser zu stehen kommt, wodurch eine gleichförmige Abnützung der Bleche und dadurch eine längere Benützungsdauer erzielt wird. — Die Warnzeichen sind häufig aus Stein gemauert. Zur Markirung von felsigen Untiefen oder zur Verwendung an jenen Stellen, wo wegen des heftigen Wogenanpralles die Legung von Signalbojen mit Ketten und Ankern unthunlich, und die Herstellung von gemauerten Warnzeichen mit großen Kosten und nicht selten mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, werden schmiedeiserne Signalstangen benützt. Dieselben sind je nach der vorhandenen Wassertiefe und der zu bezeichnenden Klippe 7 bis 10 Mtr. lang, an der Wurzel 12—16 Ctm. stark und an der Spitze mit einem durchlöcherten Ballon oder mit gekreuzten Querstücken versehen, welche eine Scheibe von ungefähr 1 Mtr. Durchmesser bilden. Das Gewicht beträgt 900 bis 1200 Kgr. — Die Aufstellung erfolgt in der Weise, daß nach vorhergegangener mittelst geeigneter Gerüstung ausgeführter 1·50 bis 2·00 Mtr. tiefer Bohrung des Felsens die Eisenstange fest eingekeilt und die Oeffnung hierauf mit einem Gemische von Cement bester Qualität und Eisenspänen ausgefüllt wird. Dieses System von Signalstangen wurde von der Seebehörde ausgewählt und hat sehr gut entsprochen, so daß dermalen mehrere solcher Signale längs der Küste bestehen.

2. Nebel-Signalapparate. Solche Apparate wurden in verschiedenen Größen im Stabilimento tecnico Triestino nach den Angaben des Ingenieurs Adami construirt. Dieselben dienen dazu, bei Nebelwetter durch kräftige akustische Mittel den Schall weit hinaus auf die Meeresfläche zu tragen, und so den Schiffer zu benachrichtigen, daß er sich der Küste nähere. Mehrere in früheren Zeiten versuchsweise construirte Apparate dieser Gattung, bei denen die schrillen Töne der Dampfpfeife zur Anwendung kamen, konnten eben der Höhe des Tones wegen ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprechen, da das Signal schon auf kurze Entfernung von der Küste nicht mehr zu vernehmen war. Bei den neuen Nebelapparaten werden tiefe Töne — vom Klange der Orgeltöne — durch Metallzungen, welche der Dampf in Schwingungen versetzt, hervorgerufen. Ein Schallrohr verstärkt nicht nur den Ton, sondern giebt ihm auch die Richtung, die er nehmen soll. Das bei der Seeleuchte in Salvore (Istrien) aufgestellte Horn ist beispielsweise auf 15 Seemeilen hörbar. Die Betriebs-

maschine hat 4 nominelle Pferdekräfte, während der Kessel, wegen des bedeutenden Dampfverbrauches für das Horn selbst, einer Maschine von 14 nominellen Pferdekräften entspricht.

3. **Fluthmesser (Mareograph).** Der beste Apparat dieser Art ist der vom Mechaniker F. Müller in Triest ausgeführte. Zweck dieses Instrumentes ist, die tägliche Ebbe- und Fluthbewegung des Meeres mittelst graphischer Darstellung auf einem durch ein Uhrwerk in regelmäßige Umdrehung versetzten Cylinder, der mit einem Blatte Zeichenpapier umspannt ist, selbstthätig ersichtlich zu machen. Ein an einem Rade hängender Schwimmer, der vom Meere gehoben und gesenkt wird, überträgt seine Bewegung verkleinert (10:1) auf einen Zeichenstift, dessen Spitze an das Papier am Cylinder andrückt und der sich parallel zur Cylinderachse verschieben läßt. Derartige Instrumente befinden sich in Thätigkeit: in Triest, Pola, Fiume, Zara, Lesina und Korfu; die Beobachtungen datiren in Triest vom Jahre 1860, in den übrigen Stationen vom Jahre 1869 an.

4. **Eiserne Anbindepfahlwerke.** Die nebenstehende Zeichnung giebt das Bild von einem Anbindepfahlwerk, wie solche im neuen Hafen von Triest in Verwendung stehen. Ein derartiges Pfahlwerk ist sechseckig geformt und besteht aus 7 Pfählen, deren jeder die Länge von 20·5 Mtr. und den Durchmesser von 0·45 Mtr. hat; die Stärke des Eisenbleches ist 13 Mm. Diese Pfähle werden in dem Meeresgrunde mittelst gußeiserner, je nach der Beschaffenheit desselben 1·6 bis 2·00 Mtr. im Durchmesser haltender Schrauben befestigt. In der Mitte ist eine gußeiserne Säule angebracht, welche einen beweglichen Ring mit den entsprechenden Schäckeln zum Anbinden der Schiffsketten trägt.



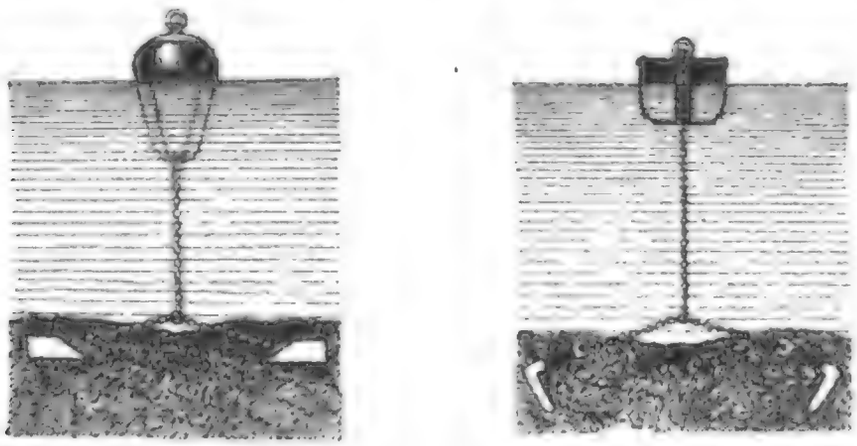
Anbindepfahlwerk.

Die einzelnen Pfähle des Pfahlwerkes sind untereinander durch horizontale und diagonale Schrauben verbunden. Dieses Anbindepfahlwerk bietet verschiedene Vortheile dar, nämlich Festigkeit und Dauerhaftigkeit und die Möglichkeit, im gegebenen Falle einen oder mehrere Pfähle herausziehen zu können, ohne daß deshalb das ganze Pfahlwerk unbenützbar würde. Dasselbe ist zudem auf seinem Plateau mit einem gitterartigen Fußboden versehen, auf welchem die Matrosen mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit manipuliren können.

Die alten Anbindepfahlwerke, welche bisher in Verwendung standen und noch vielfach in Verwendung stehen, zeigen verschiedene Constructionsarten. Eines dieser Pfahlwerke ist von quadratischer Grundfläche und besteht aus 25 von einander gleich weit entfernten Pfählen von Eichenholz. Die Verbindung ober Wasser besteht aus drei Reihen Querhölzer, welche mit eisernen Schrauben, Schließen und Nägeln an den Pfählen befestigt sind. Ein neueres System zeigt eine Construction von 31 eichenen Pfählen, von welchen 24 in 5 Reihen gleich weit von einander entfernt, die übrigen 7 ganz nahe aneinander und zwar derart eingerammt sind, daß sie eine beiläufig 3 Mtr. hervorragende runde Anbindesäule bilden, welche sowohl in der Peripherie, als auch oberhalb mit einer starken eisernen Umhüllung und mit 6 in dieselbe eingefügten Anbinderingen versehen ist. Ein drittes System zeigt achteckige Grundform mit 27 eichenen Pfählen, von welchen 7 eine hervorragende runde Anbindesäule bilden, die sowohl in der Peripherie, als auch oberhalb mit einer starken eisernen Umhüllung

versehen ist .... Die bei diesem und dem vorerwähnten Systeme gemachte Herstellung einer Mittelsäule wurde gewählt, weil es sich gezeigt hatte, daß bei gleicher Anzahl von Pfählen die Construction mit der Mittelsäule bedeutend widerstandsfähiger ist und somit den Schiffen größere Sicherheit zu bieten vermag. — Die Holzpfähle zu diesen Werken werden aus den Waldungen von Kroatien und Kärnten bezogen.

5. **Eiserne Ankerbojen.** Die Ankerbojen, sowie die dazu gehörigen Ketten werden aus starkem Eisenbleche angefertigt und auf ihrer Oberfläche, theils behufs besserer Conservirung der Blechplatten, theils behufs besserer Kenntlichmachung mit Oelfarbe weiß und roth angestrichen. In der Mitte der Ankerbojen ist eine genügend weite, rundgeformte Oeffnung angebracht, durch welche der mit den Ankern und bezüglichen Kettentheilen (corpi morti) verbundene Kettenpendel mit dem auf der oberen Seite der Ankerboje hervorstehenden großen für das Anbinden der Schiffe dienenden



Eiserne Ankerbojen.

Ringe zusammenhängt. — Die Länge des Kettenpendels wechselt je nach der Tiefe des Meeresgrundes; es wird demselben jedesmal mindestens jene Länge gegeben, die nothwendig erscheint, damit die Boje bei dem höchsten Wellengange nicht herabgedrückt, sondern immer gesehen und benützt werden kann. Signalbojen werden gewöhnlich auf jene Felsenriffe und Sandbänke gesetzt, wo wegen der bedeutenden Wassertiefe die Anlage von festen gemauerten Signalen entweder sehr kostspielig oder mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, wie z. B. an jenen stark exponirten Stellen, wo bei der fortwährenden Wellenbewegung auf offener See und der hiemit bestehenden Gefahr eines plötzlichen Losbrechens heftiger Stürme vor Vollendung eines gemauerten Warnzeichens die unvermeidlichen Gerüste zur Construction der Cementmasse oder Legung der Quadern zerstört, oder weggespült werden könnten. An vielen dieser Signalbojen ist ein akustischer Apparat angebracht, der entweder in einem Glockenspiele oder aus Kugeln, die in gußeisernen Röhren spielen, besteht.

6. **Dampfhebepontons.** Ein solcher Ponton steht im Triester Hafen in Verwendung und wurde vom Stabilimento tecnico Triestino nebst Dampfmaschine von 15 Pferdekräften und allen übrigen nothwendigen mechanischen Vorrichtungen hergestellt. Der Ponton ist 26 Mtr. lang und 8·5 Mtr. breit, aus Eichen- und Fichtenholz angefertigt, mit Kupferplatten gefüttert und können Lasten bis zum Gewichte von 25 Tonnen gehoben werden. Der Ponton ist mit allen nöthigen Mechanismen versehen, nämlich: mit zwei mittelst Dampf in Bewegung gesetzten Winden, einer großen

Hebevorrichtung, einer Schraube zur Fortbewegung, mehreren Ankern und Ketten, Steuerruder, einer Hilfsbarke, einem kleinen Boote, verschiedenen Tauen, zwei Eisenbehältern zur Wasserfüllung bei nöthig werdender Beschwerung am Vordertheile des Pontons, sowie anderen Geräthschaften und Werkzeugen. Die Propellermaschine hat zwölf, die horizontale Maschine für Lastenbewegung ꝛc. zehn nominelle Pferdekräfte.

7. **Semaforen.** Die Semaforen sind Signalapparate, die aus einem Maste mit drei beweglichen Armen und einer schwarzen Scheibe an der Mastspitze bestehen. Taue dienen zur Hantirung. Die Semaforen-Stationen an der Küste stehen mit den Telegraphenlinien des Festlandes in elektrischer Verbindung, so daß die von den vorbeisegelnden Schiffen mittelst dieser optischen Signale erhaltenen Depeschen auf elektro-telegraphischem Wege weiterbefördert, oder dem vorbeifahrenden Schiffe auf gleiche Art Depeschen übermittelt werden können. Semaforen-Stationen befinden sich an der österreichischen Küste derzeit drei: auf dem Felsen Porer an der südlichsten Spitze von Istrien (s. S. 140), an der äußersten Nordostspitze der Insel Lissa und auf Punta d'Ostro an der Einfahrt in die Bocche di Cattaro. Postvigies und Signalstationen bestehen ferner am Leuchtthurme von Triest, in Salvore, zwischen Rovigno und der Seeleuchte von S. Giovanni di Pelago und zwischen der Insel Curzola und der Seeleuchte Due Sorelle.

8. **Apparat für unterseeische elektrische Beleuchtung.** Dieser Apparat dient dazu, unterseeische Bauten zu verificiren und wurde gelegentlich der Collaudirung des neuen Triester Hafens nach Angaben des See-Inspectors, Professor Osnaghi, angefertigt. Das elektrische Licht wird durch ein 32 Ctm. Durchmesser habendes Kupferrohr, dem durch einen entsprechenden Mechanismus eine beliebige Richtung gegeben werden kann, an die zu beobachtende Stelle geleitet. Der ganze Apparat wird auf einer Barcasse entsprechend montirt.

9. **Ankerketten und Schäckel.** Noch bis zum Jahre 1878 bezog Oesterreich-Ungarn, beziehungsweise die Central-Seebehörde, den Bedarf an Ankern und Ketten für Vertäuungs- und Signalbojen aus England. Bei der anerkannten Güte des in den österreichischen Alpenländern gewonnenen Erzes stand zu erwarten, daß das englische Fabrikat mit der Zeit verdrängt werden würde. Die Seebehörde bemühte sich in dieser Richtung auf die österreichischen Eisenwerke einzuwirken und so gelang es, die Hüttenberger Eisenindustrie-Gesellschaft zur Uebernahme der Lieferung der für zwei Bojen erforderlichen Ketten, Schäckel und Ringe zu bestimmen. Da diese Ketten nach deren Vollendung allen gestellten Anforderungen bestens entsprochen haben und auch der Preis nicht höher als für jene englischen Fabrikate zu stehen kam, wurden von da ab alle Bestellungen von Ankerketten nebst Zugehör bei der genannten Gesellschaft effectuirt. In Folge der befriedigenden Leistung sahen sich bald darauf auch die k. k. Kriegsmarine sowie der Lloyd veranlaßt, Bestellungen in größerem Maßstabe bei der Hüttenberger Gesellschaft zu machen. — Die von der Seeverwaltung gebrauchten Ankerketten wechseln ihrer Stärke nach zwischen 25 und 64 Mm. Ketteneisenstärke. Auch Krahnketten wurden geliefert, jedoch nur solche von stärkeren Dimensionen, während, des geringeren Bedarfes wegen, die genannte Gesellschaft bisher nicht Gelegenheit fand, sich auch auf Erzeugung schwächerer Krahnketten einzurichten, doch hat sich dieselbe in aller neuester Zeit auch zur Ausführung dieser Artikel entschlossen.

Um auch bezüglich der für Vertäuungs- und Signalbojen benöthigten Anker sich von dem Bezuge englischen Fabrikates zu emancipiren, hat die Seebehörde seit dem Jahre 1877 eine dem Zwecke entsprechende, aus Schmied- und Gußeisen bestehende

Ankerart (Mooshorn), welche im Inlande erzeugt werden kann, adoptirt. Auch die Bojen wurden in den letzten fünf Jahren ausschließlich durch die einheimische Industrie hergestellt.

Das Quantum des von der Seebehörde bis jetzt vom Inlande bezogenen Materials stellt sich wie folgt:

Jahr	Ketten, Ringe und Schäckel in Kilogramm	Anker in Kilogramm	Totale in Kilogramm
1875	20,930	—	20,930
1876	38,192	—	38,192
1877	10,396	43,522	53,918
1878	2,555	9,517	12,072
1879	9,509	7,486	16,995
1880	72,256	50,445	122,701
1881	13,640	7,320	20,960
Zusammen:	167,478	118,290	285,768

Nebstdem wurden an Ketten sammt zugehörigen Verbindungstheilen noch erzeugt: für die k. k. Kriegsmarine in den Jahren 1876 bis inclusive 1880: 330,400 Kgr.; für den österr.-ungar. Lloyd in den Jahren 1877, 1878 und 1879: 94,500 Kgr. und für verschiedene andere Besteller, darunter Flußschifffahrts-Gesellschaften.

10. Fischereilampen. Diese neue, von Joseph Piloti in Triest construirte Lampe besteht aus einer Pfanne, die im Innern mit Asbest ausgefüllt ist und in welche durch mehrere Röhren eine reiche Luftzuführ möglich wird. Außerdem führt ein längeres Kupferrohr in das Innere der Pfanne, welches dazu dient, die Lampe mit Petroleum zu speisen. Durch einen gut passenden Deckel kann die Lampe sofort ausgelöscht werden. Die Lampe wird mittelst einer Eisenstange am Boote befestigt. Das durch diesen Apparat erzeugte intensive Licht ist dazu bestimmt, das Feuer zu ersetzen, welches in den Gewässern Dalmatiens und Istriens während der Sardellenfischerei durch Verbrennung von Fichtenholz unterhalten wird. Durch den Gebrauch dieser Laterne wird sonach auch dem Holzfrevel gesteuert. Das Problem ist übrigens noch nicht ganz gelöst, doch lassen die Versuche, welche einige Fischer der Insel Veglia über Auftrag der Seebehörde angestellt haben, erwarten, daß die Piloti'sche Lampe die kostspielige Beleuchtung mit Fichtenholz vollständig ersetzen werde.

11. Imprägnirte Schiffbauhölzer. (Nach dem Berichte des Erfinders und Patent-Inhabers, L. Libert de Paradis.) ... Seit Jahrhunderten wiederholen und mehren sich bei allen seefahrenden Nationen die Klagen über die so ungemein rasche Zerstörung der Hölzer, welche entweder schwimmend als Bestandtheile von Schiffen und Fahrzeugen, oder fest bei Ueberbauten, Pfahlwerken u. s. w. ihre Anwendung unter Seewasser finden. Diese Zerstörung, ursprünglich der Fäulniß zugeschrieben, wurde später als die Folge der Lebensthätigkeit submariner Thiere erkannt, welche damals wegen mangelhafter zoologischer Kenntnisse insgesammt und ohne weitere Unterscheidung den Namen

»Seewurm« oder »Bohrwurm« erhielten, während die seitdem mit rastloser Thätigkeit betriebenen mikroskopischen Untersuchungen dermalen bereits drei verschiedene Gattungen von solchen submarinen, holzzerstörenden Thieren unterscheiden, von welchen die eine, aus Westindien eingeschleppte, Teredo navalis, noch immer Bohrwurm genannt wird, die anderen beiden, Cheluria terebrans und Limnoria, auch in der Adria von früher her heimisch gewesen sein dürften. Letztere sind eine Gattung maritimer Flohkrebse. — Die verheerenden Angriffe dieser Thiere auf das schwimmende Holzmateriale führten früh zur Benützung von äußeren Verkleidungen, anfänglich bloßen Anstrichen, dann von Holz mit eingeschlagenen eisernen Nägeln, deren große breite Köpfe eine metallene Hülle bildeten; endlich von Metallblechen, welche schon im Anfange des XVI. Jahrhunderts von Spaniern, als den ersten Besuchern des westindischen Meeres, eingeführt, erst später unter der Regierung Karls II. in England Eingang fanden, und zwar zu Ende des XVII. Jahrhunderts in Form von gewalztem Blei, später (1761) aus Kupferblech, dessen allgemeine Einführung in der jetzt gebräuchlichen Weise aber in dieses Jahrhundert fällt und in erster Linie den wissenschaftlichen Untersuchungen Sir Humphrey Davy's zu verdanken war.

Nicht weniger verderblich sind die Angriffe dieser xylophagen Seethiere auf die stehenden, bei Hafenbauten, Pfahlwerken an den Ufern u. dgl. verwendeten Hölzer. Diesem Uebelstande verdankten beispielsweise die großartigen »Murazzi« in den Lagunen von Venedig ihre Entstehung, welche mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen Lire Venete erbaut, an Stelle der durch jene Seethiere zerstörten Holzwehren getreten sind. — Auch die Regierungen der von den erwähnten aus Westindien gekommenen Eindringlingen zuerst bedrohten Länder (Holland und England) haben der Zerstörung des Holzes an ihren Ufer-, Hafen- und Dammbauten zu steuern getrachtet, sich aber hierbei mit der Schützung der Oberfläche begnügt und an die vorerwähnten im Schiffbaue gebrauchten Mittel sich gehalten: Anstrich, Einpressung von Theerölen in die Risse und Poren des Holzes, Verkleidung mit Kupferplatten, Einschlagen breitköpfiger Kupfernägel u. s. w.

Alle diese Methoden haben bisher wohl zeitweilig gute Dienste geleistet, keineswegs aber immer zu einem günstigen Resultate geführt, wahrscheinlich deshalb, weil nur die Oberfläche der Hölzer gedeckt, das Innere aber vollkommen unverändert, also der Zerstörung zugängig geblieben war. Es war natürlich in erster Linie wichtig, Näheres über die Lebensweise der xylophagen Thiere zu erfahren. Wie die Beobachtungen nun ergeben haben, geschieht die Ansteckung der Hölzer hauptsächlich während des ersten Stadiums der Existenz jener Thiere, wo dieselben sich im Meere tummeln und erst ihre spätere Wohnung (und zugleich Nahrung) — das Holz aufsuchen. In Folge ihrer Winzigkeit dringen sie in die kleinsten Poren oder Risse des Holzes ein, um sich dann weiter zu entwickeln. Es kann also das Ausfallen eines einzigen Nagels, die Lüftung eines Kupferbleches, die Verletzung des Ueberzuges genügen, um dem kleinen Thiere das Innere des Holzes zu öffnen, wo es natürlich sofort seine zerstörende Arbeit beginnt — denn Arbeit ist hier buchstäblich Leben, Ernährung.

Das Adriatische Meer, ganz besonders aber der Hafen von Triest, beherbergen ungeheuere Mengen von Teredo, von Chelurien, und wie die allerneuesten Untersuchungen ergeben haben, auch von Limnorien, zum großen Schaden des Seewesens. Es ist daher von großem und allgemeinem Interesse, einer Erfindung zu gedenken — der Holzimprägnirung mit antiseptischen Dämpfen nach dem Systeme Paradis — welche der zerstörenden Arbeit der xylophagen Seethiere hoffentlich für immer ein

Ziel ſetzen wird. — Die Sättigung der Hölzer mit Imprägnirungs-Subſtanz iſt eine vollſtändige. Zur Imprägnirung werden die Producte der trockenen Deſtillation organiſcher Stoffe, namentlich die ſchweren Oele des Holz- und des Steinkohlentheers, alſo jene Subſtanzen verwendet, welche ſowohl von der Wiſſenſchaft, als auch auf praktiſchem Wege als die beſten und fäulnißwidrigſten erkannt worden ſind. Mit dieſer Imprägnirungsmethode iſt, durch Entfernung aller die Fäulniß begünſtigenden Subſtanzen, gleichzeitig eine vollkommene Trocknung der Hölzer verbunden, wie eine ſolche durch Lufttrocknung nie erzielt werden konnte. Ueberdies verlieren derlei präparirte Hölzer 10 bis 30% ihres früheren Gewichtes, was ſehr von Belang iſt.

Die raſche und vollkommene künſtliche Trocknung bietet noch die weiteren Vortheile, daß bei ihrer Anwendung keine Rückſicht auf die Schlagzeit des Holzes genommen zu werden braucht und die Anlage von Holzlagern — deren Zweck ja eben die zeitraubende Lufttrocknung iſt — entbehrlich macht .... Die wichtigſte Eigenſchaft — ſpeciell für maritime Zwecke — aber iſt: der Widerſtand, den die imprägnirten Hölzer dem Wurmfraße entgegenſetzen. Sie empfehlen ſich alſo vorzüglich zur Conſtruction der Handelsſchiffe, zumal der kleineren, wo der geringe Mannſchaftsſtand manche ſonſt beobachtete Vorſichtsmaßregel unmöglich macht. Auf Schiffen häufen ſich eben ganz beſonders die Elemente, welche geeignet ſind, das Eintreten der Fäulniß und die Entſtehung ſchädlicher Pilze und Thiere hervorzurufen. Wenn nicht nur jene Schiffsbeſtandtheile, welche ungeſchützt jedem Witterungswechſel ausgeſetzt ſind, wie: Ankerſtöcke, Krahnbalken, Fallreeptreppen, Oberdeck, Hüttendeck, Schanze, Deckhäuſer, Bollwerk oder aufſtehende Bordwand, Lukenkappen, Lukengrätinge und Lukendeckel, Maſtenkeile, Gangſpille, Radhäuſer, Commandobrücken, Schottenknechte, Nagelbänke, Bottingen, Treppen u. ſ. w. durch Imprägnirung vor dem raſchen Zugrundegehen durch Fäulniß bewahrt werden, ſondern wenn auch die geſammte innere Einrichtung, inſoferne dieſelbe aus Holz beſteht — alſo die inneren Beplankungen, die Verſchallungen, die Zwiſchendecke, die Abtheilungswände (Schotten) u. ſ. w. aus imprägnirtem Holze gemacht würden, ſo iſt unſchwer einzuſehen, daß damit auch in ſanitärer Beziehung ein großer Vortheil erzielt werden würde.

Die Hauptſache aber bleibt, daß derlei präparirte Hölzer dem Wurmfraße Widerſtand entgegenſetzen. Verſuche, welche in dieſer Richtung und zwar mit den gefräßigſten und zerſtörungsluſtigſten Xylophagen — den Termiten — angeſtellt wurden, haben vollkommen befriedigt. Zwei imprägnirte Hölzer aus Rothbuche und Eiche, welche bereits 6½ Jahr in Verwendung waren, wurden durch eine Reihe von Monaten zu Calcutta den Angriffen der Termiten preisgegeben und ſind dieſelben von dieſen Thieren nicht angefreſſen worden, obwohl jedes ſonſtige, nicht imprägnirte Holz von ihnen in kürzeſter Zeit in Staub verwandelt und weggeſchleppt worden wäre .... Neben der Unzugänglichkeit dieſer Hölzer für die Inſectenwelt iſt namentlich deren größere mechaniſche Widerſtandsfähigkeit und der Entfall des Werfens und Reißens hervorzuheben, wodurch dem Ungeziefer ſeine liebſten Aufenthaltsorte und Brutſtätten entzogen werden.

Begleitworte

zur

Karte des Adriatiſchen Meeres.

(An der Rückdecke des Buches.)

Das Adriatiſche Meer — ein Golf des Mittelländiſchen — liegt zwiſchen 39° 04′ und 44° 50′ nördlicher Breite, und 9° 50′ und 17° 30′ öſtlicher Länge von Paris. Als Grenze zwiſchen dem Adriatiſchen und Mittelländiſchen Meere wird öſtlich das Cap Gloſſa in Albanien, weſtlich das Vorgebirge Santa Maria di Leuca angenommen. Die Inſel Korfu liegt alſo bereits außerhalb des Adriatiſchen Meeres. Indeß galt dieſe Inſel durch Jahrhunderte als der »Schlüſſel zur Adria«. Heute hat ſie die Bedeutung als ſolchen vollſtändig verloren.

Die Breite des Adriatiſchen Meeres kann durchſchnittlich auf 180 Km., die Länge von Venedig bis zu der vom Cap Gloſſa zum Cap Santa Maria di Leuca gezogenen Grenzlinie auf 825 Km., die Oberfläche auf 140.000 Qu.-Km. veranſchlagt werden.

Die Oſtküſte der Adria zeigt eine weſentliche Verſchiedenheit von der Weſtküſte. Längs der Oſtküſte, von Trieſt bis zur Bucht von Drino, finden ſich unzählige große Inſeln, verborgene Klippen und Syrten. Dagegen iſt der Küſtenſtrich von Trieſt bis Venedig, Ravenna und Rimini flach, ſandig, enthält Meeresſümpfe und Sandbänke, in Folge des Geſchiebes, das ſich an den Ausmündungen der Flüſſe anſetzt. Dieſe Anſchwemmung iſt ſo bedeutend, daß beiſpielsweiſe der Po allein jährlich den Rand ſeines Delta um 70 Mtr. vorſchiebt. Er, ſowie die Etſch, Brenta, Murone, Piave — Flüſſe, die von den Schneegebirgen Tirols genährt werden, Iſonzo, Livenzo, Tagliamento, die den Juliſchen Alpen entſtrömen, ſie alle fließen nach jener Nordweſtecke des Adriatiſchen Meeres und lagern weithin ihre Geſchiebe und Erden. Die verminderte Stromſchnelle treibt dieſe Zuflüſſe in eine Menge von Armen auseinander. Fluth und Ebbe bereiten nun in dieſem von unzähligen Canälen durchzogenen Salzſumpfboden das Doppelbild des canaliſirten Feſtlandes und des Inſelgebietes. Im Kampfe mit den Meereswellen bildeten die Geſchiebe der Alpenſtröme weitab eine Kette von natürlichen Dämmen, Lidi (Sanddünen), hinter welchen ſich Strandſeen — Lagunen — geſchirmt vor den Wogen der Adria — ausbreiten.

Die erwähnten vielen Inſeln und Klippen machen die Schifffahrt an der Oſtküſte beſchwerlich. Dieſe enthält auch viel weniger bewohnte Ortſchaften, wodurch die Gelegenheit, die Schiffe zu verproviantiren und ihnen Trinkwaſſer zuzuführen, mangelt. Aber das beträchtlich tiefe Fahrwaſſer, die vielen ſehr guten Häfen, ziehen im Falle der Noth, namentlich im Winter, ſelbſt Hochſeeſchiffe immer an die dalmatiniſche Küſte, namentlich nach dem Hafen von Leſina. — Die Weſtküſte hingegen, an welcher man bevölkerte Ortſchaften, zu jeder Zeit Lebensmittel und Trinkwaſſer findet (letzteres allerdings ſchwer an der apuliſchen Küſte), ſtößt ab wegen ihres Mangels an guten Häfen und gutem Ankergrunde, wegen der dort im Winter herrſchenden dichten Nebel, wodurch die Strandungsgefahr zu einer ſtehenden Calamität wird.

Der Meeresgrund iſt auf Grund wahrgenommener Unterſuchungen gegen die Mitte des Beckens zu faſt durchwegs ſchlammig.

Die Tiefe des Adriatiſchen Meeres iſt ſehr verſchieden. Am geringſten iſt ſie längs der venetianiſchen Küſte und überhaupt im Golfe von Trieſt. Die Sonden überſteigen dort nirgends 50 Mtr. Vom Quarnero gilt dasſelbe. Auf dem Gebietstheile, der ſich ſüdlich vom Cap Promontore in Iſtrien bis auf die Höhe der Zaratiniſchen Inſeln im Oſten und Ancona im Weſten erſtreckt, wechſelt die Tiefe zwiſchen 50 und 100 Mtr. Auf einer Linie, die man ſich quer über die Breite des Adria-Beckens von Nordoſt nach Südoſt (etwa von der Inſel Zlarin bei Sebenico gegen die Pescara-Mündung) gezogen denkt, findet ſich eine tiefere Einſenkung von 200 Mtr. Auf dem Gebietstheile zwiſchen den mitteldalmatiniſchen Inſeln (Lagoſta, Curzola, Liſſa, Leſina ꝛc.) und der Halbinſel Gargano wechſeln die Sonden zwiſchen 100 und 200 Mtr. Die Tiefenverhältniſſe in den nördlichen zwei Dritteln des Adria-Beckens zeigen alſo keine weſentlichen Abweichungen .... Das ändert ſich aber ſehr im ſüdlichſten Drittel. Von einer Linie, welche man ſich von der Inſel Meleda im Oſten nach dem Cap Gargano im Weſten denken kann, fällt der Meeresboden nach Südoſten hin in kurzen Abſtänden von 200 auf 500, dann auf 1000 und zuletzt auf 1590 Mtr. Die letztere Stelle iſt der tiefſte Punkt des geſammten Adria-Beckens. Man erhält dieſelbe, wenn man Cattaro mit Brindiſi durch eine gerade Linie verbindet. Die betreffende Stelle liegt im zweiten Drittel dieſer Linie, von Cattaro ab gemeſſen, und alſo erheblich näher an der italieniſchen Küſte .... Noch ſüdlicher, gegen die Straße von Otranto und in dieſer ſelbſt, ſteigt der Boden wieder bis 500 Meter, und dann öſtlich und weſtlich in kurzen Stufen auf 200, 100 u. ſ. w. Mtr.

Ebbe und Fluth zeigen Differenzen im Waſſerſtande zwiſchen 0·3 und 1·8 Mtr. Großen Einfluß auf Fluthbewegung üben Richtung und Stärke der Winde; in den Lagunen Venedigs z. B. beträgt die Fluth bei Scirocco faſt 2 Mtr., bei Nordwind kaum 0·3 Mtr. Die größte Ebbe iſt im Monate Februar, die größte Fluth im September.

Strömungen giebt es: Stetige, Haupt- und Particular-Strömungen. Die ſtetige herrſcht längs der Oſtküſte von Korfu nach Venedig. Sie zieht von Epirus längs der Küſte Dalmatiens nach dem Quarnero, durchſchneidet dieſen und geht dann längs der Küſte von Iſtrien nach Venedig, wendet, um längs der Küſte von Italien nach der Richtung des Vorgebirges von Leuca zu verlaufen .... Dieſe Strömung, eigentlich die Hauptſtrömung, erleidet mannigfache Abweichungen, beſonders in den Canälen von Dalmatien und im Quarnero, wo Gegenſtrömungen bemerkbar ſind Die Hauptſtrömung entfernt ſich mehr oder weniger von den Küſten, je nach der jeweiligen Richtung, die ſie einhält. Bei großen, ſtark ins Land eingreifenden Buchten ſpürt man ſie noch auf 15 bis 25 Kilometer Entfernung. Die Strömung macht ſich nur auf eine Tiefe von 6 bis 8 Meter bemerkbar. — Die Particular-Strömungen treten im Bereiche der Inſeln auf, und zwar namentlich bei Liſſa und bei den Scoglien Pelagoſa und Pianoſa. Dieſe Strömungen haben eine weit größere Geſchwindigkeit als die Hauptſtrömung: ſtellenweiſe ſchließen ſie einen Kreis und erzeugen dieſer Art Wirbel, welche der Schifffahrt gefährlich werden. — Die Geſchwindigkeit der Strömungen hängt theils von den Localverhältniſſen, anderntheils von der Jahreszeit ab. An der Küſte von Venedig und der Romagna beträgt ſie binnen 24 Stunden 6–8 Kilometer, an der Küſte von Apulien 4–6 Kilometer in der Stunde. An der Küſte Venedigs wird ſie durch die Ausſtrömungen des Tagliamento, der Piave, Etſch und des Po aufgehalten. Bei günſtigem Winde iſt die Strömung ſchneller, im Sommer ſchwächer als in den übrigen Jahreszeiten.

Die Meeresſtürme ſind zu Beginn der Aequinoctien am häufigſten. Zu dieſer Zeit ſegeln die Schiffe zumeiſt in der Nähe der dalmatiniſchen Küſte, während für gewöhnlich der Curs in der Mittellinie der Adria oder in der Nähe der italieniſchen Küſte genommen wird. — Die in der Kriegs- und Mercantil-Marine angenommenen Winde ſind die folgenden: 1. Tramontana oder Nord; 2. Tramontana-Greco oder Oſtnordoſt; 3. Greco oder Nordoſt; 4. Greco-Levante oder Oſtnordoſt; 5. Levante oder Oſt; 6. Levante-Scirocco oder Oſtſüdoſt; 7. Scirocco oder Südoſt; 8. Oſtro-Scirocco oder Südſüdoſt; 9. Oſtro oder Süd; 10. Oſtro-Garbino oder Südſüdweſt; 11. Garbino (auch Libeccio) oder Südweſt; 12. Ponente-Garbino oder Weſtſüdweſt; 13. Ponente oder Weſt; 14. Ponente-Maëſtro oder Weſtnordweſt; 15. Maëſtro (auch Maëſtral) oder Nordweſt; 16. Maëſtro-Tramontana oder Nordnordweſt .... Der bekannteſte Wind von allen iſt die Bora; ſie hält aber keinen beſtimmten Windſtrich ein, ſondern weht allemal in einer Richtung, die ſenkrecht auf die Streichungsachſe des Küſtenkarſtes ſteht. Der Seemann bezeichnet mit »Bora« eine beſtimmte Art und Form des Windes, nämlich den Landwind mit heftigen, exploſionsartigen Stößen (refoli). Die Bora weht 3, 9 oder 15 Tage. Nach der ſubjectiven Empfindung erſcheint zwar die Bora im höchſten Grade erkältend und erſtarrend, doch rührt dieſe Empfindung nur von der Heftigkeit des Windes her; ſelten ſinkt bei ſeinem Wehen das Thermometer unter Null .... Der Scirocco bricht nie plötzlich los, wie die Bora, geht aber nach längerer Dauer faſt immer in Sturm über. Er wühlt das Meer ſtärker als jeder andere Wind auf und kann der Schifffahrt gefährlich werden. Der Oſtro und Garbino folgen faſt immer dem Scirocco und ſind von Regen begleitet. Der Maëſtral herrſcht im Sommer. Er fällt gewöhnlich in den erſten Nachmittagsſtunden ein, bringt angenehme Kühlung und mäßige Feuchtigkeit vom Meere und erſtirbt mit Sonnenuntergang. Die Tramontana iſt minder ſteif als der Borino. Das Tramontana-Wetter charakteriſirt ſich durch ſeine Friſche und Schärfe. Es bringt größere Kälte aber mehr Luftfeuchtigkeit mit als das Bora-Wetter. Klarer Himmel oder leichte Bewölkung begleiten dieſe geſunde angenehme Witterung, die leider nur einen ſehr kleinen Theil des Jahres anhält ...

Inhalt des Textes.

Seite

Vorwort V

Die Adria (als Einleitung). 1

Trieſt.

Sonnenaufgang im Golfe von Trieſt (1). Hafenfahrt. Landung am Molo San Carlo und Aufſtieg in die Altſtadt (2). Die Kathedrale San Giuſto (11). Winckelmann's Grabdenkmal im Museo lapidario triestino ed aquileiese. Ausſicht vom Domplatze (12). Abſtieg durch die Altſtadt. Die Piazza grande mit Mazzolini's Brunnen. Das Rathhaus. Hafenſcene (13). Der Molo San Carlo. Das Maximilian-Denkmal (14). Piazza Giuſeppina, Piazza Lipſia, Städtiſches Muſeum und Alterthums-Muſeum. Das Tergeſteum. Der Börſenplatz, die alte Börſe und das Standbild Leopold's I. Der Corſo (15). Canal grande. Giardino Pubblico. Boschetto. »Zum Jäger« (16). Optſchina (17). Der neue Hafen (18). Entwicklung des öſterreichiſchen Seeweſens (21). Der öſterreichiſch-ungariſche Lloyd. San Andrea und das Lloydarſenal (30). Die Bucht von Muggia (37). San Rocco (39). Miramar (40). 1

Aquileja.

Die Uferſcenerie zwiſchen Nabreſina und Trieſt (45). Der Golf von Monfalcone (46). Der Timavo in der Sage und Geſchichte (47). Duino (53). Ronchi. Von Ronchi nach Aquileja (53). Die Iſonzo-Niederung (54). Die Fiumicella (55). Aquileja. Monaſtero. Funde und Sammlungen von Antiken (59). Ausblick vom Glockenthurm (60). Geſchichtlicher Rückblick (61). Der Dom von Aquileja (63). Das Patriarchat (64). Die Reſte des Patriarchenpalaſtes (67). Die Lagune von Grado. Belvedere (68). Grado (71) 45

Längs der Küſte von Iſtrien.

Meerfahrt (73). Capo d'Iſtria (74). Iſola. Pirano (77). Die Rhede von Pirano. Seeſchlacht im Jahre 1177 (79). Das Salinengebiet von Sizzioli (80). Punta di Salvore (83). Von Pirano nach Parenzo. Umago. Seeſcenerien (85). Cittanuova (86). Parenzo (87). Geſchichtliches. Antike Baureſte (89). Bauten aus dem Mittelalter. Der Dom (91). Die Inſel San Nicolò (92). Von Parenzo nach Rovigno. Orſera. Der Canal di Leme (93). Die Campagna di

Seite

Rovigno. Rovigno. Die Insel Santa Catterina (94). Der Dom von Rovigno. Die Rovigneſen. Frauentracht (95). Die Inſeln ſüdlich von Rovigno (97). Die Brioniſchen Inſeln (98). Der Canal von Faſana. Geſchichtliches. Peroi (99). 73

Pola.

Großartige Hafenſcenerie (101). Die Inſeln der Poleſer Bucht (102). Geſchichtliches. Das römiſche Pola. Das Forum (103). Das Capitol (104). Die antiken Stadtthore (106). Welchen Anblick bot das römiſche Pola (107)? Die heutige Stadt. Gang durch dieſelbe. Die Arſenalſtraße. Theater Julia (109). Das Marine-Caſino (110). Der Triumphbogen der Sergier (111). Das Zwillings- und das Herkulesthor. Die Ringſtraße (112). Der Tempel des Auguſtus und der Roma. Reſte des Diana-Tempels. Der Fiſchmarkt (115). Der Dom. Das Amphitheater (116). *** Der Monte Zarro und das Tegetthoff-Monument (119). Blick auf den Kriegshafen (120). Das k. k. See-Arſenal (121). Gang durch die Etabliſſements auf dem Feſtlande (122). Die Oliven-Inſel; ihre Werften und Docks (126). Das Marine-Muſeum (129). *** Die Umgebung von Pola (135). Der Kaiſerwald. Die Hafenforts (136). San Policarpo. Der Maximilian-Park und das Maximilian-Denkmal (137). »Militär-Pola«. Die »Cave di Saldame« und die Steinbrüche (138). An der Südſpitze von Iſtrien. Veruda, Porer, Promontore (139). Der Leuchtthurm auf dem Scoglio Porer (140) 101

Im Innern von Iſtrien.

Geſchichtlicher Ueberblick (141). Die Römer in Iſtrien (142). Iſtrien im Mittelalter (145). Die »Markgrafſchaft Iſtrien« (146). Deutſche Vaſallen des aquilejiſchen Patriarchats. Die Slaven als misera contribuens plebs. Genueſiſche und venetianiſche Einflüſſe (147). Die venetianiſche Herrſchaft in Iſtrien. Ende derſelben und Occupation des Landes durch Oeſterreich (148). Bahnfahrt durch Iſtrien (149). Landſchaftliche Schönheiten und Contraſte (150). Karſtlandſchaften (151). Von Pola nach Dignano (152). Hervorragende Bauten in Dignano (156). Die Noveria und ihre Uskoken-Abkömmlinge (157). Unrationelle Bodencultur. Die Poſſidenti (158). San Vincenti, Canfanaro und Due Caſtelli (159). Der Canal di Leme und das Dragethal. Von Canfanaro nach Piſino (160). Piſino (Mitterburg) (162). Die Foiba. Fortſetzung der Bahnfahrt (163). Vorutto. Maleriſcher Anſtieg des Schienenweges und großartiger Ausblick über Süd-Iſtrien. Die Station Lupoglava (164). Schloß Mahrenfels. Rozzo (165). Der Steilſturz der Raſpodaliza. Großartiges Panorama vom Stationsplatze Počekai-Pinguente (166). Der Tſchitſchenboden. Seine Natur und ſeine Bewohner (167). Ethnographiſches und Sociales (169) 141

Der Quarnero.

Die Begrenzungslinie des Quarnero (173). Das Arſathal (174). Im alten Liburnien. Albona und Barbana (175). Pedena, der älteſte Biſchofsſitz in Iſtrien (179). Der Cepich-See (181). Vom Cepich-See zum Monte Maggiore (182).

Seite

Besteigung desselben. Großartige Fernsicht (183). Vom Monte Maggiore nach Fiume. Fianona, Moschienitza, Lovrona, Ika (185). Abbazia (186). Castua (187). Die physikalischen Verhältnisse des Fiumaner Golfes (188). Der liburnische Küstenkarst. Die submarinen Quellen des Quarnero (189). Klimatische Verhältnisse (190). Die Vegetation des Fiumaner Gehänges (191). Die Oststüste des Quarnero (193). Ueber Karstbewaldung (195). Meerfahrt nach Abbazia (196). Tramontana, Bora und Scirocco (197). Fiume (199). Tersato (203). Die Bucht von Martinschitza (205). Buccari (206). Buccaritza und Gradina (211). Porto Ré (212). Die Quarnerischen Inseln (212). Veglia (213). Scoglio Plaunich. Cherso und der Vrana-See (214). Ossero. Lussin; Lussin piccolo und Lussin grande (215). Der Quarnerolo (216). 173

Von Fiume nach Zara.

Die große dalmatinische Tour (217). Im Canal von Maltempo (218). Zengg (220). San Giorgio und Bescanuova (221). Die Insel Arbe (222). Ein Stimmungsbild (224). Der Velebit (225). Carlopago (227). Die Insel Pago (228). Eine malerische Hafenscenerie (229). Ankunft in Dalmatien. Nona. Die Insel Uglian. Zara (231). Gang längs des Hafens (232). Geschichtliches. Die Römer-Colonie (235). Italiener und Slaven in Dalmatien. Die Sünden der venetianischen Verwaltung. Oesterreich als Erbe nach den Venetianern. Stillstand in der Verwaltung. Die Militär-Statthalter. Umschwung zum Besseren (236) . . . 217

Von Zara nach Spalato.

Herrliche Meerfahrt (245). Die Insel Pasman. Zara Vecchia (246). Das Dinara-Gebirge. Die Insel Morterra (247). Slarina und die Einfahrt in die Bucht von Sebenico (248). Malerischer Anblick der Stadt (249). Gang durch die Stadt. Die Kathedrale (250). Scardona und die Fälle der Kerka (251). Das Kloster Visovac (252). Knin und Dernisch. Die dalmatinische Bahn (253). Die Punta Planca (253). Fischerleben auf den Scoglien (254). Trau (256). Der Dom von Trau (257). Die Riviera der »Sieben Castelle« (259). Volksscene (260). Geschichtliches. Dalmatien im Alterthume. Illyrier und Römer (261). Die Dalmater Kriege Roms (263). Dalmatien im Mittelalter. Venedig tritt an die Stelle Roms (267). Die Ruinen von Salona (268). Spaziergang von Salona nach Spalato (270). Ankunft in Spalato (273). Römische Alterthümer. Der Palast des Diocletian (274). Gang durch die Stadt. Der Hafen und sein Leben (278). Clissa (279). Ausflug nach der Insel Brazza. Milna und Nereši (279). Ritt durch die Insel (283). Rast und Reflexionen (284). Pučisce (286). Almissa. Die Poglizza (287). 245

Von Spalato nach Ragusa.

Makarska (289). Landreisen in Dalmatien (290). Berkovac. Das Deltaland der Narenta, Narona (291). Torre di Norino, Metkovič (292). Die Insel Lesina. Cittavecchia (293). Die Stadt Lesina. Geschichtliches (294). Lesina als Curort (295). Ein zaubervoller Spaziergang (295). Die Insel Lissa (296). Die Seeschlacht am 20. Juli 1866 (297). Lagosta. Eine Homerische Studie: Lagosta ist nicht das

Seite

Ogygia der Odyſſee (307). Die Inſel Curzola. Das Corcyra nigra der Alten (312). Eine genußreiche Küſtenfahrt (314). Die Halbinſel Sabbioncello (315). Die Die Inſel Meleda (317). Die Bocche false. Der Canale di Stagno. Stagno und Stagno piccolo (319). Die Eilande im Nordweſten von Ragusa (320). Slano (321). Cannoſa und ſeine Platanen. Die berühmteſten Platanen im Oriente (322). Die Bucht von Gravoſa. Spaziergang von Gravoſa nach Ragusa (323). Die Ausſichtshöhe »Bella Vista«. Unvergleichliche Scenerie (324). Eine Reminiscenz (325). Die Vorſtadt Pille und die Porta Pille von Ragusa (326). Ein Abend auf der Terraſſe bei der Porta Pille (327). Gang durch Ragusa (328). Geſchichtliches. Der »Stradone« (329). Der Rectorenpalaſt (331). Die Republik Ragusa (332). Verfaſſung, Adelsbuch und Kaſten-Eintheilung (333). Ragusas einſtige Bedeutung als Handelsmacht (334). Die Kirchengebäude Ragusas. Dom und San Biaggiokirche (335). Die Franciscanerkirche (336). Auf der Küſtenhöhe der Stadt (339). Die Porta Ploce. Das Cholera-Lazareth und der »türkiſche Bazar« (340). Die Inſel Lacroma (341). Meerfahrt (343). Das Omblathal (343). Monte Sergio. San Giacomo. Breno. Ragusa vecchia. Die Aesculapgrotte (344) 289

Die Bocche di Cattaro.

Seefahrt von Ragusa nach Cattaro (345). Die Brenobucht und die »Pettini« (345). Punta d'Oſtro. Geographiſches über die Bocche di Cattaro (346). Einfahrt in die Bocche. Caſtelnuovo und Meljine (349). Punta Kombur. Boaſich und La Bianca (350). Der Canal von Cattaro. Orahovac und Dobrota (351). Cattaro (352) Die Befeſtigungen, Mauern und Thore von Cattaro (355). Rundfahrt durch die Bocche: Mula und Perzagno (357). Stolivo. Monte San Elia (358). Die »Catene«. Risano und die Krivoscie (359). Nachtzauber (360). Risano und ſeine Geſchichte. Illyriſche Piraten. Königin Teuta (361). Das Mittelbecken der Bocche di Cattaro (362). Lepetane und Teodo (363). Luſtiza (364). Caſtelnuovo (365). Budua (366). Caſtel Laſtua. Die Paſtrovichianer (367). Zur Geſchichte von Cattaro (371). Stimmungsbilder aus Cattaro (373) 345

Korfu.

Abfahrt von Budua (382). Das Geſtade bei Spizza. Dulcigno (382). Aleſſio. Durazzo (383). Geſchichtliches. Normannen und Byzantiner (385). Die Ebene von Kavaja (386). Der Skumbi. Süd-Albanien. Apollonia (387). Valona (388). Die Keraunien (389). Cap Gloſſa. Santi Quaranta (390). Butrinto (391). Ankunft in Korfu (394). Die Spianata und die Citadelle (395). Die Häfen im Süden der Stadt (397). Spaziergang durch die Stadt (399). Die korinthiſche Colonienſtadt Korkura (401). Die Via Marina. Bucht von Gaſtrades und Villa Reale (402). Die Bucht von Gardakio und das »Phäakenſchiff« (405). Ein Commentar zur Odyſſee (407). Der weitere Bereich der Inſel (411). Govino und der Monte Salvatore (413). Am Nordrande der Inſel. Ipſo (414). Im Süden der Inſel. Gaſturi und Benizze (415). Der Monte Santa Decca (416). Cap Lewkimo. Die beiden Seeſchlachten während des voloponneſiſchen Krieges beim Vorgebirge Leukimme (418). Abſchied von Korfu (420) 381

Seite

Apulisches Gestade.

Ueberfahrt von Korfu nach Italien (421). Gegensätze zwischen der Ost- und Westküste des Adriatischen Meeres (422). Sonnenaufgang im Angesichte der apulischen Küste. Cap Leuca (422). Otranto (423). Brindisi (424). Episoden aus der Geschichte von Brindisi (425). Die Normannen (426). Brindisis Verfall (428). Die einstige Bedeutung von Brundusium (429). Die heutige Stadt und ihr Hafen (430). Die Terra d'Otranto. Lecce (431). Längs der Küste von Apulien. Ostuni (433). Die Terra di Bari. Monopoli. Bari (434). Molfetta. Bisceglie. Trani (436). Die Umgebung von Trani. Corato. Ruvo. Castel del Monte (437). Barletta. Das Schlachtfeld von Cannae (438). Canosa (439). Tavoliere di Puglia (442). Foggia (443). Der Golf von Manfredonia. Die Stadt des Königs Manfred (444). Die Schicksale der letzten Hohenstaufen (445). Der Monte Gargano (447) 421

In den Marken.

Zwischen Meer und Gebirge (449). Von Foggia nach Ancona (450). Die Albanesencolonien in Süditalien (451). Vasto und Ortana (452). Die Abruzzen (453). Pescara. Teramo. Porto S. Georgio. Castelfidardo (454). Ancona. Der Triumphbogen des Trajan (455). Die Uferstadt. Das Lazareth (456). Gang durch die Stadt (457). Porta Calamo und Piazza Cavour (458). Die Altstadt. Der Dom San Ciriaco (459). Hafenscenerie (460). Nach Loreto (461). Die lauretanische Legende (462). Der Weg nach Loreto und erster Eindruck des Wallfahrtsortes (463). Der Dom und die Santa Casa (464). Die Reliefs des Andrea Sansovino (464). Im Innern der Santa Casa. Seltsame Contraste (465). Die Schatzkammer (466). Von Loreto nach Recanati. Giacomo Leopardi (467). Das Geheimniß von Recanati (468). Macerata (471). Die Umgebung von Ancona. Das Val d'Esino (472). Jesi. Das antike Aesis (473). Aus den letzten politischen Sturmtagen zu Jesi (475). Landschaften im Val d'Esino (476). Von Jesi nach Sinigaglia. Fano (477). Der Metaurus. Verlauf der Schlacht zwischen den Römern und Karthagern (478). Pesaro, das »Weimar Italiens« (479). Historisches. Lucretia Borgia (483). Culturgeschichtliches (486). Torquato Tasso (487). Sociales Leben in Pesaro (488) 449

Urbino — Rimini — Ravenna.

Von Pesaro nach Urbino (489). San Bernardino (490). Malerische Lage von Urbino (490). Der herzogliche Palast (491). Raffael's Geburtshaus (492). Die umbrische Malerschule (493). Von Pesaro nach Rimini (494). Dante in Rimini. Francesca (495). Gang durch die Stadt. Die Brücke des Augustus (497). Die Zwingburg der Malatesta (498). Der »Tempio Malatestiano« (499). Der Triumphbogen des Augustus (501). Von Rimini nach San Marino (502). Von Rimini nach Ravenna. Der Rubicon (503). Durch die Romagna. Cesena. Forli (504). Catherina Sforza (505). Faenza. Castel Bolognese (506). Ankunft in Ravenna. Erste Eindrücke und Geschichtliches (506). Gang durch die Stadt. Die gothischen und byzantinischen Denkmäler (508). San Apollinare und der

Seite

»Palaſt Theodorichs« (509). Das Grab Dante's (510). Die Piazza Vittorio Emanuele und die »Baſilica des Hercules« (511). Die Gothenherrſchaft in Italien (512). Die Baſilica von San Vitale (514). Die Moſaiken und ihre kunſtgeſchichtliche Bedeutung (515). Das Mauſoleum der Galla Placidia (517). Juſta Grata Honoria (518). Das Mauſoleum Theodorichs (520). Die alten Kirchen der Arianer in Ravenna (524). San Appolinare in Claſſe (525). Landſchaftlicher Charakter von Ravenna. Der große Pinienwald (Pineta). Eine Erinnerung an Garibaldi (526). Lord Byron in Ravenna (527) 489

Venedig.

Am Ziele (529). Venetianiſche Eindrücke (530). Geſchichte. Die älteſten Nachrichten. See-Venetien (536). Venetien zur Zeit der Völkerwanderung (539). Die erſten Dogen (541). Gründung der Stadt Venedig (543). Venedig im IX. und X. Jahrhundert (544). Venedig zur Zeit der Kreuzzüge (547). Venedig im XII. Jahrhundert (548). Staatliche Organiſation bis zum Ausgange des XII. Jahrhunderts (551). Enrico Dandolo (553). Der IV. Kreuzzug (554). Venedig in der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts (571). Einſetzung der Staatsinquiſition (573). Marco Polo's Weltreiſen (575). Der »Schwarze Tod« in Venedig (579). Marino Falieri (580). Der »Chioggiakrieg« (585). Venedigs Verhältniß zu Korfu (588). Erwerbung der Inſel (590). Beginn der Türkenkriege (591.) Francesco Foscari (592). Krieg zwiſchen Venedig und Mohammed II. (595). Venedig und die Inſel Cypern (597). Die Seeſchlacht bei Lepanto (599). Neuer Türkenkrieg (601). Die Peſt verheert zum zweitenmale Venedig, 1574 (602). Die Verſchwörung des Angelo Bardoër (603). Die Peſt zum drittenmale in Venedig, 1630 (604). Die Vertheidigung Kandias durch die Venetianer (605). Capitulation von Kandia (609). Die Eroberung des Peloponnes durch Francesco Moroſini (609). Ende der Republik (610). *** Wanderungen durch Venedig. Der Marcusplatz (611). Die Marcuskirche (612). Die Piazzetta (617). Der Dogenpalaſt (619). Fahrt auf dem Canal grande (631). Die Lagune (641). Murano (642). Die Giudecca (644). San Giorgio Maggiore (645). San Lazzaro (648). Der Lido (654). Die Murazzi von Sottomarina (655). Chioggia (655). Ende (656). 529

Inhalt des Anhanges.

(Sachliche Abhandlungen. — Statistik. — Maritime Notizen.)

Seite

1. **Der Handel Triests** 659
Allgemeine Gesichtspunkte (659). Triest als Freihafen (660). Angebliche Hauptursachen der retrograden Bewegung des Triester Handels (661). Communicationswesen (662). Handel Triests nach Italien (665), nach der Türkei (665), nach Aegypten (666), nach Tunis, Tripolis und Marokko (667), nach England und seinen Colonien (667), nach Griechenland (668), nach Rußland (668), nach Frankreich, Algerien, Belgien, Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Spanien und Portugal (669), nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nach Brasilien (670). Die Handelsbewegung Triests in den letzten fünf Jahren (1877—1881).

2. **Der Handel Venedigs** 671
Allgemeine Gesichtspunkte (671). Gesammtverkehr (671). Der Handel Venedigs nach dem entfernten Orient (672). Der Getreidehandel (672). Schiffsverkehr (672). Aufschwung des venetianischen Handels im letzten Jahrzehnt (673).

3. **Der Handel Fiumes** 673
Vorbedingungen des Fiumaner Handels (673). Schiffbau (673). Der Hafen Fiumes (674). Seeschifffahrt; angelangte und ausgelaufene Segler und Dampfer in Fiume im Jahre 1881 (675).

4. **Die Schifffahrt Triests** 676
Die Schifffahrtsbewegung im Triester Hafen im Decennium 1866—1875 (676). Uebersicht über die Bewegung der einzelnen Flaggen im Hafen von Triest; Einlauf (678), Auslauf (679). Schifffahrtsbewegung in den letzten drei Jahren 1879—1881 (680).

5. **Oesterreichisch-ungarische Rhederei** 681
Allgemeine Gesichtspunkte (681). Schiffe großer Küstenfahrt (681). Schiffe kleiner Küstenfahrt (682). Barken (682). Die einzelnen Kategorien der Segelschiffe; Gaßten und Leßten (682). Brazzeren (683). Trabakel (683). Kutter (684). Briggschooner (684). Schooner und Lugger (685). Goletten (685). Brigantinen, Briggs und Polacken (686). Barkschiffe (687). Vollschiffe (688). — Dampfer (689). Statistik (689). Stand der Handelsmarine im Jahre 1875 und im Jahre 1881 (690).

6. **Der österreichisch-ungarische Lloyd** 691
Seine Entwicklung und Thätigkeit (691). Transportbewegung auf den verschiedenen Linien im Jahre 1881 (692). Transportbewegung in den einzelnen

Digitized by Google

Seite

Decennien seit der Gründung der Schifffahrtsgesellschaft 1836 37 bis 1881. Das Vermögen der Gesellschaft (693).

7. **Schiffbau-Industrie** 694
Das Lloydarsenal (694). Quantitäten der jährlich zur Verwendung gelangenden Materialien (695). Dimensionen des Dock und des Slip (695). Maschinenkräfte zum Betriebe des Arsenals (695). Plan des Arsenals und Specification der Hilfsbetriebsmaschinen (696). Die größten Dampfer der Lloydflotte (697). Das Stabilimento tecnico Triestino und seine Thätigkeit (698).

8. **Seefischerei** 699
Allgemeine Bemerkungen (699). Menge der gewonnenen Meeresproducte (700). Antheil der italienischen Fischer (700). Localconsum (701). Fischerei-Materiale (702). Fischer-Personale (703). Maßregeln der Seeverwaltung zur Hintanhaltung gefährlicher Fangmethoden (704). Statistische Erhebungen (705). Reform der Fischerei-Gesetzgebung (706).

9. **Der neue Hafen von Triest.** (Mit Plan. Tafel I.) 707
Vorbemerkungen (707). Das ältere Project (708). Modificationen desselben und Baumethoden (710). Fundirung der Bauten (711). Das zur Anlage des Hafens gewählte Constructions-System (713). Baggerungen (714). Steinwürfe (715). Aufführung der Quaimauern (717). Vertiefung der Bassins (717). Baugeschichte (719). Reconstructionen (722). Baufortschritt (723). Die Bassins (724). Der Petroleumhandel Triests und das Petroleumbassin (725). Leistungsfähigkeit, Fassungsraum und Gesammtkosten des neuen Hafens (726).

10. **Der neue Südbahnhof** 726
Umbau des neuen Südbahnhofes (726). Kosten der Anlagen (727). Das Areale des Bahnhofes und der einzelnen Hochbauten (728). Die Südbahngesellschaft. Statistik. Stand der Betriebsmittel mit Ende 1880 (728). Stand und Leistungen der Locomotiven (729). Stand und Leistungen der Personenwagen (730). Stand und Leistungen der Lastwagen (730). Gesammteinnahmen. Die Gesammtausgaben. Ueberschuß der Einnahmen ꝛc. (731). Ausgaben für die Betriebsmittel (732).

11. **Die österreichische Seeverwaltung** 732
Der Dienstbereich der Central-Seebehörde (732). Hafen- und Seesanitäts-Anstalten (733). Aufgabe der Seelazarethe (734). Registrirung der Seehandelsschiffe (735). Marine-Unterstützungsfonds (736). Straßenordnung zur See (736). Signalcoder (737). Hilfeleistung bei Seenoth (738). Noth- und Lootsensignale (738). Regelung des Passagier-Verkehrs (738). Seetüchtigkeit der Schiffe (739). Tauchungsscala. Wissenschaftliche Hilfsmittel der Navigation. Bildung der Seeleute (740). Nautische Schulen (740). Angelegenheiten der Handelsmarine (740). Dampferlinien (744). Seebauten (744). Deren Kosten (745).

12. **Der Golf von Triest.** (Mit Karte. Tafel II.) 747
Arbeiten der Seeverwaltung in Cervignano, am Aussaflluß, in Portobuso, bei Barbana und in Grado (747). Seeleuchten-Gebäude in Grado und Galumeto. Arbeiten bei Rosega, am Sdobba und in Duino (748. S. Croce, Barcola,

Seite

Trieſt (749). Muggia, Servola, Lazareth in Valle S. Bartolomeo, Punta Sottile (750). Capo d'Iſtria, Iſola, Strignano, Madonna della Salute, Pirano, S. Bernardino, Portoroſe (751). Sicciole, Dragogna und Salvore (752).

13. **Pola.** (Mit Plan. Tafel III.) 752
Hafenarbeiten (752).

14. **Der Quarnero.** (Mit Karte. Tafel IV.) 753
Geologiſche Bodenverhältniſſe im Quarnero (753). Wellenſchlag und Brandung (754). Ebbe und Fluth (755).

15. **Der Hafen von Spalato.** (Mit Plan. Tafel V.) 756
Hafenarbeiten (756).

16. **Venedig und die Lagunen.** (Mit Plan. Tafel VI.) 757
Zur Topographie Venedigs (757). Die Lagunen und ihre Eintheilung. Klimatiſches (758).

17. **Maritime Notizen.** 759
Feſte und ſchwimmende Signale (759). Nebel-Signalapparate (759). Fluthmeſſer (760). Eiſerne Anbindepfahlwerke (760). Eiſerne Ankerbojen (761). Dampfhebepontons (761). Semaforen (762). Apparat für unterſeeiſche elektriſche Beleuchtung (762). Ankerketten und Schäckel (762). Fiſchereilampe (763). Imprägnirte Schiffbauhölzer (763).

Begleitworte zur Karte des Adriatiſchen Meeres 766

Verzeichniß der Illuſtrationen 778
„ „ **techniſchen Figuren** 783
„ „ **Karten und Pläne** 783
Sach- und Namen-Regiſter 784

Verzeichniß der Illuſtrationen.

		Seite
1.	Frontiſpice	Vor dem Titel
2.	(Im Vorwort:) Franzöſiſches Denkmal bei Ravenna	III
3.	Vignette: Inſel-Kloſter Viſſovac im Kerka-Fluß (Dalmatien)	VII
4.	Kopfleiſte: Der Quarnero bei Cherſo	1
5.	Initial U (Bogenthor bei Foggia)	1
6.	Der Bucentoro	5
7.	Vignette: Mädchen aus Knin	8
8.	Randleiſte zu »Trieſt«	9
9.	Kathedrale San Giuſto	16
10.	Trieſt von Občina aus (Vollbild auf Carton)	16
11.	Winckelmann's Grab	17
12.	Lloyd-Capitän	21
13.	Börſeplatz in Trieſt	24
14.	Miramar (Vollbild)	25
15.	Landleute aus der Umgegend von Trieſt	32
16.	Der Molo San Carlo in Trieſt (Vollbild auf Carton)	32
17.	Ein Oſtindienfahrer des Lloyd	33
18.	Partie bei Portolo	40
19.	Arbeitscabinet im Schloſſe Miramar	41
20.	Schlußvignette zu »Trieſt« (Barke)	44
21.	Kopfleiſte zu »Aquileja« (Adler)	45
22.	Glockenthurm von Aquileja	45
23.	Duino (Vollbild)	49
24.	Iſonzo-Brücke auf dem Wege von Ronchi nach Aquileja	56
25.	Aus antiken Fundſtücken aufgeführtes Haus in Aquileja	57
26.	Aquilejerin	64
27.	Aquileja (Vollbild auf Carton)	64
28.	Zwei Säulen des Patriarchenpalaſtes in Aquileja	65
29.	Antiker Canal in Aquileja	68
30.	Ponte d'oro bei Aquileja	69
31.	Schlußvignette zu »Aquileja«	72
32.	Kopfleiſte (Pirano)	73
33.	Initial D (Peſttafel auf der Inſel Nicolò)	73
34.	Iſtriſche Fiſcherbarken	80
35.	Capo d'Iſtria (Vollbild)	81

Seite

36. Parenzo (Vollbild auf Carton) 88
37. Rovigno 89
38. Pope aus Peroi 96
39. Bewohner von Peroi 97
40. Schlußvignette zu »Längs der Küſte von Iſtrien« 100
41. Kopfleiſte zu »Pola« 101
42. Initial E 101
43. Der Triumphbogen der Sergier in Pola 104
44. Der Tempel des Auguſtus und der Roma in Pola 105
45. Pola (Vollbild) 113
46. Der Kriegshafen zu Pola (Vollbild auf Carton) 118
47. Die Schiffswerfte auf der Oliven-Inſel zu Pola 120
48. Das Marine-Caſino in Pola 121
49. Balance-Dock in Pola 128
50. Hauptplatz in Pola 129
51. Tegetthoff-Monument in Pola 133
52. Maximilian-Denkmal in Pola 137
53. Schlußvignette zu »Pola« (Leuchtthurm von Porer) 140
54. Kopfleiſte: Bauernhof in Iſtrien 141
55. Bauern aus Dignano 145
56. Die Foiba-Schlucht (Vollbild) 153
57. Due Caſtelli in Iſtrien 160
58. Piſino (Vollbild auf Carton) 160
59. Uskoken-Abkömmlinge aus dem Roveria-Diſtricte in Iſtrien 161
60. Rozzo in Iſtrien 169
61. Schlußvignette zu: »Im Innern von Iſtrien« 172
62. Randleiſte zu: »Der Quarnero« 173
63. Uferfelſen bei Punta Nigra im Quarnero 176
64. Terſato bei Fiume (Vollbild) 177
65. Fiſcherhütte im Quarnero 184
66. Karſttrichter auf Cherſo 185
67. Fiume (Vollbild auf Carton) 192
68. Schloß Buccari 200
69. Schloß Porto Ré 201
70. Mädchen von der Inſel Veglia 208
71. Norddalmatiniſche Volkstrachten (Vollbild) 209
72. Cherſo 213
73. Schlußvignette: Ein Zoppolo 216
74. Kopfleiſte: Landſchaft bei Zara 217
75. Initial D (Brunnen in den Scopcen) 217
76. Zara (Vollbild auf Carton) 224
77. Porta di Terra Ferma in Zara 232
78. Piazza dei Signori in Zara 233
79. Wohnhaus in Dernisch 240
80. Schlußvignette: Barke 244

Seite
81. Kopfleiſte: Die Kerka-Fälle bei Scardona 245
82. Fiſcherbarke bei Tramontana-Wetter 248
83. Sebenico (Vollbild auf Carton) 248
84. Frau aus Sebenico 249
85. Mädchen aus Sebenico 256
86. Obſthändlerin in Sebenico 257
87. Spalato (Vollbild) 265
88. Im Hafen von Trau 272
89. Marktſcene in Salona (Vollbild auf Carton) 272
90. Sarkophag aus den Ruinen von Salona 273
91. Mädchen von Spalato 277
92. Reſte des Jupiter-Tempels in Spalato 280
93. Die Ruinen von Salona (Vollbild) 281
94. Wohnhaus auf Brazza 283
95. Almiſſa 286
96. Schlußvignette zum Capitel: »Von Zara nach Spalato« 288
97. Randleiſte zum Capitel: »Von Spalato nach Ragusa« 289
98. Makarska 296
99. Fiſcherbarken 297
100. Fiſcherbarken 304
101. Leſina (Vollbild) 305
102. Fiſcherbarke 312
103. Curzola 313
104. Der Rectorenpalaſt in Ragusa 320
105. Ragusa (Vollbild auf Carton) 320
106. Ragusäer Laſtträger 321
107. Brunnen beim Pille-Thor 328
108. Typen aus Ragusa (Vollbild auf Carton) 328
109. Herzegowinerinnen 329
110. Das Schloß auf der Inſel Lacroma 336
111. Der Stradone in Ragusa (Vollbild) 337
112. Die Ombla-Quelle 340
113. Die Aesculapgrotte 341
114. Kopfleiſte: Die »Catene« in der Bocche di Cattaro 345
115. Initial D (An der Riva von Caſtelnuovo) 345
116. Barke in der Brandung 352
117. Caſtelnuovo (Vollbild) 353
118. Perasto in der Bocche di Cattaro 360
119. Die Bucht von Cattaro (Vollbild auf Carton) 360
120. Krivoscianer 361
121. Kolo (Vollbild auf Carton) 364
122. Budua 365
123. Caſtel Laſtua 368
124. Die Marina von Cattaro (Vollbild) 369
125. Mädchen aus Paſtrovich 373

Seite
126. Am Geſtade bei Caſtel Laſtua 376
127. Montenegriniſches Mädchen 377
128. Schlußvignette: Barke 380
129. Randleiſte zu: »Korfu« 381
130. Gegend bei Spizza 384
131. Albaneſiſches Geſtade 385
132. Albaneſin aus Durazzo 392
133. Albaneſe aus Durazzo 393
134. Griechiſche Küſtenfahrer 400
135. Die Citadelle von Korfu (Vollbild auf Carton) 400
136. Grieche von Korfu 401
137. Griechin von Korfu 408
138. Die Bucht von Cardakio mit dem »Phäakenſchiff« 409
139. Apuliſche Segelbarke 416
140. Segelboot im Joniſchen Meer 417
141. Schlußvignette: Apuliſche Küſtenfahrer 420
142. Kopfleiſte: Cap Leuca 421
143. Initial I (San Giovanni in Brindiſi) 421
144. Otranto (Vollbild auf Carton) 422
145. Säule der Kleopatra 424
146. Brindiſi 425
147. Präfectur in Lecce 432
148. Fiſcherinnen am apuliſchen Geſtade 433
149. Caſtel del Monte 440
150. Stadt und Hafen Manfredonia 441
151. Foggia (Vollbild auf Carton) 442
152. Schlußvignette 448
153. Kopfleiſte: Die Baſilica in Loreto 449
154. Am Quai in Ancona 456
155. Ancona (Vollbild auf Carton) 456
156. Loretanerin 457
157. Der Trajansbogen in Ancona 464
158. Loreto (Vollbild auf Carton) 464
159. Der Dom in Ancona 465
160. Inneres des Domes von Loreto 472
161. Die Santa Caſa im Dome von Loreto 473
162. Madonna von Loreto 477
163. Das Thor von San Michele in Fano 480
164. Volksſcene in Sinigaglia (Vollbild) 481
165. Roſſini's Denkmal in Peſaro 485
166. Randleiſte 489
167. Erſter Hof im herzoglichen Schloß zu Urbino (Vollbild auf Carton) 492
168. Urbino (die Stadt) 496
169. Urbino (Schloß) 497

Seite
170. Canalhafen von Rimini 504
171. Piazza Giulio Ceſare in Rimini 505
172. Straße in Rimini 512
173. Auguſtus-Brücke in Rimini (Vollbild auf Carton) 512
174. Auguſtus-Thor in Rimini 513
175. Die Pineta bei Ravenna (Vollbild) 521
176. Dante's Grab in Ravenna 524
177. Theodorich's Grab in Ravenna 525
178. Die Piazza Vittorio Emanuele in Ravenna (Vollbild auf Carton) 528
179. Kopfleiſte: Die »Loggetta« am Marcusthurm in Venedig 529
180. Die Rialto-Brücke 537
181. Riva degli Schiavoni 544
182. Die Seufzerbrücke 552
183. Kutter 553
184. Brigg 560
185. Venetianiſche Brazzera 561
186. Fiſcherbarke in den Lagunen von Venedig 569
187. Hof des Dogenpalaſtes mit der Rieſentreppe 576
188. Garibaldi-Brücke in Chioggia 585
189. Fiſchplatz in Chioggia 592
190. Chioggiotin 601
191. Chioggiotiſche Trabakeln 608
192. Gondelfahrt 617
193. Der Dogenpalaſt 624
194. Im Veſtibul eines venetianiſchen Palaſtes 625
195. Fiſchmarkt am Canal grande (Vollbild) 633
196. Im Hofe eines venetianiſchen Palaſtes (Vollbild auf Carton) . 640
197. Am Geſtade des Lido 648
199. Die Murazzi 649
198. Chioggia (Vollbild auf Carton) 656
200. Schlußvignette: Fiſcherbarke in den venetianiſchen Lagunen 656

Verzeichniß der technischen Figuren, der Pläne und Karten.

Seite

Typen der in der Adria einheimischen Segelschiffe

1. Brazzera 683
2. Trabakel 683
3. Kutter 684
4. Schooner 685
5. Brigg 686
6. Barkschiff 687
7. Vollschiff 688
8. Plan des Lloyd-Arsenals zu S. Andrea bei Triest 696
9. Der Lloyddampfer »Mars« mit Truppen an Bord 697

Triester Hafenbau:

10. (Fig. 1) Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und Quaimauer in der Anlage 712
11. (Fig. 2) Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und der Quaimauer nach der Ausführung 712
12. (Fig. 3) Modificirtes Profil der Quaimauer 713
13. (Fig. 4) Kübelbagger 714
14. (Fig. 5) Setzen künstlicher Blöcke mittelst Dampfkrahns 716
15. (Fig. 6) Setzen natürlicher Blöcke mittelst Dampfkrahns 716
16. (Fig. 7) Profil des Hafendammes 721
17. Anbindepfahlwerk 760
18. Eiserne Ankerbojen 761

Karten und Pläne:

1. Der Hafen von Triest 720
2. Der Golf von Triest 746
3. Pola 752
4. Physikalische Karte des Quarnero 754
5. Spalato 756
6. Venedig 758

Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer (an der Rückdecke des Buches).

Sach- und Namen-Register.

Seite

Abbazia 173, 185, 186
Abruzzen, die 449, 453, 454
Adria, Ebbe und Fluth in der . . . 767
Adria, Strömungen in der 767
Adria, Tiefe der 767
Adriatische Meer, das 1, 766
Aesculapgrotte, die 344
Aesis, siehe Jesi.
Albanesen-Dörfer in Süditalien, die 451
Alberoni 655
Albona 175
Alessio 383
Alexander VI., Papst 483
Alkinoos, der Phäakenkönig 382, 396, 407
Almissa 279, 287
Anbindepfahlwerke 760
Ancona . . . . . 455 u. ff. 473
Andechs-Meran, Markgrafen von Istrien 146
Anfora-Canal, der 70
Anker 763
Ankerbojen 761
Ankerketten 762
Antenorio, Obelario 543
Antignana 162
Apollonia 387
Apparat für unterseeische elektrische Beleuchtung 762
Apulien . . . . . 421 u. ff.
Aquileja . . . . . 3, 45 u. ff.
Arbe, Insel 222
Arpi 443
Arsa-Thal, das 174
Aiolo 597
Aternus, s. Pescara.
Attis-Fluß, der 60
Aufidus, s. Ofanto.
Aussa-Fluß, der 71, 747
Awaren, die 267, 268, 271, 329
Avlona, s. Valona.
Babinkuk 323
Balbi, Palazzo 636
Barbana (Istrien) 175

Seite

Barbana (Küstenland) 747
Barbarigo, Agostino 600
Barbarigo, Palazzo 637
Barbolano, Pietro, der Doge . . . 546
Barcola (Bortolo) 40, 749
Bari 434
Barkschiffe 687, 689
Begliano 54
Bella Vista bei Ragusa 324
Bellay, Schloß (Istrien) 182
Bellini, Giovanni 598
Belvedere 60, 68
Bembo 487
Bembo, Giovanni, der Doge . . . 602
Bembo, Palazzo 637
Benevent, Schlacht bei 447
Benizze (Korfu) 397, 415
Bernardo, Palazzo 637
Bescanuova (Veglia) 221
Biokovo-Gebirge, das 290
Bisceglie 436
Boasich (Bocche) 350
Bocche di Cattaro . . . . . 345 u. ff.
Bocche false 319
Boglium-iza, die 182
Borgia, Lucretia . . . . . 483 u. ff.
Bora, die 197
Borutto 164
Bovino 444
Bragadino 599
Bramante 464
Brazza, Insel 279
Brazzera (Segelschiffstype) . . 682, 690
Breno bei Ragusa 344
Brigantine (Segelschiffstype) . 686, 689
Brigg (Segelschiffstype) . . . 686, 689
Briggschooner (Segelschiffstype) 685, 690
Brindisi . . . . . 384, 424 u. ff.
Brionischen Inseln, die 98, 134
Brundusium 384, 425
Bruschane 227
Bua, die Insel 255, 258
Bucentoro, der 4, 5, 79, 80, 335

Digitized by Google

	Seite
Buccari	191, 193, 205
Buccaritza	211
Budua	367, 382
Buthroton	391
Butrinto	390
Byron, Lord	527, 636, 649
Cà d'oro, Palazzo	640
Calamotta, Insel	321
Calcagni	463, 464
Campoformio, Friede von	239
Canareggio, der	641
Cannae, Schlachtfeld von	438 u. ff.
Canale della Brazza	278
Canale della Narenta	290
Canale delle Mee	70
Canale di Farasina	174
Canale di Fasana	99
Canale di Leme	93
Canale di Maltempo	218
Canale di Mezzo	214
Canale di Spalato	278
Canale di Stagno	319
Canavelli, ragusäischer Dichter	325
Candiano, die Dogen	545
Canfanaro	149, 159
Canal grande in Venedig	631
Cannosa bei Ragusa	322
Canosa in Apulien	440
Cap Bianco del Nord (Korfu)	413
Cap Bianco del Süd (Korfu)	419
Capo d'Istria	751
Cap Glossa	390
Capitanata, die	438, 442, 443, 450
Cap Leuca	421, 422, 447
Capo d'Istria	74, 751
Cap Pellegrino (Lesina)	294
Cap Rodoni	383
Carapella, die	442
Carrara von Padua, die	590
Carbaner-Gebirge, das	259, 279
Cardakio, die Bucht von	409, 415
Carlopago	227
Carmagnola	498, 593
Casa Lauretana	462
Casona	504
Castel Bolognese	506
Castel del Monte	437
Castelfidardo	454
Castel Gambio	259
Castelli, die Landschaft der	258 u. ff.
Castel Lastua	367, 382
Castelmuschio	205
Castel Nuovo bei Spalato	259
Castelnuovo in der Bocche di Cattaro	346, 349, 364
Castel Vecchio	259
Castel Vitturi	259
Castrades (Korfu)	397, 401, 404
Castro in Apulien	423
Castua	187
Catene in der Bocche, die	350, 368
Cattaro	346, 351, 352, 373 u. ff.
Cavagin Hieronymus, ragusäischer Dichter	325
Chioggia	000
Cave di Saldame bei Pola, die	138
Cemole	60
Cepich-See, der	164, 180
Cerignola	442
Cernical	37
Cervaro, der	442
Cervignano	747
Cesena	526
Chersano	181
Cherso, Insel	164, 174, 214
Chiaravalle	476
Chimara-Gebirge, das	388
Chioggiakrieg, der	585
Chrobaten, die	267
Clissa	269, 279
Combur	350, 364
Conrachiana (Korfu)	412
Constantinopel durch die Lateiner erobert	567
Contarini, Domenico, der Doge	547
Contarini-Fasan, Palazzo (Venedig)	632
Contarini, Jacopo, der Doge	572
Contarini, Palazzo	632, 637
Corato	437
Cornaro, Caterina	596, 597
Corner della Cà grande, Palazzo (Venedig)	635
Corner-Spinelli, Palazzo	637
Corno grande	453
Corcyra nigra, s. Curzola.	
Cikola, der Fluß	252
Cittanuova	86
Cittavecchia (Starigrad) auf Lesina	293
Cressida-Bach, der	397
Curzola	312
Cypern, die Insel	596, 597
Cetina, die	287
Dalmater, die	263, 267
Dalmatien im Alterthum	261
Dalmatien im Mittelalter	267
Dalmatinische Eisenbahnen	662
Dampfer	689
Dampferlinien	744
Dampfhebepontons	761
Dandolo, Enrico, der Doge	553
Dandolo, Francesco, der Doge	579
Dandolo, Giovanni, der Doge	572

	Seite
Dante's, das Grab	510
Dario, Palazzo (Venedig)	635
Delminium	263
Deodato Orſo, der Doge	541
Dernisch	253
Deskovič von Almiſſa, die Familie	238
Dignano	155
Dinara-Gebirge, das	230, 247
Dinariſchen Alpen, die, ſ. Dinara.	
Diocletian's Palaſt in Spalato	274
Dirupo di Smergo (Cherſo)	188, 214
Divača	149, 152
Dobrota	351
Dogenpalaſt, der	618
Dollina	38
Donato, der Doge	599
Doria, Pietro	586
Draga-Bach	93
Draga-Thal	159
Dragalj	359
Draga-Thal (bei Fiume)	192
Dragogna	752
Drin-Golf, der	383
Due Caſtelli	159
Duino	46, 53, 748
Dulcigno	382
Durazzo	383
Dyrrhachium	3, 383
Egnatia	434
Eiſenbahnbrücke über die Lagunen, die	641
Emo, Palazzo (Venedig)	632
Epitaffio, das Feld	437
Faenza	503, 506
Falconara	437, 476
Falieri, Marino, der Doge	580 u. ff.
Falieri, Ordelaffio, der Doge	548
Falieri, Vitale, der Doge	548
Fano, Inſel bei Korfu	308, 413
Fano, Stadt in Umbrien	477
Farſetti, Palazzo	637
Faſana	99, 155
Ferro, Palazzo (Venedig)	635
Feudalherrſchaft in Iſtrien	147
Fianona	164, 174, 185
Fini, Palazzo (Venedig)	635
Fiſcherei-Geſetzgebung	706
Fiſchereilampe	763
Fiſcherei-Materiale	702
Fiſcherei-Perſonale	703
Fiſcherei-Statiſtik	705
Fiſchfang a spavento	705
Fiſchfang, Sardellen-	704
Fiumara, die	190, 191, 192, 202
Fiumara, die (Cattaro)	355
Fiume	187, 199 u. ff., 217
Fiumes Handel	673
Fiumes Schifffahrt	674, 675
Fiumicella	55, 61
Flabanico, Domenico, der Doge	547
Fluthmeſſer	760
Foggia	442, 443, 449
Foiba, die	163
Fondaco dei Tedeschi (Venedig)	639
Fontanella, la	356
Forli	503, 504
Foscari, Francesco, der Doge	592 u. ff.
Foscari, Jacopo	592 u. ff.
Foscari, Palazzo	635
Freihafen Trieſt, der	660
Furlo-Paß, der	459
Gaëta (Segelſchiffstype)	682, 690
Galbaia, Giovanni	543
Galbaia, Mauricio, der Doge	542
Galeſano	155
Galignano	180
Galla, der Doge	542
Galla Placidia	512
Galumeto	748
Gargano, der Berg	438, 442, 444, 447
Garibaldi, Giuſeppe	526
Gaſturi (Korfu)	397, 412, 415
Giacomo Leopardi	284, 327, 467, 470, 652
Giardini pubblici in Venedig, die	646
Giudecca, die	644
Gimino	161
Ginevra von Ferrara	498
Giorgione	598, 639
Giovanni Santi	492
Girardo, Nicolo	589
Girata del Canale (Bocche)	356
Giupana, Inſel	321
Giuſtiniani, Palazzo (Venedig)	632
Gjorgič, ragnſäiſcher Dichter	325
Gliuta-Bach, der (Bocche)	355
Goletta (Segelſchiffstype)	685, 689
Goražda (Bocche)	356
Gordichio-Bach, der (Cattaro)	355
Govino, Bucht von	396, 412, 414
Gradenigo, Pietro	573
Gradina (bei Buccari)	211
Grado	60, 72, 747, 748
Grado, die Lagune von	71
Gran Saſſo d'Italia	452, 453, 454
Graſſi (Sina), Palazzo	636
Gravoſa	323
Grimani, Antonio, der Doge	599
Grimani, Generalcapitän	605
Grimani, Palazzo	637
Gritti, Andrea, der Doge	599
Gritti, Palazzo (Venedig)	635
Guiccioli, Gräfin	527
Gundulič, ragnſäiſcher Dichter	325

Digitized by Google

Seite

Hängenetze 704
Hafen-Anstalten 733
Han 393
Handel Fiumes, der 673
Handelsmarine, österreichisch-ungarische 660, 681 u. ff., 690, 741
Handelskammer, Triester 661
Handel Triests, der 659
Handel Venedigs, der 671
Heraclea 541
Herpelle-Kozina 149
Herzegowina, die . . 263, 267, 340, 366
Idria, die 51
Ika 185
Il Barone, Fort 248
Illenis s. Salona.
Illyrica Barbara 261
Illyrica Graeca 261
Ipso (auf Korfu) 412, 414
Isola 77, 751
Isotta degli Atti 498
Isonzatto 60, 70
Isonzo, der . . 51, 52, 54, 55, 61, 70
Istrianische Staatsbahn, die . 149, 662
Istrien . . . . . 51, 73 u. ff.
Istrien, das Innere von . . 141 u. ff.
Istrien, Geschichte von . . . 141 u. ff.
Italiener in Dalmatien, die . 239 u. ff.
Jadera, s. Zara.
Jaklan, Insel 320
Jesi 472, 474
Kagran, Insel 253
Kaiserwald bei Pola, der . . 136, 152
Kalichiopulo . . 397, 404, 406, 411, 415
Kandia, Vertheidigung durch die Venetianer 605
Karstbewaldung, über 194
Kartoli, Bai von 347
Kavaja 386
Keraunien, die 2, 229, 388
Kerka, die 251, 252
Kerka, die Fälle der . . 251, 252, 253
Kistane 253
Knezlac 349
Knin 253
Kopaé, Fort 367
Korfu . . 295, 308, 382, 394, 421 u. ff.
Korfu, die Venetianer gegen . . . 587
Korkyra 396, 401
Kosmaé, Fort 367
Kotor, s. Cattaro.
Kreuzzug, der vierte . . . . 563 u. ff.
Kroaten in Dalmatien, die 267
Kutter (Segelschiffstype) . . . 684, 690
Küstenfahrt, Schiffe großer 631
Küstenfahrt, Schiffe kleiner 682

Seite

Lacroma 341
Lago di Lesina 451
Lagosta . . . . . 307 u. ff.
Lagunengebiet, das 536
Lagune von Venedig, die . . 641, 757
La Madonna del Rosario 315
Lando, der Doge 599
Lecce in Apulien 431
Lebenice 359
Lepanto, Seeschlacht bei 599
Lepetane (Bocche) 363
Lesina, Insel . . . . 262, 293 u. ff.
Lesina, Stadt 294
Leukimne, s. Lewkimo.
Leuto (Segelschiffstype) 682
Lewkimo, Cap 418
Liburnien 174, 264
Licium, s. Lecce.
Lido, der (Venedig) 654
Lindaro 164
Lissa, die Insel 296
Lissa, die Seeschlacht bei 297
Lloyd-Arsenal, das . 30 u. ff. 694 u. ff.
Lloyd, der österreichisch-ungarische 30 u. ff. 691 u. ff.
Lombardo, Girolamo 463
Lootsensignale 738
Lopud, Insel 320
Loredan, die 594
Loredan, Leonardo, der Doge . . . 598
Loredan, Pietro, Admiral 594
Loredan, Pietro, der Doge 599
Loredan, Palazzo 637
Loreto . . . . . 204, 455, 461 u. ff.
Lovrona 185
Lucera 444
Lugger (Segelschiffstype) . . 685, 689
Lupoglava 149, 164, 168
Lussin, die Insel 215
Lussin grande 215
Lussin piccolo 215
Lustiza 364
Macerata 471
Madonna della Salute 751
Madonna del Carmine 247
Madonna di Gospà 357
Mahrenfels (Istrien) 147, 165
Mailanovich, der Wasserfall von . . 253
Majella, s. Monte Amaro.
Makarska 289
Malamocco 541, 655
Malatesta, die . . . 483, 491, 498 u. ff.
Malatesta, Sigismondo 498
Malinska 205, 213
Manfred, König . . . . . 445 u. ff.
Manfredonia 445

Seite

Manin, der Doge 610
Manin, Palazzo 637
Marco Polo . . . . . 574 u. ff.
Marcuskirche, die 612
Marcusplatz, der 611
Maria dello Scarpello 359
Marine-Museum in Pola, das 129 u. ff.
Marine-Unterstützungsfonds . . . 736
Maritime Notizen 759
Marken, die . . . . . 449 u. ff.
Markgrafschaft Istrien, die 146
Martinschitza 192. 205
Mausoleum der Galla Placidia . . 517
Medolino (Mutila) 89, 107
Meeresproducte 699
Meeresstürme 768
Meleda, Insel 317
Melfi 437
Meljine 349, 364
Memmo, Tribuno, der Doge . . . 546
Merlera, Eiland bei Korfu . . . 413
Metaurus, der . . . 459, 477, 478 u. ff.
Metković 292
Mezzo, Insel 321
Micheli, Palazzo (Venedig) . . . 632
Michiel, Vitale, der Doge 549
Milná 279
Miramar . . . . . 39 u. ff.
Mitterburg, s. Pisino.
Mocenigo I., Alvise, der Doge . . . 599
Mocenigo, Leonardo 605
Mocenigo, Palazzi der 636
Mocenigo, Pietro, der Doge . . . 596
Mocenigo, Tommaso, der Doge . . 591
Mola 434
Molfetta 436
Monastero 59
Monegario, Domenico, der Doge . . 542
Monfalcone 54, 61
Monfalcone, Golf von 2
Monopoli 434
Monte Alto 453
Monte Amaro 452
Monte Calvo 448
Monte Cassone 346
Monte Czarovichi 317
Monte d'Asdrubale 459, 477
Monte Decca (Korfu) 396, 415
Monte Gargano . . 438, 442, 444, 447
Monte Guasco 459, 460
Monte Maggiore . . 164, 176, 193, 213
Monte Maggiore, Besteigung des . . 183
Monte Salvatore (Korfu) 396, 412, 414
Monte Sant' Angelo 447
Monte Syß (Cherso) 205
Monte Tartari (Berg in Albanien) . 389

Seite

Monte Tartaro (Fort bei Sebenico) 248
Monte Vierno 324
Monte Vipera 292
Monte Zarro (Pola) 119
Montona 86
Morinje 380
Morlaken, die 267
Morosini, Domenico, der Doge . . 548
Morosini, Francesco 606, 609
Morosini, Giacomo 570
Morosini, Palazzo 637
Morosini, Tommaso 570
Morterra, Insel 247
Moschienizza . . . 164, 185, 186, 189
Mossor-Gebirge, das 258, 270
Muggia 37, 750
Mula (Bocche) 357
Murano, die Insel 642
Murazzi, die 655
Murghie in Apulien, die 437
Nabresina 45
Nani, Bernardo 607
Narenta, das Delta der 292
Narenta, die 291
Narona 291
Natisso, der 56, 70, 71
Nautische Schulen 741
Navigation, wissenschaftliche Hilfs-mittel der 740
Nebel-Signalapparate 759
Neresi auf Brazza 279
Nona 230
Nonković, die Familie 238
Norino 291
Norino, der Bach 291
Nothsignale in See 738
Novi 220
Novigrad, das Meer von 230
Novigrad 230
Nuovissimo Acquisto der Venetianer, das 237
Nuovo Acquisto der Venetianer, das 237
Ofanto, der Bach 438
Ogygia, s. Lagosta.
Oliven-Insel, die 126
Ombla-Bucht, die 323, 343
Optschina 17
Opus, Fort 292
Orahovac 351, 355
Orebič 316
Orlana 452
Orseolo, Ottono, der Doge . . . 546
Orseolo II., der Doge 546
Orsera 93
Orso I., der Doge 541
Osgo 37
Oscino 455

Digitized by Google

Seite

Ossero 215
Otranto 423
Paganino, Doria, Admiral 89
Pago, Insel 215, 227, 228
Palladio, Andrea 602
Palma Giovane 623, 625
Palma Vecchio 598
Palmotić, ragusäischer Dichter . . . 325
Paludi, Kloster 279
Paninsacho, Giovanni 588
Pantaleone, der Berg 712
Paolo Veronese 602, 625, 629
Parenzo 87
Partecipazio, Angelo, der Doge . . 543
Partecipazio, Giovanni, der Doge . 545
Partecipazio, Giustiniano, der Doge 543
Partecipazio, Orso I., der Doge . . 545
Pasman, Insel 246, 247
Passarowitz, Friedensschluß von 237, 610
Pastrovich 367
Pastrovichianer, die 368
Pauluzzo, der Doge 540
Paxo, Insel bei Korfu 419
Pedena 179
Pelasger, die 2, 506
Pelestrina, Littorale von 655
Pellico, Silvio 496, 628
Peraſto 346, 351
Perković-Slivno 259
Peroi 99
Perzagno 357
Pesaro 459, 471, 477, 479 u. ff., 489, 494
Pescara 453, 454
Pettini, die Scoglien 345
Pharos, s. Lesina.
Phäaken, die 397, 407
Phäakenschiff, das . . . 406, 411, 415
Piazzetta, die 617
Pieris 54
Pietro d'Oro 60
Pille (Vorstadt von Ragusa) 324
Pineta bei Ravenna, die . . 521, 526
Pinguente 86, 149, 166
Pirano, die Rhede von 79
Pirano (Stadt) 77, 751
Pisani, Nicolo, venetianischer Admiral 580
Pisani, Palazzo 637
Pisatello, s. Rubicon.
Pisino 162
Plaſe 193, 194
Plaunich, Scoglio 214
Ploce-Thor in Ragusa' . . . 336, 339
Podgorje 167
Poglizza, die 288
Pola . . . . . 3, 98, 101 u. ff. 752
Polacca (Segelschiffstype) . . . 686, 689

Seite

Polignano 434
Pomer 139
Pondikonisi, s. Phäakenschiff.
Ponikve 189, 193
Porer, Scoglio 140
Porta di Spalato 278
Porta Ploce in Ragusa . . . 336, 339
Porta Pille in Ragusa 326
Porto Buso 70, 747
Porto Carpano 175
Porto Ceveri 87
Porto Fianona 174
Porto di Malamocco 655
Porto Palazzo 317
Porto Pidocchio 316
Porto Quieto 86
Porto Ré 205, 211, 218
Porto Rose 364, 751
Porto San Giorgio 454
Postupa-Berg, der 317
Potamo (auf Korfu) 406, 412
Potenza, die 471
Predil-Paß, der 52
Premuda, Insel 215
Presjeka, Fort 367
Primorje, das 290
Promontore 139
Pučišće 286
Punta Kombur 350, 364
Punta di Salvore 83
Punta d'Ostro . . 346, 356, 349, 364
Punta Kobila 364
Punta Lunga 317
Punta Negra 174
Punta Planca 253, 255
Punta Sottile 750
Quarnero, der . . . . 173 u. ff., 221
Quarnero, physikalische Verhältnisse des 187 u. ff., 753
Quarnerolo, der 216
Quieto-Thal, das 51
Quirini, Marco 600
Raffael Santi 492
Ragusa . . . . . 325 u. ff.
Ragusa vecchia 344
Rakitović 167
Raspodalića, Steilsturz der . . . 166
Raspurg (Istrien) 147
Rath der Zehn 573
Ravenna . . . . . 503, 506 u. ff.
Recanati 462, 467
Rečina, die 190
Registrirung der Seehandelsschiffe . 734
Rezzonico, Palazzo 636
Rhederei, österr.-ungar. . . . 581 u. ff.
Rialto 543, 638

Seite

Ricci, Scoglio (Schkoljaritschi) . . . 246
Rimini . . . . . 459, 477, 494 u. ff.
Risano 346, 351, 352, 359
Riva Alta, s. Rialto.
Rjeka-Fluß, der 52
Romagna, die 503
Roncislap, der Wasserfall von . . . 253
Ronchi 53
Rosega bei Monfalcone 748
Rovere, die Herzöge delle 486
Roveria-District, der 157
Rovigno 94, 149
Rovigno, Campagna di 94
Rozzo 148, 165
Rubicon, der 503
Sabbioncello . . . . . 292, 314 u. ff.
Sagrado 61
Salmastraki (Eiland bei Korfu) . . . 413
Salona . . . 2, 3, 258, 260, 268 u. ff.
Salvore 752
Santa Casa (Loreto) 464
Santa Catterina 94
Santa Catterina, Scoglio (Dalmatien) 246
Santa Croce 749
Santa Decca 416, 417
Santa Maria della Salute (Venedig) 632
Santa Maria di Leuca 421, 422
San Andrea bei Triest 30
San Andrea (Istrien) 97
San Apollinare in Città (Ravenna) 508
San Apollinare in Classe (Ravenna) 525
San Arcangelo 253, 503
San Bartolo (Pesaro) 487
San Bartolomeo bei Triest 750
San Bernardino 889, 751
San Biaggio in Ragusa 335
San Canzian 52
San Ciriaco, der Dom (Ancona) 459, 460
San Egidio 54
San Giacomo bei Ragusa 344
San Giorgio 221
San Giorgio in der Bocche 359
San Giorgio Maggiore (Venedig) . 648
San Giovanni am Timavo 52
San Giovanni auf Sabbioncello . . 315
San Giovanni, Fort 248
San Giovanni in Brindisi . . 421, 431
San Giovanni (Istrien) 97
Santi Quaranta 390
San Lazzaro bei Venedig, die Insel 648
San Marco, Scoglio 218
San Marino 502
San Nicolo, Fort 248
San Pietro di Brazza 283
San Pietro, Insel 92
San Pietro in Selve 161

Seite

San Pietro (istrianische Insel) . . 92
San Policarpo (Pola) 137
San Rocco 39
San Servola 37
San Severo 450
Sansovino, Andrea . . . 464, 465, 466
Sansovino, Jacopo 598, 620, 635, 639
San Trinità (Bocche) 356
San Vincenti 159
San Vitale in Ravenna 514
Sardellenfischfang 704
Savignano 503
Scagliari bei Cattaro 356
Scamozzi 602, 639
Scardona 252
Scardona, die Fälle von 251
Scheria, s. Korfu.
Schiavoni, die 239
Schifffahrt Fiumes, die . . . 674, 675
Schifffahrt Triests, die 676
Schiffbauhölzer, imprägnirte . . . 763
Schiffbau-Industrie 694
Schiffe langer Fahrt 681
Schooner (Segelschiffstype) . 685, 689
Schwarze Tod in Venedig, der . . 579
Scirocco, der 198
Scripero (Korfu) 412
Scrovigni, Jacopo di 590
Sdobba-Fluß, der 71, 748
Sebenico . . . . . 248 u. ff
Seebauten 744
Seebehörde, die k. k. Central- 732 u. ff.
Seefischerei 699
Seelazarethe 734
Seeleute, Bildung der 740
Seenoth, Hilfeleistung bei 738
Seesanitäts-Anstalten 733
Seetüchtigkeit der Schiffe 739
See-Venetien 536
Seeverwaltung, österreichische 732 u. ff.
Seewesen Oesterreich-Ungarns, das . 21
Selve, Insel 215
Selvo, Domenico, der Doge . . . 547
Semaforen 762
Semeni, der Fluß 387
Semmitsch 165
Servola 37, 750
Seufzerbrücke, die 631
Sforza, Catterina 505
Sforza, Francesco 483
Sforza, Polyxena 498
Siccioli 752
Sidari auf Korfu 413
Signale, feste und schwimmende . . 759
Signalcoder 737
Sinigaglia 477

Digitized by Google

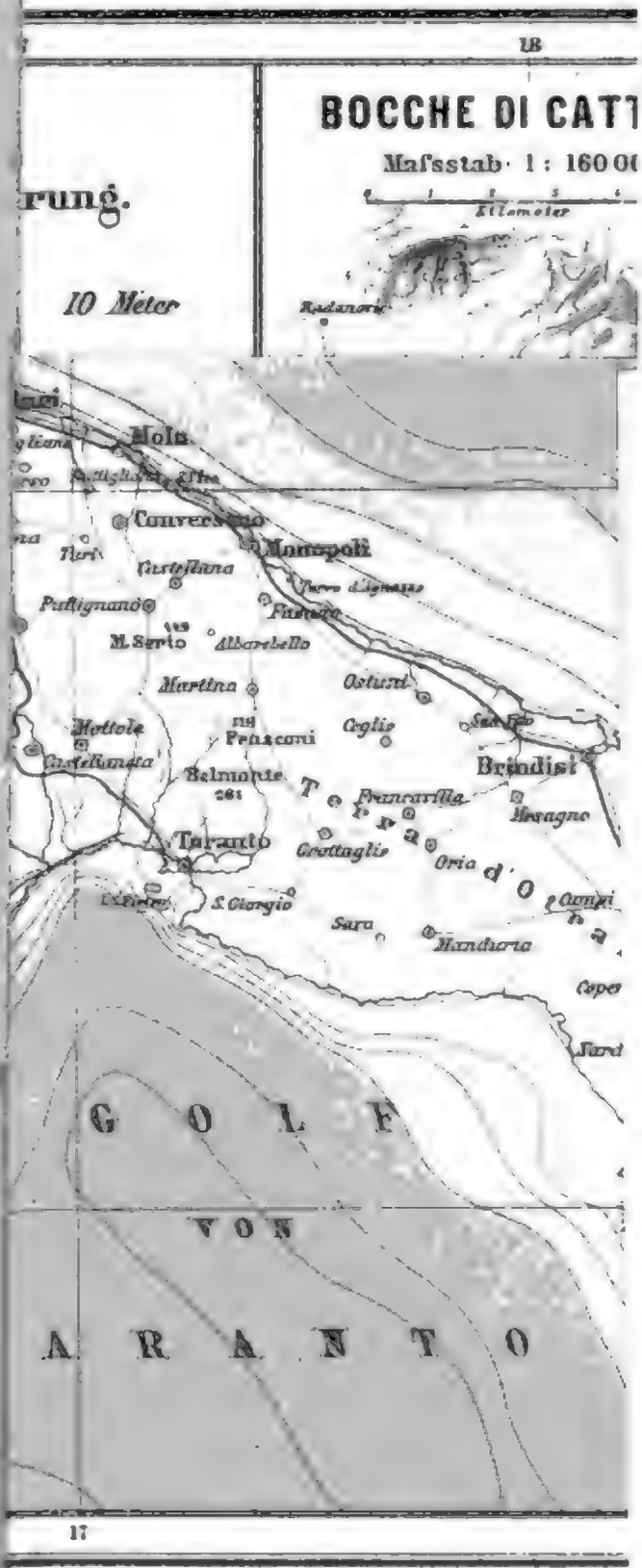
Seite

Siveric 253
Sizzioli, die Salinen von 80
Skordisker, die 263
Skumbi-Fluß, der 387
Slano 321
Slarina, Insel 248, 253
Slaven in Dalmatien, die 239
Sokolli, Großvezier 600
Soranzo, Giovanni, der Doge . . . 579
Sorben (Serben), die 267
Sottomarina, die 649, 655
Spalato . . . . . 269, 273 u. ff. 756
Spartilla (Korfu) 412
Spiridione, Fort 367
Spizza 382
Sponheim-Ortenburg, Markgraf von Istrien 146
Staats-Inquisition, die venetianische 573
Stabilimento tecnico Triestino, das 39, 693
Stagno 319
Stagno piccolo 319
Steno, Michele 582
Steno, Michele, der Doge 591
Stignano 136
Stolivo (Bocche) 358
Stradone in Ragusa, der 329
Straßenordnung zur See 736
Strugnano 751
Sumburg (Istrien) 147, 179
Sutorina, die 364
Sutschurac 259
Susgnewitza 182
Südbahn, die k. k. priv. 663, 728 u. ff.
Südbahnhof in Triest, der neue . . 626
Syvota, Insel 418
Tasso, Torquato in Pesaro 487
Tavoliere di Puglia 438, 442
Tempio Malatestiano 499
Teodo 363
Teramo 454
Termoli 451
Terra di Bari 434
Terra d'Otranto 431, 434
Tersato 203, 462
Tervisio 162
Teuta, die Königin 262, 361
Theodorich der Große 512
Theodorichs Grabmal 520
Tiepolo, Jacopo, der Doge 571
Tiepolo, Lorenzo, der Doge 572
Tiepolo, Palazzo (Venedig) 632
Timavo, der, s. Timavus.
Timavus . . . . . 2, 46 u. ff.
Tintoretto, Domenico 623
Tintoretto, Jacopo . 600, 622, 624, 625
Tizian Vecellio 598

Seite

Topla, Bai von 347, 364
Tordino-Bach, der 454
Torre Boscovich 367
Torre d'Agnazzo 434
Torre, der Fluß 70
Torre di Norino 292
Trabakel (Schiffstype) 683, 690
Tradenigo, Pietro, der Doge . . . 544
Tramontana, die 194
Trani 435, 436, 438
Traste, Bai von 348, 364
Tratte, s. Zugnetze.
Tratturi (Heerdewege in Apulien) . 443
Trau 256
Trebestin-Berg, der 193
Trebitsch 52
Tremiti-Inseln, die 451
Trenta-Thal, das 52
Triest 749
Triest, der Golf von . . . . 747 u. ff.
Triests Handel 659
Triest, der neue Hafen von 18 u. ff., 707 u. ff.
Triest, die Stadt . . . . . 9 u. ff.
Triests Schifffahrt 676
Triplice confine 367
Trogir, s. Trau.
Tschitschenboden, der 150, 155, 167, 184
Tschitschen, die 169
Tybein, s. Duino.
Ubli 359
Uglian, Insel 231
Ulbo, Insel 215
Umago 85
Umbrien . . . . . 489 u. ff.
Umbrische Malerschule, die 493
Urbino . . . . . 489 u. ff.
Uskoken, die 148, 157, 220
Uso, s. Rubicon.
Val d'Esino 472, 474, 476
Valle Giuliana 317
Valle San Pietro (Pola) 152
Valona 387
Vasto 452
Vecchio Acquisto der Venetianer, das 247
Veglia 205, 212, 214, 219, 221
Velebit, der 225, 230, 247
Vendramin, Andrea, der Doge . . . 597
Vendramin-Calergi, Palazzo 640
Venedig . . . . . 529 u. ff., 757
Venedig, Geschichte der Republik 536 u. ff.
Venedigs Handel 671
Venier, Palazzo (Venedig) 635
Verbeniza (Veglia) 219
Vergorac 291
Vermac-Berg, der (Bocche) 357
Vermo 162

	Seite
Vernier, Sebastiano	600
Veruda	139
Via Appia, die	384, 434, 440
Via Egnatia	384
Via Flaminia	459
Vido (Dorf im Narenta-Delta)	291
Vido, Insel bei Korfu	396
Villa Imperiali (Pesaro)	487
Villa Monte	182
Villa Reale (Korfu)	403, 404
Villa Vicentina	54
Villa Vittoria (Pesaro)	488
Villa Zindis	39
Vincentino, Andrea	600, 626
Vissovac, Kloster	252
Vittoria, Alessandro	600, 620
Voighe, s. Hängenetze.	
Vojussa, der Fluß	387
Vollschiffe	688, 689
Volosca	185, 187
Vrana-See auf Cherso, der	214
Vranica	260
Vulkanische Phänomene in Dalmatien	318
Vultur, der erloschene Vulkan	437, 438
Wachsenstein (Istrien)	147, 180
Winde, die im Adriatischen Meere vorherrschenden	768
Wippach, die	51, 61, 70
Wolkenstein (Istrien)	147
Xarid, Tschitschendorf	167
Zagorje, die	259
Zara	231 u. ff.
Zara vecchia	246
Zengg	220
Zeno, Carlo	586
Ziani, Pietro, der Doge	571
Ziani, Sebastiano, der Doge	549
Zugnetze	704
Zukovac	315
Zanica, Scoglio della Madonna de	348
Zupa, die	364, 367


BOCCHE DI CATT
Mafsstab 1 : 160 0(
Kilometer
rung.
10 Meter
Rodanovo
Holm
Conversano
Monopoli
Rari
Castellana
Putignano
Fasano
M. Serio
Alberobello
Martina
Ostuni
Mottola
Penaconi
Ceglie
Castellaneta
Brindisi
Belmonte
Francavilla
Mesagne
Taranto
Grottaglie
Oria
d'O
S. Giorgio
Sava
Manduria
Capo
Golf
von
Tarant

(49.)

K

Digitized by Google

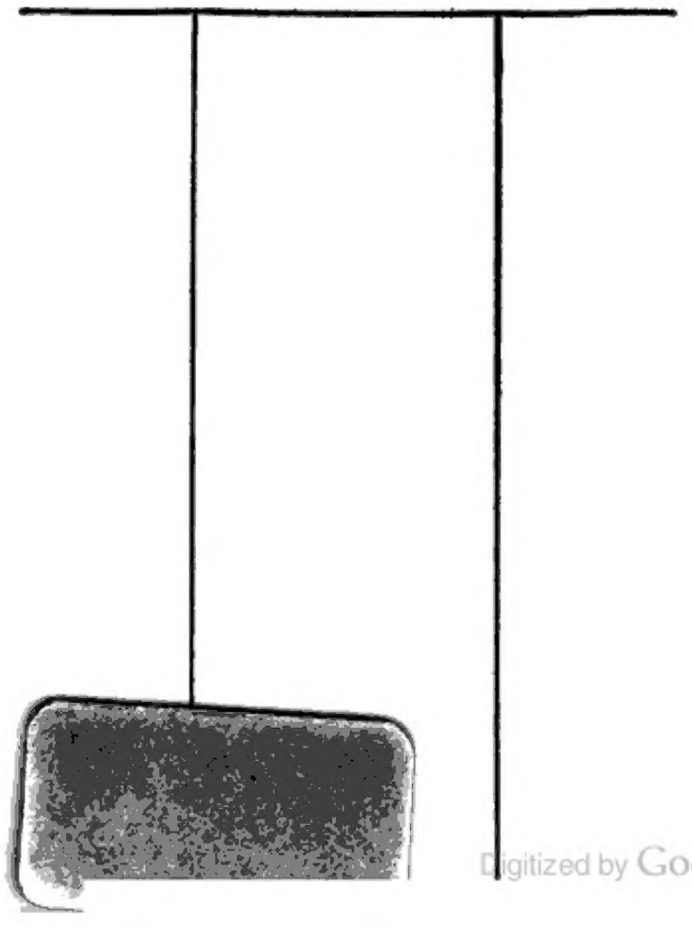
Digitized by Google

D 971 .S3
Die Adria.
Stanford University Libraries
3 6105 041 361 135

D
971
S3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



Digitized by Google